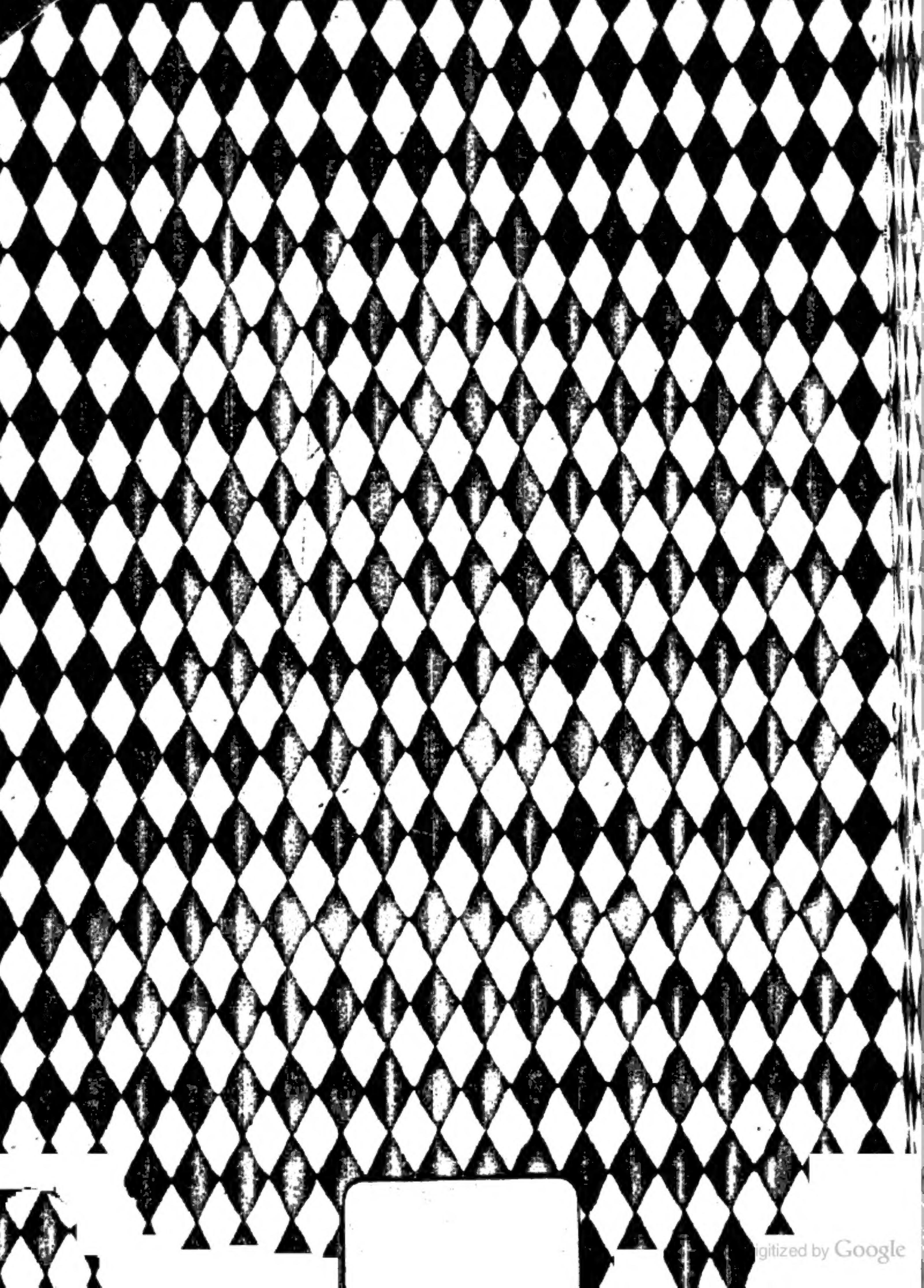
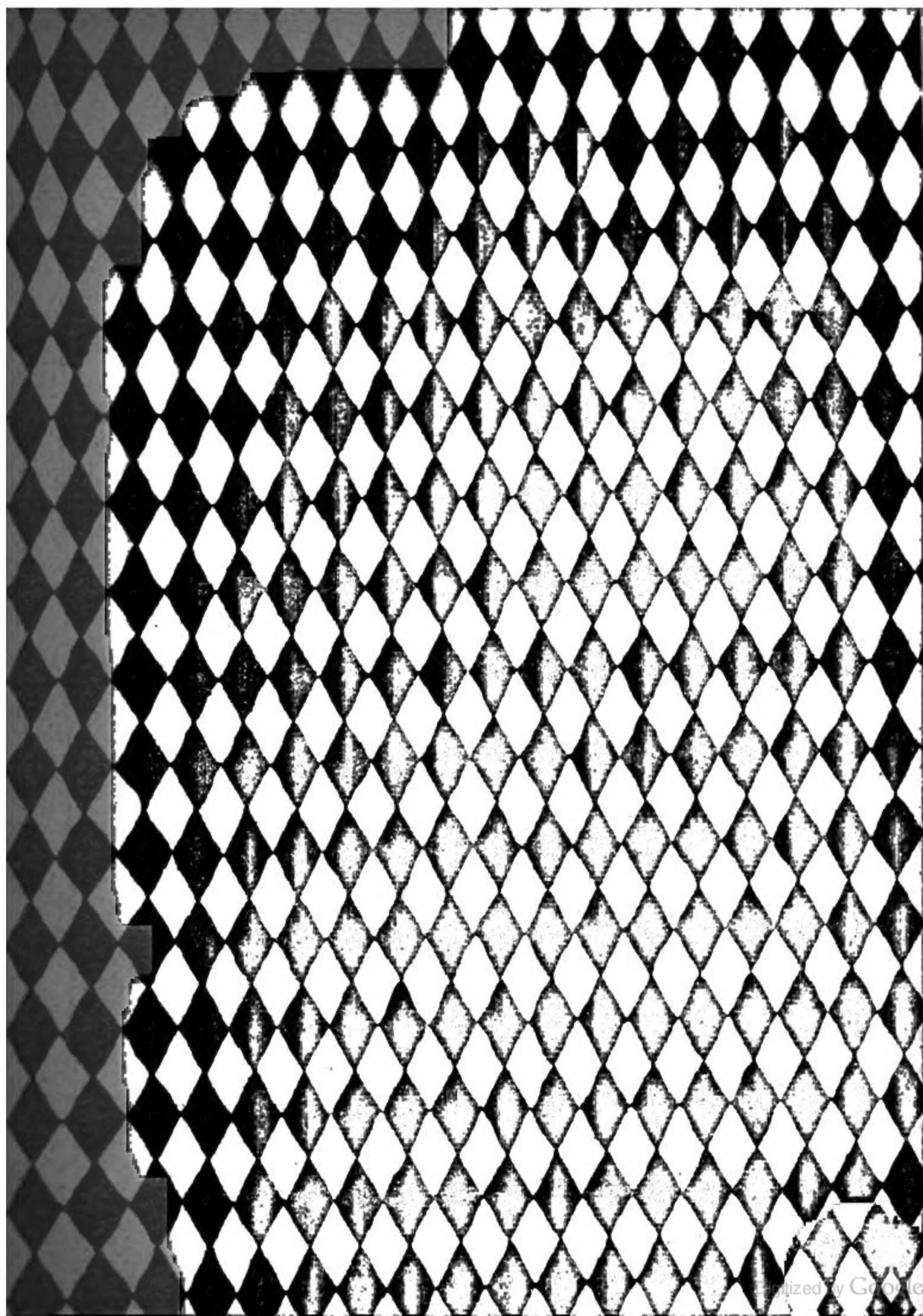
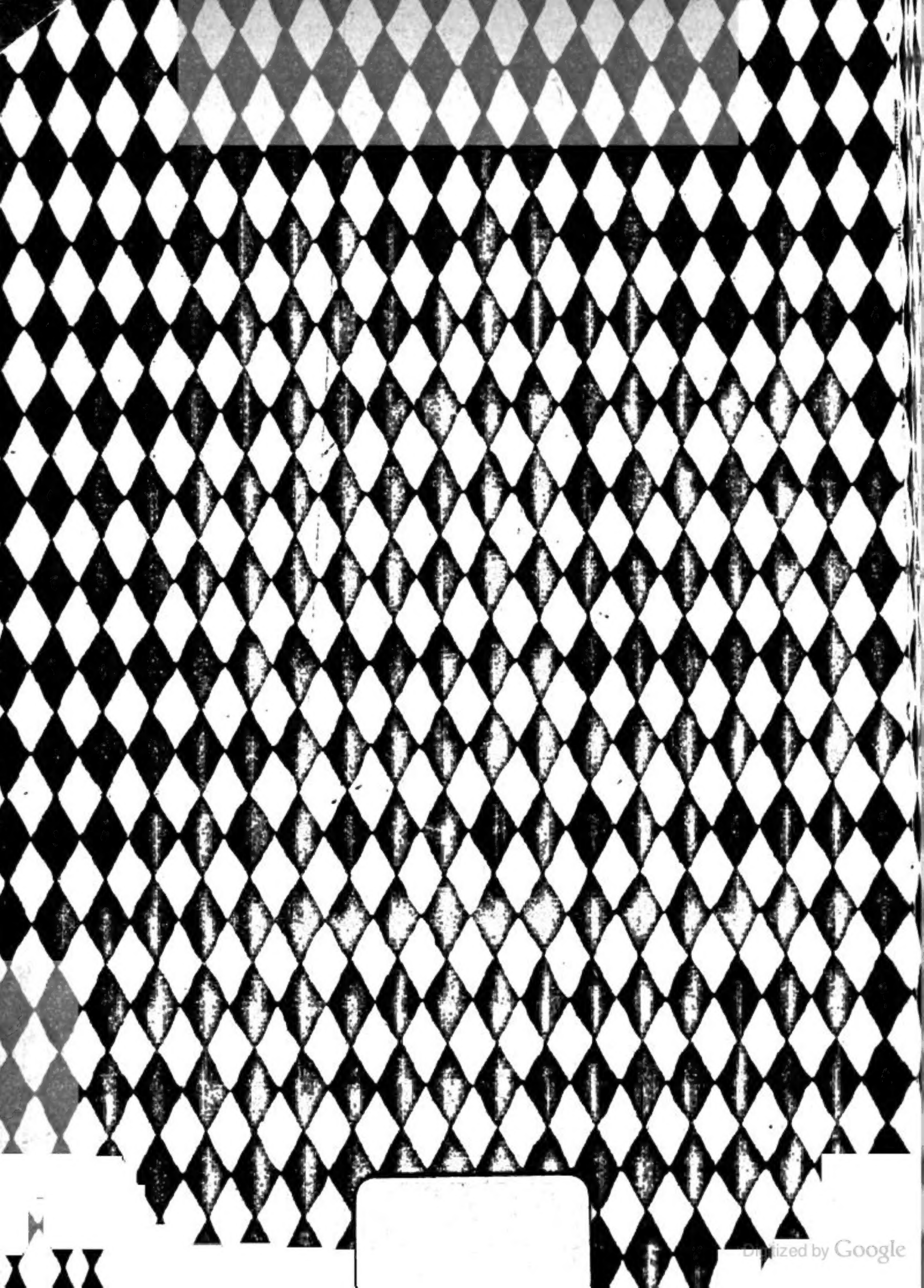
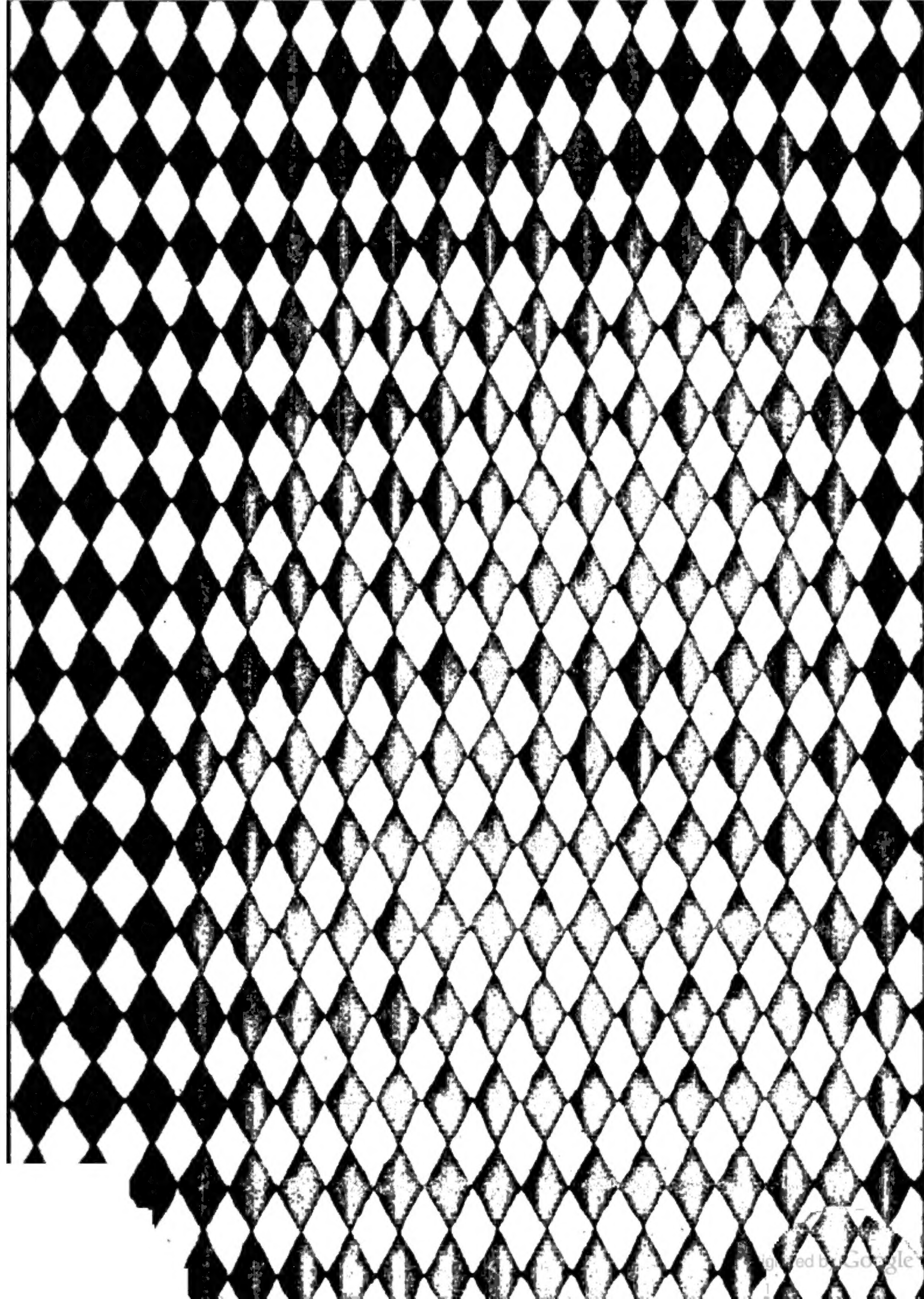
Bayernbuch

Ludwig Thoma









Von diesem Buch
wurden hundert numerierte Exemplare
auf holländisches Bütten abgezogen und
von E. A. Enders in Leipzig, Abteilung Handbinderei,
in Schweinsleder gebunden.
Diese Ausgabe kostet
50 Mark.

Bayernbuch

Hundert bayrische Autoren eines Jahrtausends

Herausgegeben von

Ludwig Thoma und Georg Queri



Albert Langen, München

Vorwort

Die kulturelle bayrische Gesamtarbeit kann mehr Licht vertragen. Man muß auch den Staub wegblasen, den die Jahrhunderte angehäuft haben.

Mit einiger frohen Protzerei könnte man lange, breite Register ausheben, in denen sonderbar viel Namen mit sonderbar vielseitiger Leistung ein ganz anderes geistiges Bayern dokumentieren, als es sich in manchem Schädel von heute und von da und dort malt.

Unser Buch will das literarische Bayern beleuchten — wir begnügten uns, hundert und etliche Namen herauszugreifen, nicht nach einem literaturhistorischen Schema, sondern nach Impulsen und nach Liebhaberei, und wir haben uns erlaubt, einige nach privatem Geschmack zu betonen.

Wir hätten die Liste der Landsleute länger und diesen Bayernband dicker machen können; von bayrischen Minnesängern, deren wir ja eine prunkvolle Anzahl haben, hätten noch einige mehr auftreten können, ein paar Dutzend interessanter Spruchschreiber der Religions- und Sittenperioden des 16. Jahrhunderts hätten sich — frisch abgestaubt — noch sehen lassen können, die Abenteurerzähler des 17. Jahrhunderts hätte man im

schönsten Schreibkrampf vorführen können, und vom 18. Jahrhundert bis heute könnte noch ein Heer von Mitläufern mitschwätzen, — aber so bös war's nicht gemeint.

Wir wollten so ungefähr durch das Dick und Dünn der bayrischen Literatur führen und viel Gutes und einiges bezeichnende Mittelmäßige aufwirten.

Wir wollten nicht absolut wiederentdecken, und wir wollten auch nicht absolut das literarisch Stigmatisierte wiederkäuen. Einfach eine bunte Reihe Autoren in allen Formen und Zeiteinflüssen über bunte Themata verhandeln lassen, nicht in chronologischer Reihenfolge mit dem Vortritt der ältesten Herren, sondern in aller Willkür, in der sie nur das Alphabet aneinanderreihen kann.

Ludwig Thoma Georg Queri

München, im Oktober 1913

Bayernbuch

Engelhart von Adelnburg

Liebe um Himmel und Hölle



wer mit triuwen umbe ein wîp
wirbet, als noch maneger tuot,
waz schadet der sêle ein werder lîp?
ich swüere wol, ez waere guot.
ist aber ez ze himele zorn,
sô koment die boesen alle dar
und sint die biderben gar verlorn.

Altbayrischer Anonymus
vom Ende des 17. Jahrhunderts

Szene aus dem Lustspiel
Der Prinz von Arkadien

Personen: Dorfschulmeister, Wirt, Müller, Schmid, Fischer, Schneider, Zimmermann, Bauerndirne, Amtsbote, Scherge, Führer, Bauern und ihre Mägde. Ein mächtiges Donnerwetter. Nach einem schweren Donnerschlag sagt der



Schmid: auweh, auweh! Der Stroach is net laar abganga!

Fischer: freili: er hat grad nebn meiner Fischtruchn eingschlagn.

Müller: ah — dees schadt nix, es is nur a Wasserstroach gwesn,mei liaber Naßhuaber.

Fischer: gel, du Narr, wann's dir aber dei Mühlradl derschlagn hätt, waar dees aa nur a Wasserstroach gwesn??

Schmid: nononono, zürn dih nur net, Nachber Naßhuaber, zürn dih nur net!

Fischer: jaja — es is scho recht; aber was braucht mih denn der Pfistermoar viel z'foppn, wann mir vielleicht der Dunner d' Fisch allsamm z' Tod geschlagn hat!

Wirt (kommt bei diesen Worten und schreit eilfertig): Was? Eingschlagn hat's? Auf! Auf! Es hat eingschlagn! Es hat eingschlagn! (Er läuft in das Haus hinein.)

Schmid: nix, nix! Versteh doch recht: es is net so . . .

Schneider: ei, Meister Martin, was is los?

Schmid: ah, nixn, du oafaltiger — —

(Man hört Sturm läuten.)

Müller: losts — meinoad! — es läut scho Sturm!

Fischer: dee wern doch d' Narrn net so groß sei, daß s' wegn meiner altn Fischtruchn Sturm läutn?!

Der Matzpichlerbauer (ruft aus seinem Haus heraus): Zsamma, Nachbern, zsamma! An Kini sei Prinz-essin is in mein Haus!

Zimmermann: Was? Brinnt's in dein' Haus?! Auf, auf! Es brinnt! Es brinnt, meine Leut!

Schneider: es brinnt! Es brinnt beim Lixl Matzpichler!

Matzpichler: na, na! Narrische Leut: a Prinz . . .

Wirt (läuft heraus): Wasser! Wasser! Wasser her!

Alle (laufen hinein und schreien): auf, auf! Zum Feuer! Auf!

Matzpichler (allein): o jeh, o jeh! San dees narrische Leut! Moana die Narrn, weil ih Sturm läutn laß wegn der Prinzessin, es muaß in mein Haus brinna! Und neamd laßt oan ausredn, daß ma's erklärn kunnt!

Schulmeister (springt mit einer Spritze daher): ubi ardet? Ubi incendium? Ubi ignis? Das wird sich weisen — schlappramént! — das wird sich weisen.

Matzpichler: dees werd sich weisn, daß ös a lateinischer Lapp seids; aber net, daß 's brinna tuat. Dees werd sich weisn, verstehts, Schulmoaster?

Schulmeister: wieso, mein lieber grober Socius, was wird sich weisen? Nonne ardet? Oder zu Deutsch: brennet es dann nicht?

Matzpichler: na, beim Dunnerwetter, laßts oan doch dengerst amal ausredn: d' Prinzessin vom Kini is bei mir im Haus, und deswegn hab ih Sturm läutn lassn, daß unser ganze Gmoa zsammkimmt und der Prinzessin a Ehr antuat. Jetz moana dee oafaltign Leut, es brinnt!

Schulmeister: ecce, ecce! Das wird sich weisen: die guten Leut nehmen quid pro quo inter brinnt et Syllabum Prinz — — essin! Das ist aber doch wirklich gut — das wird sich weisen.

Scherg (kommt mit andern Bauern mit Löschgeräten): 's Haus einreißen, 's Haus einreißen, daß 's Feuer net weiterbrinnt!

Amtsbote: auf, Menscher, Wasser tragn! Dee groß Feuerspritzn her!

Matzpichler: was! Mei Haus eireißn? Halts a bißl . . .

Schulmeister: lente lente! Es ist ganz und gar nicht nötig. Eiei, das wird sich weisen, das wird sich weisen!

Zimmermann (läuft daher und rennt alles mit einer großen Leiter über den Haufen): zua, nur zua! Burschn greifts an!

Matzpichler: o du Holzbock!

Wirt: o du Kegl!

Fischer: o du Flegl!

Müller: du Schlegl!

Schmid: du Tölpl!

Schneider: du Knopf!

Führer: du grober Narr!

Amtsbote: du ungschickter Tölpl!

Schulmeister: du nebulo in folio! Das wird sich weisen!

Scherg: was schelts denn, ös narratn Mannsbilder: wißts denn net, daß unser Zimmermo der gröbst is vom ganzn Dorf?

Schulmeister: no, no, no, quaeso cito. Eieiei, still, das wird sich weisen.

Wirt: hörts auf mit enkerm Gschwätz — tean ma löschn, daß 's Feur net weitergreift!

Schulmeister: ei, still doch, das wird sich weisen!

Schneider: ja, mei gscheidter Narr, wann sichs weist, dann kemma ma mit 'm Löschn z' spat — auf, d' Tür eigsprengt!

Schulmeister: eiei . . .

Schmid: eigrissn — —

Matzpichler: halt, langsam . . .

Führer: laßts gleich in d' Schmalzkammer . . .

Schulmeister: sachte, sachte . . .

Fischer: spritzts' in Kamin nauf . . .

Müller: stehlts fei koan Woazn net . . .

Schulmeister: Eieiei, wie gewissenhaft ist heut doch der Müller! Das wird sich weisen — — aber stille, stille . . .

Amtsbote: ds Teuflsweibsbilder, tragts Wasser zua! Es is a Schand und a Spott, wia wenig d'Leut in unsern Dorf dem Nächsten helfa!

Matzpichler: wenn enk nur der Kreuzteufielementtürkn . . .

Scherg: holla, holla, was muaß ih hörn? Wer will Gewalt brauchn?

Schulmeister: ei, gemach, das wird sich weisen . . .

Zimmermann: rennts doch amal d' Tür ei . . .

Matzpichler: ih kunnt mih z'reißn vor Zorn . . .

Schulmeister: apage! Still . . gemach — — haltet . . . der Donner . . . das wird sich weisen . . .

Wirt: sapndi, sapndi, was wird sich weisn?

Matzpichler: Narr, dickkopfeter, daß 's net brinnt wird sich weisn! Daß 's net brinnt!

Amtsbote: warum hat ma denn nacha Sturm glittn?

Scherg: wer hat denn gschrian, daß 's brinnt, als wia du?!

Schulmeister: endlich werde ich mich ergrimmen und cum ferula et virga zuaschlagn, das wird sich weisen — haltet doch das Maul einmal, verfluchte Strohköpf! Vos Asini, et asinissimi! Lasset mich doch den casum explizieren! Derselbe ist also: das wird sich weisen . . .

Schneider: wia denn??

Matzpichler: halt's Maul, du werst es scho hörn!

Schulmeister: siehe einer den unnützen Schneider an! Hehe! Das wird sich weisen!

Schneider: ja, hehe und hihi — ih mag dees lange Geschwatz net, fein gschwind will ih mei Sach ham, nett, fix und fertig, fein gschwind, fein gschwind!

Matzpichler: ih bitt dich aber gar schön im Guatn, gne- gne- gne- gnediger Herr Goaßbock, willst staad sei oder net?

Schneider: wohlan, ich schweige — was es dann sei. Fein gschwind . .

Schulmeister: ich stehe ja schon eine Stund allhier, ohne euch sagen zu können — das wird sich weisen . . .

Schneider: ja, was denn?!

Schulmeister: daß es niemals gebrunnen, das wird sich weisen.

Schneider: was dann? Was dann?

Schulmeister: ach, ach! Gaudet patientia duris, sondern man hat Sturm gelitten, um die Gemein zu versammeln — das wird sich weisen...

Schneider: warum??

Schulmeister: weilen ...

Schneider: was??

Schulmeister: die ...

Schneider: wer??

Matzpichler (schlägt auf den Schneider ein): der, der, der — — du verstunkner dunnerschlächtiger Goasbock! Es muaß ja oana sei Geduld verliern auf die Läng! Es konn sich ja oana nimmer haltn!

Scherg: nur Fried, nur Fried! Laßts zum Teufl an Schulmoaster amal ausredn!

Schulmeister: wohl, daß Ihr ein asinum asinorum seid, das wird sich weisen. Und daß ich alle Patienz verliere, das wird sich abermals weisen und daß hier das Wetter eingeschlagen hat, das wird sich nicht weisen, sondern daß sich die königliche Prinzessin Eurenisse in unserm Dorf befindet, das wisset Ihr nicht, das wird sich weisen. Nun rede, Gaißbock!

Schneider: wie? Unsres Königs? Seine Tochter?

Schulmeister: respektive seine Tochter — das wird sich weisen.

Amtsbote: in unserm Dorf, Herr Schulmoaster?

Schulmeister: still, still, Silentium, bis ich völlig ausgeredet habe — das wird sich weisen — weilen aber bei ihrer Ankunft von höchstnötig erachtet wird — das wird sich weisen — daß selbe von mir als primario ABCdario und Gelehrtisten dieses Dorfes im Namen euer aller mit einer zierlichen extemporierten Gratulation — das wird sich weisen — complimentieret und darbei in unsern Schrottenhausener Kirchtag eingeladen werde ...

Gevatter Tod



Ein armer Mann hatte schon zwölf Kinder, und als ihm nun das dreizehnte geboren wurde, wußte er sich nicht mehr zu helfen und lief in seiner Not hinaus in den Wald. Da begegnete ihm der liebe Gott und sagte: Ich will der Götti deines Kindes werden, und ich will einen Doktor der heiligen Schrift aus ihm machen, und er soll ein Heilger werden im Himmel.

Der Mann antwortete: Ich will dich nicht zum Götten meines Kindes: denn so müßte er ein Märtyrer und Kreuzträger sein auf Erden, sein Leben lang.

Bald darauf begegnete ihm der Teufel und sprach: Ich will dein Gevatter sein; und ich will dein Kind zum Doktor der Rechte machen, und er soll Geld und Gut haben und alles Vergnügen auf der Welt.

Der Mann versetzte: Ich will dich nicht zum Gevattermann; denn so würde mein Kind durch Unrecht ins Verderben kommen in alle Ewigkeit.

Zuletzt begegnete ihm der Tod, der zu ihm sprach: Ich will der Totti deines Kindes sein, und ich will einen Doktor der Arznei aus ihm machen, und er soll reich werden an Ehren und Würden.

Der Mann sagte: Du bist mir der rechte Gevatter, wie ich ihn wünsche; denn du machst keinen Unterschied zwischen den Menschen, und wie wir uns hier betten, so liegen wir dort, ohne dein Zutun.

— Zur festgesetzten Stunde kam auch der Tod, und hielt das Kind über die Taufe. Nachdem es groß geworden, kam er einmal wieder, und führte seinen Paten in den Wald und sprach zu ihm: Jetzt will ich dich zum Doktor machen. Nun ist zwar für den Tod kein Kräutlein gewachsen, und du magst's damit halten, wie du willst. Aber dieses Zeichen geb' ich dir, und wenn du es recht gebrauchest, so wirst du zu großen Ehren und Würden gelangen, wie ich deinem Vater versprochen. Drum merke: Wenn ein Mensch, der am Sterben liegt, durch den Priester die Ölung empfängt, da bin ich auch dabei; siehst du mich nun zu den Häupten des Kranken stehen, so wird er genesen; siehst du mich aber zu den Füßen desselben stehen, so wird er sterben. So kannst du denn allzeit zum voraus sagen, ob er wieder gesund werde oder sterben müsse. Und so wird es denn nicht fehlen, daß du in den bedenklichsten

Fällen zu Rate gezogen, und um deiner Wissenschaft willen mit großen Ehren und reichlichen Geschenken wirst überhäuft werden.

Das hat denn auch der Doktor getan, wie ihm der Tod geraten; und es ist so geschehen, wie ihm sein Tott gesagt hat. Sein Ruf ging weit hinaus in die Länder; und was reich und vornehm war, ließ ihn holen, und er gewann an Gütern, Ehren und Würden so viel, daß er's kaum zu rechnen und zu schätzen wußte.

Endlich aber, als er zu hohen Jahren gekommen, verfiel auch er in Krankheit.

Da, wie ihm nun der Priester das Sakrament erteilte, schaute er sich um, und er sah, daß ihm der Tod zu den Häupten stand. Also prophezeite er den Umstehenden, daß er an der Krankheit nicht sterben werde, worüber sich alle verwunderten.

Nach einem Jahre aber wurde er wiederum schwer krank, und in derselben Zeit sah er, zu seinem Schrecken, den Tod zu seinen Füßen stehen. Er faßte sich aber sogleich und raffte seine letzten Kräfte zusammen und legte sich verkehrt, so daß der Tod ihm nun an seinem Haupte zu stehen kam; und er wurde wiederum gesund.

Nach Verlauf eines Jahres befiel ihn dieselbe Krankheit, und er lag sterbensmatt im Bette. Während nun der Priester die Gebete las und der Kranke die Sterbkerze in der Hand hielt, da wollte immer noch kein Tod erscheinen; aber plötzlich strich ein kalter Luftzug durch das Zimmer und löschte die Kerze aus, und in demselben Augenblicke war auch der Kranke tot.

As Pfaffaschnitzl


a Hansei fahrt mit'n Hias in d' Stodt,
auf d' Schranna eine müassn s' grod,
und wia s' do eana Gschäft habn gricht,
aft sollt ma, wia's aa gwöhnli gschicht,
im Wirtshaus drinna wos vazehrn;
des freut die Wirt, des habn s' fein gern.
Da Hansei is koa sölla Stock
und führt an Hiasei zum Blaun Bock,
und weil sie's holt schon sakrisch dürscht,
drum trinken s' holt und essen Würscht.
A Masse Leut, die essen drinn,
grod nöti hot's die Kellnerin:
„Oanmol an Bratn, a Supp mit Ei,
zwoa Tellafleisch — i bring's iatz glei!"
„„A achtl Gans, Sie, bringas mir!""
„„Mir aa oans und a holbe Bier!""
Die Kellnerin, die lafft und rennt,
bold sicht ma s' drentn, bold herent,
und d' Kuchl, woaßt, die muaß ma lobn!
As Gutzerl wird iatz aufigschobn
und Tella kema rein vollauf,
do san die Sachn allzam drauf.
Die Kellnerin vateilt die Woor
und nennt dazua die Nama gor:
„a achtel Gans!" — Jatz schreit der: „hier!
As Pfaffaschnitzl, Sie, gebn S' mir!"
„As Pfaffaschnitzl von da Gans,"
so fragt da Hias, „wos is des, Hans?"
Da Hiasei, woaßt, a junga Lapp,
und mit'n Vastand steht's a nu knapp,
do woaßt na schon wia's diamoln geht,
der kennt holt sölli Sachen net.
Da Hans, der woaß die Gschichtn schon
und fangt aa glei's vazähln on:
„ja woaßt," sagt a, „die geistlen Herrn,

die habn die besten Bröckerln gern,
und wos s' am allmeistn glust,
des is holt von da Gans die Brust;
vom Ochsn, woaßt, do is 's Filee,
da Ziema is 's von Hoos und Reh,
und alls, wos holt des Beste is
und's Schönste, des ghört eana gwiß;
des hoaßt: sie hättn's holt recht gern —
jaja, so san die geistlen Herrn!"
„„Aha!" sagt iatz da Hias, „schau, schau!
Ja, wohr is's, siegst, die Herrn san schlau —
du Hans: as Müllamiadei drunt,
de is so kerni, frisch und gsund —
da Pfarra möcht's als Köchin fein —
werd wohl a Pfaffaschnitzl sein!""

Aventinus
(Johannes Turmair)

Das baierisch Volk



Das baierisch volk (gemeinlich davon zu reden) ist geistlich schlecht und gerecht, get, läuft gern kirchferten, hat auch vil kirchfart; legt sich mer auf den ackerpau und das viech dan auf die krieg, denen es nit vast nachläuft; pleibt gern dahaim, raist nit vast auß in frembde land; trinkt ser, macht vil kinder; ist etwas unfreuntlicher und ainig müetiger als die nit vil auß kommen, gern anhaims eralten, wenig hantierung treiben, fremde lender und gegent heimsuechen; achten nit der kaufmannschaft, kumen auch die kaufleut nit vast zu inen.

Und im ganzen Baierland sein dreierlai ständ, die da zu eren und verwaltung land und leut gepraucht werden.

Der gemain man, so auf dem gä und land sitzt, gibt sich auf den ackerpau und das viech, ligt demselbigen allein ob, darf sich nichts on geschaft der öbrikait understen, wird auch in kainen rat genommen oder landschaft ervodert, doch ist er sunst frei, mag auch frei ledig aigen guet haben, dient sainem herren, der sunst kain Gewalt über in hat, jerliche güld zins und scharwerk, tuet sonst was er wil, sitzt tag und nacht bei dem wein, schreit singt tanzt kart spilt; mag wer tragen, schweinspieß und lange messer. Große und überflüßige hochzeit, totenmal, und kirchtag haben ist erlich und unsträflich, raicht kainem zu nachteil, kumpt kainem zu übel. In niedern Baiern, so sich des rechtpuechs nit braucht, sitzen sie auch an der landschrannen und müessen urtail schepfen, auch über das pluet richten.

Die von den stenden sein prelaten, adl, purger.

Prelaten haben große mechtige, reiche gotsheuser, solten tag und nacht zu bestimter zeit des gotsdinst mitsambt iren geistlichen Brüdern außwarten, got und sein heiligen loben, danken und für die fürsten (so solche clöster, pfrüend und stiften gestift haben) pitten. Man wil sprechen, si sein reicher und vermügen mer dan die andern zwen stend, man gibt in mer gelts und guets dan den andern zwaien stenden mitsambt den fürsten und helts für mechtiger.

Der adl wont auf dem land außerhalb der stet, vertreibt sein zeit mit hetzen paissen jagen, reiten nit zu hof dan wer dienst und sold hat.

Die burger regieren ir stet und märkt selbs, sein handwerchsleut

wird paurn, etlich kramer, fragner, oder fürkeufl, die armen tagwerker und taglöner. Ganz wenig haben ain auskommen oder aufheben und werden die von dem Geschlecht genannt. Es sein auch wenig kaufleut, die großen handel füeren.

Die fürsten haben vollen gewalt von allen andern dingen, so land und leut antrift, zu handeln, und alle treffenlich sachen werden dergleichen zu hof vor den fürsten außgericht, es sei dan sach, das man kriegen müeß oder steuer und dergleichen anlegen sol oder zwitracht und uneinigkeit zwischen den herrn erwachsen und erstanden ist.

Wo dergleichen groß seltsam ungewöhnlich sachen fürfallen, werden die stend alle drei an ein bestimbt ort auf ain außgeschribnen tag in ein landschaft zam gevodert, ein ietlicher von den prelaten und dem adl erscheint für sich selbst, die burger und stet schicken einen oder zwen auß inen; alda wird ein ausschuß gemacht und erwelt, der macht und gewalt hat zu handeln.

So vil sei nun, als die notturft und brauch der warhaftigen rechtschaffen geschicht eraischen, gesagt von der landschaft, sitten, breuchen der Baiern.

Ein Faßnachtspiel von Fritz Dölla mit Seiner Gewünschten Geigen, mit zehen Personen

Clauß Rölla, der Baur, geht ein vnd sagt:



ch hab ein leiden guten Knecht,
Der ist einfeltig, frum und schlecht;
Der arbeit hart, als wie ein vich
In allem, daß im schaffe ich,
Es gebür jm odr steh jm an.
So fordert er auch keinen lohn.
Ins dritt Jar ist er schon bey mir,
Hat nie versuch Wein oder Bier,
Ist auch in kein Wirtshauß kommen,
Seins Lohns kein Pfennig nie eingnommen.
Ja, ich glaub auch gentzlich dabey,
Daß der Fantast nicht so gscheid sey,
Das er ein lohn von mir beger.
Schau, dort kommt gleich von fern auch her
Mein Nachbaur der Henssa Zölla.

Henssa Zölla geht ein vnd sagt:

Ein guten tag, Nachbaur Clauß Rölla!
Ich het ein große bitt an dich,
Wenn du anderst wilt gewehrn mich.
Mein Seüstal ist mir gfallen ein,
Hat mir gewiß erschlagen die Schwein.
Den wolt ich gern wider raumen.
Drumb hab ich mich nicht zu saumen,
Ob ich mein Seu theils davon brecht.
Darzu soll mir helffen dein Knecht,
Der ist fein starck und arbeit gern;
Vnd wenn schon theils Schwein gestorben wern,
Hülff er mir 's auf den anger tragen.

Clauß Rölla sagt:

Hat dir der Stall die Schwein erschlagen,
So dügen sie noch wol zu essen;

Vnd wolst sein also vermessen,
Sie werffen naus auff den anger,
Glaub, du gehst mit dem Narrn schwanger.
Wiltus nit fressn, so gib sie mir!
Mein Knecht, den wil ich leihen dir.
Der thut als gern, was er nur kan.

Henssa Zölla sagt:

Mein Rölla, was gibst jm zu lohn?
Er wer zwar auch gut in mein Hauß.

Clauß Rölla sagt:

Es geht dich gar nit an durchauß
Vnd ist auch nit gelegen dran,
Wenn du schon gar nichts weist davon;
Denn wer will wissen allen dreck,
Weist man mit blosen Worten weck.
Wiltu nun erreten dein Seu,
So hastu zeit, bey meiner treu!
Drumb geh deins wegs nur eilend fort!
Meinen Fritz Dölla findst du dort.

Henssa Zölla geht ab.

Clauß Rölla sagt:

Ich hab jm zwar nicht recht gethan,
Daß ich jm mein Knecht gliehen han,
Er dörfft mir denn wol spannen ab.
Kein pfennig lohns ich jm noch gab
Vnd er war dennoch wol zu frid,
Kein arbeit mir versaget nit.
Was ich jm hieß, richt er mir auß
Vnd er ist gar schlecht, frumb vberauß.
Ich muß gehn sehen zu den sachn,
Er möcht mir jn abspenstig machn.

Er geht ab.

Kummt Henssa Zölla mit Fritz Dölla vnd sagt:

Fritz Dölla, es ist noch wol graden,
Daß die Seu habn gnommen kein schaden.
Wir haben sie rauß bracht gar fein.
Sag mir, was Dir der Herre dein
Gibt ein Jar, dast jm dienest du!

Fritz Dölla sagt:

Essn vnd Trinckn vnd Kleider darzu,
Wiewohl dieselbn seind zimblich schlecht.

Hanß Zölla sagt:

Hör! wenn du wern wolst jetzt mein knecht,
So wolt ich dich selbst nemen an,
Dir gebn ein Jahr drey Gultn zu lohn.
Davon kanstu dich besser kleiden
Vnd zur zech gehn mit schönen Maiden
Vnd jnen kauffn Kirchwey darzu.

Fritz Dölla sagt:

O nein; dasselb ich gar nit thu.
Was soll ich mit den Maiden thon?
Wenn ich zu essn vnd trincken han
Vnd mich nur ein wenig bedeckn,
So kan mich solches gar wol kleckn.
Ich mag nicht zechen, fressn, noch sauffn,
Nicht tantzen vnd auff kirchwey lauffn.
Den Maiden ich gar weng nach frag,
Auch auff der Welt kein andre mag,
Als vnsers Kirchners lange künnen.

Hanß Zölla sagt:

Ja du wirst Weibs genug an jr finnen,
Vnd laß dir's nur kein schertz nicht sein!
Seh da! hab für den beystand dein
Drey Pfenning zu verehrung dir!
Darumb kauff dir ein seidlein Bier!

Hanß Zölla gibt jm das Gelt, geht wider ab.

Fritz Dölla zehlt das gelt, sichts offt an vnd sagt:

Ich glaub dennoch fürwar vnd frey,
Das gelt die beste wahr hie sey,
Die man kan finden auff der Welt.
In drey jaren het ich kein gelt,
Dann ichs nicht mehr geacht forthin.
Itzt ich wieder reich worden bin,
Hab drey Pfennig, die bringen mir
Fürwar große anfechtung schir,
Dann ich weiß sie nicht zu bewahrn;

Förcht, es möcht mir was widerfahrn
Zu dem Gelt, das ich darumm köm.
Fürwar das leben ich mir nemm.
Nun ich auch nicht außrechnen kan,
Wie ich sie wol sol legen an.

Spiritus, der Geist, geht ein in einem nacketen kleid, dem brind Feur auff dem Kopff.

Fritz Dölla erschrickt, macht das Creutz vnd sagt kleglich:
Ey, Herr Gott, bhüt! wer kummt alda?

Spiritus ergreift ihn vnd sagt:
Ey wart ein weng! lauff nicht also!
Ich hab was zu reden mit Dir.

Fritz Dölla zert sich hart vnd sagt:
Du wolst mein Pfennig nehmen mir.
O nein, mein gsell! zeih hin dein wegk!
Er stelt sich, als wöll er laufen.

Spiritus sagt:
Ey verzeih doch! sey frisch und keck!
Ich will dir gar kein Leid nicht than.

Fritz Dölla sagt:
Deins gleich ich nie gesehen han,
Dieweil dir dein Kopff also brind.
Ich förcht, daß ich werd angezünd!
Drumb ich nicht bey Dir bleiben mag.

Spiritus sagt:
Ey hör vnd mir bald antwort sag!
Hastu gelt, so weiß mir balt das!

Fritz Dölla sagt:
Mein gelt ich dich nicht sehen laß;
Fürcht, es wird mir von dir genommen.
Hab mich vorhin lang kümert drummen,
Wie ich mein gelt wol möcht erlegn.

Spiritus sagt:
Gib mirs! so will ich dir dagegn

Erlauben, dastu wünschen solst,
Vnd was du für ein Pfennig wolst,
Deß alles will ich dich gewehrn.

Fritz Dölla sagt:

Ich mag dir aber nicht trauen gern.
Ich förcht, du brechst mich vmb mein gut.

Spiritus sagt:

Mein Dölla, sey doch wol gemuth!
Gib mir erstlich ein Pfennig her!
Vnd wenn ich dich nicht balt gewer,
Dir geben thu, wastu wilt han,
Gehe mit den anderen zweyen davon,
Vnd schmeh mich, wie du selber wilt!

Der Dölla hebt sein Händ auff und sagt:

Dieweil es dann mein gelt mir gilt
Vnd ich muß dir das geben vor,
So wünsch ich mir ein vogelrohr,
Darauß ich schießen kann so gwiß,
Vnd das ich alles treffen müß,
Warnach ich nur gedenck vnd ziel.

Spiritus greifft nach dem Rohr, gibts jme vnd sagt:

Du hast nit gewünschet vil.
Du magst wohl sein ein rechter thor,
Daß du dir nichts wünscht, als das rohr.
Hest wohl darfür reichthumb gnummen,
Darvon hest können vberkummen
Alles, was dein Hertz het begert.

Fritz Dölla sagt:

Weil jr mich deß wunschs habt gewert,
So bin ich mit zufriden schon.
Noch ein Pfenig ich lege an
Vnd wünsch mir ein fiedel darfür,
Daß alle, die zuhören mir,
Tantzen, so lang vnd weil ich geig.

Spiritus greifft nach der Geigen, gibts jm vnd sagt:

Der wunsch ist dem vorigen gleich.
Nun hast nur einen Pfennig noch.

Ich bitt dich selbst: bedenck dich doch
Vnd leg den letzten besser an,
Als du hast mit den zweyen than!
Dann was du heut nicht wünschen thust,
Du all dein Tag gerathen must,
So lang du lebst allhie auff Ern.

Fritz Dölla sagt:
Gott geb, daß all meinem begern
All Menschen müssen ein gnug than,
So offt ich sie thu reden an,
Damit ich bekumm anderst gelt.

Spiritus sagt:
Itzt hastu nicht so weit gefelt,
Wie du thest mit den andern zwen.
Wirst nun recht mit der sach vmbgehn,
So wirstu in kurtz gar steinreich.

Fritz Dölla sagt:
Der liebe Gott vergelt es euch!

Spiritus geht ab.
Fritz Dölla schiest mit dem Rohr vnd trift vnd sagt:
Zu disem Rohr ich mich hertzlich frey;
Ist bessr, als die Pfennig all drey,
Weil ich kan schießen gwiß damit.
Er nimmt die Geigen, versucht sie und sagt:
Mit der Geign bin ich auch zufrid,
Sie klingt gar schön über all maßn.
Nun will ich sie nicht von mir lassn,
So lang als ich mein Leben han.
Meim Baurn mag ich kein gut mehr than,
Der mich sogar türr speiset ab
Vnd darzu gar kein heller gab.
Itzt sehe ich, das das baare Geld
Vil höcher ist in dieser Welt,
Als essen, trinken vnd vnterhalt.
Gelt hat all ding in seim gewalt.
Er geht ab.
Kummt Bruder Engelhart, der Münch, mit einem Terminirsack vnd sagt:
Pas wers, ich wer ein Schuster wordn,
Als mich begebn in den ordn.

Man hat mir leicht gemachet gantz
Der Parfüßr regl vnd obseruantz,
Daß sie mir jung leichtlich einging.
Ich meint, es wer zu halten ring,
Biß daß ich must mein profeß than.
Da fing sich stracks mein Unglück an.
Da must ich zu Chor singn und plerrn,
Metten, frümeß vnd vespern kerrn,
Completen vnd das salva spat,
Durfft nicht aus dem Closter in d' Stadt,
Als nur, wenn man terminirn wolt,
Ich den Korb und Sack tragen solt.
Itzt hat man mich das erstmal gesandt
Das ich soll garten auff dem Landt.
Da gibts dann bisweil ein Bauerngret,
Welche die Sach nicht recht versteht
Vnd sich nimmt meines Jammers an,
Mit der ich mich ergötzen kan.
Dargegen muß im stro ich ligen
Und kan nicht alzeit Herberg krign,
Dieweil bekannt ist in der Welt,
Däß wir Parrfüßer gehn ohn gelt,
Wiewol es will die regel mein,
Ich soll liegen im stro allein.
Aber welcher Teufl kanns halten?
Weils doch auch nicht thun die alten.
Die ligen heimlich in den Betthen,
Verschlaffen auch all schier Metten,
Stellen sich der Regel halb frum
Vnd gehn doch täglich mit Geld umb.
Ich hab jn in der Bheltnuß gefischt
Vnd die hundert Gulten erwischt.
Damit will ich ziehen davon,
Mir Weltlich kleider machen lohn,
Dann ich fürwar nicht garten mag.
Bin rumb gezogen etlich tag,
Die Baurn vmb Almuß angesprochn,
Die heißen mich ein starken knochn,
Sagen: die Münch seind faule Gselln,
Die nur sanfft lebn, nit arbetn wölln,
Auch nit, wie vor jaren, studirn
Vnd thun viel armer Seel verführn
Mit den Seelmessen und Fegfeur

Vnd andrer Nerrischn Abenteur.
All glaubn habn wir bey jn verlorn.
Ich glaub, das sie seind Luterisch worn.
Jr Wolff, Schelm und Dieb muß ich sein,
Der oben in Schaffstall gstiegen ein,
Vnd jagen mich zum Hof hinauß.
Dumb will ich wieder steigen drauß,
dann solcher Red thu ich mich schämen,
Will hinter der thür vrlaub nemen.

Fritz Dölla geht ein mit seim Rohr und Geigen, sicht den Münch, macht das Kreutz für sich, fleicht vnd sagt:

Hab dir den Sichthum? wer bist du?

Der Münch sagt:

Hör, junger, komm vnd hör mir zu!
Ich hab was zu reden mit dir.

Fritz Dölla sagt:

Keyhin darffst nit reden mit mir.
Du sichst gleich einem Eßel grab.
Solch Leut ich vor nie gesehen hab,
Glaub, du seist der lebendig Teufl.

Der Münch macht das Creutz für sich, Dölla macht auch ein Creutz.

Der Münch sagt:

Geh her zu mir und hab kein zweiffl!
Ich bin ein Mensch, vnd das dus weist,
Man mich ein parfußer München heißt,
Weil ich den Orden tragen muß.

Fritz Dölla deckt jm die Kutte auf sicht jm die Füß und sagt:

Ja, ja, jr sagt, jr heißt der baarfuß.
Ist recht, denn wenn jr drey Füß het,
Man euch dreyfüßer nennen thet.
Mein baarfußer, mich auch bescheid,
Ob jr auch ein zweyhänder seid!

Der Münch sicht sein Händ vnd sagt:

Ja, weil ich noch zwey Hände hab.

Fritz Dölla ergreifft ihn beim Strick vnd sagt:

Mein baarfuß, was henckt euch da rab?
Ein strick? ich glaub, das es bedeut,

Daß jr gar ein arger Dieb seit
Vnd das man euch dran hencken soll.

Der Münch sagt:

Ey schelm, das dich der Henker hol!
Du thust ja in der Predig hörn,
Daß du die Priesterschafft solst Ehrn:
So wolstu mich ein Dieb schmehen?

Fritz Dölla sagt:

Ja, ich hab wol vil Pfaffn gesehen;
Sie warn aber keine solche thorn,
Wie jr, als ein halb Narr beschorn,
Trugen auch keine Narrenkappen.

Der Münch sagt:

Gott geb dir die Beuln allers Lappen!
Lang genug hast du fexiret mich:
Laß nun auch ein wenig fragen dich!
Wer bist du mit der langen stangen?
Ein Hundschlager vnd Wilthundfangen?
Vnd was machst hie mit der Geigen?

Fritz Dölla sagt:

Ey, thut von diesen dingen schweigen!
Ich bin ein Baursknecht, heiß Fritz Dölla,
Hab lang gedient bei dem Cuntz Rölla
Vnd sein Nachbaur, der Henße Zölla,
Hat mich jm nun abdingen wölla.
Der hat geschenkt ein dreyer mir:
Da kaufft ich mir das rohr dafür,
Daß ich die vögel treff damit.
O geiget ich, so list jrs nit,
Jr müst tantzen, jr feister wanst!

Der Münch sagt:

Wenn du den Vogel treffen kanst,
Denn ich dort oben auf der spitzen
Sehe an jenem Baumen sitzen,
Schenk ich dir ein Creutzer zu lohn.

Fritz Dölla sagt:

Ich meint, jr rürt kein gelt nit an.
Wo wolt ir dann Gelt schenken mir?

Der Münch sagt:

Mein gelt hab ich in eim Papir
Vnd will dich ehrlich zahlen auß.

Fritz Dölla sagt:

Wolt jr den Vogel holen drauß,
Wenn ich jn von dem Baumen schiß?

Der Münch sagt:

Ja, ich wils tun; glaub mir gewiß!

Er schießt den Vogel in den hecken;

der Münch laufft zu vnd sagt:

Sich, der Vogl zu dem vnglück alln
Ist da nein in die heckn gefalln.
Wie will ich jn außn dörnern bringen?

Fritz Dölla zeicht sein Geigen herfür, geigt vnd sagt:

Jtzt solt jr hörn mein Geigen klingen.

Er geigt vnd sagt:

Ey, Münchle, wiltu tantzen?
So schenk ich dir ein Kuh.

Der Münch sagt:

Ey hab dir alle frantzen!
Ich hab kein stall darzu.
Es ist in mein ordn der sit,
Das die Parfüßer tantzen nit.
Ich kan nit tantzen.

Fritz Dölla sagt:

Ey ja, jr must ein weil rumb schwantzen.

Er geigt, der Münch tanzt in Dornen, schreit vnd sagt:

O Hör auff (ich bitt dich durch Gott),
Ehe mich die Dörner stechen todt,
Vnd laß mich thun den Vogel rauß!

Fritz Dölla sagt:

Ey, der reihen ist noch nicht auß:
Jr müßt ein wenglein besser dran.

Er geigt, der Münch schreit:

Das tantzen ich nicht lassen kann,

Sobalt ich hör die fidel dein.
Solt ich nur aus den Dörnern sein,
So leg mir nit so gar vil dran.

Fritz Dölla sagt:

Ey, jtzt geht erst der hupffauff an:
Drumb habt nur achtung auff mein geign!

Er geigt, der Münch schreit:

O hör auff und thu nur schweign!
Ich will dir geben reichen lohn,
Weil ich itzt auch den Vogel han.

Der Dölla hört auff, der Münch geht zum Dölla, gibt jhm den Vogel; der Dölla sagt:

Herrlein, weil ich euch hab hoffirt,
Mir der versprochen lohn gebürt.

Der Münch sagt:

Der Teufl hat dich mit mir betrogn.
Du hast mich in den Dörnern umbzogen,
Daß ich an allen Glidern blut.

Fritz Dölla sagt:

Wolt jr mir lohnen, wol vnd gut!
Wo nicht, so will ich euch wol zwingn,
Noch lenger nach meinr Geign zu springn.

Er hebt an zu geigen, der Münch hebt an zu tantzen, vnd als ers lang treibt, sagt der Münch:

Nun hab ich bey all meinen Jarn
Dergleichn nie erhört noch erfahrn,
Daß einer solt die Leut bezwingen,
Nach seiner Geign zu tantzn und springen.

Fritz Dölla geigt wieder, der Münch tantzt vnd schreit laut:

O, mein spilmann, durch Gott bitt ich:
Laß nicht gar zu todt tantzen mich!
Ich gib dir hundert gulten zu lohn.

Dölla helt still vnd sagt:

Jr habt mir vor offt glogen schon:
Gebt mir das Gelt! so hör ich auff.

Der Münch sagt:

Wart nur ein weng, das ich verschnauff!
Meim Gardian hab ich verholn
Im Closter hundert Gulten gstoln
Vnd wollt damit sein außgerissn:
So hat mich der Teufl mit dir beschissn.
Jedoch daß ich erredt mein Lebn,
Da hastus, ich will sie dir gebn;
Laß mich nur bald im friden gahn!

Er gibt dem Dölla das gelt vnd geht ab.

Der Fritz Dölla sagt zu den zusehern:

Itzund thu ich vil baß bestahn,
Als wenn ich noch wer bey mein Baurn,
Dem vertrognen vnd argen laurn,
Liß mich hart arbeiten ohn lohn.
Mit meiner Geigen ich mich kan
Ernehrn wol bey all mein tagn.
Auch kan mir niemand nichts versagn
An allem, so ich bitten thu.
Itzt will ich diesem flecken zu,
Daselbst mich in ein Wirthshauß setzn,
Mein Gelt zehln vnd mich leidts ergötzn.

Er geht ab.

Kummt der Münch, ist zornig vnd sagt:

Was soll ich armer jtzt anfangen?
Wies herging, ists wider weck gangen.
Ich wolt vil schaffen mit dem Gelt
Vnd damit lauffen in die Welt;
So ists zwar nicht lang bey mir bliebn,
Damit so werd ich armer triebn.
Das ich im Kloster bleiben muß,
Daß mir doch bringt großen Verdruß.
Solt ich den Geiger treffen an,
So dörfft ich mich was vnterstahn,
Ihn vor peinlichem Gricht verklagn,
Als hett er mir das Gelt endtragn,
Daß ich hett kriget an der spend
So kömm er dem Hencker in d' Händ.

Er geht ab.

Kommt Judex, der Richter, mit Pretore Justo vnd haltfest, dem Büttel, setzt sich und sagt:

In dem Flecken ist heut Jahrmarck,
Da gibt es vil der Schelmen arck.
Darumb, mein Büttel, der haltfest,
Du must wahrhafftig thun das best;
In den Wirtshäusern schleichen rummen,
Ob wir villeicht was vberkommen,
Vns trüg etwan ein strefflein ein.
Du weist: der vierte theil ist dein;
Darumb sey dest fleißiger du!

Haltfest, der Büttel sagt:

Herr Richter, eur vest trau mir zu,
Ich visch in allen ecken vmb,
Schick unbekand mein Kinder rumb
In all Wirtshäußer, laß sie sehen,
Ob sie etwas mögen außspehen
Ein spiler, flucher oder schwerer,
Ein Landsbetriger vnd großn zehrer,
Ein Mörder, Rauber oder brenner,
Dieb, Schelm vnd sonst schendlich Menner,
Daß sie alsbalt anzeigen mir,
Daß ich sie ins gefengnuß führ.
Herr Richter, wolts zu gut auffnemen!
Ich wolt mich in mein hertz nein schemen,
Wenn ir ein Knecht fänd, wie ich bin.

Judex sagt:

Mein gewin ist auch dein gewin.
Darumb sey fleißig, wie bißher!
Keins bessern Knechts ich nicht beger.

(Man klopft an)

Hör! mich deucht: Leut seynd vor der Tür.
Wöllen sie rein, so laß sie für!

Haltfest, der Büttel, geht hin, thut auff;
der Münch geht ein, sträifft die kappen ab, neigt sich vnd sagt:

Herr Richter vnd ein Erbars gricht,
Ein junger Baursknecht vnd Bößwicht
Hat mir wol hundert Gulten gnommen,
Die ich zu almuß hab bekommen
Meinem Ehrwürdigen Convent.

Mir schwer zu sammlen worden send.
Der ist kommen in Marckt herein,
Tregt ein Rohr in den Händen sein
Vnd henckt ihm ein fiedel am Halß.

Der Richter sagt:

Haltfest, geh! thus außsuchen als,
Biß du jn findst, von hauß zu hauß!

Haltfest sagt:

Herr Richter, ich wils richten auß.

Haltfest geht ab.

Iudex sagt zu den Schöpffen:

Ir Herrn, wenn man ja find den Mann,
Was legt man jm für marter an,
Weil er den geweichten Herrn beraubt?

Pretor sagt:

Dem lecker schlegt man ab das Haupt,
Wie einem andern straßen Rauber,
Die straßen zu erhalten sauber.
Doch will ich justum vor auch hörn.

Der Richter deut auff Justum

Der sagt:

Er ist nicht würdig solcher Ehrn,
Dann wie der Herr solch geistlich Leut
Haben in aler Welt freyheit,
Daß man jn gar kein leid soll fügen.
Drum so man thut den lecker krign,
Soll man jn nauß an Galgn henckn,
Daß alle Welt hab zu bedenckn,
Daß man der gleichn ordens Person
Auff freyer straß nicht greiffe an,
Sonder sie laß sicher passirn.

Richter sagt:

Dort thut der Haltfest gleich herführn
Diesen leichtfertigen Baurs Knabn.
Den solln am Galgn fressen die Rabn.

Haltfest geht ein, bringt Fritz Dölla mit sich, der hat ein Rohr in der Hand vnd ein Geigen am Halß hencken.

Haltfest sagt:

Herr Richter, schaut! diesen Bößwicht
Stell ich hiermit fürs peinlich gricht.

Richter sagt:

Wer dann zu jm zu klagen hat,
Der thu es jetzt vor der Richtstat!

Der Münch geht hin und sagt:

Mein klag ich schon für gebracht han,
Das nemlich der leichtfertig Mann
Mir hab ein hundert Gulten gnommen,
Die ich hab zu almußn bekommen.
Den bitt ich vmb sein vbl zu straffn.

Fritz Dölla sagt:

Die sach ist vil anders beschaffn.
Das gelt, so ich hie bey mir hab,
Mir der Münch selber darumb gab,
Daß ich im darumb geiget han.

Der Münch sagt:

Nein, warlich, das hab ich nit thon.
Das gelt er mir mit gwalt hat gnommen.

Richter sagt:

So soll er werden ghenck darummen.
Nachrichter, nimm diesen Bößwicht!
Mit dem strang jn am Galgn richt!

Der Hencker laufft ein, felt jn an vnd sagt:

Kumm her! ich will dich lernen steln.
Du solst empfinden an der keln,
Daß du hinfurter nicht wirst thon.

Fritz Dölla sagt:

O Herr Richter ich merck es schon:
Ir glaubet seiner Geistligkeit.
Nun will ich gar gern sterben heut,
Allein ein bitt ich an euch hab,
Weil ich von hinn muß scheiden ab,
Dieselben wolt jr mir gewehrn.

Der Richter sagt:

Allein deß solstu nit begern,
Daß man dir schenkt das leben dein.
Sonst solstu als gewehret sein;
Daß will ich dir zugsaget han.

Fritz Dölla sagt:

O so geh! bind mich nur balt an!
Vnd du, Münch, must mich sehen henckn.
Itzt thut mich nichts auff erden krenckn.

Sie gehn, alle miteinander zum Galgen, der Hencker steigt die laiter fort vnd sagt:

Sieh da, mein Sohn! Da steig mir nach!

Fritz Dölla steigt ein Sprüssel oder zwen hinauff vnd sagt:

Nicht weiter ich dir folgen mag,
Biß ich zuvor ein Dentzlein geich
Vnd ich mich erlustig mit euch.
Als dann ich dir wol folgen kan.

Der Münch sagt:

Ich bit durch Gott, jr wolts nit thon.
Krigt er die fiedel in sein Händ,
Ist vnser aller letztes End.
Er wird vns seltzam possen reißn.

Der Richter sagt:

Ey wir haben jm das verheißen,
Was er vns bitten werd zu letzt,
Soll jm nit wern zu rück gesetzt.
Drum laß jn geigen, weil er kann!

Der Hencker gibt dem Dölla die Geigen; er geigt.

Der Hencker sagt:

Kein lust ich jn zu hencken han,
Ich muß zuvor tantzen den reyen.

Judex, der Richter, sagt:

Das geigen mich auch thut erfreuen.
Ich muß tantzen und kans nit meiden.

Der Münch sagt:

Ich muß tantzen mit allen freuden.

Sie tantzen alle mit einander, der Dölla lacht vnd geigt lang.

Pretor sagt:

Ach hör auff! dann ich alter Mann
Fürwar nit lenger tantzen kann.
Sichst nicht, wie mir der schweiß rab laufft?

Fritz Dölla sagt:

Ey, Herr, itzt kummt erst der hupffauff.

Sie tantzten alle wieder.

Justus sagt:

Hör auff! du bringst mich umb das lebn.

Der Münch sagt:

Ich sagt vor, man solt jm nit gebn
Die fiedl; ich weiß wol, wie er thut.

Dölla hebt wieder an zu geigen vnd sagt:

O lost zu! dieser tantz ist gut.

Sie tantzen alle wieder, der Dölla lacht;

vber ein weil sagt der Münch:

Herr Richter, dem Geistlichn stand zu ehrn
Heist doch diesen Geiger auffhörn!
So will ich euch die wahrheit sagn,
Wie sich alle ding hab zutragn
Vnd wie er hat mein Gelt bekommen.

Der Richter deut jn auffzuhörn.

Der Münch sagt:

Ey nein, er hat mirs nit genommen,
Sonder ich habs jm selber gebn,
Damit zu salvirn mein lebn;
Dann er mir vor auch geiget hat.
Darumb ich euch so fleißig bath,
Im die Fidel zu geben nit.
Derhalb so ist mein fleißig bitt,
Ir wollet jm das leben schenckn.

Fritz Dölla sagt:

Wenn jr den München nit wolt henckn,
So heb ich widr zu geigen an.

Judex, der Richter, sagt:

Was hat dir dann der Münch gethan?
Warumb hastuß vorhin nit gemelt?

Fritz Dölla sagt:

Seim Abt hat er gstoln das gelt
Vnd mir's darnach zu lösen gebn.

Judex, der Richter, sagt:

Ey, so sey dir geschenkt das lebn!
Vnd jr, Herr, geht mit vns zu hauß!
So wöll wir berathschlagen drauß,
Was man mit euch soll fangen an.

Der Münch sagt:

O Gsell, das du jtzt kommst davon,
Daß macht niemand, als deine geign.

Fritz Dölla sagt:

Wie, Schelm, wolstu noch nicht schweigen?

Er geigt, so tantzen sie alle lang herumb. Der Richter sagt:

Ach, laß deins geigen sein ein end!
Daß dich sanct Valtins Marter schend;

Er geigt, biß sie alle ablauffen. Dann sagt er zu den zusehern:

Gelt, jr Leut, mein Geigen sey gut?
Wer lust zum tantzen haben thut,
Der kumm mit mir ins Wirtshauß rein,
Kauff mir zu essn und schaff mir Wein!
Dem will ich geign den ganzen tag
Vnd so lang, als er tantzen mag,
Weil ein alts sprichwort sagen thut:
Wer da gern tantzt, ist geigen gut,
Daß er mit rumb springt an den reihen.
Ein leichts ding kan ein Kind erfreyen
Vnd dieses spil ist nur erdacht
Zu eim Glechter in die Faßnacht.

Szenen aus „D'Mali"

Eduard. Josef.



Eduard (kommt aus seinem Zimmer, sieht sich einen Augenblick um, sieht zur mittleren Türe hinaus, klopft an die Türe links).

Josef (mit Zigarre, im Sonntagsanzug, Hut auf dem Kopf, in Hemdärmeln, eben seinen Rock anziehend). Was is denn?

Eduard. Ist denn kein Brief für mich gekommen? Oder eine Depesche?

Josef. I weiß nix.

Eduard. Vielleicht hat Ihr Vater oder Fräulein Mali —

Josef. Die sind ja fort —

Eduard. So?

Josef. Sie wird wohl noch am Ostersonntag mit ihrn Vatern in d' Kirchn gehn dürfn. Wenns auch a Dummheit is.

Eduard. Und ich werde wohl noch nach ihr fragen dürfen, wenn ich mich wegen der Wäscherin erkundigen will. Ihnen könnte es auch nichts schaden, wenn Sie in die Kirche gingen. Vielleicht könnten Sie doch noch was lernen dort.

Josef. O ja, von die Pfaffn können wir alleweil noch was lernen. Fragt si nur was. In die Kirchn! Ja natürli! Soll i 'leicht noch an großn Bedank machn für meine drei Monat?

Eduard. Haben Sie sich selbst zuzuschreiben. Man begeht eben keine Majestätsbeleidigung.

Josef. Sie entschuldigen schon, man kann halt net alleweil alles nunterdruckn.

Eduard. Ist auch nicht nötig. Man kann alles sagen — in gehöriger Form. Beleidigen, das ist nur Ungeschicklichkeit. Was haben Sie davon? Daß Sie demnächst sitzen können.

Josef. Sitz i halt. Sind schon mehrer gsessn. Aber in die Kirchn sitz i mi net. Sie sind ja auch z' Haus.

Eduard. Ich habe zu arbeiten.

Josef. So. I hab denkt, Sie wartn 'leicht auf wem.

Eduard. Ich? Auf wen denn?

Josef. I weiß net. Auf wem halt.

Eduard. Es is mir ja eine große Ehre, wenn Sie sich um mich kümmern. Aber ein großes Vergnügen wäre mir's, wenn Sie es nicht täten.

Josef. Sie brauchn nur z'sagn, wie Sie's habn wolln, bitt schön, na sind wir schon da. (Mali tritt ein.) Sehn Sie's.

2. Szene

Eduard. Josef. — Mali durch die Mitte. Sonntagsanzug, Vergißmeinnichtsträußchen im Gürtel.

Eduard. Guten Tag, Fräulein Mali.

Mali. Grüß Gott, Herr Doktor!

Eduard. Ihr Herr Bruder ist schon wieder in seiner rosigsten Laune.

Josef. Ja bist du schon wieder zruck?

Mali. G'rad komm' i. Hab' nur meine Sachn runter.

Josef. Wo is denn der Vater?

Mali. Auf ein Bier. Mit'n altn Reschreiter. Der hat ihn gleich nach der Kirchn derwischt.

Josef (zu Eduard). Sehn S', in die Kirchn gehn i jetzn — da wo s' mit die Maßkrüg zammaläuten.

Mali. Komm net z'spät z'Mittag, daß sich der Vater net ärgern thut.

Josef. Auf a Halbe langt's noch, die is gschwindsi nunterdruckt.

Eduard (zu Mali). Ich wollte Sie bitten — (Josef ab durch die Mitte.)

3. Szene

Eduard. Mali.

Mali (geht, sobald Josef die Türe geschlossen hat, zu Eduard, fällt ihm um den Hals, leidenschaftlich bewegt).

Eduard. Aber Kind — Kind— Was hast du denn?

Mali. Nix. Lieb' hab' i dich. Lieb.

Eduard. Mali. Schatz.

Mali. Noch amal.

Eduard. Was?

Mali. Noch amal sagn.

Bduard. Was?

Mali. „Schatz".

Eduard. Schatz.

Mali (zu ihm.) Schatz. (Sie küßt ihn.) Weißt noch? (Er sieht sie fragend an.) Geh, sag, weißt noch? Weißt schon nimmer? Ah geh!

Eduard. Alles weiß ich noch. Was denn?

Mali. Selbigen Abend. Da habn wir auch davon g'redt. Und da hast du mich gfragt, ob ich einen Schatz hab. Und i hab gsagt nein. Und du hast gsagt, du auch net. Und jetz hast einen. Und ich auch. Und gut is. (Sie hängt an ihm.)

Eduard. Mali.

Mali (weist auf das Sträußchen in ihrem Gürtel.) Paß auf, verdruck deine Blümerln net.

Eduard. Du liebes Mädl. Du liebes.

Mali. Bin i gar net. Bin gar net lieb.

Eduard. Nein, gar nicht.

Mali. Bös bin i.

Eduard. Ah.

Mali. Ja, mit dir bin i bös. Eifern thu ich. Du, paß amal auf — (Setzt sich, zieht ihn am Ohrläppchen auf den Schemel.) Jetz heißt's beichtn, Bürscherl. I hab gestern deine Bilder da drin (auf das Zimmer rechts) angschaut — da is so ein groß', da bist du drauf und noch zwei Mannsbilder und drei Frauenzimmer —

Eduard. Das Gruppenbild?

Mali. Ja, wo alle so narrisch anzogn sind.

Eduard. Da haben wir Theater gespielt, zu einem wohltätigen Zweck, und haben uns alle miteinander im Kostüm photographieren lassen.

•Mali. Und wer is denn die neben deiner? Die mit die langen Zöpf? Lichte Haar hat s', gel?

Eduard. Das war meine Braut in dem Stück.

Mali. So, drum schauts Ihr einander so an. Da hast aber gut gspielt, Freunderl. Und dieselbige auch. Des habts Ihr recht natürli gmacht. Grad als wenns a so wär. Wer is denn des? Du! Hast du —

Eduard. Was fällt dir ein! Das ist eine Dame, eine sehr feine junge Dame, Tochter vom Regierungspräsidenten. Bekannte von uns.

Mali. So so. Also die hat di gern.

Eduard. Denkt nicht daran.

Mali. Ah geh weiter! Das kenn' i besser. Schau s' doch an. Und das hast net g'spannt? Ihr Mannsleut seids manigsmal schon recht tappet. No, wennst nix davon weißt, is ja gut. Weißt wirkli nix?

Eduard. Aber wenn ich's doch sage —

Mali (neckend). Aber wenn i's doch net glaub' —

Eduard. Mein Wort.

Mali. Wenn i dir net glaub, glaub i dein Wort auch net.

Eduard. Ich kann dir mein Ehrenwort geben —

Mali. Ah was, gieb mir lieber a Busserl. (Er küßt sie.) Siehst, das glaub' i. Jetz weiß i's gwiß.

Eduard. Also, absolvieren Sie mich, Herr Pfarrer.

Mali. So mir nix dir nix? A bissl a Buß' wär net übl.

Eduard. Also — was soll ich tun?

Mali. Tappeter Ding.

Eduard (küßt sie). Erraten? (Sie nickt ja.) Und du? Hast du nichts zu beichten?

Mali. Dir net. Du — (sieht zu Boden).

Eduard. Ich?

Mali (tief). Du weißt ja meine Sünd schon. (Kleine Pause.)

Eduard. Bereust du vielleicht?

Mali. I möcht schon. Weiß Gott, i möcht'. Schreckbare Müh hab' i mir gebn — aber i kann net. Wenn i auch sag: Vergib uns unsere Schuld — da muß ja der Herrgott selber lachn, wenn er doch weiß, einwendig gehts net. I bring's net zamm, daß mi's reut.

Eduard (spricht ihr ins Ohr).

Mali. Net.

Eduard. Hörst du's nicht gern? Wahrheit!

Mali. Ja, i hör's gern — aber i mag's net hörn.

Eduard. Magst und magst nicht?

Mali. Ich weiß auch net ... Muß man denn alles mögn, was man mag?

Eduard (streicht ihr mit der Hand übers Haar).

Mali. Jetz grad in der Kirchn ... heut hat fein der Herr geistlich Rat selber predigt ... Du, der kann ei'm an ... wie er's so daherbracht hat von der Auferstehung ... und daß auf die heiligen Ostertäg einem jeden seine Seel auch soll auferstehn aus alle Sündn ... Das war ein Deuter ... einen Stich hat's mir geb'n, grad als wenn's auf mi gmünzt wär — die ganze Zeit hab' i gmeint, grad mi schaut er an ... Da hab' i bet', weißt, zur Muttergottes hab' i bet', die is auch amal a Madl gwesn, die wird si schon auskennen mit mir.

Eduard. Und verzeihen. Ganz gewiß.

Mali. Ja, i weiß doch net ... Weil i mi doch hab' versündigt an ihr.

Eduard. Du?

Mali. Weißt, denselbigen Abend. Dein Sträußerl hab' i ihr geb'n — und na hab' i's ihr wieder gnommen. „G'schenkt, g'schenkt, nimmer gebn". Das is wie gstohln. Das bringt kein Glück. Wirst es schon sehn. Is ja auch gleich die Straf kommen. Noch in derselbigen Nacht.

Eduard. Mali.

Mali. In derselbigen Nacht ... Weißt noch, nach der Redouten (wie für sich) wie wir heimkommen sind, d' Sterndln warn schon weg, der ganz Himmel war bereits licht und so schön is gwesn und mir war so müd und so gut ... Und das Gutnachtsagen in meiner Kammer, das lange Gutnachtsagn, immer wieder Gutnacht .. (Pause) Was denkst dir jetz von mir?

Eduard. Daß du das liebste Mädl bist auf der ganzen Welt. Weiter gar nichts.

Mali. Jetz bin i halt aa aso. Das wenn ein Mensch wisset!

Eduard. Wer denn? Was gehn uns die andern an? Es weiß ja niemand.

Mali. Der Sepp schaut immer so . . . und wenn der Vater —

Eduard. Aber keine Ahnung.

Mali. Naa, naa, das weiß i schon, der denkt so was net, von mir net.

Eduard. Also desto besser.

Mali. Ja nein, desto ärger. G'rad deswegn is mir ja so . . . so . . . i kann's gar net sagn. Mein Vater. Du weißt ja net, wie der is. Zu alle Leut. Und erst zu mir. Der Vater. Wenn der net waar! Na waar's ja recht. Meintwegn! Was liegt denn an mir? Jetz is schon wie's is. Aber mein Vater.

Eduard. Ja glaubst du, ich denke nicht so von ihm? Aber sieh mal, wenn du dich so erregst, nicht wahr, dann wirst du dich erst recht verraten. Sei ruhig, ruhig.

Mali. Ja . . . Sei net bös, manigsmal g'schicht mir halt ein bißl hart, wenn i so denk — — Und wenn du jetz fort bist auf der Reis — es is ja net auf lang, aber es is halt das erste Mal, seit —

Eduard. Ja wenn ich nur wüßte, wie's damit überhaupt wird. Seit gestern früh ist mein Koffer gepackt, und mein alter Herr läßt nichts hören.

Mali. Er hat dir ja gschriebn, er weiß den Tag noch net, wann er di holt,

Eduard. Ich hab' überhaupt keine Lust.

Mali. Aber sei gscheit, das geht doch net, wenn er auf Ostern acht Täg mit dir ins Tirol will, kannst doch net sagn, du magst net. Was soll er denn denkn?

Eduard. Und gar keine Nachricht!

Mali. Vielleicht hat er si anders bsonnen.

Eduard. Kaum. Wenn er einmal etwas vor hat —

Mali. Gel, er is recht streng?

Eduard. Streng — eigentlich nicht. Ernst und energisch. Weiß was er will. Aber wenn auch — mich hat er lieb. Aus mir möcht' er — ich weiß nicht, was alles möcht er aus mir machen.

Mali. Recht hat er.

Eduard. Die Mutter ist so früh gestorben, Geschwister hab' ich nicht, da bin eben ich —

Mali. Da kommt wer. Tür is gangen. Der Vater. (Sie trennen sich.)

4. Szene

Eduard. Mali. — Lechner.

Lechner (durch die Mitte, im Sonntagsanzug). So, da wärn wir wieder. Grüeß Gott, Herr Doktor. (Gibt ihm ein Telegramm.) Da is was für Ihnen, grad hab i 's 'n Botn abgnommen, auf der Treppn.

Eduard (hat das Telegramm geöffnet). Mein Vater kommt. Ich soll im Russischen Hof — Warten Sie mal, das Telegramm ist aufgegeben um —

Lechner. Ihr Herr Vater! Das is ein Osterei, das laß i mir g'falln!

Eduard (hat auf die Uhr gesehen). Wenn ich gleich gehe, komm' ich noch an die Bahn. Aufmerksamkeit. Ist ihm doch lieber, das weiß ich schon. Guten Tag, Herr Lechner.

Lechner. Sagn S' halt a recht a schöne Emfehlung und er wird si doch bei uns auch ein bißl anschaun lassn, wo wir noch gar net die Ehr habn —

Mali (erschrocken). Aber Vater. Das können wir doch net verlangen.

Eduard. Aber gewiß. Grüß Gott, Fräulein Mali. (Eilig ab rechts.)

5. Szene

Mali. Lechner.

Lechner. Verlangen? I verlang's doch net. Aber da fallt doch kein a Perl aus der Kron, wenn er zu uns kommt.

Mali. I hab nur denkt, so ein Mann —

Lechner. Der is net so. Der hat doch die Red ghaltn selbigsmal wie s' das neue G'richt eingweiht habn. Weißt denn nimmer, wie's uns der Dokter in der Zeitung gwiesn hat? Daß alle Menschen gleich sind, und gleiches Recht für alle ... Des muß a ganz a kammoder Mann sein.

Mali. Du ... Vater ... wie geht's ihr denn ... der Reschreiter Kathl?

Lechner. Wie soll's ihr denn gehn? Aber er! Hat mir sein Kreuzweg verzählt mit alle vierzehn Station. Is schon recht zum Bedauern, der Alte. Seit er das Unglück ghabt hat mit sein Madl, is er gar nimmer der Nämliche. I glaub, der machts nimmer lang, na liegt er drunt. Den derbeißt's. Der geht ein.

Mali. Sie is auch zum Bedauern.

Lechner. Schlecht is s'.

Mali. Schlecht. Mein Gott.

Lechner. Mi dauert s' auch. Aber ein ordentlichs Madl soll halt ein ordentlichs Madl bleibn, na hat si die Gschicht ghobn.

6. Szene

Mali. Lechner. — Josef, durch die Mitte.

Josef. Den pressiert's aber heit, den Herrn Dokter. Umgrennt hat er mi bereits.

Lechner. Er holt sein Vatern ab.

Mali (auf Eduards Zimmer). Jetz muß i doch aufräumen da drin — wenn er am End herkommt — i will alles ein bisserl richtn.

Josef. Freilich, stehn wir schon da, Achtung, präsentierts Gwehr. Vielleicht legst noch a weiß Kluftl an und a Sträußerl in d' Händ' — hast's ja schon — und machst an Kniefall — (Mali ab rechts.)

7. Szene

Lechner. Josef.

Lechner. Was is des für a Wörtlerei? Was hast jetz mit den Madl? Die G'schnappigkeit hat doch kein Wert net! Was is dir denn an der net recht? Des is die ganz Mutter, da feit si nix.

Josef. Ja, das weiß i schon, daß du 'neinschaust in die und i bin der Niemand.

Lechner. Was? Gel, du tust di net versündigen gegn meiner, du Lapp. Ah, i mag mi net giftn, des tut mir net guet auf die Weißwürst. Da geh amal her.

Josef. Was denn?

Lechner. Hergehn, sag i.

Josef (tritt zu ihm). Also.

Lechner. Sepp, i war grad in der Kirchn. Du wieder net, gel?

Josef. Is doch für nix gut.

Lechner. Des is net wahr, daß des für nix guet is. Und wennst net amal betst — Die ganz Wochn, da arbeit man halt und abends geht man in sein Wirtshäusl; da geht's halt so dahin und man kommt gar net dazu, daß man si amal bsinnen tut. Aber in der Kirchn, wenn man so dasitzt und schickt si zum Betn an, daß man 'n liebn Herrgott sein Binkerl vor die Tür legt, da wurlts a wengerl in Kopf. Und des is gsund, mein Lieber. Und der größte Brockn in mein Binkerl, Sepp, des bist du.

Josef. Was tu i denn?

Lechner. Tun tust nix, aber sein tust net, wie'st sein sollst. Grad deszwegn. Wenn du a Lump waarst, na tat' i mir halt denkn: an Lumpn kommt die Welt aa lumpi vor und des g'schicht ihm recht. Aber so! Vielleicht hätt' i selber solln gscheiter sein, a wengerl mehr die Hinterfront abweißn von klein auf, net alleweil so viel Freiheit lassn. Du hast g'meint, d' Schusterei gfreit di net — aa recht, es kann net jeder Mensch a Schuester sein. Und wie'st in d' Setzerei kommen bist und unter die Kameraderln und so znach und znach die sozialische G'schicht angfangt, da hab' i mir denkt: a wengerl an Luft lassn, du mueßt net alleweil mit'n Stecken hinter ein Menschen dreinlaufn, wo'st ein' mit'n Stecken hintreibst, bleibt er eh net, bal der Steckn wieder furt is. Und so lang er brav is und ordentlich —

Josef. Bin i das nimmer?

Lechner. Freili. Aber schau: Meinst, des g'spür i net, wenn i mit ansehn muß, wie du dir dein Leben verschandelst? Drei Monat aus der Arbeit raus! Wegn so an fadn Witz mit „im Namen Seiner Majestät"! Und wenn's aa nix Unrechts net is — gstraft is gstraft. No, des is amal a verschütte Milli, du hast mir versprochn, es g'schicht nimmer, du nimmst di zamm — guet is. Aber wie du bist, überhaupts! Bist a junger Bursch, hast deine gradn Glieder und laufst umanand, wie wenn dir 's Bier waar sauer worn. A bissl an Hamur muß der Mensch doch habn!

Josef. O mein, wo soll da der Hamur herkommen!

Lechner. Die Welt steht schon lang, ihr rennt s' es aa net um. Aber Köpf werd't ihr euch ansteßn.

Josef. Unser Köpf sind hart.

Lechner. Ja . . . des is wie der Dokter neulings gsagt hat: des is an Unglück, wenn a Kopf hart is und net gscheit.

Josef. Der!

Lechner. Des is a ganz a braver Mensch.

Josef. Mir is recht. Wenn's nur wahr is. I weiß net. Aber i wünsch dir's.

Lechner. Mir? Was geht denn des mi an? Mein Zinst krieg i schon. Was kann er mir denn tun? Da schau her! Mir kann keiner nix tun!

Josef. So?

Lechner. Ja, so. (Lacht.) Lalli! Mir is jeder recht, i fürcht mi net, net vor Kaiser und König, verstandn? (Schlägt ihn auf die Schulter.) I bin a Münchner Bürger, der wo seine Steuern und Abgabn zahlt und auf der Welt nix fürcht wie's neue Bier und die leeren Maßkrüg, i bin kein Menschen a krumps Zwanzgerl schuldig, mei' königlich bayrische Ruh will i habn! Mir kann die ganz Welt am Buckl naufsteign! Mir san mir!!

Josef. No, vielleicht steigt er dir nauf. Wenn er dir nur net z'schwar werd.

Lechner. Du bist schon der reinste Spinnmoaster.

Josef. So? Das gibts vielleicht net, daß so ein Bourgeois einer nachsteigt?

Lechner. Was denn? Wer denn?

Josef. Von uns mögen s' nix wissn. Aber unsere Madeln, das is ein anders Korn.

Lechner. Da bist am Holzweg! Frag amal die Madeln, wer s' verdirbt hat. I mein alleweil, da brauchts ihr keine andern Leut net dazu, bei die mehrern bsorgt ihr des sauberne Gschäft schon selber. Überhaupts, i bin doch net den sei' Kindsfrau. Meintwegn kann er nachsteign wen er will.

Josef. Wen er will?

Lechner. Was kümmern denn mi die andern ihre — (Verstummt plötzlich.) Oha! (Sich beruhigend.) Naa, naa, des glaub i net, daß ei'n bei der Mali so was einfallt . . . und den schon gar net . . .

Josef (pfeift).

Lechner. Weißt du was? Mach mi net heiß!

Josef. Gsehn oder ghört hab i nix.

Lechner. Also was redst denn nacher?

Josef. I weiß auch net — manigsmal specht er s'aso an — fragn tut er alleweil — er gfallt mir amal net. Spioniern tu i net. „Der größte Schuft im ganzen Land bleibt Spion und Denunziant."

Lechner. Ah was, deine Sprüchln bedeutn mir nix! Des wenn i wisset, daß er nur an einzigen solchenen Gedankn, nur in Schlaf — den tat' i außabelzn, daß er im Fliegn verdurst! Naa, naa, und wenn's aa so waar, na waar's aa no net gfehlt. Wenn einer hungri bein Bäcker vorbeilauft, na hat er no lang koan Semmi gstohln. Da is kei' Gfahr net, Gott sei Dank, bei der Mali net! Schneckn gibts in der Karwochn! Des glaub i net und wenns der Pfarrer predigt! Die Mali hat a Religion, und a Madl, des wo a Religion hat, die halt si, die gibt si net runter zu solchene Sachn!

Josef. Hm . . . wenn s' 'n mögn möcht . . . Sie werdn ja so schön auf die Sprüng bracht, mit der Fragerei in der Beicht . . . Wenn a Madl ein' gern hat, na is der Herrgott auch nimmer der erst.

Lechner. Ja, des meints halt ihr, weil bei euch keine Religion nimmer gelten tut und keine Gebot und keine Schwester und keine Mutter und keine Ehr' und keine Schand — weil ihr nimmer wißt, was des is: a richtiger Glaubn.

Josef. Ja . . . zum Glaubn ghört a Glaubn.

Lechner. Mach mi net rebellisch, sag i dir.

Josef. I sag ja nix.

Lechner. Da machn wir net viel Sparifankerln, i werd' s' fragn, na is d'Schul gleich aus.

Josef. Ich glaub's ja selber net, Gott bewahr, daß mit der Mali was is. Mi verstutzt nur, daß —

Lechner. Glei werdn wirs habn, da brauch i keine drei Maß lang — und um Verzeihung wirst s' bittn — auf die Knie wirst s' um Verzeihung bittn und mi aa und unsern Herrgott, daß du denkt hast, daß so was gebn könnt — da gehst hinteri in dei Stubn, di brauch i net, dein Gsicht brauch i net sehn dazu — (Josef will eine Einwendung machen, er weist ihn hinaus.) Und auf die Knie — —!

(Josef ab links. Lechner geht auf und ab, nähert sich der Türe rechts, will klopfen — Angst vor der Entscheidung steigt ihm auf — er tritt zurück, fährt sich über die Stirn. Endlich hat er sich entschlossen und nähert sich der Türe — da tritt Mali ein.)

8. Szene

Lechner. — Mali.

Mali. So, das wär gschehn. Jetz in Kuchl schaun. Zugsetzt is schon. Heut hab i was für dich, eine Überraschung.

Lechner. So, eine Überraschung hast für mich.

Mali. Ganz was Feins. Du magst doch gern was Guts. Da wirst spitzn!

Lechner. Meinst? No, heut kann i schon was brauchn, wo mi a bißerl aufmischt. I bin so habisch wie a Feld voll Teufl.

Mali. Ah geh, wegn was denn auf einmal?

Lechner. I möcht wissn — (stockt).

Mali. Was denn?

Lechner. Nix.

Mali. Was hast denn?

Lechner. No ja . . . der Sepp . . . kein Mensch is noch kriminalisch gwesn in unserer Famili.

Mali. Er wird si's schon merkn. Is ja net, wie wenn er gstohln hätt. Hat si halt verschnappt, ein wengerl z'viel gredt. Das is a läßliche Sünd.

Lechner. Was diskriert er alleweil von den Zeugs!

Mali. I denk mir halt, bei die Kameraderln da hört er alleweil so neue Sachn, die wo er noch net kennt hat, und na macht er's halt wie die Frau Huber: die kann auch keine Neuigkeit eine Viertelstund lang bei sich bhaltn, sie muß s' weiter verzähln. Is a ganz a gute Frau. Und i wenn der Kaiser waar, i tät auch net gleich die Leut einsperrn lassn. I tät halt recht gscheit regiern, na werdens d'Leut schon von selber merkn, daß net wahr is, wenn einer was Dumms über mi redt.

Lechner. Des wenn d' Mutter hätt erlebn müessn.

Mali. Die hätt auch net lang zahnt deswegn. Höchstens am Kaiser; aber net am Sepp. Und hätt gschaut, daß er seine ordentlichn Sachn mitkriegt in die Straf, daß er si net verkühlt und daß er gscheit z' essen kriegt. Das weiß i alleweil, was si d' Mutter denkt hätt.

Lechner (bewegt). So? Na is ja guet. Na is guet.

Mali. Was denn —?

Lechner. Ja schau . . . man muß doch auch dran denken: i bin doch kein heuriger Has nimmer — und das ewige Leben habn wir erst im Himmelreich. Es hat's keiner im Kalender, an welchen Tag daß heißt: marsch. Ein jeds kann zumachn von heut auf morgen —

Mali. Aber Vater.

Lechner. Ja warum soll man net reden davon? I scheuch's net.

Sind so viel schon gstorbn, na werds i aa noch zammbringen. Des is amal die Ordnung, unser Herrgott wird keine Ausnahm machn fürn Herr Lechner. Aber ehnder möcht i di halt aa noch sehn — vor'n Altar, mitn Kranzerl. Mit ei'm, wo i weiß, der paßt auf, wenn i nimmer da bin. Es is gar aso schön, wenn so a Madl so dasteht, blühweiß, mit an Kranzerl. Net?

Mali (wortlos, bestätigt durch Kopfneigen).

Lechner. Ja . . . Des is mir vorhin alles in der Kirchn umgangen und da hab i bet. Für Di hab i bet. Und du für mi aa, gel? (Mali kann nicht sprechen.) No? Net? Für wen hast denn nacher bet? Du wirst doch sagn können, für wenst bet hast?

Mali. Für's Seelenheil von der Mutter und für dich und fürn Sepp. Das kannst dir doch denken.

Lechner. Freili. Freili. Und des war alles?

Mali. Aber Vater, wer fragt denn nach so was.

Lechner. Wegn was net? I werd doch wissn dürfn, was mein Kind von unsern Herrgott will. Was den sagst, derfst mir aa sagn.

Mali. Aber —

Lechner. Du wirst doch net lügn, wenns ums Beten geht? Des waar a Todsünd!

Mali. Jessas naa, naa. Aber schau, das sind doch Sachn, da wo man net redt drüber.

Lechner. Warum net?

Mali. I bitt' dich, Vater —

Lechner. Raus damit! Schau mir in d' Augn! Raus damit!

Mali. I bitt dich mit aufghobne Händ —

Lechner. Für wen hast du bet?

Mali. Vater, das is mei Sach. Laß mir mein Sach. I hab' dir nie kein Widerpart net ghaltn, i bin kein schlechts Kind net gwesn, das kannst net anders sagn, i hab g'arbeit meiner Lebtag und nix verlangt —

Lechner. Für wen hast du bet?

Mali. Und jetzt hab i die einzige Bitt — lügn kann i net in einer solchen Sach — i bitt halt recht schön, frag mi net — Siehst net, daß d' mi unglücklich machst, hab ein Erbarmnis, frag net —

Lechner. Für wen hast du bet?

Mali (schweigt).

Lechner (deutet nach Eduards Zimmer).

Mali (neigt den Kopf).

Lechner. Ah! (Pause.) So. Und hast — du ihm — hat — er — habts ihr —

Mali (Hände vors Gesicht).

Lechner. Hur' elendige! (Hebt den Stuhl, um sie niederzuschlagen.)

Her Reinmâr von Brennenberc

Die wohl Trauer mag vertreiben


ieber maie, nu ist dîn schoene
aber leider gar zergân
Und der kleine vogele doene:
wenne hebent si nu an,
Nahtegal ir süezen sanc?
er wil kommen zorneclîchen
der uns vert die bloumen twanc.
Sol ich âne lôn belîben,
sô muoz ich klagen ander nôt:
Diu wol trûren mac vertrîben
mit ir süezem munde rôt,
Diu verderbet mir den lîp.
frowe, ir twinget niht sô sêre:
ah, lâ stân, vil saelic wîp!
Ich muoz einez noch gedenken
dâ von lîde ich ungemach.
Dô ich von ir muoste wenken
und mir liebes niht geschach,
Dô verlôs ich fröiden trôst.
noch hât mich diu minneclîche
sender sorgen niht erlôst.
Sendiu leit und kumber swaere,
seht, diu sint mir nû bereit,
Sit diu liebe saeldenbaere
mir ir hulde hât verseit.
Seht, dô sprach si „deist erwant:
ich wil iuch mit güete minnen."
frowe, nu gebt mir iuwer hant.

Hans Jakob erhält einen Sohn



Einst saß Hans Jakob hinterm Ofen und ließ Erbsen über den Teller laufen, um sie von Spreu und Unrat zu reinigen.

Unzufrieden brummte er in den Bart hinein: Ach, ich habe zu spät geheiratet! Mein Weib tut sich zu viel zugute und wird zu dick. Wir haben aber auch alles im Überflusse, nur eines, nur eines fehlt.

Ja, was? — Ein Erbe.

Es hilft kein Gebet.

Welche kostbare Wallfahrten haben wir zum heiligen Salzburger Kindlein gemacht, welches einen mirakulösen Sprung im Kopfe hat? Wie oft nach München zu dem schönen großen Christkind, das die gelehrten Augustiner wiegen, und mit einem georgelten Eia Puppa Eia verehren? Zu dem schönen Passauer Christkind, wo wir gelegenheitlich auch den lustigen Passauer Tölpel gesehen haben? Wie oft waren wir schon beim mirakulösen Kindlein zu Altenhohenau, das die Schüherl zerreißt, wenn's bei der Nacht von Zelle zu Zelle bei Nonnen visitieren geht?

Es hilft kein Almosen!

Geben wir ja den armen Kapuzinern das Jahr durch mehr, als wir selbst ins Haus brauchen. Und in ihre Kirche! Ließ mein Weib neulich die ganze Flucht in Ägypten neu kleiden, dem heiligen Christkind eine ganz neue Fatschen, sogar dem heiligen Bethlehemitischen Esel eine goldgestickte Schabracke machen.

Und doch nicht!

Wir ehren die Religion und ihre Diener, und hassen ihre Feinde von ganzem Herzen. Wir bestreiten fast allein die Beleuchtung beim Heiligen Grabe. Und wo ist ein Schweißtuch der heiligen Veronika nach dem römischen Original besser getroffen, als das, welches ich zu den Kapuzinern hinausmalen ließ?

Ließ ich nicht neulich dem Bettler, der ein Lutheraner war, bloß deswegen, weil er Lutheraner war, unserm Herrgott zu Ehren, unaufgerupft um fünfzehn Prügel mehr geben? Und o! Möchte mir der liebe Gott doch einmal einen Juden unter meine Jurisdiktion schicken, den wollte ich geißeln lassen, daß er an mich dächte.

Und doch nichts! Kein ehelicher Segen!

Es ist gar nicht anders möglich, bare Hexerei, Teufelei muß dahinter stecken. Was haben wir nicht schon alles verlobt? Nichts ist's. Früh und spät sind wir dran. Nichts wird's!

Derlei traurige Gedanken fuhren dem Herrn Hans Jakob plötzlich so warm durch das Hirn, daß er auf einmal die Haube vom Kopfe riß und wegschmiß. Eben trat die gute Hausmutter zur Türe herein, und die Haube ('s ging recht kurios zu) flog ihr an den Kopf.

Seht doch, schrie sie, auch mein armer Mann ist verhext. Ja, ja! Der Pater Quardian hat recht. Die bösen Leute sind an uns.

Ich glaub's selber, antwortete Hans Jakob. Es ist mir wahrlich ganz wunderlich.

Warte nur, Hexe, fuhr sie fort, ich will der Hacke gleich einen Stil finden. Und witsch war sie mit der Haube im Ofen. In wenigen Minuten war die Exekution vorbei und die Haube verbrannt.

Sie brachte eine neugewaschene, tauchte sie in heiligen Weihbrunnen, schrieb mit dem Daumen das J.N.R.J. darauf und setzte sie dem Manne auf. Jetzt war Ruhe und die Hitze ließ nach. Kaltblütig fragte Hans Jakob: Was hat der Pater Quardian gesagt?

Sieh! Da kam der Pater Quardian selbst.

Laudetur Jesus Christus! sprach er und erteilte dem Herrn Vater und der Frau Mutter nebst dem heiligen Segen heiligen Weihbrunn.

In aeternum, antwortete der Herr Vater; denn er verstund so ziemlich Latein.

Gelobt und gebenedeit sei der heilige Erzpatriarch Franziscus von nun an bis in Ewigkeit! setzte die Frau Mutter hinzu.

Nach einigen Fragen und Antworten über das: Wie haben Sie geschlafen? Wie befinden Sie sich? usw. dann einigen Komplimenten: Euer Hochwürden Pater Quardian Platz genommen! usw. kam's denn nun zum Gespräch.

Ich habe heute nacht einen kuriosen Traum gehabt, sprach Pater Quardian. Und diesen muß ich Ihnen nun sogleich erzählen.

Frau Mutter: Einen Traum? Das ist allerliebst. Ich höre sie recht gerne, die Träume. Mir hat auch geträumt, und zwar von Euer Hochwürden selbst. Ich lag auf dem Rücken und da war mir, als hätte mich eine Drude gedrückt. Wie vom Himmel herab kamen Euer Hochwürden und jagten die Drude weg. Da war mir, ich weiß nicht wie, aber halt gar so wohl — unaussprechlich wohl.

Herr Vater: Mach, Nandl, daß eine Schale Kaffee herkömmt.

Pater Quardian: Beileibe! Deswegen bin ich nicht gekommen. Nur des Traumes wegen.

Herr Vater: Ja, ja! Mach nur, Mutter, ein paar gute Schalen Kaffee.

Pater Quardian: Wenn Sie es gar nicht anders tun, so will ich in Gottesnamen von Ihrer Güte profitieren. Unser heiliger Vater ersetzt alles reichlich, was man seinen armen Söhnen tut und wirkt in Familien immer das Mirakel der Propheten, auf dessen Wort der guten himmlischen Hausmutter weder Mehl noch Öl ausging. Dominus vobis faciat idem in Nomine Patris etc.

Hier schlug er drei Kreuze.

Hans Jakob klopfte ans Herz.

Anna machte einen tiefen Knicks, fing an Kaffee zu kochen und sprach: Den Traum nicht zu vergessen! Ich höre ja gar zu gerne Träume erzählen.

Pater Quardian: Also ad rem! Es war mir, als hätte ich Ihnen einen jungen Vogel zum Präsent machen wollen; als ich Ihnen aber denselben geben wollte, kam er mir aus. Husch, fing ihn die Frau Mutter und sperrte ihn in ihren Käfig. Der Vogel sang gar schön und Sie hatten alle Freude daran.

Frau Mutter: Lustig! Der Vogel bedeutet 18, der Käfig 27, der Gesang 5.

Pater Quardian: Es ist nicht aus noch. Indem ich wieder nach dem Vogel umsah, sieh! Da war ein bildschöner Engel daraus geworden und jetzt fing er an, zu psallieren. Er blieb im Käfig sitzen. Indessen war das Zimmer voll Vögel angeflogen und sie mischten ihren Gesang in seine Psalmen.

Frau Mutter: Der bildschöne Engel bedeutet 90 und das Zimmer voll Vögel 66. Freu dich doch, Vater, Hans Jakob! Freu dich! 5. 18. 27. 66. 90. Akkurat eine Quinterne in der Lotterie. Wir werden steinreiche Leute.

Herr Vater: Das Wort Lotterie laß mich nimmer hören. Weißt es ja schon, mit deiner Teufelslotterie machst du mir die Galle rege.

Pater Quardian: Jawohl Quinterne! Ich weiß es besser, was es bedeutet.

Frau Mutter: Und was wäre denn besser, als eine Quinterne?

Herr Vater: Hagel und Donner! Kriege ich Ruhe oder nicht?

Pater Quardian: Stille! Laßt uns den Segen Gottes nicht verscheuchen. Pax vobis! Auf mich gemerkt! Wie wär's, wenn der Vogel einen Erben bedeutete?

Die Frau Mutter lachte hell auf und klatschte hämisch in die Hände.

Pater Quardian: Atqui! Ebenso hat es Sara gemacht, als ihr die in der Gestalt dreier Fremdlinge verborgenen Engel einen Erben prophezeiten.

Stark wallte der Kaffee am Feuer auf — noch stärker das Blut in Hans Jakobs Herzen.

Pater Quardian: Weiter! Weiter! Wie wär's, wenn dieser Erbe ein Sohn meines heiligen Vaters, ein seraphischer Engel würde?

Herr Vater: Wäre nur einmal der Erbe da! — So seufzte er und es stieg ihm wieder brühheiß auf. Die Haube lag aber diesmal, aus Respekt für den Pater Quardian, noch auf dem Tische.

Pater Quardian: Und wie wär's, wenn auf den ersten Erben ein ganzes Zimmer voll folgten?

Herr Vater: Alle würden sie zu essen haben.

Frau Mutter: Aber ich würde leichter eine Quinterne ziehen, als ein Zimmer voll Erben. — Sie biß sich bei dieser Rede in den Finger und lachte schon wieder.

Herr Vater: Hm! Hm! Wenn die Teufelsweiber einmal was im Schädel haben!

Pater Quardian: Sicher, Herr Vater! Mein Traum geht mir aus. Der Vogel bedeutet einen Erben. Glauben Sie mir, so wie Abraham den Engeln geglaubt hat, und — dictum factum.

Frau Mutter: Sagten Sie doch erst gestern im Kreuzgange, wo Sie allein bei mir stunden und das Geheimnis, das unter uns steckt, aufdeckten: Die bösen Leute waren an uns —

Pater Quardian: Stille, Frau Mutter! Stille! Lassen Sie mich nur ausreden —

Herr Vater: Freilich stille! Aber die Weiber! Ja, wenn's nur geschnattert ist! — Meinen Sie also das im Ernste, was Sie sagen, Pater Quardian? Oder wollen Sie mich zum besten —

Pater Quardian: Ich? Gott hat so oft zu seinen Propheten im Traume gesprochen. Quippe ni? Kann dies nicht auch im Neuen Testamente geschehen? Sei nicht ungläubig, sondern gläubig, steht geschrieben.

Herr Vater: Ich bin kein Fuksch — und sage meine Sache gerade heraus. — Der Traum von den Vögelen gefällt mir doch nicht gar recht. Sehen Sie, warum — darum. — Im Alten Testamente hat einmal einem geträumt von vielen Vögeln und derselbe ist hernach gehenkt worden. Ich bedank mich gar schön. Nichts von Vögeln also!

Frau Mutter: Geh mit deinen Flausen, Hans Jakob! Was nicht noch? Der Pater Quardian weiß ganz was anderes.

Jetzt brachte die Frau Mutter den Kaffee und Brezeln dazu.

Der Pater Quardian trank, die Frau Mutter setzte sich im häuslichen Vertrauen zu ihrem Hans Jakob und erzählte, wie folgt:

Von Unfruchtbaren im Ehestande; erbaulich und fruchtbar zu lesen. — Geistliche Hausfreunde. — Remedia prorsus catholica tollendi maleficia.

Frau Mutter: Wohlan denn, so höre, mein lieber Hans Jakob! Der Pater Quardian sagte, die bösen Leute hinderten unser Eheglück, und wir wären — wie sagt man nun gleich? — ja, so! wir wären — malefizisch.

Herr Vater: Daß dich!!! (Jetzt sprang Hans Jakob vom Stuhle auf und lief zur Türe hinaus. Mordschlakra — war sein letztes Wort.

Pater Quardian brach in ein so plötzliches Gelächter aus, daß ihm der Kaffee durch die Nase stieg, und Sehen und Hören verging. Die Frau Mutter schmeichelte indessen den Papa wieder herein.)

So fuhr Pater Quardian fort: Maleficium, dixi, obversatur vobis in conjugio, et fructificationi copulae ponit impedimentum. Zu deutsch: Ihr seid verhext. Und dieses Malefizium will ich heben qua Minister romanae ecclesiae protocatholicae.

Herr Vater: Hast einen rechten Tratsch gemacht mit deinem Malefizisch. So geht's, wenn Weiber gelehrt reden wollen. — Trinkens doch Ihren Kaffee, Pater Quardian! Er wird ja sonst kalt. Also Maleficium diaboli; das verstehe ich. Der Teufel kann beim Schlüsselloch aus und ein, so dünn ist er. Doch wir sind ja katholisch —

Frau Mutter: Und beten unser Nachtgebet.

Pater Quardian. Nachdem er den Kaffee getrunken hatte, sprach er: Deo gratias, und Retribue Domine benefactoribus nostris vitam aeternam. Amen! Schlug vier Kreuze gegen Aufgang und Niedergang, Mittag und Mitternacht in nomine Patris et Filii, et Spiritus sancti, und der Herr Vater und die Frau Mutter neigten sich gar tief.

Der Herr Vater sprach: Profiziat. Die Frau Mutter trug ab.

Pater Quardian fuhr fort: Erschrecken Sie nur nicht, Andächtige! Wenn ich auch von einem wirklich obwaltenden Malefizio spreche, so sage ich noch gar wenig. Ein gelehrter, geistreicher Ordensbruder, Pater Hieronymus Mengin erzählet, daß der Teufel (Dominus benedicat vos, et ab omni malo defendat) Weibern und Jungfern, eheu! auch Nonnen beischlafe, die letzteren besonders oft in Gestalt eines Mönches (verfluchter Satan!); soll ich? Darf ich es sagen? O ja! Ich spreche zu keuschen Ohren — — sogar notzüchtige. Seht! Seht! Teufelsliste. Daher werden oft die heiligmäßigsten Mönche verschrien. Der schlaue Luzifer nimmt die Gestalt frommer Geistväter und Religiosen an usw.

Herr Vater: Nandl, was sagst du dazu? Weißt es schon, ich halte etwas auf mein eigenes Ehebett. Möchte nicht gerne einen fremden Menschen; der Teufel wäre mir aber am meisten zuwider.

Pater Quardian: Wo aus, Herr Vetter? Habe ja erst ich selbst um heiligen Dreikönige an allen vier Ecken des Bettes Präzepta eingenähet. Und da mag denn nun Luzifer wohl selbst nicht hinkommen. Trotz!

Herr Vater: Hm! Hm! So! So! Schon gut!

Pater Quardian: Wir sind dermalen von dem zur Rede gekommen, was der Teufel kann. Nicht wahr, Herr Vater! Wer aufmachen kann, der kann auch zumachen? Sohin gibt's ein Malefizium, das Unfruchtbarkeit hervorbringt. Jetzt kommen wir zu dem Modus tollendi, das ist, zur Frage: Wie wälzt man den Stein hinweg? Es schrieb abermal ein hochgelehrter Mitbruder von mir, Pater Barchi, ein Kapuziner, ein Büchlein für die Regelfrauen zu Innsbruck, und da kommt die Regel

vor: Betet an die heilige Spannader des Heiligen Geistes, und seine Gebeine, welche die heilige Jungfrau und alle, welche bei ihr wohnten, erwärmen! Diese Andachte mochte allerdings gut sein und im Vorbeigehen will ich sie beiderseits, besonders der Frau Mutter, empfehlen. Sie dürfen nicht glauben, daß ich Spaß mache. Der heilige Statthalter Jesu Christi Paul V. hat im Jahre 1617 dieses Regelbüchlein selbst bestätiget.

Herr Vater: Nandl! Merk dir's. Der heilige Vater Papst hat selbst die Hände im Spiele. Merk dir's, sage ich.

Frau Mutter: Wo sind die zu haben, die heilige Spannader des Heiligen Geistes und die mirakulosen Gebeine, welche wärmen? Sollst sie wahrlich ins Haus kaufen, Hans Jakob! Auf unsern Altar, zwischen der säugenden Mutter Gottes und der Salva Guardi.

Pater Quardian: Ich habe noch nicht ausgeredet. Es ist noch etwas, Herr Vater! In derlei Umständen, in denen Sie sich befinden, gar heilsam. — Und das ist: Praeputium D.N.J.C., quod Romae asservatur. Sie verstehen ja lateinisch? — Hiervon habe ich nun eine Abbildung, und von dieser will ich der Frau Mutter, mit Ihrer Einwilligung, einige Portionen geben.

Herr Vater (voll Verwunderung): Vom Präputium. Und dieses Präputium soll die Hexerei heben? Da seh nun ein Mensch, wie heutzutage die Künste und Wissenschaften steigen! Meiner Zeit soll ein marianischer Sodalis vom Präputio auch nur ein Wort bei den Jesuiten verloren haben, wehe ihm!

Pater Quardian: Von einer der alten gewöhnlichen Verehrung des Praeputii Salvatoris nostri schreibt schon der gelehrte Jesuit Pater Sanchez, item Pater Bernard Petz, ein hochberühmter Benediktiner, in einer Schrift von der ehrwürdigen Agnes Blanbeck, einer großen Verehrerin S. Präputii, welche es sogar auf der Zunge auf und ab steigen empfand, wie ein Buch, zu finden bei Monath in Wien vom Jahre 1731, im 37. Hauptstück, S. 36 ausführlich beschreibet. Auch meldet hievon ein Buch, Esopus Epulans genannt und herausgegeben zu Wien 1753.

Herr Vater: Alles dies ist mir zwar so unbekannt, wie ein spanisches Dorf. Aber wenn's hilft, so bezahle ich alles, wenn Sie auch einen Kurier nach Rom schicken müssen.

Pater Quardian: Sie können sich ja denken, daß wir nichts sehnlicher wünschen, als dem Hause, welches so wohltätig gegen uns ist, Sukzession und Erben.

Frau Mutter: Nein, an mir will ich es nicht erwinden lassen. Ich will die heilige Spannader des Heiligen Geistes täglich mit einem Psalter regalieren, aber das Einnehmen scheue ich. Es macht gar zu krank.

Herr Vater: Hast kein schönes Kalb, Nandl? Schicks hinaus ins Klösterlein, es möchte sonst samt dem Praeputio, quod Romae asservatur wieder nichts werden. Muß man dir doch auf alles mit dem

Holzschlegel deuten. — Ei, was Kalb! Es kommt mir auf einen gemästeten Ochsen nicht an, wenn ich nur einen Erben kriege. Allons! Machen Sie, was zu machen ist. Tun Sie das Beste. Von mir bist du nun, Nandl! dem Pater Quardian zur geistlichen Operation mit Leib und Seele übergeben.

Frau Mutter: Goldener Herzenspater! — Sie sind mein Auf und Nieder, mein alles — versteht sich — geistlicherweise. Aber wenn ich von der lateinischen Küche höre, geht's mir grün und blau vor den Augen um. — Nur nicht einnehmen! — Nur nicht einnehmen!

Pater Quardian: Sorgen Sie sich nicht. Es ist gleich drinne. Und das Präputium ist, wie die fromme Schwester Blanbeck sagte: honigsüße.

Herr Vater: Sei nur kein Kind und gehorsame dem Pater Quardian, oder — ich stoße die Ehepakten um. — Kannst dann sehen, wie es dir nach meinem Tode gehe . . .

Der Kampf dauerte noch lange.

Doch siegte die Gnade durch den Pater Quardian. Bei meiner priesterlichen Würde, sprach er — die heilige Mutter verehret eine Oktav hindurch die Spannader des Heiligen Geistes. Sie kriegt vom honigfließenden Präputio wiederholtermalen — wird gesegneten Leibes — die Fesseln der Zauberei werden glücklich zerbrochen — die frommen Wünsche werden erfüllet — und der Herr Vater kriegt Erben. Was verlangen wir denn sonst alle?

Während sie nun in Camera charitatis so beisammen saßen, ereignete sich ein sehr fataler Kasus.

Die Frau Mutter hatte in der Hühnersteige ein gar schönes drolliches Spanferklein eingesperrt, und dieses fand unbemerkt Gelegenheit, auszubrechen, kam an den heiligen Ordensgürtel des Pater Quardian, und da der unterste Knopf etwas schmutzig war, machte sich das Spanferklein damit lustig und fraß ihn weg. Jetzt, da Pater Pangratz aufstund, bemerkte er erst das Spanferklein, und was — was noch ärger ist, so sah er, daß er wirklich seine Keuschheit verloren hatte, und daß dieselbe das unschuldige Spanferklein müsse gefressen haben, denn das Keuschheitszeichen war nimmer zu finden.

Ums Himmels willen, die Keuschheit verloren! Euer Hochwürden, was wäre das? jammerte der Herr Vater!

Aber der Pater Pangratz tröstete ihn auf der Stelle.

Es geschah nur symbolice, sagte er; denn Sie müssen wissen, daß der erste Knopf an dem Gürtel den Gehorsam, der zweite die heilige Armut und der unterste die freiwillige Keuschheit bedeutet.

Die Keuschheit ist doch immer in Gefahr beschmutzt zu werden, sagte der Herr Vater. — Weiter hinauf, dächte ich, und den Bettel, sage, die heilige Armut hinab.

Wie man's kriegt, so trägt man's, erwiderte der Pater Quardian. Ich nehme einen anderen Gürtel, und gebe diesen einem Bruder, der kann sich eine neue Keuschheit daranknüpfen.

Ja, wenn das Ding so leicht wieder gutgemacht ist, so kommen Sie freilich wohl durch. Indessen soll das Spanferklein büßen, was es gesündiget. Ich werde es gleich ins Klösterlein nachschicken; denn ich kenne den alten Spruch noch ex jure: Bestiam noxae dare.

O felix Adamae peccatum, seufzte Pater Pangraz, inter mille Deo gratias.

Und der Herr Vater fuhr fort: Nur was wir ausgemacht haben, nicht zu vergessen! Sie kommen abends auf eine kleine Jause, lieber Pater Quardian! Ich habe schon Erbsen geklaubt. Und Wein habe ich vom Mutterfaß. Etwas Schweinernes in Erbsen, ein Leckerbissen für Euer Hochwürden Pater Quardian, und ungarischer Sicksacker dazu. Wie delikat!! Wir werden wohlauf sein. Ich lasse die Schimmel schon einspannen, damit Sie heimfahren können.

Nehmen Sie einen starken Frater mit, der Sie leicht in und aus dem Wagen hebt. Meinetwegen auch den Novizenmeister, oder ein anderes Steinbrüderchen. Kurz, der mit Ihnen kommt, ist bei mir Patron.

Der Pater Quardian nahm Abschied, sagte der Frau Mutter etwas ins Ohr und der Herr Vater setzte seine Rede fort, wie folgt:

Liebe Nandl! Dreimal sollst du von Fuß auf neu in Seide gekleidet sein, laß dir nur das Malefizium auflösen. Kommts dich auch etwas hart an, so denke dir nur: Ein Bube ist alles wert — und mein Hans Jakob bezahlt mich drum. Ich glaube, der Pater Quardian sei dazu gemacht, diese Nuß aufzubeißen, sonst hätten ihn seine Obern nicht so früh zum Quardian gemacht. Gib mir die Hand darauf, daß du ihm folgst.

Sie schlugen ein — —

Von der wunderbaren Empfängnis
des frommen Pangrazens.

Der Pater Quardian hat Wort gehalten und geliefert, was er zu liefern versprochen hatte.

Der Herr Vater und er verrichteten ihre Andacht zur Spannader des heiligen Geistes.

Die Frau Mutter nahm fleißig vom Präputium usw.

Die Patres sangen für den Herrn Vater und die Frau Mutter das Responsorium S. Antonii (Membra, resque perditas petunt, et accipiunt juvenes, et cannes) und alles versprach schmeichelhafte Wirkung.

Der Pater Quardian, ohnehin schon als Geister- und Seelenbanner im heiligen Orden rühmlichst bekannt, erhob auch sein Gebet zum heiligen Erzpatriarchen Franziskus und sprach seinen Segen, wie folgt, über die Frau Mutter:

„Heiliger Vater Franziskus! Der du dir selbst dem Satan zum Trotz Weib und Kinder aus Schnee gebildet hast, um den empörten Stachel des Fleisches zu überwinden, sieh doch mitleidig herab auf deine Diener und Dienerin, und gib unserer wohltätigen Erzfraumutter durch deinen seraphinischen Segen einen gesunden Knaben, damit ihre Freude, die sie an uns geistlichen Söhnen, deinen Kindern, hat, durch eigene Leibesfrucht noch lebhafter werde, und sie unser Gebet zu dir und unsere Verdienste um sie, immer mehr im Vertrauen auf uns gestärkt, noch reichlicher belohne. Amen. Alleluja!"

St. Franz lächelte ihm Beifall aus dem Himmel entgegen, und da der heilige Vater eben ein smaragdenes, mit Rubinen, Diamanten und orientalischen Perlen gar reich besetztes Christkind auf den Armen trug, vermutlich zur Belohnung seiner schmerzlichen Abtötung auf Erden, nahm der Pater Quardian aus dieser himmlischen Erscheinung ab, daß sein Gebet wirklich erhört sei.

Bald danach wurde die Frau Mutter auch mit heftigen Zahnschmerzen geplagt und es traten verschiedene Alterationen ein, welche seine Hoffnung noch mehr verbürgten.

Der Pater Quardian machte einen Kreuzsprung, wie der Dachs am Lichtmeßtage, wenn es ihm nach Wunsch wittert und schrie: Juchhe! Herr Vater, die Frau Mutter befindet sich gesegneten Leibes.

Und nicht nur der Pater Quardian, sondern der ganze Konvent wurde von nun an beinahe mit Wohltaten geschwängert. Über alles das, was vorging, lebte der Herr Vater in einem beständigen Rausche. Von Mittag elf Uhr an trank er, bis er in das Bett wackelte, Sicksacker, unaufhörlich auf die Gesundheit des — Hansels im Keller — meistens in heiliger Gesellschaft des fast mirakulosen Propheten Pater Quardian und seiner gottseligen Brüder.

Frage mich jetzt da niemand, was die Leute von der fast plötzlich eingetretenen Fruchtbarkeit nach so vielen hoffnungslosen Jahren sagten.

Lose Mäuler gibt's allemal. Aber es singt der venusinische Schwan Horaz schon gar schön: — — In hos veniat mictum, atque cacatum! (Sat. 8.)

Und dieses wohlverdiente Schicksal treffe (im Vorbeigehen gesagt) besonders auch alle Ketzermacher, und wer immer über mich und meinen Verleger ein Anathema im Munde führt.

Dixeris esse satis.
Hinc praestat molos componere fluctus.

Geheimnisse unter Mönchen und frommen Beichttöchtern.

Der Pater Quardian wünschte zwar, daß das glückliche Ereignis noch eine Zeitlang verschwiegen bliebe.

Aber wer weiß nicht, daß es da, wo Mönche sind, wenn sie auch zwei, drei Stunden weit wegwohnen, gar kein Geheimnis gebe.

Eximia est virtus praestare silentia dictis, oder bei Waschbänken und Klostermauern wächst die Blume der Verschwiegenheit nicht. So sagt ja das Sprichwort schon.

Doch verbanden sich der Pater Quardian und der Pater Collector am Portenstübchen noch fast mehr als gelübdmäßig, keinem Menschen ein Wort anzuvertrauen, und so gingen sie nun auseinander, der Pater Quardian rechts, links hin der Pater Collector.

Dieser hatte die Treppe noch nicht angetreten, als ihm der Pater Carminifex auf der Ferse war und nachtrillerte:

Phidia, Zeuxes, Xenophon, Homere,
Ascias, Telas, Calamos parate!
Nutrians faetus et aquae salubres
Et jovis aurae.

Der Pater Collector wandte sich um und fragte, was er hiemit sagen wollte?

Das muß mir, antwortete der Pater Carminifex, das Exordium zu einem hübschen Genethliakum oder Freudenlied auf die Geburt einer geistlichen Frau Mutter geben.

Pater Collector (hastig): Wie so? Für welche? Heraus mit der Sprache!

Pater Carminifex: Als wenn ich es nicht wüßte, daß die Frau Bürgermeisterin —

Pater Collector: Hm! (Nachgiebiger) Wer hat Ihnen diesen Bären aufgebunden?

Pater Carminifex: Daß wir Sie etwa nicht eben an der Porte von der Sache sprechen gehört hätten! Sie und den Pater Quardian. Da lacht man ja laut über ein solches Geheimnis.

Pater Collector: Wir, sagen Sie? Wer lauschte denn noch?

Der Pater Auritus kam eben aus dem Portnerstübchen heraus und schrie: Deo gratias! Millionentausendmal Deo gratias! Mein heiliger Schutzengel hat mich heute heruntergeführt. Gloria, laus, et honor sit tibi Rex Christe redemtor! Nicht wahr, Pater Carminifex! Wir wissen schon, wie wir daran sind. O Melibaee Deus nobis haec gaudia fecit. Die Henne brütet. Das soll mir gleich die ganze Provinz erfahren!

Der Pater Collector stund wie versteinert da und seufzte: Wahrlich! Die Portnerstübchen vertragen kein Geheimnis. Mußten wir aber denn eben von einer so wichtigen Sache da sprechen?

Laut lachten nun beide Patres zusammen; denn jetzt erst hatten sie dem Pater Collector das Geheimnis ganz abgelockt.

Der Pater Auritus riß sich augenblicklich wieder los, und eilte ins Portnerstübchen zurück.

Der Pater Carminifex fuhr fort:

Dum Alexandrum precibus dederunt,
Et meis victi precibus dederunt,
da Dando quellum
vel Dando puellam
In patris risus, animosam jocosos
Matris, ac —

Pater Collector: Ach! Das muß alles teutsch werden, sonst versteht es ja die Frau Mutter nicht. — Teutsch, sage ich, teutsch.

Pater Carminifex: Teutscher Michel, qui vos bobus veneratur atris caelitum musae!

Und nun war der Pater Carminifex auch weg, während der Pater Reimschmidius auch aus dem Portnerstübchen heraufschlich und, indem er auf den Pater Collektor geradezu hinging, fragte: Wissen Sie schon? Wissen Sie schon? Nova, novissima, jucunda, prospera?

Pater Collector: Was? Was? Reverende! Was?

Pater Reimschmidius: Was ich weiß? Ich habe mich eben besonnen. Sie können nicht reinen Mund halten, sind ein Plauderer, Schwätzer, Maulaufreißer, pritschen wie alte Weiber. Ich behalte mein Geheimnis bei mir verborgen. Und nun begann er in der delikatesten Kapuzinerdeklamation:

O wonnevoller Tag! O wunderschönes Hoffen!
Es wird ein Kindlein uns. — Nun steht der Himmel offen.
Beglückte Eltern ihr! O welch ein frohes Los!
Dein Schöpfer segnet dich, gebenedeiter Schoß!
Aus dem ein Würzlein sproßt, wie Radix Jesse einsten,
Wie Zedern künftig hoch; sei auch jetzt von den Kleinsten
Des Hauses Israel. O Gnad! O Heil! O Glück — —
Fama crescit eundo —

dachte der Pater Collector, und bald erfuhr er, daß der Pater Reimschmidius das Geheimnis vom Pater Auritus eben um eine Flasche Kirschengeist gekauft habe. Voll Verdruß, es umsonst hingegeben zu haben, eilte er nun von Pater Reimschmidius weg seinem lieben Strohsack zu.

Aber die Unruhe über das umsonst entdeckte Geheimnis quälte ihn zu sehr.

Sich zu zerstreuen, sann er also auf neue Rätsel, deren er auch bald ein Dutzend fertig hatte.

Tags darauf ging er frühzeitig ins Portnerstübchen, wohin ihm eine fromme Beichttochter ein Frühstück zu schicken versprochen hatte, und wo dasselbe auch schon seiner wartete.

Indem er es zu sich nahm, sprachen die Ausgeherin, die Wäscherin, Botin, Näherin, Kerzlerin und Metzgerin, andächtige und vertraute Beichttöchter der ehrwürdigen P. P. Kapuziner, eben auch vom Geheimnisse.

Betrübt kehrte er von da zum Pater Quardian und eröffnete ihm, daß das Gerede von der Schwangerschaft der Frau Mutter schon in und außer dem Kloster allgemein wäre.

Himmel! fuhr der Pater Quardian auf, wie ist das möglich? Das kann kein anderer Mensch verraten haben als Sie. Ich habe es heute höchstens nur drei bis vier Regelschwestern im Beichtstuhle, und zwar sub sacratissimo sigillo eröffnet, um die Frau Mutter ihrem Gebete zu empfehlen. Und nun, dir, allwissender Gott sei's geklagt! Soll nicht einmal im heiligen Beichtstuhle Verschwiegenheit mehr gelten? Unmöglich! Unmöglich!

Der Pater Collector war vor Freude außer sich, als er dies hörte.

Denn Brüder konnten das erlauschte Geheimnis so wenig behalten als Weiber, dachte er, und der das geradezu Anvertraute dann Weibern vertraut, hat immer die größere Sünde.

Ach! Sacratissimum Sigillum ist in Gefahr, schrie der Pater Quardian, und schlug sich wiederholter Malen heftig an die Stirne. Der Pater Collector riet ihm, auf der Stelle zur Beruhigung des Gewissens ein Diktamen zu machen. Der Pater Quardian nahm im Gedränge den Vorschlag an, folgte ihm und wurde ruhiger; denn er hatte sich nun eines anderen besonnen, als kurz zuvor, und glaubte nicht mehr, daß das Silentium in Gefahr wäre. Ein Diktamen ist nämlich so ein Ding, welches die Gnade der Beruhigung plötzlich verschaffen kann, indem es die vorgefaßte Meinung korrigiert. (Siehe Theologia P. Thomae Ex Charmes Prov. Lothar. Capucini Definit. et antiqui SS. Theologiae Lectoris. 1765. Aug. Vind. De Liceitate, materiali, et formali, objectiva, et subjectiva, absoluta, et respectiva, palliativa, et latae sententiae, validitate, speculativa, et practica, ab ante et ex post, intrinseca, et extrinseca, hypothetica, et interpretativa, et prohabilitate, positiva, comparativa, et adversativa, potentiali, et substantiali, secundum quid, et ex integra causa, in concursu, et extra concursum, cum epiphio theologico, vel philosophico etc.) Nun ist nichts mehr übrig, fuhr der Pater Collector zu dem Pater Quardian fort, als in venerabili conventum, was wir wissen, zu eröffnen.

Pater Quardian: Sed tamen sub rosa –

Pater Carminifex: Was wird die Rosa helfen, wo Sacratissimum silentium –

Pater Quardian: Bene! Bene! Ulterius.

Pater Carminifex: Und dann auf das zu denken, wie wir alle geistlichen und weltlichen Mittel sammeln, welche die Geburt erleichtern.

Das wollen wir nach Tische in Ordnung bringen, sagte der Pater Quardian. Überlegen Sie indessen die Sache und ich will es auch tun.

Dies beliebten sie beiderseits, und die Fortsetzung wird zeigen, was geschehen ist.

O möchte doch die Geburt auch so miraklös werden, wie die glückliche Empfängnis!

Um diese Zeit hatte Pater Virgilius Sedlmaier, ein Benittiner Theolog zu Wessobrunn in Bayern, eben disputiert, ob die Jungfrau Maria ohne Schmerzen geboren hat, und glücklich dieses Ei theologischer Meinungen in den unergründlichen Korb der heiligen Gottesgelehrtheit gelegt.

Die Frau Mutter hatte von weitem etwas davon gehört, und war schon in Gedanken auf dem Wege, sich zu den heiligen Geburtsschmerzen, welche die gebärende Jungfrau Maria, secundum doctrinam theologiae, gar nicht gelitten hatte, mit einer silbernen Gebärmutter zu verloben, als eben noch der Pater Quardian zur guten Stunde kam, und die Frau Mutter von einer Benediktiner Mutter Gottes wieder ins rechte Geleis, nämlich zu einem Ordensheiligen, einlenkte.

Er fand es nicht für ratsam, das Vertrauen teilen zu lassen, arbeitete also daran, daß die Frau Mutter alles dem Orden des heiligen Franziskus allein zu danken haben müßte.

Sie war schon auf hoher Zeit, und darum bemächtigte sich ihrer von verschiedenen Seiten her Bangigkeit. Ach! seufzte sie einmal, wie wird's mir gehen, lieber Pater Quardian? Es reuet mich fast, daß ich das Mirakel an mir haben wirken lassen. Ich bin schon bei Jahren; da werden die Schmerzen heftiger. Unsere fromme Hebamme Rosina hat Bratzen, wie ein Bär — und ich fürchte, sie versteht ihr Handwerk kaum zur Hälfte.

Pater Quardian: Fausen, Frau Mutter! Fausen. Da ist leicht geholfen. Es gibt einen Sohn des heiligen Franziskus, dessen mirakelvolle Lebensbeschreibung unlängst auf einem Tändelmarkt, nachdem der heilige Orden sie schon für verloren hielt, wunderbarerweise gefunden worden ist. Dieser heilige Mann heißt Bruder Corleones, und leuchtete mit besonderen Mirakeln und Wundwerken. Von den schönsten einige, die ich der Frau Mutter zu ihrem Troste sagen kann, sind diese: Frauen, die sich zu ihm gewendet haben, einen männlichen Erben zu erhalten, segnete er, und man weiß es ganz gewiß, wie es denn seine Lebensbeschreibung beteuert, daß im Mutterleibe aus Mägdlein Buben geworden sind.

Da, — da, — da haben Sie dreißig heilige Messen. Lassen Sie den ganzen Konvent lesen, daß mir der heilige Corleone einen Buben draus macht, wenn ich jähling ein Mädl im Leib haben sollte, sprach die angstvolle Frau Mutter, und kaum hatte sie ausgeredet, so zählte sie dem Pater Quardian das Geld vor, wickelte es, weil er's bloß nicht anrühren durfte, in Papier und steckte es ihm mit eigenen Händen in die Kaputze.

Das ist noch nicht alles, Frau Mutter! rief der Pater Quardian und strich sich den Bart. Einmal war eine große Frau, die dem Kloster viel Gutes tat. Diese hatte denn viel Angst der bevorstehenden Geburts-

schmerzen wegen. Ich will sie statt Ihnen tragen, sagte der fromme, ja heilige Bruder Corleone.

Frau Mutter: Und hat er's getragen?

Pater Quardian: Von der Kunst. Sie empfand nichts. Er schrie, während sie zum Kind ging, als wenn er an einem Messer steckte. Natürlich! Die Geburtsschmerzen eines Kapuzinerbruders — eheu!

Frau Mutter: Habt Ihr keinen mehr, der dieses Wunder wirken kann?

Pater Quardian: Wir haben einige gehabt, aber es ist uns hernach das Niederkommen für die Frauen von den Bischöfen abgeschafft worden unter dem Prätexte, als wären Geburtsschmerzen eine Sache, die sich für Ordensmänner nicht schickte. Eigentlich war's aber, unter uns in Camera charitatis gesprochen, bloßer Neid.

Frau Mutter: Da schau einer jetzt! Ja, unter den Geistlichen wächst gewiß der Neid zum Riesen noch. — So sollen die Bischöfe für uns niederkommen, wenn sie euch's armen Patres nicht erlauben wollen; dann erfahren sie auch, was ein böser Tag sei. Haben ja sonst ohnehin nichts zu tun. Sie wissen halt nicht, wie bequem es wäre, wenn ein guter Freund die Geburtsschmerzen für uns trüge. — O! wenn der Heilige im Himmel diese Mühe auf sich nehmen möchte, was müßte ich tun? Ja, was wollte ich nicht tun!

Pater Quardian: Er hat's auch schon getan, seitdem er im Himmel ist, also kann er's noch tun. Wir wollen diese Gnade gewiß erbitten. Der ganze Konvent wird sich deswegen geißeln, und wir werden nicht aufhören, zuzuschlagen, bis wir eine innerliche Einsprechung haben, daß wir ein gnädiges Fiat erlangen.

Frau Mutter: Auf Akkord! Eine Kuh habe ich, die trägt auch. Diese will ich dem heiligen Corleone verehren, und will eine Immerkuh d'raus machen. Dem Konvente aber will ich die ganze Kindbett aushalten. Alle sechs Wochen durch soll jeder Pater und Frater täglich Wein und seinen Braten haben. Das richtet den Magen schon wieder ein, wenn auch die Geißel juckt.

Pater Quardian: Wir sind nicht interessiert, Frau Mutter! Und bleiben ohnedem ewige Schuldner. Doch, wenn sich die Frau Mutter mit einem Gelübde dazu verbinden will, so will ich dem seligen Corleone das Gelübde schon aufopfern.

Frau Mutter: Ja, richtig! Ich will keinen Teil im Himmel haben, wenn ich nicht mein Wort halte.

Krack! Krack! Schrin! Schrin!

Was ist das? Was geschah?

Auf einmal war schmetternder Lärmen.

Plötzlich fiel hinter der Frau Mutter die Schüsselrahme mit einem ganzen Zentner Zinn herab, und machte ein Geräusch, als wenn der Himmel einfiele.

Jesus, Maria und heiliger Corleone! rief der Pater Quardian.

Was geschieht weiter?

Die Frau Mutter sinkt aufs Bett.

Es kömmt eine Magd — und als sie das Spektakel sieht, läuft sie wieder weg.

Ein geweihtes Licht! schrie der Pater Quardian.

Es kommt der Hausknecht, stellt eine Stallaterne auf den Tisch, und nimmt auch den Reißaus.

Die letzte Ölung! schrie der Pater Quardian, und riß das Geschnüre und die Röcke auf.

Was war's?

Was kann es anders sein, als ein Mirakel.

Der Pater Quardian wurde von dem seligen Corleone bestimmt, das Kind anstatt der wilden Hebamme aufzufangen.

Kaum war aber das geschehen, so war die Hebamme auch schon da; denn sie lauerte schon seit etlichen Tagen und ging immer ums Haus herum spionieren, um zu erfahren, ob ihre Dienste nicht notwendig würden. Die Niederkunft einer so großen und reichen Frau ist weder so unbedeutend, noch so uneinträglich, daß nicht alles zu hohen Diensten zu stehen, Tag und Nacht wachen sollte.

Was der Pater an der heiligen Verrichtung übrig ließ, das mußte nun die Hebamme vollenden.

Etwas schwach befanden sich Mama und Kind anfänglich.

Der Pater ließ aber zu Hause den Vorgang in einem Billettchen wissen, und weil ihn nun die Frau Mutter zu ihrem Troste bedurfte, blieb er quasi als Schopper geistlicherweise bei ihr, verkündigte schriftlich seinen Brüdern den zu hoffenden Schmaus samt der durch glückliche Geburt eroberten Immerkuh, und entschloß sich, weil die Hauptsache schon vorbei war, von der Geißlung erst bei der nächsten Niederkunft Erwähnung zu tun.

Sonntag darauf war ein hohes Lobamt bei dem Bildnisse des seligen Corleone, worunter das Mirakel, samt der hergeschenkten Immerkuh, hernach auch etwas von heiligen Messen und einem Opfer in den Stock, den Patres zum süßen Geruche, den gemeinen Laien aber zum rührenden Beispiele, verkündet wurde, wobei viele schwangere Weiber, die keine tragenden Kühe hatten, sich selbst dem heiligen Corleone aufopferten.

Ich weiß aber keine einzige zu nennen, an welcher dieses Mirakel wiederholt worden wäre. Auch habe ich nichts gehört, daß auf sechs Stunden weit nur eine einzige so beschwerte Schüsselrahme herabgefallen, und irgendwo die Geburt eines Kindes beschleunigt oder erleichtert habe.

Natürlich!

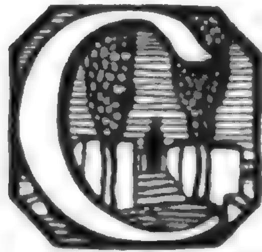
Mirakel geschehen nicht immer und gewiß weit seltener bei gemeinen und armen, als bei reichen Leuten.

Wie ich jetzt schwitze! Dieses Kapitel ist aber auch gar so lang. Wehe, wenn es meinen Lesern ebenso schwer geworden ist, wie mir.

Ich gehe, um mich zu erholen, jetzt auf ein Glas Franziskaner Bier, wozu ich von meinem Herrn Vetter dem Pater Deogratias, schon lange eingeladen bin.

Vielleicht gibt's auch da etwas aus einer kalten Küche. Wahrlich! Man braucht nach einer solchen Strapaze Erholung. Also adieu, lieber Leser! Du magst auch ein Nachtmahl genießen. Ich wünsche dir herzlich guten Appetit!

Die Magdalenenszene aus dem Passionsspiel


hramer, gip die varwe mir,
diu min wengel roete,
da mit ich die iungen man
an ir danch der minnenliebe noete.
Seht mich an.
iungen man —
Lat mich eu gevallen!

Minnet, tugentliche man,
minnekliche vrauwen!
Minne tuet eu hoch gemüt,
unde lat euch in hohen eren schauwen.
Seht mich an,
iungen man —
Lat mich eu gevallen!

Wol dir, werlt, daz du bist,
also vreudenriche!
Ich wil dir sin undertan
durch diu liebe immer sicherliche.
Seht mich an,
iungen man —
Lat mich eu gevallen!

Tunc accedat amator, quem Maria salutet. Et, cum parum loquuntur, cantet Maria ad puellas:

Wol dan, minneklichen chint,
schauwewir chrame.
Chaufwir die varwe da,
die uns machen schoene unde wolgetane.
Er muez sin sorgen vri
der da minnet mir den lip.
Chramer, gip die varwe mir!

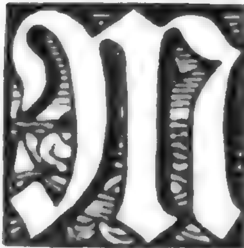
Mercator respondet:

Ich gib eu varwe, deu ist guot,
dar zuo lobeliche,
deu iuch machet reht schöne unt dar zuo
vil reht wunnechliche.
Nempt sie hin, hab ir si!
Ir ist niht geliche.

Lena Christ

Die Klosternovizin

(Aus „Erinnerungen einer Überflüssigen“)

an wies mich in das kleine Zimmer, und dann führte mich die blasse Schwester ins Refektorium, wo die Kandidatinnen bei der Vesper saßen. Liebenswürdig nahmen sich sofort einige von ihnen meiner an und erklärten mir alles, was ich wissen mußte oder wollte. Ich war ihnen dankbar dafür; denn ich hielt es für natürliche, herzliche Kameradschaft. Später freilich erkannte ich meinen Irrtum: es war alles nur Drill und von wahrer Güte wenig zu finden: Bigotterie paarte sich mit Stolz, Selbstsucht mit dem Ehrgeiz, vor den Oberen schön dazustehen und als angehende Heilige bewundert zu werden.

Besonders unter den älteren Mädchen hatte dies Streben nach Vollkommenheit einen wahren Wettlauf um die Tugend hervorgerufen, und die Präfektin der Kandidatur, die solches mit großer Befriedigung wahrnahm, übergab nun jede Neuangekommene der Obhut einer dieser Würdigen, welche zugleich mit diesem ehrenvollen Amt den Namen Schutzengel erhielt.

Also ward auch mir gleich am ersten Abend ein solcher Schutzengel zugeteilt und waltete mit Eifer seines Amtes. Bald machte er mich auf das Weltliche meiner Heiterkeit aufmerksam, obschon ich mir recht traurig vorkam. Und als ich später meinen Arm in den meiner Beschützerin legen wollte, wies sie mich mit den Worten zurecht: „Pfui! Das schickt sich doch nicht! Das gefährdet doch die heilige Reinheit! Es ist uns verboten, uns bei den Händen zu fassen oder einzuhängen. Das Betasten des Körpers nährt die Sinnlichkeit, und zum Körper gehören auch die Hände.“

Da die Abendandacht stets in der Kapelle verrichtet wurde, führte meine Hüterin mich daselbst an den mir zugeteilten Platz, von dem aus ich weder den Altar noch sonst etwas von der Kirche sehen konnte; denn wir befanden uns auf einer Art Galerie, die mit einem dichten Gitter abgeschlossen war. Rings um uns vernahm ich lautes Beten und sah mich neugierig um, zu sehen, woher es käme. Da flüsterte mein Schutzengel mit strenger Miene: „Sieh für dich, arme Seele, Gott ist hier!“

Nach dem Abendgebet gingen wir paarweise in den großen Schlafsaal, und meine Führerin steckte mir auf dem Weg dahin einen Zettel

zwischen die Finger, auf dem geschrieben stand: „Von neun Uhr abends bis sieben Uhr morgens strengstes Stillschweigen!“

Im Schlafsaal angelangt, wies sie mir mein Lager an und ich wollte nun beginnen, mich auszuziehen. Da ich noch städtische Kleidung trug und auch kein Nachthemd bei mir hatte, brachte sie mir eine weiß und rotkarierte Bettjacke. Ich hatte bereits meine Bluse aufgeknöpft und entblößte eben meine Schultern, als mein Schutzgeist ganz entsetzt herzusprang und mir die Bluse rasch wieder über die Achseln schob. Hierauf warf sie mir die Bettjacke über die rechte Schulter, und indem ich sie am Hals festhalten mußte, entblößte sie unter dieser schützenden Hülle meinen rechten Arm und schob ihn rasch in den Ärmel des Nachtgewandes. Ebenso verfuhr sie auf der linken Seite und dann knöpfte sie mir den Kittel bis an den Hals zu.

Die andern Kandidatinnen hatten sich inzwischen unter lautem Beten auf die gleiche Art entkleidet, und ich sah nun eine nach der andern ins Bett steigen; doch behielten alle ihren Unterrock und die Strümpfe an. Ich machte meine Hüterin durch Zeichen auf dies aufmerksam; da zog sie einen Bleistift und einen Notizblock aus der Tasche und schrieb darauf: „Ein sittsames Kind entblößt die Füße erst im Bett und auch den Unterrock darf man nicht vorher abstreifen.“

Also legte ich mich zu Bett und entledigte mich, nachdem sie mir die Decke über den Kopf gezogen, meiner übrigen Kleidung, worauf eine Nachtschwester von Bett zu Bett ging und einer jeden die Zudecke glatt strich. Und nachdem man sich noch der Fürbitte des heiligen Joseph und der heiligen Barbara durch besondere Gebete versichert und den Psalm „Aus der Tiefe rufe ich zu dir, o Herr“ samt den dazugehörigen Paternostern gebetet hatte, legte man die Arme auf der Bettdecke kreuzweise über die Brust und schlief dann ein.

Traumlos schlief ich die ganze Nacht; denn ich war den Tag über müde geworden, und als am frühen Morgen plötzlich ein lautes „Gelobt sei Jesus Christus“ ertönte, dem die Kandidatinnen sich aufsetzend „in Ewigkeit, Amen“, antworteten, blickte ich verwirrt um mich und konnte mich erst, als von der Pfarrkirche das Fünfuhrläuten erscholl, besinnen, wo ich war. Rasch sprang ich aus dem Bett; in diesem Moment aber sah ich ringsum aller Augen entsetzt auf mich gerichtet, und nun merkte ich erst, daß ich im Hemd und ohne Strümpfe war. Schnell schlüpfte ich wieder ins Bett und zog mit vieler Mühe unter der Decke meine Unterkleider an.

Derweilen waren die anderen Mädchen schon an den langen Waschtisch getreten, wo eine Waschschüssel neben der anderen stand, und wuschen sich, als mein Schutzengel kam und auch mich dahin führte. Während des Ankleidens wurde wie am Abend laut gebetet; man empfahl sich zu allen Stunden in Mariens Herzen und Jesu Wunden.

Nachdem wir unsern Schlafsaal geordnet und zuletzt die leichten Filzschuhe mit Stiefeln vertauscht hatten, begaben wir uns paarweise nach der Kandidatur. Diese befand sich in dem sogenannten Mutterhaus, einem alten Bau, der noch aus dem sechzehnten Jahrhundert stammte und damals den Prämonstratensermönchen gehört hatte, die später daraus vertrieben wurden, worauf das Kloster erst als Kaserne und dann als Speicher diente. In diesem Zustand erwarb es unser Orden und richtete es wieder wohnlich her; doch wurde das Haus bald zu klein und man fügte einen Anbau um den andern an. So kam es, daß wir unsern Schlafsaal in einem dieser neuen Gebäude hatten.

Wir schritten also über den verschneiten Platz vor dem Kloster; denn einen geschlossenen Verbindungsgang nach dem Mutterhaus hatte man gerade erst zu bauen begonnen. Da läutete es in der Pfarrkirche zur heiligen Wandlung. Sofort warfen sich alle auf die Knie in den Schnee und beteten den menschgewordenen Gott an.

Als wir im großen Lehrsaal der Kandidatur angekommen waren, knieten alle vor einer reich mit Blumen geschmückten Statue des heiligsten Herzen Jesu nieder, vor der die Präfektin bereits in andächtigem Gebete lag. Sie schlug jetzt ein Andachtsbuch auf und las daraus die Legende einer Heiligen, worauf eine lange Betrachtung ihrer Tugenden und Leiden folgte. Zum Schluß wurde vieles auf uns angewandt und etliche Kandidatinnen, die sich Verfehlungen gegen eine der Tugenden dieser Heiligen hatten zu Schulden kommen lassen, bekamen nun eine eindringliche Strafpredigt und es wurden ihnen schwere Bußübungen, wie Rosenkränze, viel hundert Paternoster und Ave-Maria, stundenlanges Knieen vor dem Altar und dergleichen auferlegt.

Starr vor Erstaunen hörte ich dem Ganzen zu und bereute es schon bitter, jemals den Vorsatz gefaßt zu haben, Nonne zu werden.

Nach dieser geistlichen Lesung und Betrachtung gingen wir in den Speisesaal zum Frühstück, das in einer Tasse dünnen Kaffees und einem Brötchen bestand. Meine Hüterin legte wieder einen Zettel vor mich hin, des Inhalts, daß es Jesus recht wohlgefällig sei, wenn man freiwillig auf das Brot verzichte, weshalb ich nur die Hälfte davon aß.

Nun hatten wir der Frühmesse in der Klosterkapelle beizuwohnen und danach versammelten wir uns wieder im Saal der Kandidatur, und jedes holte sich ein Buch, um zu lernen.

Inzwischen schlug es acht Uhr, und herein traten drei Schwestern, die Lehrerinnen der Kandidatur, gefolgt von der Präfektin, die mich, nachdem wir beim Glockenschlag um eine gute Sterbstunde gefleht, setzen hieß und nun begann, mich in allem zu prüfen, was ich als Lehramtsschülerin wissen oder lernen mußte. Sie gesellte mich danach dem zweiten Kurs zu und wies mir meinen Platz an, worauf der Unterricht begann. Der erste Kurs schrieb an einem Aufsatz, wir rechneten schriftlich, und

der dritte Kurs hatte Unterricht in Grammatik. Die höheren Klassen hatten ihre eigenen kleinen Studierzimmer und diese waren nur durch Glastüren von unserm Saal getrennt.

Um neun Uhr versammelten sich von neuem alle vor dem Altar, knieten nieder und beteten laut ein Stundengebet. Kaum hatten wir uns wieder erhoben, als abermals von der Pfarrkirche die Glocke zur Wandlung läutete und wir uns wiederum auf die Knie warfen und anbeteten.

Nach einer kurzen Weile rief man uns zur Vesper, und jede bekam ein Krüglein Bier und ein Stück schwarzes Brot, wobei ich sah, daß wieder viele die Hälfte des Brotes zurück in den Korb wandern ließen; doch weiß ich nicht, ob dies zur Abtötung oder aus Abneigung gegen das rauhe Gebäck geschah.

Bald, nachdem der Unterricht wieder begonnen hatte, kam die Präfektin und befahl meinem Schutzengel, mich ins Bad zu führen.

Durch lange Gänge, vorüber an Männer- und Frauenabteilen, aus denen wüster Lärm drang, hinab über alte, morsche Stiegen ging es, dann traten wir in einen moderigen Kellerraum, wo etwa zehn Männer Körbe flochten. Wir eilten an ihnen vorüber und kamen durch die mit ekelhaftem Gestank erfüllte Waschküche, in der etliche Kretinen aus einer übelriechenden Lauge graue Wäschestücke zogen, endlich in ein düsteres Kämmerlein, das man Bad nannte, und in dem zwei alte Badewannen, durch einen Vorhang getrennt, an der Wand standen.

Wir mußten uns erst das heiße Wasser aus der Waschküche holen, und nachdem wir unsere Wannen gefüllt und unsere Tücher und Wäsche auf einen neben der Wanne stehenden Stuhl gelegt hatten, begann mein Schutzgeist mir zu zeigen, wie man sich baden müsse, ohne die Unschuld zu verletzen.

Ich durfte mich nicht ganz entkleiden, sondern mußte in Hemd und Strümpfen in die Wanne steigen. Hier konnte ich mich meiner Strümpfe entledigen, während das Hemd meiner Blöße als Bedeckung blieb und tüchtig eingeseift wurde. Darauf strich man einige Male mit den Händen darüber hin; denn unter dem Hemd durfte der Leib nicht berührt werden. Nur Gesicht und Hals wurde gründlich gewaschen.

Währenddem beteten wir laut den schmerzhaften Rosenkranz, auf daß der, der für uns Blut geschwitzt hat und für uns gegeißelt ist worden, unser Herz vor jedem sinnlichen Gedanken bewahre.

Auf dem Rückweg erzählte mir meine Beschützerin, daß man während des Sommers in einer Hütte zu Sankt Jakob bade, einer Einsiedelei, nahe dem Kloster in einem kleinen Tal gelegen. Und sie erklärte mir genau, wie man es dabei zu machen habe, damit die Seele nicht Schaden leide. Als ich dann später im Sommer wirklich dieses Badehüttlein besuchte, mußte ich über mein Hemd einen Anzug mit langen Ärmeln an-

ziehen, so daß ich am Ende nicht das Gefühl der Erfrischung hatte, sondern es mir war, als sei ich durch ein Unglück ins Wasser geraten. Zum Glück durfte ich während meines eineinhalbjährigen Aufenthalts im Kloster nur dreimal baden.

Nach dem Bade führte meine Hüterin mich in die Garderobe, wo ich meine klösterliche Uniform erhielt. Danach gingen wir zu Tisch, und jetzt war ich eigentlich erst als Kandidatin anerkannt. Ich trug ein blaugestreiftes Kattunkleid, eine schwarze Schürze, ein schwarzes Schulterkräglein und um den Hals eine gestärkte Batistschleife.

Vor dem Essen befahlen wir unsere Sinne dem göttlichen Meister, indem wir beteten: „Barmherzigster Herr Jesu Christe, gestatte, daß ich jetzt diese Mahlzeit einnehme, aus Gehorsam, um meine Gesundheit zu stärken und mir neue Kräfte zu sammeln. Bewahre mich vor aller Sinnlichkeit und gib mir die Gnade, daß ich nicht ohne Überwindung von dieser Mahlzeit aufstehe."

Doch hätte es eigentlich dieses Gebetes kaum bedurft, da der Speisezettel nicht danach angetan war, den Gaumen zu reizen, so daß es schon großer Überwindung bedurfte, gehorsam zu sein und zu essen. Die älteren Kandidatinnen freilich fügten dieser Überwindung noch andere hinzu, indem sie kein Salz nahmen, kein Wasser tranken, kein Brot aßen und anderes mehr.

Ich selbst konnte mich nur sehr schwer an die Kost gewöhnen; denn erstlich wurden alle Gerichte mit Dampf gekocht, und dann kamen wir in bezug auf die Qualität erst an dritter oder vierter Stelle: das Fleisch und frische Gemüse erhielten die Schwestern, was davon übrig blieb, die Jungfrauen; wir bekamen das Fett mit Kraut, Kartoffelbrei oder Salat. Was wir übrig ließen, wurde dann den Pfleglingen mit einer Brennsuppe verabreicht. Zwar gab es in der Küche auch Geflügel und Fische; doch das war für die Oberen, die Geistlichkeit und bessere Gäste bestimmt. Am übelsten aber bekamen mir die sogenannten Kässpatzen, eine zähe Wasserteigmasse, in der eine Menge Zwiebeln staken. Doch ging es allen Neulingen so, so daß sich nicht selten die eine oder andere erbrechen mußte, was hingegen kein Grund war, mit dem Essen aufzuhören.

Während der Mahlzeit hielt stets eine ältere Kandidatin eine erbauliche Tischlesung, meist Legenden aus dem Leben heiliger Personen, die durch Fasten und Abtöten eine hohe Stufe der Heiligkeit erklommen hatten.

Nach Tisch ordnete man sich in Paaren und begab sich in die Kapelle, damit, nachdem der Leib seine Nahrung erhalten, auch die Seele ihr Teil bekäme durch den Akt der geistlichen Kommunion.

Ich war nach dieser Andachtsübung, die mit dem Abbeten des Rosenkranzes mit ausgebreiteten Armen beschlossen wurde, so müde, daß ich beinahe im Gehen einschlief.

Da traten wir plötzlich in einen großen Saal. Darinnen saß eine

junge Nonne mit gewinnendem, freundlichem Blick in den kindlichen Zügen am Flügel, während neben ihr ein junges Mädchen einen Stoß Liederbüchlein im Arm hielt und am Tisch verstreut mehrere Oratorien und Messen lagen.

Die Nonne stand auf, und nachdem ein kurzes Stundengebet verrichtet worden, begann die Gesangstunde, wobei ich sah, daß hier die Musik sehr gepflegt wurde; denn die Stimmen waren gut geschult und das Spiel der Schwester meisterlich. Sie präludierte erst ein wenig und spielte dann etliche Variationen des zu behandelnden Liedes. Endlich gab sie das Zeichen zum Einsatz, und nun hallte der Saal wieder von den Tönen einer herrlichen altitalienischen Messe.

Als die Sängerinnen eine längere Pause machten, bat ich die Schwester, sie möge mich mitsingen lassen, was sie ziemlich verwundert gestattete. Nun war mit einem Male meine ganze Müdigkeit dahin, und ich sang so zu ihrer Zufriedenheit, daß sie mich erstaunt fragte, wo ich Unterricht gehabt hätte. Ich antwortete ihr, daß ich am Kirchenchor gesungen hätte und auch schon längere Zeit im Klavierspiel unterwiesen worden sei. Hocherfreut rief sie, als sie dies vernommen: „Liebs Jesusle, hab Dank! Jetzt bekomm ich eine Musikkandidatin!" Und sofort eilte sie zum Superior, ihn zu bitten, daß er mich ihr überweise.

Dies geschah noch am nämlichen Tage, und nun begann für mich eine glückliche Zeit. Ich machte rasch Fortschritte im Klavierspiel, und als ich dann auch im Violinspiel über die ersten Anfänge hinaus war, taten sich vor mir immer wieder neue Wunder auf, und ich schien mir in eine andere Welt versetzt. Meine Freude über diese gute Wendung der Dinge zeigte ich meiner Lehrerin durch großen Eifer und möglichste Genauigkeit im Arbeiten.

Hatte ich schon vorher unter den Lehramtsjüngerinnen einige heftige Widersacherinnen gefunden, so mehrte sich jetzt ihre Zahl; um so mehr, als Schwester Cäcilia mich sehr lieb gewann und wir bald gute Freunde wurden.

So kam es, daß ich in kurzer Zeit einer der sogenannten Sündenböcke der Kandidatur war; denn je öfter meine Lehrerin mir sagte, daß ich brauchbar und ihr fast unentbehrlich sei, desto öfter suchte man mich auf der anderen Seite durch Wort und Tat zu überzeugen, daß ich ein eingebildetes, dummes Mädel sei, das leicht zu ersetzen wäre.

Es dauerte nicht lange und die Obern des Klosters erfuhren diese Dinge.

Also ward ich von der Präfektin der Kandidatur, Schwester Archangela, einer alten, strengen Nonne mit harten Zügen, tiefliegenden grauen Augen und einer großen Hakennase, auf der eine goldene Brille saß, zu der Oberin geführt, damit man mir zeige, was einem so eitlen, schlimmen Mädchen gebühre.

Als ich vor der vornehmen, gütigen Frau, die einem alten, französischen Adelsgeschlecht entstammte, stand, fragte sie mich, was ich verbrochen habe; denn man hielt viel auf ein freimütiges Bekenntnis seiner Vergehen.

Ich antwortete: „Würdigste Mutter, man beschuldigt mich, daß ich mich in bezug auf meine Leistungen überhebe und gegen meine Vorgesetzten und Mitschwestern unhöflich und herausfordernd sei; doch fühle ich mich nicht schuldig und bitte Sie, würdigste Mutter, meine Lehrerin und Mitschwestern darüber vernehmen zu wollen."

Ohne ein Wort der Erwiderung, nur einige Male mit dem Kopf nickend, faßte mich die Oberin an der Schulter und führte mich in das Vorzimmer des Herrn Superiors, wo ich warten mußte, bis sie mit ihm die Sache besprochen hatte.

Als sie wieder heraustrat, blickte ich ihr fest und mit großen Augen ins Gesicht; doch konnte ich aus ihren Zügen nicht entnehmen, ob man mir Glauben geschenkt hatte. Sie sagte nur ernst zu mir: „Sprich ehrlich mit unserm Vater, Magdalena; er will nur dein Bestes!"

Ich trat also vor ihn hin und auf seine Frage: „Was hast du vorzubringen?" trug ich ihm den Hergang der Sache so vor, wie ich ihn der Oberin geschildert hatte.

Da ließ er meine Lehrerin, Schwester Cäcilia, zu sich kommen, und sie mußte nun über mich berichten.

Als der Superior nur Gutes hörte, meinte er: „Seltsam, höchst seltsam! Kind, wenn du wirklich brav warst, so bleib's, wenn nicht, so werd's!"

Damit waren wir entlassen, und erleichtert trat ich mit der Schwester wieder auf den dunklen Gang hinaus.

Auf dem Weg zum Musiksaal faßte ich ganz plötzlich in einer Aufwallung warmen Dankgefühls ihre Hand und küßte sie wiederholt. Lächelnd entzog sie mir dieselbe, indem sie sagte: „Laß doch die dumme Hand! Sie gehört ja gar nimmer mir, sondern dem heiligen Josef!"

Da meinte ich: „Aber der Mund g'hört schon noch Ihnen, gelt, Schwester?"

„Ja, zum Beten und Singen und . . ."

„Und daß ich schnell ein andächtigs Busserl draufgib, Schwester!" rief ich dazwischen, und ehe sie sich dessen versah, hatte ich sie geküßt.

Ganz erschrocken schob sie sich den Schleier zurecht und zupfte an ihrem Habit herum; doch sagte sie nichts und schalt mich auch nicht, wie ich befürchtet.

Als wir in den Saal traten, sah ich unter ihrem Schleier über dem rechten Ohr einen Wusch goldroten Haars hervorlugen; ich sagte es ihr, und da rief sie mit komischem Entsetzen: „Was sagst, die Welt guckt raus? Ob ihr gleich z'rück wollt, ihr fuchsigen Locken!" Und eiligst strich sie sie einige Male unter dem Häubchen zurück.

Seit diesem Tag waren wir die besten Freunde, und sie sagte mir im Vertrauen, daß eben unser herzliches Verhältnis zueinander den eigentlichen Anlaß zu dem Zwist gegeben hätte, daß sie mich aber, solange es den Obern recht sei, sehr lieb haben wolle. Ich solle nur mit allen freundlich und besonders gegen eine alte, von der Präfektin wegen ihres Reichtums, den sie dem Kloster geschenkt hatte, sehr begünstigte Musikkandidatin recht höflich und zuvorkommend sein.

Erst war ich über diesen Rat sehr verwundert; bald aber erkannte ich selbst, daß meines Bleibens in diesem Hause nur dann sein könne, wenn ich, wie man sagt, mit den Wölfen heulte, obschon mir jede Art von Scheinheiligkeit zuwider war.

Schwester Cäcilia mochte wohl auch erst nach langem Kampf zu dieser Anschauung gekommen sein; denn sie war im Übrigen so freimütig und offen, daß sie einen absoluten Gegensatz zu den andern Nonnen bildete.

Dieser offene Charakter war übrigens auch ihren Familienangehörigen eigen. Ihr Vater, der Schullehrer in dem Ort war und im Kloster den Kandidatinnen und Lehrschwestern Unterricht im Geigen- und Cellospiel gab, darin er selbst ein Meister war, hatte wegen seiner geraden Art viele Feinde. Er hielt sehr auf ein furchtloses, freies Wesen und haßte die kriechende Unterwürfigkeit, die sich unter den Nonnen so gern breit macht und meistens der Deckmantel für Ränke und Heimtücke wird. Kam er zu uns, so begrüßte er erst seine Tochter mit den Worten: „Guta Tag, Cilli! Magscht's Tagblättla lesa?“ Und damit zog er das Blatt aus der Tasche, obwohl es eigentlich verboten war, Zeitungen zu lesen. Dann sagte er, zu uns gewendet: „So, meine Damen, ka' i afanga? Ischt's g'fällig?“

Während des Unterrichts trieb er viel Kurzweil mit uns, so daß es mir oft schien, als sei ich nicht in einem Kloster, sondern bei einem alten Bekannten zu Besuch.

So war denn mein Leben ein ganz angenehmes geworden, und ich ertrug die Bosheiten der Mißgünstigen umso leichter, als ich nicht die einzige Gehaßte und Verfolgte war. Es waren vielmehr eine Reihe jüngerer Mädchen von den Günstlingen der Präfektin dieser als bösartige, ränkesüchtige Personen geschildert worden, weshalb es täglich bei der morgendlichen Betrachtung Strafen und Bußen regnete.

So schüttete die Präfektin eines Morgens ihren heiligen Zorn über einige unglückselige Mädchen aus, die ihre Waschtoilette nicht rein gehalten und die Schuhe im Schlafsaal nicht aufgeräumt hatten. Sie wurden damit bestraft, daß die eine die Schuhe an einer Schnur über die Schulter gehängt bekam, während der andern ein Zettel an die Brust geheftet wurde, des Inhalts: „So wird die Schlamperei bestraft.“

Einem andern Mädchen, das eine Notlüge gebraucht hatte, wurde

ein roter Flanellappen in Form einer Zunge an den Rücken gesteckt, und eine dritte, die mit einem Pflegling gesprochen hatte, wurde, da dies streng verboten war, in Acht und Bann erklärt, das heißt, es wurde ihr das schwarze Schulterkräglein, das Abzeichen der Kandidatur, auf die Dauer eines Monats entzogen und allen übrigen aufs strengste verboten, mit der Unglücklichen während dieser Zeit zu sprechen.

Solchen Befehlen wurde von allen blindlings Folge geleistet; denn die Präfektin stand im Geruche großer Heiligkeit, und man erzählte sich im geheimen, daß sie sich oft des Nachts geißle und kasteie: man habe manchmal, wenn man zur nächtlichen Betstunde in die Kapelle ging, deutlich aus ihrer Zelle das Klatschen der Geißelhiebe und inbrünstiges Seufzen und Rufen vernommen. Auch sei sie wiederholt mit der Erscheinung ihres himmlischen Bräutigams beglückt worden.

An manchen Tagen schien sie auch wirklich zu leuchten und rief während der geistlichen Lesung wiederholt aus: „Kinder, lernet Jesum lieben! Wie süß ist die Liebe zu ihm!"

Zugleich mit dem Amte einer Präfektin war ihr auch das einer Novizenmeisterin zuteil geworden, und so lernten die jungen Nonnen gar bald diese Liebesbezeigungen gegen ihren göttlichen Meister und übten solche mit heroischem Eifer. Stundenlang konnte man oft Novizinnen vor dem Tabernakel knien sehen, die Arme ausgebreitet und die Augen unverwandt auf das Altarbild geheftet, das Christum in ganzer Figur darstellte.

Doch nicht bloß am Tage wurde der Heiland von seinen Bräuten aufgesucht, nein, auch während der Nacht waren Betstunden festgesetzt, auf daß der Herrgott auch zu der Zeit, in der die Kreaturen ruhen und schlafen, gebührend verherrlicht werde durch die ewige Anbetung.

In der Kandidatur setzte man nun auch seinen Stolz darein, an diesen Stunden teilzunehmen, und das traf immer je vier für die Kapelle des Mutterhauses, je vier für die Pfarrkirche und vier für die Kapelle des Neubaues.

So war auch ich einmal nachts um die zweite Stunde mit drei anderen Beterinnen in der Kapelle des Neubaues und unterdrückte krampfhaft und gähnend den Schlaf. Da öffnete sich plötzlich die Tür und herein lief eine nur mit dem Nachthemd bekleidete Nonne, warf sich vor dem Altar auf die Knie und begann mit dem Ruf: „Jesus, brennende Liebe!" sich furchtbar zu geißeln.

Wir waren starr vor Schreck und Staunen, und mich packte Grauen und Entsetzen. Die älteste von uns vieren aber meldete den Vorfall andern Tags der Präfektin, die uns strengstes Schweigen gegen jedermann gebot.

Solche und ähnliche Vorgänge flößten mir einen großen Abscheu gegen das Ordensleben ein, und ich äußerte dies auch des öftern gegen

Schwester Cäcilia, sie fragend, ob sie sich auch so mißhandle. Da meinte sie lächelnd: „Ich komme nicht dazu; denn ich muß mich den ganzen Tag mit euren Stimmen ärgern und plagen und brauche deshalb die Nacht zum Schlafen. Ich kann kaum meine Tagzeiten beten vor Arbeit."

Da erbot ich mich, diese Pflicht mit ihr zu teilen, und benützte von nun an jede freie Stunde dazu, ihr einige Dutzend Psalmen und Paternoster abzunehmen oder die Vesper, Sext und Non gemeinsam mit ihr zu beten, wofür sie mir viel Dank wußte und mich nicht selten vor Strafe bewahrte, wo ich sie verdient hatte.

Inzwischen war die Fastnacht mit ihrem bunten Treiben gekommen, und auch die Nonnen vergaßen für kurze Zeit, sich zu kasteien, und schlossen sich lieber dem Hofstaat des närrischen Prinzen an und versammelten sich mitsamt den Obern und Geistlichen im großen Refektoriumssaal, der in ein Theater umgewandelt war, um sich an den heiteren Singspielen zu ergötzen, die ihnen Kandidatinnen und Jungfrauen aufführten.

Auch den ärmsten von allen, den Pfleglingen der verschiedenen Abteilungen, wurden mannigfache Belustigungen geboten und sogar etliche dem dürftigen oder zerrütteten Geist angepaßte Schwänke aufgeführt, bei denen die dafür geeigneten Leidenden selbst mitwirken durften.

Damit aber diese Lustbarkeit nicht etwa in den Herzen der gottgeweihten Frauen und Jungfrauen ein Verlangen nach den Freuden der Welt zeitige, beschloß man den Fasching mit einem frommen Theaterstück, in welchem die Glorie irgendeiner heiligen Nonne oder Jungfrau ins hellste Licht gerückt und sie als Muster und Vorbild verherrlicht wurde.

Zu dieser Zeit hatte ich viel Arbeit; denn bei den Fastnachtsspielen waren mir die ersten Rollen zugeteilt worden, und nun stand der Tag des heiligen Josef, an dem der Bischof die Einkleidung und Profeßabnahme im Kloster vornahm, vor der Tür. Es war dies der festlichste Tag im ganzen Jahr, und alles rüstete sich schon lange vorher, ihn würdig zu begehen.

Ich erwartete das Fest mit großer Erregung, da meiner sowohl in der Kirche als auch im Festsaal und beim Mahle schwere Aufgaben harrten. Doch war Schwester Cäcilia nach der letzten Probe sehr zufrieden mit mir und meinte: „Mädl, wenn du morgen so gut singst, hebst die ganze Pfarrkirche in den Himmel; ich bin recht zufrieden."

Als dann der Morgen des Festes gekommen war, regte sich's im Kloster wie in einem Bienenkorbe: geschäftige Nonnen huschten durch die Gänge, den Arm voll Myrtenkränzlein, weißer Nonnenschleier oder Skapuliere, und eilten in die Zellen, um die jungen Gottesbräute zu schmücken und zu kleiden. Große Girlanden wurden aufgehangen und die Kapellen geziert, und die älteren Klosterfrauen liefen mit kritischem Blick herum, hier zupfend, dort stäubend, überall noch die letzte Hand an die Dekora-

tionen legend und den Kandidatinnen die ihnen zukommenden Handreichungen und Arbeiten anweisend und erklärend.

Wir hatten uns nach dem Frühstück im Musiksaal versammelt, um unsere Aufgabe noch einmal flüchtig durchzugehen. Da krachten zahlreiche Böllerschüsse von Kamhausen herüber, zum Zeichen, daß der Bischof dort angelangt und, empfangen vom Klerus und den Obern des Klosters, sich auf dem Wege zu uns befinde.

Rasch ordneten wir uns in der Einfahrtshalle und begrüßten den Ankommenden mit einer Jubelhymne, während draußen alle Glocken geläutet wurden.

Inzwischen schritten die bräutlich weiß angetanen Jungfrauen und Novizinnen zur großen Pfarrkirche, in der schon ihre Angehörigen zahlreich versammelt waren. Danach kamen die älteren Schwestern, und um acht Uhr begann die Feier.

Brausend tönte die Orgel durch das Gotteshaus, und nach einer Ansprache des Bischofs traten die Bräutlein alle vor den Hochaltar, fielen auf ihr Angesicht nieder und beteten laut das Confiteor. Danach empfingen sie aus der Hand des Bischofs den Leib dessen, dem sie sich nun auf ewig antrauen wollten.

Mit ausgebreiteten Armen verharrten sie während des Hochamtes in Gebet und Verzückung und schienen nun ganz und gar losgelöst von der Welt.

Bis dahin war ich meiner Aufgabe ganz gerecht geworden; als sich aber nach dem Hochamt die Novizinnen auf die Erde warfen und mit einem schwarzen Bahrtuch überdeckt wurden, zum Zeichen, daß sie nun auf ewig für die Welt gestorben seien, und der Bischof ihnen die ewigen Gelübde der freiwilligen Armut, der steten Keuschheit und des blinden Gehorsams abnahm und einer Jungfrau nach der andern das Haar abschnitt und sie mit dem Ordenshabit der Novizinnen bekleidete, da packte mich ein Grauen und in mir schrie es: „Nie, niemals werd ich Nonne! Niemals!“ und ich begriff nicht, daß andere Mädchen so glückselig ausschauen konnten. Mein Entsetzen war so groß, daß ich den Einsatz verpaßte und erst nach längerer Zeit merkte, daß, hätte nicht Schwester Cäcilia mich beobachtet und im rechten Augenblick für mich eingesetzt, sicher ein Unglück geschehen wäre.

Ich konnte kaum das Ende der kirchlichen Feier erwarten und rief nachher im Musiksaal meiner Lehrerin zu: „Schwester, das weiß ich g'wiß: ich werd keine Klosterfrau! Ich sollt meine schönen Haar hergeben? Nein, niemals!“

Doch hatte ich den übrigen Tag keine Zeit mehr, viel an das Vergangene zu denken; denn auf die Tafelgesänge folgte die Nachmittagsandacht, und am Abend wurde noch ein Theaterstück, die heilige Agnes, aufgeführt. Ich kam endlich todmüde ins Bett und schlief rasch ein;

doch quälten mich wirre Träume, und es war mir, als läge ich auf einem Altar und man habe ein Leichentuch über mich geworfen, während mir meine Zöpfe abgeschnitten und in einen Sarg gelegt wurden. Aber ich sah nirgends einen Priester, noch den Bischof, und lauter fremde Nonnen waren um mich.

Das Fest währte drei Tage, und auch die Pfleglinge und Kranken durften daran teilnehmen. Es ward ihnen an diesen Tagen auch manches nachgesehen, was man sonst unnachsichtlich bestraft hätte; denn es waren unter ihnen viel bösartige und heimtückische Geschöpfe, zu deren Bändigung es oft strenger Mittel bedurfte, wie Zwangsjacken, Hungerkuren, finsterer oder vermauerter Zellen und dergleichen.

Freilich geschah es mitunter auch, daß der eine oder die andere in einer solchen Zelle vergessen wurde. Da die Kerker sich alle unter dem Dach befanden, konnte man oft zwei, drei Tage lang ein entsetzliches Heulen und Wimmern hören; doch wußten nur wenige, woher es kam, und diese hüteten sich wohl, es uns Neulingen zu sagen.

Dafür ging im Kloster seit langem das Gerücht, auf dem Dachboden seien Gespenster; man erzählte von sündhaften Mönchen, die für ihre geheimen Missetaten also gestraft worden seien, daß sie in Ewigkeit keine Ruhe fänden, sondern ihre Geister im Kloster umgehen müßten zum warnenden Beispiel für alle, die darin lebten.

So geschah es auch einmal, als ich mit einer andern Kandidatin auf den Speicher gegangen war, um dort unsere Garderobeschränke in Ordnung zu bringen, daß wir plötzlich ganz in unserer Nähe ein dumpfes Schlagen hörten, während vom Bretterboden dichter Staub aufwirbelte. Unter lautem Schreien liefen wir zitternd zur Schwester Cäcilia und berichteten ihr den Vorfall. Nachdenklich ging sie mit uns nochmals hinauf und wir suchten den ganzen Speicher ab. Da fanden wir, daß eine tobsüchtige Frau, von uns die Putzmarie genannt, weil sie den ganzen Tag mit einem Schaff Wasser und einer Putzbürste herumlief und scheuerte, seit vier Tagen hier eingeschlossen war und beständig auf den losen Bretterboden sprang, um gehört zu werden; denn sie war schon dem Verschmachten nahe.

Schwester Cäcilia veranlaßte sofort ihre Befreiung, und die Alte war ihr so dankbar dafür, daß sie alle Tage den Musiksaal putzen wollte. Als ihr das aber nicht gestattet wurde, schüttete sie laut schimpfend ihr Schäfflein Wasser auf den Gang und begann nun hier zu fegen und zu wischen. Man ließ sie gewähren; denn ihre Pflegeschwester hatte derweilen die Hände voll Arbeit mit anderen Kranken. Es waren dies geistesschwache Kinder im Alter von zwei bis zehn Jahren, die jetzt mit dem beginnenden Frühjahr in den sogenannten Kreuzgarten getragen wurden, der in Wahrheit nur ein armseliges Wieslein zwischen vier hohen Klostermauern war. Hier hockten und lagen sie nun in den seltsamsten Stel-

lungen, viele in einer Zwangsjacke, deren lange Ärmel auf dem Rücken zusammengeknüpft waren, so daß es ihnen unmöglich war, die Hände zu gebrauchen; denn die meisten von ihnen fraßen das Gras, Steine, Erde oder gar den eigenen Unrat. Zwei Schwestern eilten beständig von einem zum andern, um sie vor Schaden zu bewahren. Doch diese armen Wesen, die in ihren Bedürfnissen so anspruchslos waren, machten viel weniger Mühe als jene, von denen behauptet wurde, sie seien besessen.

Unter diesen bedauernswerten Geschöpfen war besonders eines, das mich lebhaft anzog, ein ungefähr zwölfjähriges Mädchen, welches, da es aus sehr vornehmer Familie stammte, bei uns Kandidatinnen Aufnahme fand, obschon es eigentlich auch in die Abteilung jener Armen gehörte, für die niemand zahlte. Das Kind war klein und von zierlichem Wuchs; sein zartes, milchweißes Gesichtlein, aus dem ein paar große braune Augen erschreckt in die Welt sahen, war von reichem, kastanienbraunem Haar umrahmt, das man ihr fest und glatt zurückgekämmt hatte. Obwohl nun die Schwestern das Wasser und auch Pomaden beim Kämmen nicht sparten, erschienen doch, allen Bemühungen zum Trotz, jeden Vormittag aufs neue an ihren Schläfen zuerst kleinere, wirre Löckchen, bis dann nach wenig Stunden sich Locke an Locke um ihre Stirn ringelte, was dem Gesicht etwas ungemein Liebliches gab. Sie hieß Margaret und war sehr klug, in manchen Dingen sogar erfinderisch; auch lernte sie leicht und erfaßte rasch und mit feiner Beobachtung. Legte man ihr aber den Katechismus oder sonst ein religiöses Buch vor, so weigerte sie sich hartnäckig, daraus zu lesen oder zu lernen und war durch die strengsten Strafen und Züchtigungen nicht dazu zu bewegen. Man ließ sie tagelang hungern, die ekelerregendsten Dinge verrichten; man gab ihr nachts ein hartes Lager und wies ihr schwere Arbeiten an; sie ließ alles mit sich geschehen, ohne zu klagen. Man schlug sie grausam mit einem Stock und verbot uns aufs strengste, mit ihr zu reden; umsonst, sie blieb auf alle religiösen Fragen stumm, während sie in allen übrigen Lehrfächern gute Antworten zu geben wußte. Sie tat mir herzlich leid, und ich übertrat manchmal im geheimen das Verbot und sprach mit ihr. Da fand ich, daß sie sehr munter plauderte und ein überaus liebenswürdiges und geselliges Mägdlein gewesen wäre. Aber sie begann gar bald zu kränkeln und kurz vor meinem Austritt starb sie an galoppierender Schwindsucht.

Dieser Krankheit erlagen übrigens auch gar viele Nonnen und Jungfrauen, und auch zahlreiche Pfleglinge wurden davon ergriffen. Die meisten Opfer standen im Alter von zwanzig bis dreißig Jahren; manche waren noch jünger. Es wurde ein eigener, großer Fleck Landes von dem Superior angekauft und in einen Friedhof verwandelt, in dem die Kreuzlein bald so dicht standen wie die Nonnen Sonntags in den Kirchenstühlen.

Da schien es mir nicht verwunderlich, daß jede Nonne angesichts

des großen Sterbens beizeiten schon des Himmels gewiß sein wollte und darum eifrigst auf ihr Seelenheil bedacht war, welches Bestreben durch die Klostergeistlichen treulich gefördert und unterstützt wurde.

Unter ihnen war auch ein Kurat, welcher sowohl in seinem Äußern als auch in bezug auf seine große Strenge in Dingen der Sitte und Reinheit ganz dem heiligen Aloysius glich. Er ward daher von jedermann nur Pater Sankt Aloysius genannt und als Muster reiner Sitten gepriesen. Von mancher Nonne ward er sogar als Heiliger verehrt, bis sich eines Tages diese Verehrung in großen Zorn und Abscheu verwandelte, als man nämlich erfuhr, daß dieser tugendsame Priester eine Lehramtskandidatin, ein wohlgebautes, etwa zwanzigjähriges Mädchen, das schon fünf Jahre dort weilte, des öfteren abends mit sich ins Stüblein nahm und erst nach mehreren Stunden daraus entließ. Kandidatinnen, die zur nächtlichen Betstunde gingen, hatten sie aus seinem Zimmer schleichen sehen und dann bemerkt, wie eine alte Nonne wütend aus einer Nische hervorsprang, die Erschrockene aus dem Halbdunkel ans Licht zerrte und laut beschimpfte. Also hub ein großes Geschrei an, und sowohl die Sünderin als auch der Priester mußten das Kloster verlassen.

Der Geistliche, welcher dem Pater Sankt Aloysius im Amt folgte, war schon ein alter Herr und besaß die üble Gewohnheit, während der Beicht immer einzuschlafen, wodurch die Nonnen ihr Seelenheil gefährdet glaubten und nicht eher ruhten, bis wieder ein junger, strenger Benefiziat an seine Stelle kam.

Mit wahrem Feuereifer waltete dieser seines Amtes und war unermüdlich darauf bedacht, alle Seelen ringsum vollkommen und makellos zu machen. Besonders Verfehlungen gegen die Kardinaltugend des Ordens, den heiligen Gehorsam, ahndete er mit unnachsichtlicher Strenge und gab denen, die sich in der Beicht eines derartigen Vergehens anklagten, die schwersten Bußen auf.

Trotzdem wurde mir die Ausübung dieser Tugend nicht leicht. Es war kurz vor dem Weihnachtsfest, dem zweiten, das ich im Kloster verlebte, daß ich mich schwer gegen dieselbe versündigte.

Um diese Zeit war ein großes Paket von meiner Mutter angekommen, das meine Weihnachtsgeschenke enthielt. Darunter war auch eine schwarze Kleiderschürze mit langen Ärmeln, wie ich sie mir schon seit langem gewünscht hatte. Doch ich hatte sie noch nicht anprobiert, als schon ein Befehl unserer Präfektin kam, ich solle diese Schürze sofort in das Nähzimmer geben, damit man mir zwei kleine daraus mache; denn so sei dieselbe ganz gegen die heilige Armut und ich dürfe so etwas nicht tragen. Da sie mir sehr wohl gefiel, konnte ich mich nun lange nicht von ihr trennen und legte das schöne Stück einstweilen auf den Speicher, wo ich sie alle Tage ans Licht zog und wehmütig mit der Hand darüberstrich, sie an mich hinhielt, wieder zusammenlegte und sorgfältig versteckte.

Eines Tages aber ward die Versuchung, die Schürze einmal anzuziehen, in mir so mächtig, daß ich nicht mehr widerstehen konnte. Ich schlich mich also in die Garderobe, zog sie aus dem Koffer und schlüpfte rasch hinein, dann trat ich ans Speicherfenster und besah mich in der blinden Scheibe; denn Spiegel gab es nicht, und auch der meine war aus meiner Nähschatulle entfernt und ein Heiligenbild an seine Stelle geleimt worden. Da hörte ich plötzlich meinen Namen rufen, und herauf stürmte eine Kandidatin: „Magdalena! Magdalena! Geschwind komm zu Schwester Archangela! Es ist Probe für das Weihnachtsfestspiel!"

Ratlos sah ich mich um und zögerte mit dem Gehen, vergeblich an der Unglücksschürze nestelnd und zerrend, um die Knöpfe am Rücken aufzumachen; doch schon rief mir meine Kollegin zu: „Wenn du nicht gleich kommst, melde ich deinen Ungehorsam!" und schickte sich zum Gehen, worauf ich ihr folgte, immer noch bemüht, die Knöpfe aufzureißen. Auf dem Gang kam mir die Präfektin schon entgegen. Vergeblich suchte ich mich hinter der andern Kandidatin zu verstecken; sie hatte mich schon erblickt und sah nun starr auf die verbotene Schürze, während ich fühlte, wie mir abwechselnd Röte und Blässe über die Wangen lief. Auch auf ihrem Gesicht erschienen ein paar hochrote Flecken, und mit den Worten: „Da, dies für deinen Ungehorsam, Rotzmädel!" gab sie mir ein paar heftige Schläge ins Gesicht. Darauf führte sie mich zum Superior und erzählte ihm meine Sünde.

Der greise Priester kündigte mir, nachdem er also schwere Anklagen gegen mich vernommen hatte, meine Entlassung an, indem er sprach: „Mache dich bereit, in drei Tagen bist du des Gehorsams ledig!"

Zwei Tage später kam ein Brief meiner Mutter, in dem sie ihren Besuch für Weihnachten ankündigte. Ich wollte mich trotzdem zur Heimreise ankleiden und stand trotzig am Speicher und verschloß eben meinen Koffer, als man mir meldete: „Du kannst noch bleiben, bis deine Mutter kommt!"

Ich erwartete also mit nicht geringer Aufregung ihren Besuch, obschon meine Lehrerin, Schwester Cäcilia, mir immer wieder Mut machen wollte: „Hab doch keine solche Angst, Magdalena! Ich mach schon alles wieder gut!"

Inzwischen hatte eine andere in dem Weihnachtsspiele meine Rolle übernehmen dürfen; es war schon ein älteres Mädchen und hatte keine Stimme, weshalb die Präfektin zu mir sagte: „Das soll deine Strafe sein, daß du deine Partie zwar singen, aber nicht spielen wirst! Du hast dich hinter ein Gebüsch zu knien und zu singen, und niemand wird deinen Gesang bewundern, dafür werde ich sorgen!"

Und sie sorgte dafür; denn als meine Mutter, die man ebenfalls zu dem Festspiel „Nacht und Licht" geladen hatte, nach Beendigung desselben mit mir zusammen war, sagte sie: „Was war denn jetz dös, Leni?

I hab doch deutli dei Stimm g'hört, hab di aber nirgends g'sehgn. Oder hat am End die Kloane, die's Licht g'macht hat, die gleiche Stimm wie du?"

Da erzählte ich ihr weinend die Geschichte von der Schürze und erwartete mit Angst großen Tadel. Doch wider Erwarten gab sie mir nicht nur recht, sondern ward sehr zornig und empörte sich über die Willkür, mit der man ihr Vorschriften machen wolle, wie sie ihr Geld auszugeben habe: „Was? Paßt hat's eahna net, daß i dir den Kleiderschurz g'schickt hab? I moan, daß i um mei guats Geld kaafa ko, was i mag, und brauch koane von dene Fluggen z'fragn, ob's arm g'nua is oder net!"

Als dann die Besuchsstunde bei den Obern gekommen war und meine Mutter gebeten wurde, im Sprechzimmer zu erscheinen, ging sie mit großen Schritten hinein und sagte nur ganz kurz: „Guten Tag." Da hörte sie nun nichts als Klagen über mein weltliches Betragen und besonders über den frevelhaften Ungehorsam, den man mir mit den schärfsten Strafmitteln vergeblich auszutreiben versucht hätte.

Schweigend und finster blickend hatte sie zugehört und sagte jetzt bloß: „Herr Superior, lassen Sie's ihr Sach z'sammpacken, i nimm's mit hoam!"

Dies wurde ihr jedoch widerraten und man versprach ihr, es noch einmal mit mir versuchen zu wollen, worein die Mutter nach einigem Sträuben unter der Bedingung willigte, daß man mir meinen Fehler nicht weiter nachtrage, sondern gut zu mir sei.

Also reiste sie am andern Tag wieder ab, ohne mich mitzunehmen. Beim Abschied aber sagte sie noch: „Wenn wieder was is, na schreibst mir's; halt di nur brav und folg jetzt!"

Ich hatte aber alle Freude am Klosterleben verloren und ging nun wie ein Schatten herum, hatte nicht Lust noch Leid, aß nicht mehr und fing an zu kränkeln. Und nach einigen Monaten schrieb ich meiner Mutter, daß ich keinen Beruf zur Klosterfrau in mir verspüre; falls es ihr aber unangenehm wäre, wenn ich wieder nach Hause käme, bliebe ich ganz gerne als weltliche Lehrerin in der Anstalt.

Unsere Briefe wurden nun stets von der Präfektin kontrolliert, und so blieb ihr meine Absicht nicht lange verborgen. Eines Morgens sagte sie daher zu mir: „Was mußte ich sehen, Magdalena! Du willst dem Herrn das Opfer deines Lebens also nicht bringen? Wie kannst du es dann wagen, den andern armen Kindern, die bereitwilliger sind als du, das Brot wegzuessen! Willst du nicht als Nonne hier sein, so brauchen wir auch deine Kenntnisse nicht. Doch besinne dich, noch ist es Zeit; bedenke die Vorteile, die Jesus seinen Bräuten bietet, und kehre nicht zurück in die Welt!"

Trotz dieser Ermahnungen machte ich mich am Aschermittwoch, nach-

dem mir meine Mutter geantwortet hatte, ich solle ruhig nach Hause kommen, der Vater sei krank und man könne mich notwendig brauchen, zur Reise fertig und nahm Abschied von den Obern. Sie ließen mich zwar ungern ziehen, doch konnten sie mich nicht mehr halten. Die Präfektin aber rief: „Magdalena, Magdalena, du bist verloren, du gehst zugrunde! Schon sehe ich den Abgrund der Weltlichkeit, in den du fallen wirst. Doch geh in Frieden, mein Kind, falls die Welt noch einen für dich hat!"

Gaffend umstanden mich die Kandidatinnen, als Schwester Archangela dies gesagt, und als ich nun auch ihnen Lebewohl sagen wollte, da kehrten sie sich verächtlich von mir ab und eilten in den großen Lehrsaal, um für mich arme Verlorene zu beten.

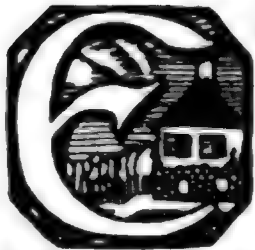
Traurig ging ich nun zur Schwester Cäcilia. Sie brach in Tränen aus und nahm mich in ihre Arme: „Nun bin ich wieder allein! O, warum gehen alle wieder weg, kaum daß sie begonnen!"

Auch ich begann zu weinen, und sie tat mir von Herzen leid; denn während meines eineinhalbjährigen Aufenthalts im Kloster waren vierzehn Musikkandidatinnen eingetreten und nach kurzer Zeit wieder davongelaufen. Nachdem sie mir noch alles Glück für kommende Zeiten gewünscht hatte, entließ sie mich, und ich trat erleichtert in das kleine Zimmerchen, das mich bei meinem Eintritt empfangen hatte. Während ich dort auf mein Gepäck wartete, dachte ich noch über die Vorwürfe nach, die man mir wegen meines Wegganges gemacht. Doch sie trafen mich nicht schwer, da mir angesichts der ernsten Krankheit meines Vaters das Verlassen des Klosters nicht als eine Schuld, sondern als eine Kindespflicht erschien.

Eine Schwester, die mir mein Gepäck übergab und mir meldete, daß der Stellwagen schon draußen sei, riß mich aus meinen Gedanken, und ich stieg rasch ein. Oben hinter den Fenstern standen die Kandidatinnen und blickten mir verstohlen nach. Ich sah noch einmal zurück, dann zogen die Pferde an — und dahin ging's.

Michael Georg Conrad

Aus „Der Herrgott am Grenzstein"



Ein rüstiger Sechziger, hielt Pfarrer Ostertag darauf, seinem Gott regelmäßig am Montag, Mittwoch und Freitag mit einem guten, zweistündigen Morgenspaziergang ins Feld zu danken.

Er war in allem ein Mann der Regel und hat sein Leben lang in und außer dem Amte auf Ordnung gehalten. Von der Welt nahm er nicht mehr an, als anzunehmen er für Recht und Pflicht hielt. Streit und Unfrieden oder gar Vorwürfe von Vorgesetzten wollte er sich vom Halse halten und sich in allen Stücken eine ruhige Seele bewahren.

So hat er sich bis in sein Alter als ein Mann der Vorsicht bewährt, der sein Auge erst den Weg gehen läßt, bevor er die Füße vorwärts schickt.

Was war aber das heute an diesem Montag nur? Pfarrer Ostertag stand einen Augenblick still: „Lieber Gott, nimm mir's nicht krumm, es scheint, wir haben nicht das Richtige getroffen: dieser Feldweg ist unser Montagsweg nicht, das ist überhaupt kein Weg für einen alten Pfarrer."

Das stimmte. Es war ein Holper- und Stolperweg, der sich in so miserablem Zustand befand, eben weil ihn kein Mensch begehen mochte.

„Herr, du machest meine Steige richtig, sagt der Psalmist, aber diesmal — diesmal —"

Er stand noch ratlos. Da schlug plötzlich eine Stimme an sein Ohr: „Herr Pfarrer, wollen Sie in die Steinbrüch'? Wollen Sie Hals und Bein riskieren, dann gerad' zu!"

Ostertag rief, ohne daß er noch den Menschen entdeckt hatte, der zu der Stimme gehörte, etwas kläglichen Tons: „Was soll ich denn in den Steinbrüchen? Ins Eschental geht mein Montagsweg —"

„Dann links geschwenkt, Herr Pfarrer! Aber schleunigst!"

Gedankenvoll blickte der Pfarrer auf seine Taschenuhr: „Ach Gott, nein, ins Eschental will ich auch nicht mehr, ich muß heim. So lange bin ich schon in die Irre gegangen!"

Und wieder die Stimme ganz nahe, etwas rauh, aber lustig: „Wie geschrieben steht: ‚Wir gingen alle in die Irre, wie die Schafe', was ich übrigens meinen Schafen abgewöhnt habe. Guten Morgen, Herr Pfarrer! Feine Luft heute? Gelt? Besser als in der Studierstube!"

„Ach, mein lieber Schäfer Jakob, Sie sind's. Gott sei Dank —"

„Daß er mich Ihnen geschickt hat. Wie sagt der Psalmist: ‚Er leitet ihn des Tages mit einer Wolke und des Nachts mit einem hellen Feuer.‘ Aber seh' ich nun eigentlich wie eine Wolke aus?“

„Nein,“ erwiderte der Pfarrer schlagfertig. „Umgekehrt, die Wolke des Psalmisten sieht wie der Schäfer Jakob aus, und der Schäfer Jakob sieht wie ein echter Bullendorfer aus, der sein loses Maul nicht halten kann, ob er die Heilige Schrift zitiert oder den hundertjährigen Kalender. Nein, nein, nein, nichts für ungut, Jakob, ich bin Ihnen ja dankbar, daß Sie mich angerufen haben, wirklich dankbar. Und nun Gott befohlen. Also linksum?“

„Gehen Sie doch gleich über den Kleeacker, da ist sanfter Boden, dort links, wo mein Hund steht, ein Stückchen Hohlweg und dann kann's nit mehr fehlen. Warten Sie, ich geh' mit.“

Nach einigen Schritten machte der Schäfer Halt: „Herr Pfarrer, wie erkannten Sie mich eigentlich?“

„Ich hörte eine befreundete Stimme —“

„Richtig — und glaubten, es wäre die des Propheten Elias!“

„Wieso, mein lieber Schäfer Jakob?“

„Ich will Ihnen ein Rätsel aufgeben, Herr Pfarrer: „Welcher Unterschied ist zwischen dem Propheten Elias und mir? Sie erraten's nit. ‚Elias ist auf einem feurigen Wagen gen Himmel gefahren —‘“

Der Pfarrer: „Und Sie sind in einem dreckigen Karren gen Hopferstadt. Schon gut, schon gut. Auf den Unterschied brauchen Sie sich aber nichts einzubilden. Und nun vorwärts! Wie geht's nun weiter?“

„Immer mir nach. Ich bin nicht blind, Sie sind nicht lahm, und so werden wir beide nicht in die Grube fallen — außer wir graben andern eine.“

„Was Gott verhüte!“

Und so wurde der Herr Pfarrer von dem Schäfer Jakob auf den rechten Weg gebracht.

„Denk dir, Helene,“ wollte er daheim sofort seiner Eheliebsten erzählen, „denk dir, Schatzfrau —“ Er hängte Hut und Weichselstock an den Nagel. „Aber warum wehrst du denn?“

„Drinnen sitzt die Geborene von Tippelskirch,“ flüsterte die Frau Pfarrerin und machte ihr gutes, jetzt ein wenig geärgertes und spöttisches Gesicht, „die Sendbotin des Dekanats, sie will dir ein Extrabesüchlein machen. Gewiß will sie uns über den Panzer ausforschen. Nimm sie gleich vor. Ich zieh' mich derweil in die Küche zurück. Ach, du meiner, sind ungebetene Gäste immer die besten?“

Der würdige Pfarrherr streichelte seiner Schatzfrau die linke Wange und küßte sie sanft auf die rechte: „Nein, du, ungebetene Gäste bleiben ungebeten, zumal wenn sie in aller Herrgottsfrüh einbrechen und auch mittags noch die Beine unter den Tisch strecken wollen: Gesegnete Mahlzeit!“

„Tu dein möglichstes, du meiner, daß dieser Kelch bald an uns vorübergehe. Inzwischen nippe, aber erwisch nicht zu viel!"

„Sei unbesorgt, der Schäfer Jakob hat mich famos in Stimmung gebracht. Ich werde ihr mit Märchen die Tür weisen und die rechten Wege."

Die Geborene von Tippelskirch, wie sie im Dekanatssprengel allgemein genannt wurde, hatte ihren diplomatischen Beruf verfehlt. Total. Denn es glückte ihr nichts mehr, mochte sie nun die Schlaue oder die Resolute herausbeißen. Beißen ist nicht mit Unrecht gesagt. Von Gestalt und Haltung war sie angenehm geraten, aber als ihr Schöpfer an der unteren Partie des Gesichts formte, an Mund und Kinn, da muß ihm als Konstruktionsmotiv so eine Art Beißzange vorgeschwebt haben. Dieser Vergleich war im Dekanatssprengel ebenfalls geläufig.

Mit den Weltfrauen haben die Pfarrfrauen neben vielem anderen auch dies gemein, daß die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist, sogar zu liebevollem, kritischem Versenken in des Nächsten Schwächen und Fehler, was weislich geordnet ist: „Denn," pflegte Frau Helene Ostertag zu sagen, „wie ertrügen wir die eigenen Schwächen und Fehler, wenn wir keinen Blick und kein Wort für die Unebenheiten unserer wohlgedrechselten Mitmenschen hätten?"

Der Herr Dekan hat einmal von seiner Geborenen von Tippelskirch gesagt: „In ihr hat mir der Heiland meinen Johannes gegeben, sie bereitet mir die Wege, sie ist mein guter Engel, allzeit wachsam, daß ich meinen Fuß nicht an einen Stein stoße." Die geistliche Amtsbrüderschaft hat dieses Wort nicht zu Ungunsten des Dekans ausgebeutet. Seine Tüchtigkeit stand außer Frage wie seine Rechtschaffenheit.

Das konnte seinen Leumund nicht trüben, daß er aus allzu großer Verehrung seiner Gattin deren Fähigkeiten überschätzte. Nur war Vorsicht gut im Verkehr mit der Frau Dekan, weil der Herr Dekan nicht immer scharf die Grenzlinie zwischen Privat- und Amtssphäre sah und was ihm seine Frau als Material zutrug, so oberflächlich sichtete, daß seine Akten vor Verunreinigung mit Klatsch nicht hinlänglich geschützt waren. Gewiß, der Dekanin Fleiß als Untersuchungsrichterin war hervorragend.

Aber Herr Ostertag war ja ein alter Praktikus, und er schritt voll kindlicher Freundlichkeit und Zuversicht in den Kampf mit der Diplomatin, der Morgenspaziergang in der „feinen Luft" des Schäfers Jakob hatte ihn aufgefrischt. Er schmunzelte innerlich: „Einem richtigen derben Menschen zu begegnen bei Tagesanbruch —" und er stand schon vor der Diplomatin. „Jawohl, Frau Dekan, einem richtigen —" rief er laut und fröhlich — hier stockte er ein wenig, dann aber fuhr er mit sieghaftem Lächeln fort: „einem richtigen Menschenkind in Gottes lieblicher Frühe zu begegnen, ist ein Segen für den ganzen Tag. Seien Sie mir

gegrüßt, Frau Dekan. Machen wir uns ein bequemes Plauderstündchen, mit Ihrer gütigen Erlaubnis."

Er ließ sich behaglich in seinem großen Rohrlehnstuhl nieder, während die Geborene von Tippelskirch auf dem Sofa sich häuslich einrichtete. Ostertag rückte seinen Stuhl so, daß er bei der gedämpften Beleuchtung des Zimmers — das große Fenster war zur Hälfte mit Weinreben umrankt — den werten Besuch in möglichst scharfem Licht hatte.

„Also ein Plauderstündchen! Wie ich Ihnen danke, Frau Dekan! Und der Herr Dekan immer bei ausgezeichnetem Befinden, gottlob, wie wir's gewohnt, bravo, bravo! Mein Kanarienvogelpärchen hier stört Sie nicht, Sie sind selbst Tierfreundin, versteht sich — nicht wahr?"

Nun endlich konnte sie zu Wort kommen. Die Redseligkeit des alten Herrn fiel ihr schon auf die Nerven. Ostertag sah gleichfalls, aber ganz ohne Entsetzen, wie ihr Mündchen zitterte und wie sich einige Härchen an der Nasenwurzel sträubten.

Mochte sie loslegen. Er schmunzelte wieder in sich hinein und rieb sich sanft die Hände.

„Mein lieber Herr Pfarrer, Gottes Gnade waltet sichtbarlich über Ihnen. Ich bin entzückt, Sie so frisch und fröhlich zu sehen. In Ihrer Gemeinde weht gesunde Luft, und der gute Geist Bullendorfs ist nicht leicht totzumachen. Wäre er totzumachen, so müßte ja dieser, wie hieß doch der Mensch gleich, dieser — der —"

„Holla," dachte Ostertag, „heut liebt sie scharfe Gangart. Nun werde ich meinen unterbrochenen Spaziergang ins Eschental mit ihr fortsetzen und ihr all die tausend Harmlosigkeiten servieren, die mir draußen durch den Kopf strichen." Dann fiel er ihr frohgemut in die Rede: „Dieser Mensch da, ja, dieser Mensch da, dieser Schäfer Jakob, Sie haben ja keine Ahnung, gnädige Frau! Nein, Sie haben keine Ahnung! Fliegt er nach Hopferstadt, mitten ins Römische!"

„Ach, Sie meinen jenes Abenteuer während des Orkans? Diese Schäferkarrengeschichte? Nein, das Ereignis kennen wir schon. Das interessiert doch wenig, dieses elementare Spiel roher Kräfte. Behüte der Himmel! Dieser andere Mensch aber, der seit Jahren am Gewebe der geistigen Mächte reißt und zerrt —"

Der Pfarrer sofort ihren Ton eifrig aufnehmend: „Die Menschen, die anderen Menschen, das Gewebe der geistigen Mächte, ach ja, vorzüglich bemerkt —"

Es klopfte.

Frau Helene Ostertag steckte ihren feinen Kopf durch die Tür: „Verzeihung! Willst du nicht der gnädigen Frau einen Imbiß oder eine Erfrischung anbieten?"

Die Dekanin mit einem energischen Ruck: „Dankend abgelehnt."

„Amtsgeschäfte sozusagen, du weißt ja, Helene —"

Frau Helene hatte aber einen heimlichen Blick ihres Gatten aufgefangen, der bedeutete: „Sei unbesorgt, bring nur was. Sie soll heut ihren Willen in keinem Stück haben, in gar keinem, die Geborene von Tippelskirch!“

Frau Helene eilte, frisches Brot und Butter, ein Schnittchen Schinken, ein Gläschen Wein und eine Handvoll Nüsse auf die Servierplatte zu ordnen.

Sie rief dem sauberen Hausmädchen: „Meine Töchter sind nicht da, trag du's hinein, Babett. Aber stell's manierlich auf den Tisch, wirf's der Gnädigen nicht aufs Seidenkleid.“

Das Mädchen griff zu, lachte — da lag die Butter richtig schon am Fußboden. Gott sei Dank, der Boden war frisch gescheuert und spiegelblank. Also rasch wieder auf die Platte damit —

Die Pfarrerin öffnete und schloß die Tür.

Dann lehnte sie sich an den Pfosten, ein wenig zu lauschen. Es freute sie, den Ihren so munter schwadronieren zu hören. Er war wohl vierundzwanzig Jahre älter als sie, er hätte können ihr Vater sein — und er war so jung an Kraft und Geist, so voll kindlichem Frohsinn und so klug und lieb, daß ihre Herzen heute noch voll Zuversicht und Zärtlichkeit wie in der Brautzeit zueinander standen. Der wird doch mit der Diplomatie der Dekanin fertig werden?

Und sie lauschte und lächelte.

„In Berlin sagt man Sperlinge, in München sagt man Spatzen, in Bullendorf und der umliegenden Welt sagt man Sperken. Soll man deshalb das Tierchen höher oder tiefer achten? Zu einem Menschen sagt man da Umstürzler, dort Unruhstifter, hier Tunichtgut, wie in Berlin Pfannkuchen, in München Schmalznudel, in Bullendorf Hefenküchle — und ist immer derselbe Teig und derselbe Mensch, der für die von Gott verliehenen Gaben nach dem rechten Gebrauche sucht. Und nun schafft der Mensch sich und anderen bittere Not, weil er das Gesuchte so lange nicht findet. Soll man da nicht lieber suchen helfen, statt Urteile über Eier zu gackern, die noch nicht gelegt sind?“

„Aber Herr Pfarrer —!“

„Gewiß, verehrte Frau Dekan, die Bilder aus dem Tierreich sind nicht immer beliebt, weil sie selten verstanden werden. Und die Schlimmen haben durch die Gewohnheit zoologischer Schimpfnamen für Menschen, die oft nicht ihren eigenen Namen verdienen, das Tierreich in Verruf gebracht. Sie fühlen mir nach und verstehen meinen Eifer, denn Sie sind Tierfreundin, wie meine liebe Frau Helene und ich selbst. Das versteht sich, versteht sich am Rande. Meine liebe Frau Helene —“

Helene am Pfosten: „Schon wieder? Er ahnt, daß ich lausche und will mich mahnen. Hop, in die Höh', ich mache mich aus dem Staube!“ Flink die knarrende Treppe hinauf.

„Aber Herr Pfarrer —" die Diplomatin in gesteigerter Temperatur.

„Nicht wahr? Meine liebe Frau hat mich veranlaßt, ein Mäuschen zu beobachten, ein lustiges, possierliches Ding. Denken Sie sich, ein leibhaftiges Mäuschen, das hier auf die Weinrebe kletterte und von da auf die Vorhangstange und machte nun da oben seine Kapriolen. Allmählich kam mir der Gedanke: das Tierchen hat seinen Beruf verfehlt und macht Kapriolen aus Verlegenheit. Dann kam mir auch die Furcht, es könnte nachts zu uns ins Bett schlüpfen, uns im Schlaf necken und schrecken. Stellen Sie sich das vor! Eigentlich furchtbar, nicht? Und so fing ich das Ding. Helene, meine Frau, half mir, und wir ließen es hinten von der Terrasse über eine hohe Mauer in Nachbars Garten fallen. Nun geben Sie acht, bitte! Scheinbar trollt sich's davon. Scheinbar. Und was beobachten wir zwei Abende später? Dasselbe Mäuschen — Sie vermuten doch auch, daß es dasselbe Mäuschen war? — dasselbe Mäuschen sitzt zwei Abende später auf der Weinrebe und dann auf der Vorhangstange und macht Kapriolen. Ich stelle die Falle mit Speck und Süßigkeiten — ich empfehle Ihnen diese Falle, neuestes Modell vom Tierschutzverein, absolut human, krümmt dem Tierchen kein Härchen — aber was geschieht? Acht volle Tage geht's nicht in die Falle trotz Speck und Süßigkeiten. Es tanzt ganz gelassen auf Rebe und Stange. Gott, dacht' ich, wenn das sein Beruf ist — warum nicht? Samstagabend jedoch saß es richtig drinnen in der humanen Falle, und weil meine Frau und ich so viel gelacht haben über das Tänzerchen, trugen wir's bei strömendem Regen hinter die Gottesackermauer aufs Feld. Meine Frau machte noch Witze: ‚Gib ihm auch deinen Paraplui mit, sonst kommt's wieder.' Ist bis heute jedoch nicht wiedergekommen."

Die Geborene von Tippelskirch hob die Hände und atmete schwer: „Bitte! Dieser Tunichtgut scheint kein so harmloses Tänzerchen gewesen zu sein, und Sie haben ihm fortgeholfen? Oder haben Sie ihm nicht fortgeholfen? Dieser Mensch, wo ist er doch?"

„Wie gesagt, verehrte Frau Dekan, ist bis heute nicht wiedergekommen. Und einmal hatten wir eine große Ratte, eine große, liebe Ratte. Sie hieß drolligerweise Tütü. Wie das klingt: Tütü! Nicht hier, auf meiner vorigen Pfarrei hatten wir diese Ratte. Groß und lieb. Und Tütü fraß nur Zucker, wenn er mit Schnaps getränkt war, mit gutem Schnaps. Schokolade hingegen war Tütü immer angenehm. Dann hatte ich einen Hund namens Prinz, ganz Raubgier und Jagdfrevel. Mit diesem gefährlichen, mordlustigen Burschen war Tütü befreundet, ich versichere Sie, aufs innigste befreundet. Sie lief ihm durch die Beine, kitzelte ihn an der Schnauze, sprang ihm über den Pelz. Sehen Sie, so —"

Und Ostertag schnellte wie ein Jüngling empor und machte der Geborenen von Tippelskirch die geschilderten Rattensprünge mit den Fäusten

vor. Hier die Beine, hier der Pelz, hier die Schnauze und so hops hoch und drüber!

Die Frau Dekan kam sich wie verblödet, wie hypnotisiert vor. Sie empfand, daß dieser unglaubliche Greis da vor ihr die hochgeborene Gemahlin seines vorgesetzten Dekans zwang, eine dumme Rolle zu spielen. Mit einem Schlag wollte sie den Bann brechen und ihre Empörung sich entladen lassen. Dynamit sollte nichts dagegen sein.

„Herr Pfarrer! Sie sind ja der reinste Maus- und Rattenfänger! Sie sind —"

Ostertag höchst gemütlich, mit unwiderstehlicher jovialer Entschiedenheit: „Gewiß, meine verehrte Frau Dekan, das auch, das auch. Im Nebenamt sozusagen. Warum denn nicht? Unseres Gottes Tiergarten ist so wunderbar wie alle seine Werke."

Und die gequälte Frau stöhnte: „Ich kann nicht mehr, ich bin zu Ende —"

„Ich kann noch, Gott sei Dank, bin aber doch gleich zu Ende, verehrte gnädige Frau. Seien Sie unbesorgt. Die Schlußszene freilich ist grausig wie eine berühmte Szene in Tolstois Macht der Finsternis. Tütü, unsere himmlische Tütü! Warum schlief sie nicht immer in ihrer Kokosnuß? War's nicht zum Küssen schön, wenn wir von einem Ausgang heimkehrten, meine Frau Helene, die Töchter, der Prinz und meine Wenigkeit, und Tütü sprang uns aus der Kokosnuß entgegen, mit diesen drolligen verschlafenen Augen?"

„Tütü, Tüti — und immer wieder Tütü," stöhnte die Geborene von Tippelskirch und verdrehte die Augen, als wäre sie einem epileptischen Anfall nahe.

„Ganz richtig, meine liebe Frau Dekan: Tütü! Und an einem warmen Herbsttag, wie heute, lag Tütü auf dem Rücken, plattgedrückt, mausetot. Warum? Weil meine Schwiegermama Flora, geborene Flurer, Gott hab sie selig, sich auf einen Korb gesetzt — Verhängnis: Tolstois Korb! — und weil in diesem Korb, zwischen dem flachen Deckel und dem seichten Boden, Tütü ihr Mittagsschläfchen machte. Schluß, Amen. Ich schwöre Ihnen, in meinem Leben habe ich keine empfundenere, schönere Leichenrede gehalten als bei Tütüs Tod — nicht laut, nur in Gedanken. Und heute noch! Ach, freundliche, kluge Tütü, wie manche harmlose Freude hast du uns bereitet! Stundenlang könnt' ich Ihnen erzählen, liebe Frau Dekan, und in Erinnerung all die Freuden nochmals erleben, die uns Gott durch seine lieben Tiere geschenkt. Wie groß ist des Allmächtigen Güte!"

Und nun aufgesprungen und die Tür aufgerissen: „Helene! Helene! Ein Glas Wasser, schnell, recht frisch!"

Die Frau Dekan war ohnmächtig hintüber gesunken und ihr feiner Spitzenhut auf das unberührte Butterbrot.

„So — schon wieder gut," sagte der Herr Pfarrer mitleidig ermunternd, „der warme Herbsttag, natürlich, und die zarten Nerven der gnädigen Frau — so, schon wieder ganz gut. Die Natur hilft sich selbst."

Frau Helene spritzte tüchtig mit kaltem Wasser, dann rieb sie Schläfen und Stirn mit Melissengeist, ein paar Tropfen auch unter die Nase — und siehe, schon vermochte die Frau Dekan höchst eigenhändig den eingebutterten Spitzenhut zurechtzurücken.

Und teilnahmsvoll Helene: „Nicht wahr, diese langen Amtsgeschäfte, das nimmt ja kein Ende. Fühlen Sie sich noch ein wenig erschöpft, Frau Dekan? Wie gut, daß Sie mit Fuhrwerk gekommen sind. Ich will gleich zum Adlerwirt schicken, daß eingespannt wird."

Klüglich hatte sich Pfarrer Ostertag zurückgezogen und die Frauen allein gelassen.

Tränen der Wut standen der Dekanin in den Augen und Tränen des Sichselbstbedauerns über diese Niederlage. Helene wirkte besänftigend, so gut sie konnte, mußte sich aber doch das Lachen verbeißen über die Komik der Situation.

Nun stand Herr Ostertag außen am Türpfosten und lauschte.

Die Dekanin mit schwacher Stimme: „Nein gar nichts hab' ich erfahren. Nein gar nichts."

Die Pfarrerin ähnlich: „Ja, ja, die Amtsgeschäfte."

Die Dekanin: „Nicht einmal, wie er ausgesehen —"

Die Pfarrerin öffnet behutsam die Tür: „Mann, bitte, wie hat er denn ausgesehen?"

Der Mann eilte zehn Schritte zurück, dann mit einer Stimme wie aus weiter Ferne, mit wahrem Bauchrednergeschick: „Da muß ich die Töchter fragen, sie haben ihn zuletzt gesehen. Die sind aber im Augenblick leider nicht da."

Die Pfarrerin sich zur Dekanin zurückwendend: „Ich weiß es auch nicht, so wenig wie mein Mann. Meine Töchter sind nicht da, die könnten es wissen."

„Das ist doch keine Wissenschaft für Pfarrerstöchter! Erlauben Sie! Auf solchem Fuß stehen Ihre Töchter mit Beelzebub? Na, ich gratuliere, Adieu!"

Aber noch unter der Tür hatte sich die Diplomatin wiedergefunden: „Ich wollte sagen, ich danke Ihnen verbindlichst, liebe Frau Pfarrerin. Wenn Sie nach Uffenheim kommen, schenken Sie mir gewiß die Ehre."

Pfarrer Ostertag ließ sich's nicht nehmen, seine lächelnde, aber unversöhnliche Feindin zum Adlerwirt zu begleiten und ihr galant in den Wagen zu helfen.

Ostertag markierte mit seiner Helene einen Freudenreigen, als der Dekanswagen zum Dorf hinausrumpelte, hob seine Rockschöße mit Daumen

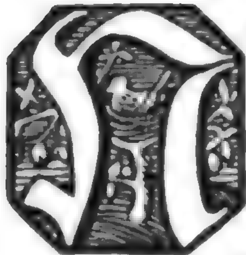
und Zeigefinger, neigte sich anmutig rechts und links und sang dazu das alte schöne Lied:

„Das Käuzlein lass' ich trauern im Astloch Tag und Nacht!"

Und Helene schwang sich rund um ihn herum und sang die Melodie mit auf das Wort „Beelzebub" — „Beelzebub".

Anna Croissant-Rust

Nikolaus Nägele



ikolaus Nägele war ein Lebenskünstler.

„Mer fallt mei' Butterbrot nit uff die letz' Seit'" pflegte er zu sagen, wenn er sich, mit dem Gemisch von Schlauheit, Frömmigkeit und leichtem Sinn, das nur er zustand brachte, wieder einmal aus irgend einer Affäre gezogen hatte.

Seit dreißig Jahren war er in derselben Fabrik bedienstet, und sah genau so aus wie damals, wo er als beinah Dreißigjähriger eingetreten war. Derselbe krummbeinige, magere Kerl war er geblieben, mit den glatten, eingefetteten, schwarzen Haaren, die sich nach vorn zu einer Locke krümmten; rechts war sie größer und links kleiner, denn er trug einen schiefen Scheitel, was der an sich sanften und gottergebenen Frisur wieder den Stempel des Übermütigen und Unternehmenden, des Flotten und Eroberungslustigen gab.

Sein Gesicht war noch ebenso bartlos und peinlich rasiert wie damals und sah sanft und willig aus, stets in dieselben Falten gelegt, das heißt, wenn er die Augen nicht aufschlug, und das tat er selten. Kamen aber die in ihrer zwinkrigen, lustigen Kleinheit unter den buschigen Brauen zum Vorschein, so wurde man fast verlegen vor dem Widerspruch, der zwischen dem lächelnden, eingeölten Gesicht bestand und diesen kohlschwarzen, unruhigen Augen.

Stets ging er tadellos sauber, und war der Schnitt seiner Kleider der der andern Arbeiter, so hatten sie durch irgendeinen Trick einen ungewohnten Schwung, und trug er dieselbe Mütze wie sie, so wußte er sie so zu rücken, daß sie bei aller Selbstverständlichkeit und bei allen Züchten schwach ans Verwegene grenzte. Wer ihm einen ersten gleichgültigen Blick zuwarf, sah sich sicher nach einer Weile nochmals nach ihm um.

Die Schlampigkeit und Nachlässigkeit seiner Kameraden war ihm ein Dorn im Auge. Waren sie alle schwarz wie die Teufel, zerlumpt und kaum zu kennen bei der Arbeit, Nickla — so hieß er eigentlich für gewöhnlich auf gut pfälzisch — war immer blank, immer adrett, die gepappten schwarzen Haare verrückten sich um keine Linie, die Locken blieben stets an der rechten Stelle, wie ein Phönix stieg er aus der Asche, einen Abglanz seiner frommen Zufriedenheit und Arbeitsamkeit um sich verbreitend. Dabei schien es, als schaffe er mehr wie die andern.

Gab es eine Last zu heben, so griff Nickla am eifrigsten zu; er zog und schob und drückte, daß seine Backen blaurot wurden, daß er pustete und schnaufte und kaum Atem kriegen konnte; dabei fand er aber unter Pusten und Schnaufen immer noch Zeit, die andern anzufeuern, und hatte eine Macht der Rede und eine zwingende Gewalt der Ausrufe, daß die Sache wirklich vorwärts ging, wenn er dabei war.

„Er holt sich freilich keen Bruch, des überloßt er uns," sagten erstaunlicher Weise die andern, die Mißgünstigen, Scheelen, die in ihren engen Seelen Nicklas Lebenskünstlertum nicht begriffen.

Wagte es aber einmal einer, es ihm unter Murren verstehen zu geben, das sei keine Kunst, so wie er's treibe, schaute er ihn nur mit zwinkrigen Augen an, von denen das eine gar possierlich zuckte, und sagte gelassen: „Ei, machen's nooch," da ging der Neidbold gewöhnlich knurrend von dannen. Zu seiner Höhe hob sich keiner.

Setzte er sich mit der ihm natürlichen ergebenen Würde über gelegentliche Sticheleien der Kameraden hinweg, so hatte er einen, wenn auch wortkargen Widersacher, der ihm eine lange Zeit gehörig zusetzte, und sogar von seiner stets bereiten Milde nahm.

Der andere beanspruchte im vorhinein schon größere Beachtung, weil er, angeblich geboren als natürlicher Sohn eines höheren adligen Offiziers, sich mit dem Zauber seiner diskreten Geburt umgab und in abgebrochenen Reden von dem „schweren Gehoimnis" seiner Abkunft sprach.

Er war ein Kerl wie ein Gorilla, wüst, zottig, voller Fetzen und Lumpen, mit einem erschrecklichen Gebiß, das blendend weiß und mit tadellosen Zähnen aus seinem stets schwarzen Gesicht hervorstach, seine Arme waren viel zu lang und seine Füße platt, aber arbeiten konnte er für zwei. Daß er vor einiger Zeit der Tochter Nägeles Aufmerksamkeit geschenkt hatte, hatte diesen — in christlichen Grenzen natürlich — in die erste Wut gebracht. Wie konnte dieser verlumpte, verdreckte, verlotterte Kerl es wagen, nach einem anständigen „Mädche" auszuschauen? Er, der in seinen Zotteln und Lumpen, in seinem Ruß und Dreck, barfüßig und ungekämmt aus der Fabrik ging, dessen Haut niemals Seife sah, der Wasser mied wie Feuer, der Sonntags im Bette lag, weil er keinen Fetzen ordentlicher Kleider hatte?

Es schwindelte einen förmlich, wenn man daran dachte — wie konnte er?

Das Mädchen selbst sah gleich allen andern die Geschichte als einen gelungenen Scherz an, der sie auch war. Man durfte nur die wie aus einem Ei geschälte Blondine sehen, deren Haut wie poliert glänzte, weiß wie Milch und rot wie Blut, und dieses wüste, ungeschlachte, verkrustete Untier dazu!

Aber Nickla sah nur die Ungeheuerlichkeit der Sache und nicht den Humor.

War ihm der Gorilla, Winkler genannt, schon lang seines Schmutzes und seiner Überhebung halber verhaßt, so wuchs seit der Nachstellung seine verborgene Wut ins Ungeheure, und eines Morgens rannte er, allen christlichen Eigenschaften zum Trotz, mit einer langen glühenden Eisenstange auf den hartnäckigen Verehrer los, der, still versenkt, dastand, mit allen zehn Fingern wollüstig in seinem vor Schmutz und Staub starren Haarwald wühlend.

„Worm' ich mach dich hin! Ich haag dich, as De de Erzborrem suchscht!" schrie er.

Doch als das lange, breitspurige, grinsende Ungetüm sich plötzlich umwendete, warf er blitzschnell, und ohne einen weiteren Laut von sich zu geben, die Eisenstange auf den Boden und lief mit seinen kurzen, krummen Beinchen so schnell er es vermochte aus der Nähe des lachenden und brüllenden Riesen.

Draußen stand Nickla keuchend still. Er war noch ganz fahl vor Wut und Angst, seine Rosenwänglein waren erblichen.

„Desmol hätt' mich ball der Deiwel gepackt! Ich dank unserm Herrgott, daß ich die Versuchung glücklich überstanne hab! Isch bin als Siescher hervorgegange! 's is freilich Chrischtepflicht, aber ich bin doch stolz druff."

Das waren so ungefähr seine Reden den Kameraden gegenüber.

Von nun an machte er aber einen weiten Bogen um den Sprößling aus altadliger Familie, so oft es ging, um „nicht in Versuchung geführt zu werden."

„'sch beacht'n nit," erklärte er in einem Ton, der sich mild und christlich anhörte, doch in der Tiefe für Kenner Tücken barg. Und wirklich, nach einiger Zeit wurde der zottige Gorilla ganz plötzlich entlassen, nicht, ohne daß diese plötzliche Entlassung mit einigen Besuchen Nickla's im Hause des Direktors — natürlich im Düster! — in Verbindung gebracht worden wäre.

Nickla triumphierte laut und ohne Arg, daß der Zottige in seinem weiteren Leben eine nicht gerade unwichtige Rolle zu spielen berufen war.

Der Gorilla fand, dank seiner riesigen Arbeitskraft, sofort wieder Anstellung in einer Seifenfabrik, welch guten Witz des Schicksals Nickla mit seinem schönsten Grinsen begleitete.

Und er grinste erst recht, als der Riese infolge eines Branntweinrausches, den er sich anzutun gewohnt war, in den heißen Seifenkessel stürzte. Während alle andern den Verletzten bedauerten, kicherte er rückhaltslos und triumphierend: „Jetz is er zum erschte Mol in seim Lewe gewäsche worre". Als sich die Verletzungen Winklers als nicht lebensgefährlich erwiesen, wurde er nachdenklich und rieb sich die Nase: „Hm — wann der jetzt die dick' Kruscht nit uff'm Leib gehabt hätt', wär er hin."

Die Kollegen zogen gleich eine Nutzanwendung für ihn daraus und uzten ihn erst recht mit seiner „Wäscherei".

„Ich geh doch mei Lewe in keen Seefefabrik! Ich hab's doch nit nötig!" wehrte er sie ab, und das Waschen im gemeinsamen Raum und das Kämmen vor dem kleinen Spiegel wurde eher ärger.

„Er zählt sein Hoor und gibt jedem sein' rechte' Platz, daß se nit streiten", sagten sie von ihm.

Er war stets der Letzte, der vom Spiegel weg, und der Letzte, der aus der Fabrik kam; er hatte allerdings auch sonst noch einige Gründe, niemanden hinter sich zu wünschen, was in die Rubrik seiner Passionen fällt.

In jungen Jahren hatte Nickla eine böse Sieben geheiratet, die ihm zu Hause gehörig einheizte. Aber auch hier bewies sich sein Lebenskünstlertum, und auch hier kam er nicht zu der Auffassung, daß ihm das Butterbrot „uff die letz' Seit'" gefallen wäre.

„Des is die Straf', weil ich früher so viel Mädcher ang'führt hab, ich büß die Sünd jetz uff der Erd, ich krieg herunne schunn alles vum Herrgott verziehe und derf ohne alle Umständ in de Himmel." So gestand er mit edlem Freimut seine Fehler und wendete alles für sich zum Besten.

Es ging freilich die Sage, daß er seiner Frömmigkeit, auch seiner Unansehnlichkeit zum Trotz ein rechter Mädchenjäger gewesen sei, und hie und da, wenn er der Versuchung des Schnapses unterlegen war — denn dagegen war er durchaus nicht gefeit, — kamen sehr merkwürdige und gar nicht fromme Geschichten von jener Zeit aus seinem Munde. Aber er machte die Augen beim Erzählen zu und murmelte am andern Tage etwas vom „Deiwel", dem auch der Stärkste unterliege.

Ob sich das auf den Schnaps oder seine Reden oder die Mädchen bezog, drückte er nicht des Genaueren aus. Doch stand fest, daß der Herr ihn in bezug auf Schnaps und lose Reden recht oft prüfte, und auch die „Mädcher" sollten ihn in seinem mehr denn fünfzigjährigen Leben noch ins Wanken bringen, wenn er auch da zu allerletzt als „Siescher", obgleich mit einem reichlich blauen Auge, davon kam.

Der Tod seiner wortreichen und nicht gerade holdseligen besseren Hälfte erschütterte ihn nicht mehr, als es anständig war. Er erschien, nachdem sie begraben, mit einer sehr feierlichen Miene zur Arbeit, doch schon mittags hänselte ihn einer: „Guck! mit ehm (einem) Aag' lacht er, mit'm annere greint er."

„Warum soll ich nit greine?" erwiderte er, durchaus nicht ohne Würde, „des muß mer, des is Chrischtepflicht, und warum soll ich nit lache? Sie hot's überstanne, und ich denk, sie werd aa fertig mit unserm Herrgott."

Sonst machte sich gar keine Änderung in seiner Lebensweise bemerkbar, vorerst. Er kam als Witwer ebenso sauber und gebürstet, ebenso

rasiert und frisiert daher, wie vorher, also war er nicht kraft ihres Einflusses so gediehen. Er legte sich keine neuen Leidenschaften bei und blieb den alten getreu.

Er hatte deren nämlich drei. Nicht die gelegentliche, halbverschämte Liebe zum Schnaps meine ich, das waren mehr sporadische Versuchungen, sondern die für den Kautaback, für einsame Spaziergänge, und für den in „Klingendes“ umgesetzten Fleiß.

Mit dem Kautabak war es nun so eine Sache. Er schnupfte nicht und rauchte nicht, aber der „Schick“ war ihm unentbehrlich, und das Röllchen, das ihm jederzeit im Mund lag, hatte seinen glattrasierten rosigen Wänglein rechterseits eine sanfte Erhebung gegeben, die auch verblieb, wenn er — was höchstens im Schlaf geschah — einmal ohne „Prim“ war. Der Kautabak war ihm nicht nur ein wichtiges Anregungsmittel, sondern er half ihm über viele, ihm nutzlos erscheinende Stunden in den Arbeitspausen weg.

Er hatte es nämlich im Ausspucken des braunen, beizenden Saftes zu einer fast unheimlichen Virtuosität gebracht; wo immer man eine Stelle bezeichnete, wohin man immer wollte, dahin „sporzte“ er mit unfehlbarer Sicherheit, um keine Linie weiter rechts, um keine links, um keine zu nah, um keine zu weit. Oft stand ein ganzer Kreis Zuschauer um den Künstler, schrie und gestikulierte, trieb ihn an, erhitzte sich, wettete, stritt — Nickla blieb unerschütterlich.

Die kleinen, krummen Beine gespreizt, die Hände in die Hüften gestemmt, den sanften Kopf etwas geneigt, so übte Nickla seine Kunst mit der Nachlässigkeit aus, wie es große Künstler tun, die es nur „der Sache“ halber tun.

Zwar, er hatte Nachahmer gefunden, Rivalen, besonders unter den Jüngern. Doch sie unterlagen alle, alle, denn Nickla war der geborene Künstler.

„'s is ä Kunscht unn koscht nix“, damit köderte er die Jungen, denn er liebte Gegner, schon der Wetten halber, die nicht ins Blaue hinein, sondern mit realem Untergrund gemacht wurden, und die der Sache eine eigene Weihe und einen ganz intimen Reiz verliehen.

Die zweite seiner Leidenschaften war so geartet, daß sie zu Zeiten schlief oder schlummerte, und sich nur einzustellen pflegte, wenn die Natur sich dem Herbst zuneigte und der Segen des Obstes an den Bäumen und des Gemüses in Feld und Garten das Herz des Naturfreundes erhob. Und Nickla war ein Naturfreund.

Eine eigene Unruhe ergriff ihn dann, besonders zur Zeit der Dämmerung, und trieb ihn hinaus, und er ward ruhig draußen und erbaute sich. Reich an Ausbeute für sein Gemüt, kehrte er allabendlich, — wenn es nicht nächtlich wurde — heim. Auch zur Mittagszeit, wenn die Arbeit ruhte, war der Weg an den Gärten des Direktors hin eine Quelle feinen Genusses und stiller Versenkung für ihn.

Er hatte nicht gern Kameraden bei Befriedigung dieser Leidenschaft, die ja auch viel zarterer, subtilerer Natur war wie die erste und kaum von einem andern in all ihren Feinheiten gewürdigt worden wäre.

„Der Mensch braucht als Sammlung," oder „ich muß mit moim Gott alleen drauß redde", damit hielt er sich manchen Zudringlichen und Verständnislosen vom Hals. Zudem tranken oder schliefen die andern lieber in den Mittagsstunden. Dann lag auch das Haus des Direktors mit geschlossenen Läden, und Nickla war mit seinem Gott „allein".

Mit Innigkeit ruhten seine Augen auf den samtnen Pfirsichen, den gelben Birnen und roten Äpfeln, die über die Einfriedigung hingen.

Sein Herz erquickte sich an den dunklen Häuptern des Blaukrauts und den zarten Rosen des Blumenkohls, fein wie Korallen, die der kundige Gärtner auf dem Feld gezogen. Manchmal überwältigte ihn die Freude des Kenners so, daß er nicht widerstehen konnte, und das eine oder andere Prachtexemplar auch auf der untern Seite zu betrachten förmlich gezwungen war, wenn es nicht anders ging, sogar mit Hilfe eines Messers.

Einmal kam es vor, daß ihn der Direktor in seiner Andacht und einsamen Bewunderung störte.

Er hatte gerade einen rotbackigen Apfel in der Hand, der schon aller Bewunderung wert war. Es hingen deren mehrere über die Planken des Gartens, und die Augen des Direktors wanderten von dem Apfel in Nicklas Hand zu dem Baum im eigenen Garten.

Nickla aber blickte treuherzig zu ihm auf, so treuherzig, als es seine schwarzen Zwinkeraugen gestatteten, und die Heiterkeit seiner Seele leuchtete aus seinem tadellos gewaschenen und rasierten Angesicht.

„Ich bin so oin großer Naturfreund, Herr Derekter, und es macht mir so ein Pläsir, wie Ehr Garde gedeiht, daß ich'n als angucke geh!"

„So? — Hm! Aber, wie kommt denn der Apfel in Ihre Hand?"

„Wie? Meiner Seel! Des weeß ich selber nit. Ich hab'n als angeguckt, und uff ämol hab ich'n in der Hand."

Der Direktor mußte lachen:

„Na, behalten Sie also den merkwürdigen Apfel."

„Do bewahr mich Gott devor, des is Ehr Appel. Ich bin doch koin Dieb, isch bin ä Naturfreind."

Und mit einer Miene, die nicht frei war von einem leisen und sanften Vorwurf, reichte er die Frucht ihrem Eigentümer.

Die folgenden Tage zeigte er keine rechte Lust, in der Umgebung des Fabrikgartens seiner Naturleidenschaft zu fröhnen, auch behaupteten die Kameraden, daß an diesen Tagen Nicklas Rock ohne den lieblichen Schwung gewesen sei, durch den er sich stets auszeichnete, wenn er von der Fabrik zu Herbsteszeiten heimwärts ging.

Die dritte seiner Leidenschaften hielt er am geheimsten, und die Mit-

arbeiter hatten nicht oft Gelegenheit sie zu beobachten. Die Rohen und Unverständigen hießen sie Geiz, obwohl Nickla durchaus so redete, als achte er Geld gering, und als sei es eines Christen unwürdig, allzugroßen Wert auf den Mammon zu legen. Allerdings bei den Wetten kam hie und da etwas zum Vorschein, was die Unverständigen nicht gerade Lügen strafte. Hatte er einmal verloren, was allerdings sehr selten geschah, so fand er stets in aller Milde und Bestimmtheit einen Ausweg, das Zahlen umgehen zu können; und bei Unglücksfällen, oder ähnlichen Gelegenheiten, bei denen die andern gern ein Weniges gaben, riß er gewöhnlich mit hastiger Bereitwilligkeit seinen Geldbeutel aus der Tasche, um ihn dann schamrot und stotternd als leer vorzuweisen.

„Die Fraa, die Fraa!" hatte er dann früher wohl bedeutungsvoll geseufzt, ohne in zarter Rücksicht mehr zu verraten. Als die Frau tot war, veränderte sich wohl der Ausruf in einen kläglichen, resignierten: „Des Mädche werd die zwett Alt'."

Aber die blonde, rosige, frische Tochter, die gar nicht aussah, als ließe sie sich und andern etwas abgehn, dementierte ihn nicht nur, sondern klagte ihn laut des schmählichsten Geizes an und verriet sogar in ihrem Zorn, daß er schon Jahre lang einen schweren Beutel auf der Brust trage, den er ängstlich hüte und dem er nie Geld entnehme.

Wirklich hatten die andern oft gesehen, daß er etwas an einer Schnur um den Hals trug, und ihn damit geneckt.

„Des is mei' Amulett", wies er ihre Neckereien zurück, berührte und küßte auch wohl andächtig das auf seiner Brust hängende heilige Säckchen.

Seit die Tochter das Geheimnis des Amuletts verraten, ward die Schnur, oder noch mehr der Gegenstand, der an der Schnur hing, das Ziel der eifrigsten Aufmerksamkeit seiner Kameraden.

Eines Mittags im Sommer, als Nickla in tiefem Schlummer auf der Bank des gemeinsamen Zimmers lag, ward ihm sogar Schnur und Säckchen gestohlen. Der Bestohlene erhob als Lebenskünstler, Christ und Weiser kein Zetergeschrei, wie sie wohl alle erwartet hatten, sondern sagte nur leise tadelnd: „Dene is aach nix heilig" und dann noch „es is ihm gegunnt."

Nachforschungen, um den Täter zu entdecken, stellte er nicht an, schwieg sich auch über die ganze Sache gründlich aus. Einmal aber, als ihn der Schnapsteufel wieder gepackt hatte, gab er die Historie des Amuletts zum besten. Er hatte natürlich Lunte gerochen, der vermehrten Aufmerksamkeit halber, der sich Schnur und Beutel in der letzten Zeit zu erfreuen hatten, und war, in Anbetracht dessen, daß man keinen Menschen in Versuchung führen solle, auf den Gedanken gekommen, das Anhängsel mit Sand zu füllen; und darauf war nun richtig einer hereingefallen. Das fand er so über alle Maßen gut, daß er sich einer lauten und leider fast ungeziemlichen Fröhlichkeit überließ, schrie und lachte und Lieder sang,

die ganz und gar nichts mit Kirchenliedern gemein hatten. Dann kam eine etwas wehmütigere Note. Er kramte alte Erlebnisse aus, und ließ zuletzt nicht ohne Schalkheit durchblicken, daß er auch jetzt noch als Witwer auf „so was" hoffe, — auf diese Stufe brachte den Unerschütterlichen der Alkohol. Plötzlich wurde er aber wieder ganz nüchtern und sprach „soin" Hochdeutsch, was immer eine Flucht der bösen Mächte anzeigte.

Er erhob sich und sah sich im Kreise um: „Deßwegen bloib isch doch der Nägele."

Was er unter diesen tiefsinnigen Worten verstand, war unschwer zu erraten, wenn man ihn würdig, streng und doch nicht ohne christliche Milde, gepaart mit einer gewissen Unsicherheit zur Türe hinausgehen sah.

Ein paar Junge fingen laut zu lachen an, da drehte er sich um: „Ja, der Nikolaus Nägele. Isch hab' alle laute Buchstabe vum Alphabet in moinem Namen a, e, i, o, u, — des soll noch Oiner nachmachen! Und wann isch was getan hab' und will's nischt soin, so hat's der N. N. getan, verstehen, der N. N.! Nikolaus Nägele, zwoi N.!" und damit verschwand er nicht ohne Größe und Überlegenheit.

Die Fabrik lag weit außerhalb der Stadt, und die Beschaffung der täglichen Lebensbedürfnisse war etwas kompliziert. Allabendlich mußte einer der Arbeiter im Haus des Direktors antreten, sich einen großen Korb ausliefern lassen und einen großen Zettel dazu, auf dem in großen Buchstaben der Bedarf des nächsten Tages aufgeschrieben stand. Die Frau Direktor nannte in richtiger Würdigung der Sachlage den Zettel „das Problem", und es kostete gar manchen Tropfen Schweißes, bis alles wirklich in Verständnis, vom Verständnis in Tat umgesetzt und wirklich abgeliefert war.

Es gab immer Meinungsverschiedenheiten zwischen dem, was die gnädige Frau gewollt, das „Fräulein" Köchin interpretiert und das ausführende Organ kapiert hatte. Die Zettel mit den an und für sich untrüglichen Zeichen erwiesen sich sehr oft als trügerisch, und die Einigkeit zwischen der Gnädigen, der interpretierenden Fee und dem herbeischleppenden Kuli war manchmal empfindlich gestört. Eine gewisse Wirkung war dann auch in der Behandlung zu spüren, die der Direktor dem nicht tadellosen Knecht angedeihen ließ.

Nickla hatte sich bis jetzt dem Kuli-Ehrenposten in Demut zu entziehen gewußt, er wollte nicht „ausgezeichnet" werden. Hie und da murmelte er auch wohl etwas wie: daß es eigentlich eines Mannes nicht würdig sei, einen Korb zu „schleife", aber nur dann, wenn es ihn giftete, daß die Gunst an einen allzu Unwürdigen gekommen war.

So hell war Nickla wohl, einzusehn, daß ein ordentliches Funktionieren als Zuträger durchaus nicht von Nachteil für den Erkorenen sein konnte, und er hatte oft — sogar mit sanftem Ingrimm — bemerkt,

daß nicht nur der Korb, sondern auch die Tasche des Trägers nicht leer war.

Aber, aber! Nikolaus Nägele hielt vor allem auf seine Würde, und nicht einmal die Sehnsucht brachte ihn dazu einzugestehn, daß er dem „Problem" nicht gewachsen war.

In der Achtung seiner Mitarbeiter, die in ihm den hohen Geist erkannten, durfte er nicht fallen.

So gut Nickla sonst alles zu drehen und zu wenden wußte, das sah er ein, mit den Buchstaben ging's nicht ebenso. Die Wissenschaft des Lesens und Schreibens war ihm verschlossen geblieben, und das durften seine Kollegen und durfte noch weniger der Direktor, oder gar eines der Dienstmädchen wissen. Dreißig Jahre war er allem klug und kühn aus dem Weg gegangen, und nun ereilte ihn das Urteil doch noch. Er wurde in die Küche befohlen, er sah sich dem gefürchteten Korb und dem noch mehr gefürchteten Problem und der am meisten gefürchteten lachbereiten Küchenfee gegenüber.

Aber auch hier fiel ihm das Butterbrot „nit uff die letz' Seit". Er hatte kaum die neuengagierte Donna, die ihm Korb und Problem übergeben sollte, inspiziert, als eine sanfte Fröhlichkeit in ihm zu erstehn begann. Mit dem „Mädche" war etwas zu machen, er hätte nicht der gewiegte Weiberkenner von anno dazumal sein müssen, der sich auch jetzt die Augen noch nicht verband und seine Erfahrungen nicht in die Winde streute. Augenscheinlich aus sehr ländlichen Gegenden direkt importiert, nach Wuchs, Anzug und Gebahren zu schließen, stand sie der ganzen Situation selbst hilflos gegenüber und sah ihn mit all der unbeholfenen Treuherzigkeit an, deren sich Landmädchen in größeren Städten im Anfang ihrer Laufbahn mit Erfolg bedienen. Die Verschmitztheit saß allerdings ganz verborgen in der Ecke ihrer anjetzt ratlosen Augen, und der breite Mund, der sich zu einem blöden Lachen verzog, sah aus, wie wenn er derben Spott nicht ungewohnt wäre.

Nickla's Besuch in der Küche dauerte etliche Zeit, so lang, bis sie das Problem ein paarmal verlesen — er hatte natürlich seine Brille vergessen! — und er sie zum ersten heimlichen Kichern gebracht hatte. Stolz verließ er die Hallen, die er so kleinmütig betreten, auch hier würde er mit Gottes Hilfe als „Siescher" hervorgehn. Die dralle Donna mit den vielversprechenden Hüften hatte sich in sein Gemüt geschmeichelt, und so schön die Sache begonnen, so schön setzte sie sich fort. Nikolaus ließ sich den Korb nicht mehr entreißen, wie ein Löwe wachte er darüber, ihm war er geworden und ihm blieb er.

Die Verlesung des „Problems" war immer der Anfang und das Kichern das Ende der abendlichen Visite, nur daß die Vorlesung sich mehr und mehr verkürzte und das Kichern sich mehr und mehr verlängerte.

Nickla wurde jünger unter den neuen Pflichten, obwohl er nicht

an Würde verlor. Nur seiner Lebensweisheit und Christlichkeit legte er einige Zügel an, und seine Jugendlichkeit — sie war sonst nur wie ein seltenes Glanzlicht auf seinem übrigen gediegenen Farben erschienen — leuchtete nunmehr stärker und stärker. Schon behaupteten etliche, ihn in der Nähe der Fabrik lustwandelnd getroffen zu haben, nicht im Bannkreis der Gärten und Felder, sondern in dem des stillen Lichte, das aus der Küche strahlte. Und eines Sonntags, als die letzten Astern blühten und die Fiedeln auf den Dörfern zur fröhlichen Kirchweih jubilierten, erwartete Nickla an einem Kreuzweg mit seiner jugendlichsten Miene ein Mädchen, das ihm mit blankgescheuerten Backen und durchaus nicht karg eingefetteten Haaren entgegenkam. Er trug einen Anzug freudiger Farbe und eine sehnend blaue Kravatte, sie ein Kleid, von dem man bestimmt behaupten konnte, daß es grün war, und das über Brust und Hüften zum Platzen spannte.

Sie war blaurot vor Eile, Erwartung und vom Spätherbstwind, er dagegen rosig wie immer und sah aus wie ein Jüngling, wissend zwar und darum etwas gemäßigt in der Freude. Auf dem Tanzboden allerdings veränderte sich das Bild insofern, daß zwar sie nicht blauroter wurde, sondern ihrer Farbe getreu blieb, trotz allen Freudenschweißes, der darüber rann (was man von ihrem grünen Kleid nicht sagen konnte,) er aber vor Anstrengung bald gelb und bald puterrot wurde. Schon lange hatte er sich nicht mehr in diese strapaziösen Selbstverständlichkeiten der Jugend gestürzt, und nun ging's ihm schlecht. Die schön gepappten Locken revoltierten, die sehnsüchtige Kravatte verschob sich, das Hemd verlor die Steife, Nickla war bald in Verzweiflung und Schweiß aufgelöst.

Und sie stampfte unermüdlich weiter, freilich blies und schnaubte sie dabei, aber es ging immerzu, immerzu, und er hätte um keinen Preis der Welt den Nimbus seiner Jugendlichkeit darangegeben. Endlich schwiegen Baß und Violine, in einem dicken Qualm von Rauch und Staub taumelte Nickla, einem Schlag nah, zurück, und fiel, mit den übermäßig angestrengten Beinchen vor Erregung zappelnd, auf eine Bank.

Ihre blauroten Backen, der dunstige Saal, die auf- und abwandelnden Paare, die dürren Baumäste vor den staubblinden Scheiben, alles kreiste rundum. Er mußte sich mit beiden Händen festhalten und natürlich hielt er sich an ihr. Diesen Zärtlichkeitsbeweis vergalt sie ihm mit einem Klapps zwischen die Schulterblätter, daß ihm der Atem ausging, und mit Kredenzen eines großen Glases Wein, das sie statt seiner bestellt.

Und er trank, trank, trank, und sie trank, trank, trank. Wie Feuer schoß es ihm durch die Adern, die Pulse hämmerten, und die Beine rührten sich von selbst im Takt, als die Musik wieder begann.

Holla! Platz da für die Seine!

Er war doch der reichste Kerl und hatte den schönsten Schatz, Platz da! Und er riß sie in den ärgsten Trubel. Wein und Tanz und Wein und Tanz und „das Mädche".

Nickla fühlte sich wie von einer mächtigen Schraube hoch, hoch, immer höher geschnellt. Es war herrlich dies Aufwärtssausen, dann schleuderte es ihn freilich zurück, und er hatte dabei das Gefühl, als werde sein Schädel mit aller Wucht angeschlagen. Dann kam wieder dies herrliche Aufwärtssausen, aber es wurde schneller, schneller, immer schneller, taumelnd erreichte er gerade noch einen Stuhl und nun saß er wie ein an die Wand geschleuderter Hund in einer Ecke und konnte kein Glied mehr rühren und sie — husch! war sie fort, eh er nur halbwegs zur Besinnung kam.

Nickla saß steif da und hatte nichts zu tun, als auf die Purzelbäume aufzupassen, die in seinem Kopf geschlagen wurden. Immer trat einer mit schweren, nägelbeschlagenen Schuhen gegen seine innere Stirnwand: wwum! — wwum! da stand der Kerl in seinem Kopf und zog ihn fast vornüber, mit solchem Getös sprang er auf die Füße.

Plötzlich riß Nickla seine kleinen Augen weit auf, sprang in die Höhe, stürzte vorwärts — dort —! dort!

Winkler, der Baron, der Gorilla!

Winkler lachend und schwätzend, Winkler gewaschen, wenigstens so weit das Gesicht aus Haar und Kragen schaute, Winkler wieder gesund, mit einem neuen hellen Anzug, Winkler mit unermüdlichen Tanzbeinen, und er tanzte mit ihr! Aus war's auf einmal mit den Purzelbäumen da drinnen, es pickte nur mehr wie eine Anzahl Vögel mit spitzen, harten Schnäbeln an sein Hirn — er raste unter die Tanzenden, er riß sie von ihm weg, und sie protestierte nur schwach: „Awer ich will doch danze!"

„Mit dem sollscht du nit danze!" brüllte er.

„Nit? Ach! nun isch kenn 'n schunn so lang!"

„Wuher?" keuchte Nickla.

„Ei, er is doch bei mer deheem!"

Nickla packte, sinnlos vor Wut, die grüne Donna und zerrte sie hinter sich her; plötzlich drehte er sich um und schrie sie an:

„Muscht du mit dem danze?"

„Ei i nee, danz norre du mit m'r."

Und der Blick aus ihren fettumrandeten Schlitzaugen troff so von Liebe, daß Nickla sein ganzes Glas auf ihr Wohl leerte, und nun gings wieder los, Tanzen, Wein und Küsse, Küsse, Schnaps und Tanz, bis er steif wie ein Stock auf den großen Leiterwagen fiel, der sie abends heimbringen sollte. Sie saß an seiner Seite, halb auf seinem Schoß hockend, flüsterte sie ihm zu, und er lallte entgegen, tappte unsicher nach ihren prallen Armen, nach ihrer Brust. Trunken vor Wein und Liebe fühlte er in verschwommener Seligkeit ihre Hände, die ihm über Rücken

und Hals strichen, hörte ihre Stimme, kaum mehr imstand, Antwort zu geben.

„Bischt du moin Schatz?" flüsterte sie.

„Isch bin's!" stotterte er.

„Hoscht mich aa gern?" sprach sie wieder.

„Kann dich aa gern hawwe!" sagte er.

„Thuscht du mich heirate?"

„Kann dich aa heirate!" Nickla wieder.

„G'hört alles moin, was du hoscht?"

„Alles!" lallte er und dabei fühlte er ihre Finger an seinem Hals kribbeln. Sein Kopf sank auf ihre Schulter, alles verschwamm, nur einmal war's ihm, als höre er dicht daneben die Stimme Winklers, halb von Lachen erstickt „Hoschts?"

* * *

Am nächsten Morgen war der häßliche, rauhe Spätherbst da. Der Sturm stieß den Nebel in Schwaden über den Rhein, es sah aus, als flüchte er sich. Die Blätter schossen förmlich durch die feuchte Luft, und die Bäume ächzten und knarrten. Die Läden der Häuser wollten sich nicht auftun und die Menschen nicht aus den Häusern kommen.

In der Küche des Direktors war auch Sturm und grauer Tag. Die dralle Fee stand mit verschlafenen Augen und bockbeiniger Miene vor der „Madame" und setzte ihrer endlosen Strafpredigt stummen Widerstand und schnippisches Lippenaufwerfen entgegen. Natürlich war sie zu spät aufgestanden, viel zu spät sogar, aber wozu der Lärm? Ging denn die „Madame" nicht auch „uff de Ball" und blieb dann liegen bis elf oder zwölf, warum sollte sie nicht einmal schlafen dürfen, wenn die's öfter so machte?

Freilich Korb und Problem fehlten, auch Nickla selbst. Lieber Gott! — sie hatte ihn nicht an ihre Bettstatt angebunden, damit sie ihn rechtzeitig wecken könne! Freilich war er mit ihr „uff der Kerwe" — „m'r werd doch aach noch sein Spaß hawwe derfe?!"

Und plötzlich kam ihr die Erinnerung an den Heimweg und sie bog sich an und fing solch ein respektloses, sich wie ein Bindfaden abwickelndes endloses Gelächter an, wobei sie sich setzen mußte und die Beine weit von sich streckte, und zuletzt vom Lachen ins Brüllen kam, daß der Gnädigen nichts übrig blieb, als mit zornrotem Gesicht zu entweichen und den äußersten Nachdruck in das Schließen der Türe zu legen.

Nickla erschien nicht nur an dem, sondern auch am folgenden Tag nicht in der Fabrik. Ein Kamerad, der ihn besorgt aufsuchen wollte — er wohnte allein, weil seine Tochter mittlerweile geheiratet hatte, was ihm als angehendem Freiersmann sehr erwünscht war — sah nur seine

Nasenspitze an der Türe, die Nickla gleich wieder zuschlug (die Türe nämlich!), und behauptete trotzdem, er hätte wie „Ledder" ausgesehen.

Am dritten Tag erschien er, ein andrer Nickla. Jugend und Schönheit verweht, die Locken in Büscheln wild vom Kopf abstehend, voller Stoppeln, ohne weise Reden, ja ganz ohne Stimme, scheu —

„Des mol is' m's Butterbrod uff die letz Seit' g'falle," tuschelten sie.

Er saß steif an einer Stelle und hielt den „Schick" unbeweglich im Backen, von Spaziergängen oder einem heimlichen Drang nach der direktorlichen Küche hin keine Rede.

Wenn einer es wagte ihn zu fragen, oder gar den Namen der von ihm sichtlich Erkorenen zu nennen, schlug er ein Kreuz und kehrte sich stumm gegen die Wand. Einer wollte sogar gesehen haben, daß er mit einer Schmerzgrimmasse Schnur und Amulet aus dem bedrängten Busen gerissen, und daß das verehrte Säckchen sich dünn und schlank, nur als Haut, präsentierte. — Das gab schwer zu denken und viel zu reden, aber Nickla blieb unnahbar in seinem Schmerz. Mit der Miene eines kranken, müden Herrschers winkte er ab, und sie fügten sich.

Lange hielten sie's freilich nicht aus; nach kurzer Zeit fingen die Sticheleien wieder an und wurden immer ärger, je weniger sich der Alte helfen konnte. „Er hot Sehnsucht", hänselte einer, und ehe sich's Nickla versah, führte der am Arm die von dem Alten am Kerwesonntag Erkorene, die sich vor Lachen den Schurz ins Maul stopfen mußte, unter unbändigem Gelächter aller Arbeiter vor den Brütenden, der leichenblaß dasaß und nicht aufzuschauen wagte. Am Abend schlich er aus der Fabrik, blaß, elend, ein alter Mann, und er kam nicht wieder.

„Es hot'n," sagten sie, aber sie freuten sich nicht recht an ihrem Spaß und an seiner ersten Niederlage.

Eines Morgens brachte der Jüngste heim, Nickla'n habe in der Nacht der Schlag getroffen, und er sei bewußtlos zu seiner Tochter geschafft worden. Am Abend zogen sie in hellen Haufen hin und schauten ihn an. Zu abscheulich sah er aus, sie schlichen gleich wieder weg. Die ganze linke Gesichtsseite nach oben gerückt, verbogen, verschoben, zusammengepreßt, die Farbe wie Lehm, die Augen herausgetrieben, lag er da wie ein Toter, nur von Zeit zu Zeit stöhnend.

„'s is aus mit'm" meinten sie, und das meinten sie so lang, bis das Frühjahr kam. Da rappelte er sich auf einmal auf, das Gehen ging ja nicht recht, aber wenn man ihn führte, konnte er in den Garten humpeln. Dort saß er in der Sonne, und das Essen schmeckte ihm herrlich, und das Reden ging auch wieder, obgleich das Maul hoch oben links im Gesicht sitzen geblieben war. Und, o Ironie des Schicksals! Er, der stets mit dem Leben fertig geworden, sah jetzt mit dem ewig grinsenden, krummen Gesicht aus, als mokiere er sich über den ganzen Krempel, als säße er da, ein lachender Philosoph, beschaulich und aus-

gesöhnt, während die andern sich vergeblich abzappelten und vom Leben abgebeutelt wurden, das mit ihnen etwa umging, wie es große Hunde mit kleinen zu tun pflegen, die sie sicher an der Halsschwarte haben.

Bis zuletzt ward Nickla in die Lage versetzt, sich als Lebenskünstler beweisen zu können und einen guten Trumpf auszuspielen gegen eben dieses Leben, das auch ihn schon einmal fast totgebeutelt hatte.

Im Hochsommer, als in dem kleinen Garten vor dem Haus seiner Tochter die Rosen wie unsinnig blühten und Nickla in der warmen Sonne in Wohlbehagen schwamm, zog in das verwahrloste Haus gegenüber ein junges Paar. Ein Paar, das Nickla immer vor Augen hatte, in dessen Fenster er schauen konnte, wenn er im Garten, wenn er in der Stube saß, sogar wenn er in seinem Bett lag. Und dieses Paar bestand aus seinem alten, verkrusteten Gorillatodfeind, der nur einmal in seinem Leben gründlich gewaschen worden war, und aus der Kundry, die ihn in seinen alten Tagen am „Kerwesunndag" so süß umgarnt, und die seine Liebe so schnöd gelohnt hatte!

Die ersten Tage saß Nickla mit dem Rücken gegen die neuen Nachbarn, und sein krummes Gesicht sah aus, wie wenn er in zehn Holzäpfel zugleich gebissen hätte. Aber je öfter die Sonne über dem Dach seiner Todfeinde aufging, um so mehr rutschte Nickla herum, bis er endlich dem verwahrlosten Haus gerade gegenüber saß. Und der Herr meinte es gut mit ihm und bescherte ihm Freude in seinem Alter.

Drüben ging's nämlich überaus belustigend und für ihn befriedigend zu. Schon daß die Kundry, die sonst vor Sauberkeit geleuchtet, ein dicker, schmutziger, fettiger Klumpen geworden war, ganz im Stil ihres Gorillaherrn, hatte eine erste Drehung nach rechts veranlaßt. Aber als die leisen Duette drüben mählich in laute und lautere ausarteten, als sich unter Brüllen und Schreien und Winseln Szenen wie in einem Menageriekäfig abspielten, rutschte er nicht nur ganz herum, sondern er jubilierte laut: „Gott hat mich aus der große Gefahr, in die ich bald gesterzt wär', glücklich errett," (die Gorilla- alias Baronsehefrau wurde nämlich nicht nur geschlagen, sondern schlug getreulich und sogar sehr nachdrücklich selbst) „isch bin wiedder ä mol als Sieascher hervorgegange, wenn isch's aach dheier bezahlt hab, isch bin oin nobler Mann unn redd nit drüwer, es sei'r gegunnt."

Er erholte sich sichtlich in seiner Befriedigung; seine Rosenwänglein blühten wieder, seine Äuglein leuchteten, er hielt den „Schick" kunstgerecht im Backen und bald fing er an wie früher seine schöne Kunst auszuüben, ja es schien, als sei seine Virtuosität mit dem nach oben verpflanzten Maul gewachsen. Abendlich und sonntäglich versammelte sich ein Kreis um ihn, — das alte Leben, die alten Wetten und das Amulett, das seit dem schnöden Verrat welk und dürr und leer auf seiner Brust gehangen, schwoll und schwoll.

Wenn dann aus dem Nachbarhause Wutschreie, Gebrüll und Gekreisch schallten, wenn es „patschte" und die Türen dröhnten, kannte seine Behaglichkeit und Lebensfreudigkeit keine Grenzen. Und als einmal die Gorillafrau, verfolgt von ihrem Gorillamann, Schutz an der nachbarlichen Türe gesucht, dieselbe jedoch verschlossen gefunden und auf öffentlicher Straße ihre übliche Tracht Prügel bekommen hatte, faltete er fromm die Hände: „Lieber Herrgott, isch danke dir, daß du mir so oinen scheenen Lebensabend bescheert hascht."

Lydia Danöfen

Der junge Arzt

Aus: „Der Charlatan"



Das fiebernde vierzehnjährige Kind sah von seinem spitzenbesetzten Kopfkissen scheu nach dem fremden Arzt. Herr und Frau Großkaufmann Maier standen betreten am unteren Ende des Bettes. Auf Frau Maiers großem Busen funkelte ein Brillant; sonst war sie einfach aber gediegen gekleidet. Herr Maier hatte die Hände im Hosensack; aber es sah nicht ganz so gemütlich in ihm aus, als es den Anschein hatte.

Der Arzt untersuchte, untersuchte.

Das Kind hüstelte, fieberte. Aber er fand nichts. Er horchte, er stellte das Stethoskop auf den Nachttisch und legte das Ohr an die Brust und den Rücken des Mädchens und horchte wieder, — er hörte nichts. Schweißperlen traten auf seine Stirn; das Kreuz brach ihm beinahe. Er kniete sich auf den Boden hin und perkutierte mit seiner reinlichen Hand, — er fand nichts, obwohl er einen schweren Verdacht schöpfte. Endlich erhob er sich.

„Ich finde nichts," sagte er einfach und ging, ein Rezept zu schreiben, in das Nebenzimmer. Die Eltern folgten ihm. Sie stürmten mit Fragen auf ihn ein: was er von dem Fieber halte, und was für eine Krankheit das sei. Doktor Meilenweit drehte sich in dem Mahagonisessel nach ihnen um und sagte langsam:

„O — Katarrh — nichts weiter."

Es lag in der Luft, daß er log.

Als er nach Hause kam, telephonierte er dem Professor B., er habe Suspekt auf Phthise bei einem jungen Mädchen von vierzehn Jahren; doch finde er rein nichts. Nicht die Spur einer Dämpfung. Nur Fieber sei da, offenbar hektischer Natur.

In dieser Nacht wurde er wieder gerufen. Sein erstes, freudiges Erschrecken rief ihm zu: Doppelte Taxe! Ein zweites, unfreudiges Erschrecken folgte, als er hörte, er solle zum Großkaufmann Maier kommen: die Kleine sei schlechter geworden.

Rasch schlüpfte er in die Kleider und eilte hinüber nach Nummer vierundfünfzig. Frau Maiers Brillant war samt dem Busen verschwunden.

Sie hatte kein Korsett an und trug über das Nachthemd nur einen Unterrock gebunden. Der falsche Zopf lag auf dem Nachttisch neben dem Fieberthermometer. Sie war erregt.

„Mein Mann ist nicht daheim," rief sie, „ich verzweifle! Denken Sie: neununddreißig zwei! Darum habe ich Sie holen lassen!"

„Legen Sie sich zur Ruhe, Frau Maier," sagte Doktor Meilenweit einfach, „ich bleibe bei dem Kinde, bis er nach Hause kommt."

Herr Maier kam um halb drei Uhr; er sperrte leise die Wohnungstür auf, erblickte den Hut des Arztes im Gang, ließ die Schlüssel aus der Hand fallen, riß die Türe auf und wankte zum Bett. Rosi schlief, sie atmete kurz und schnell.

„Was ist das für eine Krankheit?" fragte er mit grauem Gesicht.

Meilenweit zuckte die Achseln und sagte etwas von Bronchitis.

„Aber ich bitt Sie — das Kind is doch krank — das Kind muß doch a Krankheit haben!"

Frau Maier stand nun auch wieder am Bettrande und bat mit aufgehobenen Händen, Meilenweit solle ihnen sagen, was dem Kind fehle.

„Wir wollen alles tun, was in unseren Kräften liegt," sagte der Arzt ernst und herzlich, „die kleine Rosi gesund zu machen."

Er wollte sie nicht, um zu brillieren, mit der Wahrscheinlichkeitsdiagnose ängstigen, zumal die für ihn so traurig lag.

Die nächsten Tage waren besser; das Fieber ließ nach. Die Eltern strahlten und luden Herrn Meilenweit zum Mittagessen ein. Es gab Champagner, und unter seiner Serviette lag eine goldene Busennadel. Er lehnte den vielen Dank beunruhigt ab und zog die Brauen hoch. Es war ihm unwohl dabei. Die Gewißheit quälte ihn, daß die Besserung nicht von Dauer sein würde.

Zum Kaffee erschien in einem Reformkleid eine Verwandte des Hauses, ein ältliches Fräulein mit einem Vogelgesicht. Dafür, wie sie aussah, durfte sie schon sehr geistreich sein. Sie hatte kurz geschnittenes Haar, gar keinen Busen und Schuhe ohne Absätze. „Das allein erhält die Form des Fußes," sagte sie.

Herr Maier verschluckte sich und hustete, und Frau Maier dachte, — ach, nichts Böses dachte sie, wo es der Rosi so gut ging.

„Sagen Sie mal, Doktor," sprach nun das Fräulein mit den Schuhen ohne Absätze, „was stellen Sie für eine Diagnose?" Sie deutete mit ihrem Stück Kaffeekuchen gegen das Krankenzimmer. „Die Diagnose ist für mich die Hauptsache."

„Für mich wohl nicht," erwiderte Doktor Meilenweit gütig, aber bestimmt. „Ich lindere . . ."

„Aber das ist ja ein Haus ohne Fenster!" unterbrach sie ihn und tunkte ihren Kuchen in das Salz, wobei sie einschaltete: „Es stärkt die Knochen."

„Ich muß zuerst dem Fieber begegnen ..."

„Sie tappen ja im dunkeln! Wir wollen uns nicht verlieren: bei dem Hause ohne Fenster sind wir!"

Doktor Meilenweit rührte in seinem Kaffee und sah flehend zu dem Fräulein hinüber. Die Augen der Eltern hingen an seinem Munde; sie waren ganz aus ihrem Behagen gekommen. Aber dem Fräulein gebrach es nicht an Gründlichkeit; sie nahm sich mit dem Kaffeelöffel Salz aus dem silbernen Gefäße, aß es pur und sagte:

„Erstens negieren Sie den Wert der Diagnose; zweitens behandeln Sie rein symptomatisch; ad eins: ..."

„Verzeihen die Herrschaften, ich sehe zu meinem Schrecken, daß es schon drei Uhr ist! Ich muß zu meinen Patienten in die Sprechstunde, wenn es auch ihrer nicht viele sind," rief Doktor Meilenweit plötzlich und erhob sich und vergaß die goldene Nadel, die unter seiner Serviette lag. Er drückte Herrn und Frau Großkaufmann Maier die Hand und machte eine Reverenz vor dem Fräulein mit den Schuhen ohne Absätze.

„Abiit, excessit, evasit, erupit!" rief dieses, schlug ein Bein über das andre und aß ein Löffelchen Salz.

Am andern Morgen um neun Uhr vormittags stand ein kleiner, verkümmerter Mann mit grauem Haar und Bart und ebensolchem Gemüt vor dem Bette der kleinen Rosi und untersuchte aufmerksam das fiebernde Kind. Er trug einen schwarzen Gehrock und war des Wissens sichtlich übervoll.

Wenn man ihn nur ein wenig berührte, mit leisen Fragen, so entquoll ihm ein unstillbarer Strom von Weisheit. Er quoll von Wissenschaftlichkeit über.

Er murmelte jetzt etwas ungeheuer Geistreiches in die zwei Kubikmeter Luft über seinem Haupte und sagte dann erklärend zu den erbleichenden Eltern, indem er seine goldgefaßte Brille auf die Stirne schob: „Hektisches Fieber."

Eine Stunde später, als Doktor Meilenweit eben sein Haus verlassen wollte, überbrachte ihm das Dienstmädchen von Großkaufmnnn Maier einen Brief folgenden Inhalts:

Geehrter Herr Doktor! Es tut uns wirklich leid, Sie bitten zu müssen, Ihre Besuche bei unserem Kinde einzustellen. Aber der berühmte Professor N. sagte uns die Diagnose, über die Sie sich nicht klar waren, und da haben wir bei aller Sympathie für Sie das Vertrauen verloren. Wir bitten um gefl. Quittung über beiliegendes Honorar.

Die Busennadel, die Sie neulich vergessen haben, steckt im Scheine.

Herr und Frau Kaufmann Maier.

Der brennende Kalender

Aus dem gleich benannten Zyklus

Januar



Jetzt muß sich im Himmel die Schneemühle drehn,
Muß Eis und Gedanken zur Erde wehn;
Jetzt müssen sich Erde, Luft, Wasser vermummen,
Nur das Feuer allein wird niemals verstummen,
Das Feuer, das Tage und Nächte durch schwält
Und mit glühender Geste von der Liebe erzählt.

Februar

Mein Schatz, der wollte tanzen,
Band sich die Schleppe hinauf;
Fand nicht die richtigen Schritte
Und knüpfte den Gürtel noch auf.

Da hüpfte sein Herz aus dem Busen
Und tanzte als Flamme mit ihr;
Sie wiegte die Hüfte im Feuer,
Und die Welt verbrannte vor mir.

März

Nun müssen Märzwinde die Bäume reiten
Und Wünsche und Wolken am Himmel streiten;
Nun lassen die Mädchen die Träume liegen
Und wollen die Hüften im Tauwind wiegen;
Sie flögen wie Wolken gern aus dem Haus
Und schlügen gern wie die Bäume aus;
Und könnt ihnen einer ins Auge spähen,
Er würde den Mai schon im Märzen sehen.

April

Wo mein Schatz vorüberging
An der braunen Buchenhecken,
Flog der erste Schmetterling,
Goldgelb wie ein Sonnenflecken.

Sicher hat er sich versehn,
Hielt für Blümlein ihre Wangen;
Und er mußte auferstehn,
Ist der Röte nachgegangen.

Heute abend stirbt er dran,
Denn kein Grashalm will noch sprießen;
Schatz, wer dich nicht küssen kann,
Blumenleer sind dem die Wiesen.

Mai

Du tust, wie frischer Morgen,
Den heißen Gliedern wohl;
Ich seh, voll Tau ohn' Sorgen,
Den Tag, der werden soll.

Frühlicht auf zarten Füßen
Kommt durch die Nebel zum Bach;
Wie jung Licht tust du grüßen,
Denk ich über dich nach.

Hebst Lerchen über Auen,
Daß sie zum Himmel dringen;
Mein Herz wird ein Pünktlein im Blauen
Und will sein Leben versingen.

Juni

Gern höre ich Vögel mit runden Kehlen
Von jeder Mauer den Winden sagen:
Ihr dürft nicht das Lachen nach seiner Dauer
Und Liebe nicht nach der Ewigkeit fragen.

Und Rosen, versunken in ihren Büschen,
Höre ich trunken und lautlos sagen:
Liebe ist eine zerbrechliche Krone,
Du mußt sie vorsichtig auf Händen tragen.

Verwundert seh ich die zagenden Menschen
Noch Fragezeichen zum Nachthimmel tragen;
Ich leg meinen Kopf in den Schoß der Geliebten,
Und gelöst sind für Himmel und Erde die Fragen.

Juli

Waldbäume singen gern einen Sang,
Nie werden dem Wald die Tage lang.
Die Bäume halten die Blätter hin,
Lassen kein Lied vorüberziehn.
Es singt des Baumes kühle Gestalt
Von Liebe, die wie der Erdboden alt.
Und kommt ein Mensch ganz lebensmatt
Zum Wald, wird seine Zung ein Blatt;
Will mit den Bäumen die Seele tauschen,
Sein Atem will alle Wipfel berauschen;
Sein Blut will in den Stämmen summen,
Denn singend macht der Wald die Stummen.
Der Wald ist uralt ein Liederhaus,
Geh hin und singe dein Herz bei ihm aus.

August

Wo brennende Blicke an Mauern hinfuhren,
Sah ich im Mondlicht noch phosphorne Spuren;
Sah an der kalkigen Gartenwand,
Wie eine weiße Frau dort entstand.
Sie trug ihrer Hoffnungen leuchtendes Buch
Unter dem glitzernden Busentuch;
Wie eine Kerze neben ihr
Flackte ein Stern auf der Gartentür.
Die Frau, sie las beim dünnen Licht,
Gespannt wie Seide war ihr Gesicht;
Die großen Birnen an dem Spalier
Hingen wie dicke Locken an ihr.

Oft schüttelte sie mit zartester Geste
Auf ihrer Stirn der Gedanken Geäste;
Las zitternd weiter, bekam nie genug,
Bis ihr der Morgen das Buch zuschlug.

September

Die Blumen im Rasen, die letzten süßen,
Sind blühende Spuren von glücklichen Füßen;
Es tanzten dort Mädchen verliebt und nackt
Mit ihren flackernden Herzen im Takt.

Die Blumen im Rasen, die letzten süßen,
Sind blühende Spuren von glücklichen Füßen.
Wo eine mit tausend Sorgen saß,
Da wimmelt ein Ameisenhaufen im Gras.

Oktober

Zaudernde Nebel gehen ums Haus,
Der Herbsttag kleidet die Bäume aus.
Werde nicht bang, Geliebte mein,
Die Liebe schläft nicht mit den Bäumen ein.
Verlöschen im Garten die Blumen wie Funken,
Sind die Gärten wie Spuk versunken,
Werden die Tage dunkel und scheuer,
Dir wächst in meiner Kammer unersättliches Feuer.
In langen Nächten küßt es sich gut,
Verliebte haben den Sommer im Blut.

November

Wie in dem Keller der Schimmel
Wachsen Wolken über die Stadt;
Das Fenster ist blind wie der Himmel,
Und die Dinge leben nur matt.

Ich habe nicht viel zu sagen,
Die Taschen sind alle leer;
Ich lasse den Hunger nagen,
Und nichts verwundert mich mehr.

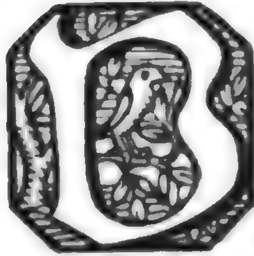
Da find ich im toten Zimmer
Von der Liebsten ein glitzerndes Haar;
Mein Herz glänzt bei seinem Schimmer
Und vergißt, daß es hungrig war.

Dezember

Im Zimmer steht mir ein Bett mit Stolz,
Ein seltenes Bett aus lebendem Holz;
Dem Bett geht nie der Frühling aus,
Es blüht mein Bett, und es lacht mein Haus.
Schon ist das Holz vor Jahren gesägt,
Doch fühle ich nachts, daß ein Herz drinnen schlägt;
Und Bienen hör ich in jedem Traum,
Sie bringen Honig zum Bett,
Wie einst in den Baum.

Her Wolfram von Eschenbach

Tageweise


on der zinnen
wil ich gên in tagewîse
sanc verbern.
die sich minnen
tougenlîche, und obe sie prîse
ir minne wern,
So gedenken sêre
an sîne lêre,
dem lîp und êre,
ergeben sîn.
der mich des baete,
dêswâr ich taete
im goute raete
und helfe schîn.
ritter, wache, hüete dîn!

Niht verkrenken
wil ich aller wahter triuwe
an werden man.
Niht gedenken
solt du, vrowe, an scheidens riuwe
ûf künfte wân.
Ez waere unwaege,
swer minne pflaege,
daz ûf im laege
meldennes last.
ein sumer bringet
daz mîn munt singet:
durch wolken dringet
ein tagender glast.
hüet dîn, wache, süezer gast."

Er muos eht dannen
der sie klagen ungerne hôrte.
ez sprach sîn munt

„„Allen mannen
trûren nie sô gar zerstôrte
ir vröuden funt.““
wie balde ez tagte,
der unverzagte
an ir bejagte
daz sorge in flôch;
unvrömedez rucken,
gar heinlîch smucken,
ir brüstel drucken
und mêr dannoch
urloup gap, des prîs war hôch.

Johann Rudolf Fischer von Lindau

Aus: Letste Weltsucht vnd Teuffelsbruot

(Szene: der Teufel holt den Wucherer)

Tiltap:


otz Schmer, Botz Bleach, ich wär dau schier
Bey dem Müntzhäiren gangen für.
Gott griesz euch Müntzhair, meine loosz,
Haistu deine Straff gea, so grosz.
Gelt tausend Thaler ist a Summ;
Ey wart, ich nimma zu dir komm.
An mir hastus verdienet wol,
Du hast mich bschissen auch ein mohl.
Gelt der Tuiffel hait dein Gsellen,
Den Dieb geführt mitten in d'Höllen.
Man hait gsait, ich hauns nit vergessen,
Du werdst bald mit jhm zu Nacht essen
Der Tuiffel hay dir schaun zugricht
Ein Brey mit Schwebel wol verbicht.
Sih! woll der Mann d'Augen auffreckt!

Geitzwurm:

Ach wie hat mich der Narr erschröckt,
Ach lieber Bott, wie will mir werden!
Ich glaub, ich müsz gählingen sterben.

Tiltap:

Soll ich das Hayrle hohlen bhend,
Dasz er dir geb das Sacrament?

Wucherteufel:

Ausz Narr, dasz dich botz element!
Was sagstu von dem Sacrament?
Ich will jhm wol zusprechen gschwind.

Geitzwurm:

Ach wo ist mein Weib vnd Kind?

Wucherteuffel:

Ihr seyt nur in dem Magen schwach,
Seyt munter, es wirdt lassen nach;
Secht an diese Bulgen mit Gelt,
Die ich euch hab wider zugstellt.
Solt das nicht ein gut Tröster sein?

Geitzwurm:

Ach ich musz zum Nachbawren mein,
Gotts Zorn thut mein nicht mehr schonen.
Ach meines Gelts ach meiner Kronen
Ach meines Schatzs, ach musz ich davon,
Wem werd ich doch diz alles lohn?
Ach lasset mit mir alls vergraben.
Mein Seel thut schon auff der Zung ragen.
Ach lasz mich noch einmal ansehen,
Mein Gott, o wie will mir geschehen?

Der Wucherteuffel
(steckt jhm Gelt in das Maul, ersteckt jhn vollend, stellt sich grewlich vnd spricht):

Jetz bist du mein du Wucherhund,
Jetz must mit mir in den Abgrund,
Ich will dir geben fewrig Gold,
Die höllisch Qual ist jetz dein Sold;
Weil du so hast verlassen Gott,
So bistu mein lebend vnd todt.
Kom her du verzweifeltes Hertz,
Nimm ein den ewigen Höllenschmertz.
(Der Teuffel schleifft den bröllenden Geitzwurm ab.)

Der Tiltap sagt:

Was wiltu mit dem Hayren thon?

Wucherteuffel:

Wiltu nicht fliehen, Hurensohn,
So reisz ich dich in kleine Stuck,
Der Teuffel bin ich, fleih nur fluck!

Tiltap:

O waj, O waj! Was haun i gseha,
Es ist mir mein leabalang nie gscheha.
Der Teuffel hat den Hayren gholt;
Het ich nicht gschwigen, er mich auch hett

In dHöll geführt von dieser stett.
au au! wie sehr bin ich erschrocken!
Er sayt nu von so großen Brocken,
Von Thaler vnd von Silberkronen
Ich glaub, er wöll jhm damit lohnen,
Dasz er darumb sey in der Höll;
Ha ich kom nit, wart nu gut G'sell!
Ich wolt nicht nemmen ein Masz Wein,
Dasz ich wolt in der Höllen sein.

Sebastian Franck von Wörth

In Gottes namen fahet sich alles vnglück an



n Gottes namen schlueg ihener bawer seinen knecht zue todt," spricht man. Das flaisch ist so geschwind, das es in al seinem fürnemen wie Adam mit feigen blättern sich deckt, Gottes eiffer, Gottes wort, Gottes Namen, Gottes eer, gueten willen vnnd mainung vnd inn Summa eittel lieb vnnd gerechtigkait fürwendet.

Es ist kain hader oder krieg so böß der nit in Gotes namen anfahe. In Gotes namen mit vorgeendem gebet „Dein will geschehe" etc., „vergib vns vnser schuldt, wie wir vergeben" etc. schlagen die Krieger einander zue todt.

Da spricht ain ieder: „das walte Got" — das haißt dann Gott vmb vergebung gebetten, wie sie vergeben.

In gotes namen lasset sich der Mönch zue der Nunnen auß dem closter.

„Das walt Got vnnd glück zue!" spricht ieder, so auff den bschayd wil gehen. Der kauffmann, so er die leüt zue betriegen außraisset vnnd über Mör wil faren.

Das haißt aus got ain abgot gemacht, ain form, willen vnd art andichten, nit nach seinem wort vnd weyßhait, wie Israel durchauß, vnd ist die gemain abgötterei der gantzen welt, deren alle winckel vol stecken.

Ulrich Füetrer

Legende von der Geburt Karls des Großen



Nu was er (Pipin) junck, stolz und ain zumal wolgemachter herr und lebte sunder gemachelschaft. Diß ward mit underred der fürsten betracht, das sy begerten zu dem künig, das er sich begäb zu dem standt der heiligen ee. Sy sagten auch im von ainer vil berüembten jungen künigin, des künigs tochter von Kerlingen. Die herren redten sovil von den sachen, das sich des der künig in zulieb verwilligte.

Nu het der künig ainen hofmäister, dem er zu dem höchsten und vil getrawte. Mit der fürsten rat ward dem bevolchen diesen handel zu werben, auch zu beschawen dise küniglichen junckfrawen. Nu durch bevehl des künigs understuend er sich der sachen.

Als aber er gefertigt ward mit briefen und ander notturft, erdacht er im ains großes valsches unter den dingen zu handlen.

Er hett ain tochter in Lamparten bei ainer seiner niftelen, die gar jung hinein gefüert ward, das ihm auch zu seinem erdachten valsch wol diente, wann sy in dem landt niemand erkannte. Er berüeft ainen, dem er sölichs seins gewerbs wol getrawte, zu dem er sprach: Sich, ich vertraw dir vor allen den, die ich under freündten und andern hab, zu dem aller pesten; sich ich wil dir bevelhen ain gar haimlich und treffenliche sach zu werben. Doch ee ich dir sölich mein gehaim sag, so mueſtu mir des vor zu Got und den heiligen sweren, das du dise häimlichen sach, die ich dir bevelhen wil, nyndert rüegest, meldest, noch handlest, dann nach meinem willen. Umb des willen wil ich dich begaben, das du mir ymmer zu danck macht haben.

Diser hoch und guet gehaisz machte, das im der knecht swuer, seinen willen zu volpringen nach allem seinem begeren.

Allzuhandt macht der valsch hofmaister brief der mainung zu seiner niftlen, sy solt an verziehen im sein tochter kostlich abmalen lassen und im das gemälde zusambt seiner tochter schicken. Dise ding bevalch er dem knecht nach dem aller haimlichisten zu werben und handlen, so das seiner tochter kunft vor mänigklich verholen belib. Mit dem rüst er sich auch von dann und zoch der endt, als im bevolhen ward. Er warb auch so vil in den dingen, damit ain endtlicher beslus beschach, wenn und wie man die junckfrawen dem künig solt pringen. Mit dem zoch er widerumb zu landt.

Vnder der Zeit was auch sein tochter kumen so gar verholen, das ir kunft nyemant befand, noch nye innen ward, an allain der junckfrawen mueter, die aller der sachen underricht was. Im gab auch der knecht das gemälde, das nach der junckfrawen gemacht was, das er sich hoch erfrewt. Er kam zu Weyhenstefen zu dem künig Pippino, der in zumal wol enpfieng. Er raicht dem künig brief von dem künig von Kerlingen und sunder brief mit etlichen kleinaten von der jungen künigin, die Pippinus fröhlich entfieng. Nach dem zaigt er im die figur des gemälds sagt, das er es het malen lassen nach der jungen künigin, der es auch zumal geleich wäre. Diß ward im von dem künig und den andern für war geglaubt.

Nach abgeredter Zeit wolt der künig prelaten und ander herren von der ritterschaft schicken nach seiner frawen und künigin, mit dem sy kostlich und künigklich zu dem landt geholt wurd. Das widerriet der ungetrew verräter, sagt, da es des künigs von Kerlingen mainung wär. Der künig versach sich kainer untrew zu dem hofmaister, gedacht, das er es riet in dem aller pesten, bevalh im die sach zu handlen nach seinem guet beduncken. Mit dem urlaubt er sich mit den, die im zu sölichem gewerb füegten.

Er kam wider zu dem künig gen Kerlingen, do er aber wol entpfangen ward, sagt, als im von dem künig bevolhen was. Der künig rüste sein tochter küniglich zu ir dannen fart; er wolt sie auch mit den pesten gelaiten und zu ir hochzeit schicken. Das widerredte aber der ungetrew wicht, sagt, das es kainen weis des künigs mainung wär. Der künig sprach: ich bevilch dir mein tochter und dein frawen auf dein trew, und handel alle ding, als dich dein herr gehaissen hat.

O du getrewer ainfältiger künig! Wie bevilchst du dem reissenden schalckhaftigen wolf dein allerliebstes unschuldiges lämlein.

Der künig sprach: Ob es ziemlich ist, so gelait ich mein Tochter, als verr es dir gevellt. Mit dem urlaubt er sich mit der schönen adlichen künigin. Etlich herren reisten mit ir von Kerlingen bis zu Gmunden in Schwaben; do muesten sy all widerkeren.

Der valsch und ungetrew hofmaister füert dise junckfrawen zwischen Augspurg und Weyhenstefen; da wolt er nu sein fürgenomne mörderei volpringen. Nu was ain grosse, unerrewtte gewildnüß, ain lang und weiter wald umb all die endt, da yetz steet Münichen, Dachaw, Prugk, Starnperg und Gawtting. Der verräter berüeft zwen seiner knecht; zu den sprach er: Ich wil euch ain mein gehaim zu erkennen geben. Ob ir mir des swert zu Got und den heiligen, das ir die sach verholen wellt handlen und ungemelt lassen, ich mach euch reicher, dann kain ewr vodern ye was. Des gelübd waren die knecht fro; sy swueren, alle dinges nach seinem haissen zu volpringen und immer ungemelt zu lassen.

Er sprach: Hört her! Heint zu der nacht wil ich die junckfrawen

auf ain clain wägnlein setzen; die füert haimlich in die gewildnüss, da es an dem sichersten sei zu volpringen, ertött und vergrabt sy under die erden, und pringt auch mir des gewiss zaichen, das ich der ding gewiß und an angst sei, wann sy hat es umb mich verschuldt ꝛc.

Als es nu zu der nacht kam, die zwen namen das unschuldig junckfräwlich hertz und füerten sy in die aller dickest vinster der gewildnüss. Der junckfrawen ward grawen und sprach: was sol aber diss sein, das ir mich auss füeret von den läwten?

Die zwen, doch mit swärem hertzen, sprachen: Fraw, sitzt ab von dem wagen, und habt rew ewr sünden, wann nemlich müest ir hie beslieſſen ewr jüngst täg; ir müest sterben. Des haben wir peid starck aid zu den heiligen müessen sweren. Nu merck ein yeder werder man und getrews hertz, ob das schön süess hertz der keuschen junckfrawen nicht pillich erschräck. Ja pillich, ja wol pillich und pillicher, dann die unschuldig Susanna.

Sy staig von dem wagen zu der erden mit ser wainenden augen und zittrendem Leib und viel für die füess der zwayer schacher, sprechent: O ir lieben freundt, erparmet euch über mein unschuld und beget kain gäche rach an mir ellenden magt! Fürchtt Got, das er nicht über euch verheng, als über die valschen richter Susanne. Lasst mich betrüebte magt von euch gen; so gelob und versprich ich euch, ich nimmer kumen will an die endt, davon ir vermelt möcht werden, auch dise sach nimmer mer gesagen. Des swer ich euch zu Gott und den heiligen.

Als dise schön und adelich junckfraw mit pitterm zäher vergiessen die zwen so gar erpärmlich anrüefte, so das ir geperd und pet durch ain stainen hertz möcht gedrungen haben, do wurden sy paid mit ihr betrübt und erseuftzen; wenn es ist wol ain wares wort, das man spricht, das rainer frawen nasse Augen haben zuckersüeßen Mund. Sy giengen sich zu besprechen an ain sunder stat; der ain sprach: O gesell, tödt wir diese rainen, unschuldigen und wolgezierten junckfrawen, so thuen wir ain jämerlichs mort, und Got wird ihr unschuldigs pluet vodern von unsern henden, und pillich vallen wir in den zorn Gottes, Es beleibt auch das unparmherzig mort nimmer verswigen, noch ungerochen. Darumb gib mir zu erkennen deinen willen.

Der ander sprach: Gesell, du hast wol gesprochen. Mir ward nie kain ding als widerzäm, als ob ich dise unschuldig frawen sollt tötten, und darumb hör meinen willen. Ee ich diss mort wolt helfen thuen, ee wolt ich von frewndten und magen, auch von dem landt geen. Ich gestatt auch dirs kainen weis, als verr ich dir es erweren mag oder kan.

Sunst giengen sy zu rat, wie sy es anrichten, damit die fraw bei leben belib und der verräter doch darunder betrogen wurd und dabei unvermeldt beliben.

Sy kamen zu der iämerigen junckfrawen, die da wartet ains ellenden

todes; sy sprachen zu ir: Fraw, erschreckt nicht, euch kan nicht mer laides von uns beschehen. Doch so gelobt uns zwaien, wann wir von euch geen, das dise Sach von uns hie beschehen von euch ungesagt beleib, noch hernach äfern, davon uns schad ersteen möcht; so lasz wir euch bei euerm Leben beleiben. Zu hant swuer sy das, wie sy es von ir begerten.

Also do viengen sy ainn hundt der mit in geloffen was, und ersluegen den und paten die frawen, das sy in ir unterpfaid an alls erschrecken gäb. Diss beschach. Also besolgten sy die pfaid in dem pluet des hundts. Mit dem bevalhen sy die Frawen unserm herren.

Sy kamen zu dem valschen verräter und sagten im, wi sy den iämerlichen mort volpracht hietten. Sy zaigten im das zerrissen und durchstochen hembd mit pluet übergossen, des der valsch hofmaister unmassen hoch erfrewt ward, dacht: Nu sind alle ding nach meinem willen vollendt.

Er nam sein tochter, satzt sy in den küniglichen wagen. Dem künig ward des hofmaisters kunft mit der jungen künigin gesagt, der rait nach küniglicher gewohnhait entgegen der prawt. Als sy zu hof kam, do ward ir von allen fürsten künigliche eer erpoten und ward ain vast reiche hochzeit volpracht.

Nu hört auch, wie es der ellend armen junckfrawen ergieng.

Als nun dise zwen von dannan kamen, wesst die rain nicht, welicher endt sy keren sollt. Ir süeßer leib gieng hin und wider mit großen vorchten auf die wilden tier. Sy tet manigen seufzenden ruef mit aufgeworfnen Augen in den himel, umb das sy Got wolt belaiten und in disen nöten ir zu hilf kumen. Also gieng sie betrüebt mit vil schrecken, bis sy kam zu ainem ellenden häuslein ainer mühle. Darzue ging die ellend waisin in hoffnung, sy fund da leut, die sy herwergten.

Als sy hinzue kam, fand sy den müllner an seiner arbait, der sy wohl und guetlich entpfieng, nach großem danck sagen pat sy in umb herwerg und sunder mit vil vergiessung ir zäher. Er füert sy lieplich in sein häuslein; mit vil verwundern ir frembden kunft fragt er sy ires darkumens so gar verainet; wann ir gestalt und gepärd was ungeleich irem ellenden darkumen. Sy sagt, das sy von geschicht also verirret in der gewildnüss were, und verswaig doch den mort, der an ir solt sein beschehen. Der guet man pot ir wirtschaft nach seinem stat, als er pest mochte.

Als dise nacht sich endet und der ander tag erschain, sprach die elend junckfraw zu dem müllner: Lieber frewndt und getrewer Vater! Ich pit dich und meine liebe mueter, ir wellt um die eer Gots mich ellenden Waisin bei euch beleiben und wohnen lassen. Was ich darumb euch paiden tuen sol, wil ich mit willen tuen; was ir mir schaft, werd ir mich nimmer ungeduldig vinden.

O du ungüetiger mörder und ungetrewer verräter! Hat dein frumer her und edler künig sölichs umb dich dient, der dich unwirdigen an hoche

eer und wird hat gesetzt und dir sein höchste eer bevolhen? Oder hat es der edel künig von Kerlingen umb dich verschuldt, der dir alle eer in seinem landt erpoten und dich mit kostlicher schanckung von im gefertigt hat? Oder hat es die schön kewsch junckfraw umb dich verschuldt, die dich lieplich, als iren getrewen vater an geredt hat und in ir getrüebd freüntliche flucht zu dir gehebt hat? O du verdampter schacher, erger dann Joab, ungetrewer wann Tryphon, ungüetiger wann Anthenor, der die rainen Pelyzenam iämerlich verriet! O du swache herberg, sol ain edle künigin die zu recht zwayer landt kron solt tragen, und die manig weite fürstentumb und profintz pillich leihen solt, sol die durch ains mans untrew darzu kamen, das sy ainen armen müllner durch gotzwillen umb sölich swache herberg mues pitten, die pillicher in küniglichen palesten und slössern sein solt? Ich gelaub, das es Got und all creatur erparmt hab.

Der güetig arm müllner sprach: wolt Got, das ichs pesser stat hielt, nach dem es euch gezem; ich gelaub für war, das ir von edler Art seit und mer, dann ir mir oder yemandt so palt veriehen wollt.

Nu hetten sy die zwen ye doch ir kleinat nicht entplößt. Sy nam etlich ir fürspan, ring, porten und der geleich, gab ir dem müllner ain tail, das er die verkaufte zu Augspurg. Sy sagt auch im den werd des kaufs, sprach, das er davon notturft in das haws kaufte. Des tet der müllner nach irem haißen. Nach dem zuhandt macht er der frawen ain sunder kleine wonung in seinem häwslein, darin sich die edel junckfraw etlich jar enthielt. Sy kund vil von schöner arbeit würcken, davon ir der müllner gar wol genoß.

Nu hofte der künig Pipinus mit seiner betrogen künigin, und der zeit, und fraw Perchta zu wald was, gepar die künigin drei sün und ain tochter. Die zwen sün wurden gar küen ritter, ainer hieß Rapot der andere Wineman. Die tochter ward genannt Marchona; die ward verheiratt ainem tewern fürsten in Kurnibal; die gepar ain pluemen aller ritterlichen eren, den edlen Ritter Rueland. Noch so was der drit sun jungk; der ward geistlich und hieß Leo. Er ward pabst zu Rom und was der acht und hundert ist nach Sant Peter und der vierd an dem namen, von den allen hernach vil gesagt wirt zu seinen Zeiten.

Noch so was alls die edel künigin und künigs tochter, die lieb junckfraw, zu wald, betrueg sich ellendigklich von der arbeit irer hendt. Nu wolt Got ain benüegen schaffen irem ellend.

Das füegt sich also, das der künig ains tags zu wald an das gejaid rait und all da verharrte, bis in die nacht begraif. Als er zu abent zu hof wolt raiten, kam es von geschicht, vielleicht das es Got wolt, das er verirrt und nicht weg kunt vinden aus dem wald. Er rait hinn und entzwer; die nacht begraif in mit großer vinster.

Es was bei im ain vast gelerter astrologus in der kunst astronomia; mit dem kam er von geschicht zu der mülen.

Er rait zu dem müllner, bat sich herpergen. Der müllner vergund ims wol.

Als der künig zu der tür eingieng, erkannt in der müllner wohl und erschrak ab seiner frömbden Kunst, doch pot er im eren nach seinem stat, als er pest stat hett.

Under dem legt der müllner dem künig zu eren etlich schön gewürk für auf sein tischl, das die edel junckfraw gewürckt hett, darab der künig vil verwundern hett, wannen im söllich schön arbait käm in sein elende herberg. Er fragt den müllner, wannen im sölich schön arbait käm. Er verhal es ain zeit, doch zu dem jüngsten sagt er dem künig, wie zu ainer zeit ain gar schöne verellendte junckfraw zu im käm, die in pat, das er ir herberg bei im gäb; sagt im, als vil er wisste; die wär auch noch in ainem sundern gemächlein. Der künig pat in, das er die junckfrawen darkumen hieß.

Der müllner gieng zu ir, sprach, das sy für den künig gieng; er wolt sy über äin sehen. Die schön junckfraw erschrack übel; doch so gieng sy ser schamend für den künig mit schöner zucht und gestalt. An stund setzt sy der künig neben sich und ward sy maniger hant fragen irer art, ir darkumens und der geleich. Er hort an ihrer Sprach und sach an irer gestalt und gepärde, das sy nämlich mer was, wann ir wesen aufzaigte.

Sy was züchtiger gepärd, sunder allen frävel, besinnter und zeitiger antwurt auf all sein frag, des den künig ser verwundert und sprach: Ich pit euch, ir welt mir ewr wesen, herkumen und art sagen; das mag euch wol zu hail erdeihen. Ich wil es auch in sundern genaden erkennen. Er merckt an ir, das ire liechte augen stät voll träher waren; umb des willen hueb er ir dester mer an mit vleiß. Zu dem jüngsten mocht sy sich wainens nicht enthalten, das dem künig nach zu hertzen ging und fragt an alls ablassen.

Da sprach die schön junckfraw: Herr ob ich euch von meinem wesen und art saget, so wurd ich mainaidig und möcht unrue darauß ersteen, wann ich's geschworen hab, von den dingen nicht zu sagen. Aller erst gedacht der künig, das die sach treffenlich und groß wär, und gieng diesen Dingen erst mit vleis nach und sprach: Liebe junckfraw, sagt mir die sach; nach dem und es dann ain gestalt hat, kan ichs auch verholen behalten und euch rat schaffen. Ist dann der aid bezwungenlich beschehen und euch abernött, so ist er dester läßlicher und leichtigklicher, zu sagen.

Under sölichen iren Worten ist eingangen der phylosophus zu dem künig, sprach: Herr, mich befrömbd ein wunderlich ding. Ich hab für mich genomen ewr physonomia und complexion hab aller sachen judicij gemacht, und zaigen mir alle gruntlich mit iren aspecten und anschawen der planeten gleich, ir müeßt heint bei ewr eelichen hausfrawen liegen.

Nu mues sy ye von gar wunderlicher geschicht in den wald kumen sein, so mügt ir ye heint nicht kumen zu Weyhenstefen.

Dise wort beliben also. Der künig hüeb aber sein frag an an aufhören; zundem letzten sprach die junckfraw: Herr, seit ir nicht erwinden welt, ich sol euch sagen, sonpit ich ewr küniglich gnad, ir gelobt auch mir, dise ding, nach dem ir hören werdt, nicht in gächer rach, sunder mit weisem rat handeln, damit die ding nach dem ruelichisten hingangen. Diß gelobt auch ir der künig.

Hiemit hüeb die edel und schön junckfraw an zu sagen und sprach: Lieber herr, fürwar sollt ir wissen und aigentlich erfinden und innen werden. Ich bin des künigs tochter von Kerlingen. Ich bin von meinem Vatter euch gesandt zu ainem gemahel. Ir solt auch wissen, das ir mein rechter herr und eelicher gemachel seidt, und durch euch bin ich hie verellendt und zu disem wesen kumen; sagt im aller ding ain ort, sprach: Lieber herr! Als ich ewrem hofmaister von meinem vatter auf sein trew bevolhen ward, mich euch zu pringen, und ich mich nicht wann vätterlicher trewen zu im versach, ist mir nicht wissent, wie ich das verschuldt, das er mich zwain knechten bevalch, die mich zu wald solten füeren und mich do ermört haben. Die selben mir güetige parmherzigkeit bewisen haben; darumb ich auch Got pit, das in Got beweis für ir sünd gnad und parmherzigkeit. Sunst sagt sy alle ding bis dar, wie sy den Knechten geschworen hett, auch zeit und jar. Sy gab auch im anzaigen, das er die knecht aigentlich erkannte.

Es sagt auch die hystory, das die edel wolgeporen jung künigin auf die nacht swanger wurd des aller kristentlichisten kaiser Karls.

Nu morgens, als sich der künig urlaubt von seiner lieben gesponsen, bevalh er sy dem müllner auf sein trew. Er sagt nyemant von den dingen, dann er kam vast frölich zu Hof. Nach klainer zeit schickt er nach den zwain knechten und als sy vor den künig komen, füert er sy sunder auf ain ort, da nyemant gewaret und sprach: Ir wißt wol, als ir mit meinem hofmaister in Kerlingen geritten seidt, nach der künigin und auch die her zu landt pracht; nu sagt mir sunder alle vorcht die rechten und gantzen warhait: wie habt ir mit ir in dem Wald gehandelt? Sagt ir mir die warhait, euch mag nicht übel davon ersteen. Ob ichs aber euch ab erzwingen sol, es möcht euch zu großem unhail erdeihen.

Die knecht mit erplichem angesicht stuenden ser zittrent vor dem künig, als ob sy erstummet wären. Der künig sprach: Sagt unerschrocken; sol ichs von euch abernöten, vindt nimmer genad vor meinem angesicht. Zuhandt vielen die knecht für die füeß des künigs, paid ruefend nach genaden diesen handel. Also sagten sy aller sach anfangk und endt; auch sagten sy, wie in der hofmaister mit dem gemälde betrogen hett, wie auch die künigin, mit der er bis da gewonet hett, nämlich des hofmaisters tochter wär, sprachen, das bei ir aid irn grösste beschwärd und rew wär,

das sy sorgten, der edlen junckfrawen wär von den wilden tieren zu laid geschehen. Diß hetten sy seidt dick bewaint, das sy sy nicht zu den leuten gelait hieten.

Do sprach der künig: Umb des willen, das ir der junckfrawen parmhertzigkeit bewisen habt, kan euch nicht übel von mir beschehen; sunder seidt mir fürpas getrew, und sagt niemand von diesen dingen, als lieb euch mein huld und gnad sey. Des swueren sie dem künig zu God und den Heiligen, das sy für pas alle ding handleten nach seinem willen. Do sagt in der künig auch alle ding, die im begegnet waren, und wie er es innen was worden. Do die knecht hortten, das die junckfraw noch bei leben was, des frewten sie sich an maßen ser. Der künig sandt ir bei diesen zwain knechten alle notturft zu dem müllner.

Nach kurzer zeit besandt der König all sein fürsten, die er gehaben mocht, auch von der ritterschaft und den steten die weisesten an ainen rat. Als die zu hof kamen, sprach der künig, im wär verschrieben ein urtail zu sprechen umb ainen großen valsch und mißhandlung, der sich ergangen hett, und sagt allen herren diese verräterey seines hofmaisters in der gestalt, als ob es ainem andern herren widerfahren wär. Ab diser valschen mißtat hetten die herren ain großes verwundern; er fragt einen alten weisen; der sprach, der ainen sölichen valsch und verräterey an seinem aigen herren getan hiet, der wär groß wirdig ains argen und verdampten tods zu sterben. Auch umb das ellend mort an der junckfrawen getan hat er pillich verdient, das er geschlaift und geredert sol werden.

Der künig fragt sein hofmaister, was ein solicher verschuldt hett, dem sein herr aller seiner eeren vertrawt hat verr von den andern allen, und er noch dann ain söliche mißtat verpracht hat. Der hofmaister, mit nider hangendem angesicht sach er sweigent zu der erden unredent.

Der künig sprach: Sag an, was oder wie gepürt sich ainem sölichem umb sölich tat zu belonen?

Do sprach er mit zittrender stim: Ich wil kain urtail geben über mich selber.

Hiemit sprach der künig: Disen valsch und mißtat hat mir der arg verräter, mein Hofmaister, getan. Umb das ward er von gemainem Rat verdampt zu dem tod. Also nam er nach seinem verdienen seinen rechten lon.

Die hofmaisterin, die im sölichs verhengt hett mit irem wissen, ward zu handt vermauret. Die künigin ward in ainem sundern zimmer wol bewart.

Pippinus schickt dise getat und handlung zu dem pabst Zacharia und pat von im zu wissen, wie er in den Sachen füran handlen solt. Ee und diser pot von Rom wider kam, war die künigin umb dem verschwächten, schäntlichen tot ihres vatters, auch durch die gefäncknüß irer mueter und ir selber val so betrübt, das sy viel in tötliche kranckheit und starb kürtzlich darnach.

Sy ward küniglich zu der begrebde bestätt.

Nach dem holt man die edlen künigin frawen Perchte aus dem wald. Do ward ander waid ain künigliche hochzeit, und die edel schön fraw Perchta erst bekrönt dem landt zu ainer künigin. Und Pippinus verkert pald sein wesen und zoch wider mit seinem hof gen Franckreich. Do ward die künigin ergetzt ires ellends. Nach dem hetten sich die ding so lang verzogen, das die künigin ires sunes bei dem müllner gelegen was, und das ward getauft Karolus.

Egidius Trumpf, der Urmensch



Das war sein wirklicher Name: Egidius Trumpf. Wenn ihr's nicht glauben wollt, so könnt ihr im Lenggrieser Kirchbuch nachschlagen. Da muß sich der Name finden. Ihr sollt auch wissen, in welchem Jahrgang. Um das Jahr Achtzig lernte ich den Gidi kennen. Damals zählte er ein paar Jährchen über die Dreißig. Also muß seine Taufe ungefähr um das Revolutionsjahr im Lenggrieser Kirchbuch verzeichnet stehen. Das war auch just die richtige Zeit, um solch ein brausköpfiges Menschenexemplar in die Welt zu setzen. Sein Vater war wohl einer von denen, die damals nach freier Jagd schrieen und nicht erst lange warteten, bis sie von oben herab bewilligt wurde. Aber dieser Vater hieß nicht Trumpf, sondern anders. Den Zunamen hatte der Gidi von seiner Mutter. Und zu dem Übernamen, „der Urmensch" kam er als neunzehnjähriger Bursch. Damals war der Gidi ein Holzknecht — aber nur von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends. Wenn die Sonne hinuntertauchen wollte, warf der Gidi die Axt aus der Hand und holte die unter Moos und Streu versteckte Büchse hervor. Fünf Minuten nach sechs Uhr abends war der Holzknecht schon in einen Wildschützen verwandelt und blieb es bis sechs Uhr morgens.

Wenn er dann am Sonntag aus dem Bergwald hinunterkam in die Kirche, schlief er sich aus. Und um das recht gründlich besorgen zu können, hatte er sich mit mancherlei Listen das sicherste Plätzchen in der ganzen Kirche erobert: dicht unter dem Kanzelboden. Beim Knieen und Sitzen war da gerade soviel Raum, als der Gidi brauchte — doch wenn er stehen sollte, mußte er ein „Hockerl" machen, um sein Haardach vor unangenehmen Berührungen mit den Stuckschnörkeln des Kanzelbodens zu behüten. Das war nun freilich nicht „kamod" — aber das enge Plätzchen hatt den Vorteil, daß der hochwürdige Herr bei der Predigt nicht sehen kennte, wie sanft der Gidi unter dem Schutz des Kanzelbodens schlummerte.

Und da war es um den „Wastelstag" — und in der Sonntagspredigt schilderte der Hochwürdige das grausame Martyrium des heiligen Sebastian und malte den von Pfeilen durchspickten Leib des frommen Dulders mit soviel roter Farbe, daß allen gutherzigen Weibsleuten vor Erbarmen die Augen zu tröpfeln begannen.

„Nücht wahr, ühr chrüstkläubigen Zuhärer, wenn wür gewöhnlichen Mänschen uns nur mit einer kleunen Nadel stächen, empfünden wür schon den unanchönähmsten Schmörz. Und nun dänket euch hundert spützige, scharfe Pfeule . . ."

Der Hochwürdige, dem das Hochdeutsch eine schweißtreibende Mühe verursachte, ließ in der Schilderung des Martyriums eine Pause eintreten und spähte mit gerunzelter Stirn über alle Betstühle hin, als hätte er irgend etwas Verdächtiges vernommen.

„Hundert spützige, scharfe Pfeule! Und dänket euch, wie diese haidnischen Werchzeuche den schmörzhaften Leub durchpohren . . ."

Abermals verstummte der Prediger. Und wie der Hochwürdige, so hörten auch alle Andächtigen in der Kirche ein lautes Schnarchen, das bei jedem Zuge mit kräftigem Gerassel einsetzte, um dann wohlig zu verhauchen.

„Wer schlofffft denn da scho wieda?" Bei dem dreifachen „fff" dieser Frage schlug der Pfarrer in gerechtem Zorn mit der Faust auf das Kanzelgesimse.

Egidius Trumpf erwachte, sprang erschrocken von der Sitzbank auf — und da gab's ein heftiges Gerappel und Gekrache. Denn der Gidi hatte mit seinem Haardach nicht nur die Stuckschnörkel der Kanzelkonsole gründlich beseitigt, sondern das gesunde Eisenköpfl auch noch zur Hälfte durch den Bretterboden gestoßen. Der geistliche Herr, dem der feste Standpunkt etwas erschüttert war, klammerte sich im ersten Schreck mit beiden Händen an das Kanzelgesimse; dann guckte er, unter dem Gekicher aller Andächtigen, durch das aufgesträubte Bretterloch auf den von weißem Kalkstaub überpuderten Gidi hinunter und sagte: „Egüdius, du büst ein . . . ein Urmensch!"

Dieser Übername blieb dem Gidi.

Ein Jahr nach dieser Kalktaufe wurde er Soldat — und begann seine militärische Laufbahn mit einer Woche Dunkelarrest. Da hatte ihn ein Landsmann am Rekrutierungstage zu München ins „Ewige Licht" geführt, in jene berüchtigte Soldatenkneipe auf dem Marienplatz. Hier traf er mit einem Kürassier zusammen, der die selbstbewußte Meinung äußerte: „Mi sauft so bald net oaner hi'!" Solch eine stolze Rede vertrug sich nicht mit dem Ehrgeiz des Egidius Trumpf. Er schlug zur Wette einen Kronentaler auf die Tischplatte und schrie: „Geh her, du Lauser, bal di traust!" Natürlich traute sich der Kürassier. Um zehn Uhr vormittags begannen die beiden Kampfhähne dieses sinnlose Schlucken, und gegen sechs Uhr abends lag der Kürassier unter dem Tisch. Gidi sackte die beiden Kronentaler ein, und während die Unparteiischen dem stillen Reitersmann den Geldbeutel aus der rotgestreiften Hose zogen, um die verlorene Zeche zu bezahlen, erklärte der Gidi: „Sakra, soviel Bier, dös macht oan dürsti!" Sprach's — und faßte mit beiden Händen den unter dem Bierfaß stehenden Tropfganter — und schluckte das seit

dem Morgen angesammelte Tropfbier mit samt den hundert ertrunkenen Fliegen glatt hinunter in seine heißgewordene Seele. Er fand noch auf eigenen Füßen den Weg zur Kaserne. Den Kürassier mußten sie heimtragen. Der brauchte dann vier Wochen, bis er den bösen Katzenjammer los wurde, und wäre dabei schier draufgegangen. Eine Untersuchung wurde eingeleitet, und der Urmensch mußte eine Woche dunkel brummen. Noch zwölf Jahre später, als er mir die Geschichte erzählte, geriet er über diese „Ungerechtigkeit" in einen brüllenden Zorn: „Da rumpelst an so an Krrippenreiter oni, der nix vertragt, und da spirren s' di acht Täg lang ein! Guat schaugt s' aus, dö irdische Grechtigkeit! Pfui Teufel! Da durft unser Herrgott scho bald wieder amal aufmischen!"

Als Gefreiter machte Egidius Trumpf den Feldzug in Frankreich mit und holte sich vor dem Feinde das Eiserne Kreuz und den Militärverdienstorden. Von diesem Feldzuge erzählte er gerne. Aber eine Geschichte des deutsch-französischen Krieges hätte man nach diesen Schilderungen nicht schreiben dürfen. Von Tapferkeit und ähnlichen Dingen pflegte der Gidi nie zu reden — was von dieser Heldenzeit in seinem Gedächtnis geblieben war, das drehte sich um vermauerte, mit Scharfsinn ausgespürte Weinkeller, um „mudelsaubere Franzeesinna" und geprügelte Zuaven. Schade, daß man dieses Wort — Zuaven — nicht niederschreiben kann, wie es der Gidi aussprach. Wenn er das auf die Zunge nahm, da sah man gleich etwas Ungeheuerliches, etwas wunderlich Groteskes und unglaublich Komisches. Man mußte schon lachen, bevor der Gidi seine Geschichte noch begann.

Was der Urmensch damals in Frankreich trieb, das nennt man mit einem Terminus der heutigen Kaffeehausphilosophie: sich ausleben! Und es hatte nichts Unwahrscheinliches, wenn man aus seinen Erzählungen den Schluß zog, daß die Französinnen in den Quartierdörfern diesem übermütigen Kraftkerl nachrannten wie die neugierigen Kinder dem Bärentreiber. Wenn der Gidi erzählte, übertrieb er nur im Ausdruck. In der Sache selbst blieb er sicher bei der Wahrheit. Und man durfte ihm glauben, wenn er der Meinung war, daß er anno 70 und 71 zum Ausgleich der feindlichen Rassen ein Wesentliches beigetragen hätte. Doch für den sinngetreuen Bericht der Abenteuer, die Egidius Trumpf in Frankreich erlebte, hat die Literatur, die modernste nicht ausgenommen, eine geeignete Kunstform noch nicht entdeckt. Drum muß ich die einschlägigen Heldentaten des Gidi mit Schweigen übergehen — bis auf eine. Die will ich erzählen, auch auf die Gefahr hin, daß sie den Gidi für euer Urteil in eine falsche Beleuchtung rückt. Doch ihn selbst darf ich dabei nicht schwatzen lassen — da würde was Schönes herauskommen! Lieber beschränke ich mich auf ein trockenes Referat.

Die lebendige Mauer war um Paris gezogen. Und das Regiment,

bei dem der Gidi stand, lag irgendwo vorne dran. Nun war es um die Zeit, in der man zu Paris schon die Ratten nach ihrem Nahrungswert zu schätzen begann. Da kamen um die Dämmerung und in der Nacht zuweilen allerlei scheue Gestalten zwischen den Pariser Vorwerken herausgeschlichen, um von den deutschen Vorposten einen Bissen Brot zu erbetteln. Mit Worten konnte man sich nicht verständigen — aber diese typische Bewegung der Hand nach dem Munde, dieser Faustdruck auf den hohlen Magen und dieser heiße Sehnsuchtsblick war leicht zu deuten. Auch für den Egidius Trumpf. Der hat da wohl zu dutzendenmalen seinen Brotsack ausgeleert — bei all seiner haarigen Wildheit war der Urmensch immer ein guter Kerl. Aber nicht nur Hungrige kamen da herausgeschlichen. Es stellten sich bei der Vorpostenkette auch findige und unternehmungslustige Pariser Dämchen ein, mit deren praktischer Gewinnfreude sich der Deutschenhaß recht gut vertrug. Solch einen Besuch erhielt Egidius Trumpf eines grauen Morgens, als er auf Vorposten stand. Und während die Pariserin und der Lenggrieser sich über politische und nationale Gegensätze verständigen, hört der Urmensch immer etwas klappern und klingen. Im Gidi regt sich die Neugier — und seine tastende Klaue greift an dem Rock der Pariserin eine Tasche, die schwer ist von Geld. Und da hat der Urmensch einen seiner „lustigen" Einfälle. Ganz heimlich holt er sein Messer heraus und macht einen flinken Schnitt. Und als die freundliche Pariserin mit einem schelmischen „A revoir, monsieur!" davonhuscht, klappert und klingt es nicht mehr. Was da geklungen und geklappert hatte, das blieb im grauen Erwachen des Tages bei Egidius Trumpf zurück.

Als der Urmensch diese Geschichte beim Herdfeuer in der Jagdhütte erzählte, regte sich in mir die Moral des Kulturmenschen.

„Aber! Gidi!"

„Was aber? Is lauter boarisch Geld gwesen!" Dazu lachte der Urmensch, daß unter seinem schwarzen Bart die weißen Zähne blinkten. Und die kleinen Falkenaugen blitzten in der Freude des Erinnerns.

So muß sich ein Fuchs freuen, der im Pfarrhof ein Perlhuhn gestohlen hat! Und da soll nun der Pfarrer oder seine Köchin kommen und dem Füchslein predigen, daß man so was nicht tun sollte! Der Fuchs würde wohl genau so dreingucken, wie der Egidius Trumpf bei meinem „Aber!"

Ich weiß nicht, was ihr nach dieser Geschichte vom Urmenschen halten werdet. Denkt ihr schlecht von ihm, so bekommt sein Gesicht eine Linie, die es im Leben nicht hatte. Und vergeßt nur nicht, daß er trotz allem einer von den knochenfesten Jungen war, die uns damals siegen halfen. Ich kann mir vorstellen, wie er feuerte und mit dem Kolben drosch! Und ich mag mir denken, daß sich eine kluge Pariserin lachend mit dem Sprichwort tröstete: „C'est la guerre".

Nach dem Friedensschluß verwandelte sich der Gefreite Egidius Trumpf in einen Floßknecht. Und wenn er nicht die langen Wasserstiefel trug, dann machte seine wachsende Jagdpassion alle um Lenggries gelegenen Reviere unsicher. Daß der Gidi „ging“, das wußten alle Jäger. Aber sie erwischten ihn nie. Um diesen Jagdschaden los zu werden, gab es kein anderes Mittel, als den Gidi zum Jäger zu machen. Im Jahre 1876 wurde er königlicher Jagdgehilfe in der Wartei Fall. Und da erwies sich an ihm die Hypnose des ehrlichen Berufes. Der Urmensch färbte sich über Nacht in der Haut — ein so rassiger Wildschütz er bisher gewesen, so ein rassiger Jäger wurde er jetzt. Dennoch merkte er, daß sich beim Jagdpersonal das Mißtrauen gegen ihn nicht völlig beschwichtigen wollte. Das ärgerte den Gidi. Und mit Sehnsucht harrte er auf eine Gelegenheit, bei der er sich im königlichen Dienste auszeichnen könnte. Doch so fleißig er auch bei Tag und Nacht auf den Beinen war — das ersehnte Stündl, in dem der Egidius Trumpf einmal auftrumpfen wollte, stellte sich nicht ein. Die Lenggrieser Wilddiebe wußten: der kennt unsere Schliche. Und drum verschonten sie das Revier des Gidi mit ihrem Besuch. Nun dachte sich der Gidi: „Da muaß i wildern, anderst geht's net!“ Und in einer milchigen Mondnacht fing er über der Grenze drüben, im Revier des Herzogs von Koburg, einen tiroler Wildschützen. Den lieferte er aber nicht in der Hinterriß beim Koburgischen Wildmeister ab, sondern trug ihn, wie einen Hirsch zusammengeschnürt, auf dem Rücken über die Grenze ins Bayerische herüber und die drei Stunden hinunter nach Fall. Damit hatte der Urmensch ein Novum in der Geschichte der Jägerei geschaffen: daß man nicht nur auf Wild, sondern auch auf Wilderer wildern kann!

Natürlich saß der Gidi jetzt warm im Vertrauen seiner Vorgesetzten. Aber der Gewaltstreich hatte mancherlei Folgen. Da saß der Urmensch ein paar Wochen später zu Vorderriß in der Leutstube. Am Nachbartische zechten ein paar tiroler Holzknechte. Die spöttelten ein bißchen, schwatzten aber sonst ganz lustig und „verträuli“ mit dem Jäger. Doch als sie sich erhoben, um sich nach der Marende wieder an die Arbeit zu machen, trat einer von ihnen auf den Gidi zu, holte eine Handvoll frischgegossener Zinnkugeln aus dem Hosensack heraus, hielt sie dem Jäger vor die Nase und sagte lachend, als gält' es einen Scherz: „Schaug on, Jager, do isch die deinig auch derbei!“

„So? Moanst?“ Es blinkerte dem Urmenschen in den Augen. „Die wöll waar's denn nacher?“

„Konscht d'r oane aussuachen!“

Gidi wählte lange, bis er sich für eine tadellos gegossene Kugel entschied. „Dö da!“ sagte er kichernd. „Dö gfallet mer am besten!“

„So mach a Kreizl drauf, woascht, daß es koa Verwechslung geit!“

Immer lustig, den „Spaß“ völlig verstehend, kritzelte Gidi mit dem

Knicker ein kleines Kreuzl auf die Zinnkugel; und während er sie in die Hand des Tirolers zurücklegte, gab er ihm noch lachend den Rat: „Gelt, halt sei guat hin! Daß d' mi net ebba faihst!"

Der Tiroler schob die Kugeln wieder in den Hosensack und stapfte zur Türe hinaus.

Noch ehe die folgende Woche vergangen war, wurde in der Gegend der Hinterriß ein Mensch vermißt. Das war aber nicht der Gidi. Der war kreuzgesund, tat in Ruhe seinen Dienst und guckte in den Wirtsstuben neugierig drein, wenn von dem vermißten Tiroler die Rede war.

Später erzählte man zwischen Lenggries und Mittenwald, daß der Trumpf-Gidi an seinem Hals ein seidenes Schnürchen mit einer Zinnkugel trüge, wie andere am Hals einen geweihten Muttergottespfennig tragen. Aber dieses Gerede war Unsinn. Ich habe mit dem Gidi ein Jahr lang gejagt. Dabei hatte er immer, Sommer und Winter, das Hemd an der haarigen Brust weit offen. Doch ein seidenes Schnürchen hab ich nie an seinem Hals gesehen. Wahrheit ist nur das eine: daß es immer zu bösen Prügeleien kam, wenn der Urmensch in den Wirtsstuben mit Tirolern zusammentraf. Seine Vorgesetzten mußten ihm einschärfen: sich auch im Wirtshaus daran zu erinnern, daß er ein königlicher ‚Biamter' wäre, der seiner Würde nichts vergeben dürfe. Wie sehr sich der Urmensch diese Warnung zu Herzen nahm, das konnte ich späterhin mit eigenen Augen gewahren.

Im Sommer 1880 lernte ich den Gidi kennen. Da war ich, zu Anfang des August, seit einigen Tagen als Jagdgast in Fall. Doch ich hatte nur immer mit dem Förster gejagt. Nun sah es eines Abends, als wir von der Pirsche heimkehrten, nach schlechtem Wetter aus. Den Regentag, der da zu erwarten stand, wollte ich benützen, um mich wieder einmal auszuschlafen. Aber früh um acht Uhr, als ich erwachte, glänzte der schönste blaue Himmel durch die Scheiben herein. Mit einem gesunden Jägerfluche fuhr ich aus dem Bett und riß das Fenster auf. Ein Morgen war's, der das Blut zittern und die Seele dürsten machte. Und drüben, über den Wiesen der Dürrach, auf einem sonnbeglänzten Graslahner des nahen Jägerberges schimmert ein roter Fleck. Hochwild? So spät am Morgen noch bei der Äsung? Unmöglich! Das muß was anderes sein! Flink wird das Fernrohr vom Zapfenbrett geholt, aufgezogen und gerichtet. Wie Feuer fährt mir's in die Glieder. Da drüben steht ein Hirsch! Und ein Fetzenkerl! Ein Vierzehnender!

Meiner Lebtag bin ich nie so flink in die Hose gekommen, wie damals. Und im Saus über die Stiege hinunter. Aber der Förster ist nicht daheim. Jesus Maria! „Und keiner von den Jägern?"

„Ah woll, Herr Dokter! Grad is der Urmensch einitrappt in d'Jagerstuben!"

Ich hatte den Urmenschen noch nie gesehen, wußte nur, daß er Jagdgehilf war und kannte seinen Namen.

Wie ein Narr fuhr ich zur Haustür hinaus und rannte um die Ecke, wo die Jägerstube lag.

„Trumpf! Trumpf! Trumpf!"

Der Gidi kam aus der Türe gesprungen. Aber da hatte ich keine Zeit, mir den Urmenschen anzusehen — ich sah nur den Hirsch da drüben. Und schwatzte und deutete.

„Mar' und Josef! Hat der a paar Stangen droben!" Um das zu sehen, brauchte der Gidi kein Fernrohr. Der sah's mit freien Augen, obwohl es bis zu dem Lahner, auf dem der Hirsch weidete, etwa zwölfhundert Meter hinüber war.

Im Laufschritt jagten wir, jeder mit der Büchse in der Hand, über die Wiesen. Dann mit Keuchen das steile Gehänge hinauf, gedeckt durch einen Waldstreif. Immer zitterte die Angst in mir, daß der Hirsch nicht aushielte. Und als wir auf zweihundert Gänge vor dem Lahner waren, ohne den Hirsch zu sehen, begann mich das Fieber zu beuteln.

„Schnaufen S' aus!" zischelte der Urmensch. „Lassen S' Ehana derweil! Der Hirsch is no da!"

„Woher weißt du denn das?"

„Schmecken tuar i's! Geht ja der Wind grad her! Haben S' denn koa Nasen net?" Der Gidi schnupperte. „Dämpfen tuat 'r in der Sunn!"

Für einen Augenblick kühlte mir die Verblüffung den schwülen Blutschlag des Hirschfiebers. War das ein Mensch? Oder ein Jagdhund?

Und richtig — als ich über den Waldgrat hinüberguckte, stand der Hirsch noch mitten auf dem Lahner. Hatte aber das Haupt schon aufgeworfen! Und als ich die Büchse hob, sah er den Sonnenblitz auf dem Lauf und sauste mit langen Fluchten davon. Der Schuß krachte.

„Hat'n scho!" schrie der Urmensch. „A bißl hoach haben S' 'n derwuschen! Glei weard 's 'n reißßßn!"

Drüben im Buchenwald ein Gepolter und Gekrache — da rollte der Hirsch durch den steilen Wald hinunter und zerschlug mit Geweih und Läufen die Zweige. In meiner Freude begann ich ein sinnloses Rennen — damals war ich vier Wochen über die Fünfundzwanzig — und immer tiefer ging's, immer hinter dem Hirsch her. Doch erst auf der Wiese erreichte ich ihn. Da saß er am Waldsaum, mit entzweigeschossenem Rückgrat, ein leises Zittern in den aufgestemmten Vorderläufen. Er machte keinen Versuch mehr, sich vom Fleck zu rühren, sondern sah mich mit stolzen, blutunterlaufenen Lichtern an. Aber was dieser Blick in mir erweckte, das ging nur wie ein flüchtiger Nebel durch meinen Verstand. Es war mein erster Hirsch! Und die Freude war wie Irrsinn in meinem Blut. Wie soll man da denken, oder beobachten, oder den Vorwurf

empfinden, daß man zerstört? Mir fiel nichts anderes ein, als den Jägersieg dieses Morgens voll zu machen und dem Hirsch mit dem Messer den Fang zu geben. Die Klinge blitzte in der Sonne, und während ich mit der rechten ausholte zum Stoß, faßte ich mit der Linken den Hirsch am Geweih.

Da brüllte im Wald eine Stimme: „Sakrament no amal! Die Pratzen davon!“ Aber im gleichen Augenblick verging mir Hören und Sehen — solch einen Purzelbaum ließ mich der Hirsch über seine Stangen machen! Im Dusel hörte ich noch den Hall eines Schusses. Und als ich mich wieder ermunterte und meine Knochen langsam aus dem Gras zusammenklaubte, lag der Hirsch verendet im Schatten einer Buche, und der Gidi stand vor mir und brüllte in heißem Zorn: „Sie Narrenschüppel! Da können S' von Glück sagen, daß Eahna der Hirsch die stadtischen Darm net auslassen hat! Wia ko ma denn an Hirsch, der dö halbete Kraft no hat, so mir nix dir nix angreifen! Sakrament no amal! Und i waar nacher verantwortle gwesen! Sakrament no amal! Daß d'Leut aber allweil jagern müassen, bal s' koan Dunst net haben davon!“

Ich schnaufte. Der „edle Weidmannsstolz“ dieses Morgens war mir gründlich beschnitten. Den Schmerz, der mir in allen Gelenken brannte, verbiß ich wohl. Aber zu einem Laut des Widerspruches schwang ich mich doch nicht auf, sondern guckte nur immer den Urmenschen an, der sich die Galle aus der Leber schimpfte. Und so im Zorn mußte man ihn sehen! Da sah er viel schöner aus, als wenn er gemütlich lachte.

Er war nicht groß, fast unter dem Mittelmaß. Aber Beine hatte er wie Säulen und Arme wie Dreschflegel — und wenn er den Arm bog oder beim Gehen die Knie so hart durchdrückte, hatte man immer die Vorstellung: das sind eiserne Scharniere mit fest angezogenen Schrauben. Die Schultern waren unverhältnismäßig breit und wuchtig — zu diesen Schultern hätte ein Mensch gehört, um einen Bauernschuh noch größer als der Gidi. Die Brust, an der das Hemd immer offen stand, war bis an die Halsgrube herauf ganz schwarz behaart. Kegelförmig strammten sich aus den Schultern die dicken Sehnen gegen den Hals hinauf, der den kleinen, flinkbeweglichen Kopf trug, umwustet vom schwarzen Ringelhaar. Und der schwarze Vollbart, der lang und starr über die Brust herausstand, hatte etwas Stilisiertes, etwas Altpersisches. Ganz merkwürdig war das anzusehen, wie diese harte, schwarze Bartflamme bei der hurtigen Beweglichkeit des kleinen Kopfes hin und her flog.

Wenn der Gidi bei guter Laune war, trug er den mürbverwitterten zwiebelgelben Filzhut mit der Adlerfeder immer tief in die Stirn gerückt. Und da sah man unter dem schwarzen Haargewirr nicht viel von seinem Gesicht. Eine schmale, scharfe Nase mit ungewöhnlich beweglichen Nüstern stach heraus, im Schatten der Hutkrempe funkelten die kleinen, huschenden Augen ganz winzig — und beim Lachen blinkten die starken Zähne weiß

aus all dieser Schwärze. War aber der Urmensch wütend — wie damals vor meinem Hirsch — dann trug er den Hut übers Haar zurückgeschoben, die Stirne war kreidebleich, ein Netz von bläulich geschwollenen Adern zog sich über jede Schläfe hinauf, die erweiterten Augen blitzten wie polierter Stahl, auf den Wangen brannte die Haut unter dem Ansatz des Bartes wie Scharlach, und in seiner Stimme — so laut er auch brüllte — zitterte immer etwas unheimlich Versunkenes.

Bei dem viereckigen Mißverhältnis zwischen Breite und Länge war der Gidi alles andere eher als das, was man einen schmucken Kerl zu nennen pflegt. Doch wenn ihm die Galle kochte, wurde er schön durch die Wildheit seines Zornes und durch das Wuchtige seiner Kraft.

Damals, auf der Wiese unter dem Jägerberg, verschlug's mir die Sprache. Und ich guckte den Gidi immer an. Der wurde erst ruhiger, als er mir auf grünem Bruch die schönen Granen des Hirsches hinbot.

Gegen zehn Uhr lag meine Beute schon in der Zwirchkammer — und um den Urmenschen wieder gemütlich zu stimmen, ließ ich im Wirtshaus einen Eimer Bier auflegen. Der war um fünf Uhr abends leergetrunken. Wir rechneten nach: der Förster, der Wirt, die Tochter und der Sohn des Wirtes, ein Grenzaufseher und ich, wir hatten zusammen — ganz ehrlich gerechnet — 23 Maß getrunken. Was zum Eimer noch fehlte — 37 bayerische Maß — hatte der Gidi für sich allein geschluckt. Da war er nun freilich gemütlich geworden. Aber um sechs Uhr lud er seinen schweren Rucksack mit dem Wochenproviant auf den Buckel und stieg noch die drei Stunden zur Lärchkogelhütte hinauf.

Dann hab ich den ganzen Sommer und Herbst mit ihm gejagt, bis Ende November. Und was ich von ihm zu erzählen hätte, würde ein Buch füllen. Aber ich will aus dem Guglhupf dieses Kraftlebens nur ein paar Weinbeeren herausbohren.

Wir kamen da eines Vormittags von der Pirsche zurück und saßen im Wirtsgarten, der keinen Zaun hatte, aber zur Hälfte umzogen war von einer Mauer aus Scheitholz, das mannshoch für den Winter aufgeklaftert stand. Und während wir da beim Krug sitzen, kommt ein tiroler Teppichhändler mit seinem Kasten, ein baumlanger, schwarzzottiger Patron. Dem zwinkert was in den Augen, als er den Gidi sieht. Doch er setzt sich zu uns an den Tisch, tut zuerst dreckfreundlich, fängt aber dann zu spötteln an, redet von Zinnkugeln und „Kreizln" und gerät in Wut, weil der Urmensch so ruhig bleibt, als wäre der Tiroler Luft für ihn. Doch weil der Teppichhändler seine bedenklichen Späße immer dicker auflegt, guckt ihn der Gidi an und sagt: „Halt's Maul, du Lackl! I bin a Biamter, daß d' es woaßt!"

„Wos bischt?" Dann kam eine Aufforderung, die ihr in Goethes Berlichingen nachlesen könnt.

Der Gidi lacht. So was griff ihm nicht an die Ehre. „Gelt, Luader, möchst di wieder einschmoacheln?"

Diesem Lachen gegenüber verliert der Teppichhändler die Besinnung. Er packt seinen Krug und schüttet dem Urmenschen das Bier ins Gesicht.

Da steht der Gidi auf, schiebt den triefenden Hut zurück, und an seinen Schläfen erscheint jenes bläuliche Netz. „Sakrament no amal!" Mit beiden Fäusten will er zugreifen — aber da schüttelt er den Kopf und brüllt: „Na, Brüaderl! Ah na!" — er schleudert den Hut ins Gras, reißt die Joppe herunter, nimmt einen Anlauf und springt wie verrückt ein dutzendmal über das aufgeklafterte Scheitholz hin und her, so lange, bis ihm der Atem zu keuchen beginnt. Dann stemmt er sich mit dem Rücken gegen die schwere Holzmauer, bläst und keucht und schiebt und drückt, bis die ganze Scheiterbeuge mit Gerassel über den Haufen purzelt... „So, Brüaderl, jetzt bin i grecht für di!" ... und packt den Teppichhändler, wirft ihn zu Boden und drischt so grob auf ihn los, daß der Wirt, die Wirtin, der Hausknecht und die Wirtstochter gerannt kommen und mit Kreischen zu wehren beginnen. Ich helfe mit, und wie wir den schnaubenden Urmenschen endlich hinter dem Tisch haben, steht der Teppichhändler mit kreidebleichem Gesicht vom Boden auf, hebt den bunten Kasten auf seinen Rücken und macht sich schweigsam auf die Wanderung.

„Ja Mensch!" sag' ich zum Gidi. „Hast du den Verstand verloren?"

Und die Wirtin zetert: „Jessas, jessas, die ganze Scheuterbeug hat 'r mer aussidruckt! Dös Uuurviech!"

Aber der Gidi, weil er den Teppichhändler nimmer sieht, ist schon wieder ganz ruhig und sagt: „Macht nix! I klafter 's Holz scho wieder auf! Woaßt, z'earst hab i mer d' Wuat a wengl abküahlen müassen. Sunst hätt i dem Kerl am End no ebbes toan! Und da hätt i wieder a Nasen vom Forstamt kriagt." Dann sieht er den Tisch an, auf dem eine Lache schwimmt. „Schad ums Bier!" Und geht auf die umgeschmissene Holzmauer zu und beginnt gemütlich die Scheite aufzuklaftern. —

Ein andermal, da wanderten wir am Morgen durch das Kotzental herunter nach Fall. Aus diesem Waldtal steigt eine schneidige Bergrippe, der Scharfreitergrat, steil und hoch ins Blau hinauf, wie nach der Schnur gezogen.

Unter der Hypnose dieses Namens — Scharfreitergrat — und wie einem manchmal etwas Sinnloses durch den Verstand fährt, sag' ich zum Gidi: „Wenn da einer auffireiten tät auf der Lederhosen, dem zahlet ich gleich ein paar Maß Bier!"

„Was?" schreit der Urmensch. „Zahlst es?" Er wirft sein Jagdzeug ins Gras, Hut und Joppe dazu, schwingt sich rittlings auf die Steinrippe, fängt zu rutschen an — und reitet, reitet und reitet, bis er da droben für meine Augen so klein wurde wie ein Floh.

Sechs geschlagene Stunden mußte ich warten, bis der Urmensch

wieder kam. Und zu Fall im Wirtshaus mußte ich die vier Maß Bier bezahlen — denn der Gidi behauptete: „ein paar“, das wären höchstens fünfe, aber mindestens drei. Und da ging ich den Mittelweg —

Ende August hausten wir miteinander in der Lärchkogelhütte. Der Proviant war uns ausgegangen, und der Träger wollte noch immer nicht kommen. Im Zustand des Hungers pflegten die Grenzen zwischen Mein und Dein zu verschwimmen — und so vergriffen wir uns an ärarialischem Eigentum, indem wir einem Gemsbock, den ich erlegt hatte, zwei handgroße Wildbretstücke von der Innenseite der Schlegel wegstibitzten. Und der Urmensch, der sich nicht übel aufs Kochen verstand, machte sechs „Karminadln“ draus. Viere verspeisten wir; die zwei übrigen kamen ins Kellerloch, um am folgenden Morgen als Frühstück zu dienen. In der Nacht aber kam der Träger mit dem Proviant. Eine Woche später, als wir eines Nachmittags vor dem Abmarsch die Hütte sauber machten, hör ich im Kellerloch den Gidi schreien: „Mar' und Josef! Da san ja no dö zwoa Karminadln!“ Auf dem Holzteller bringt er sie hergetragen — und sie waren von gut genährten Maden ganz lebendig.

„Pfui Teufel! Hinaus!“

„Ah, wos! Is no allweil a Fleisch! Da waar oft oaner froh drum!“ Sprach's, wickelte die „Karminadln“ mitsamt ihrem fetten Leben schmunzelnd in ein Zeitungsblatt und ging aus der Stube.

Am Abend, als schon die blaue Dämmerung um die Berge träumte, kamen wir auf dem Heimweg an einer Hüterhütte vorüber, durch deren lückiges Balkenwerk ein roter Schein herausglostete.

„Schaugn mer eini!“ sagt der Gidi. „Da kon i an der Gluat mei Pfeifl ankenten!“

Wir traten in die Hütte. Und wo Kohlen glühen, setzt man sich gerne nieder. So saßen wir und schwatzten. In der dunklen Ecke hinter dem Herd war etwas Haariges und Plumpes, das sich träg bewegte und mit dem Atem rasselte wie ein Bär im Winterschlaf.

Da sagte der Gidi: „Hansl? Mogst a Fleisch?“

„Ah woll! So ebbes mog i allwei!“ klang es aus der dunklen Ecke.

Der Urmensch nahm aus seinem Rucksack ein in Zeitungspapier gewickeltes Packerl.

Ich begriff — der Ekel schüttelte und jagte mich — aber die Neugier hielt mich fest; ich wollte den Moment nicht versäumen, in dem der Gidi den Dank seiner schenkenden Barmherzigkeit an den Kopf bekäme.

In aller Gemütsruhe, ganz ernst, begann der Urmensch die Lebensgeschichte eines Gemsbockes zu erzählen, den er im verwichenen Herbst unter dem „Luderer Gwänd“ erlegt hatte. Dabei raschelte in der dunklen Ecke das Zeitungspapier. Und während der Gidi erzählt, wie der Bock die Gais zu treiben begann, sagt der Hansl: „Herrgott! Is dös aber mürb! Dös laaft oam ferm über d' Finger abi.“

„Gelt, Manndele? So ebbes Guats hast im Leben no nia derwuschen?"
„Na!"
Und der Gidi erzählt: „No also, und wia der Bock die Goas so unter der Wand hin treibt, und in fünf Minuten dreimal stellt ..."
Aus der dunklen Ecke hörte man immer wieder ein leises Knacken, wie wenn ein Bub auf grüne Stachelbeeren beißt. Und dann frägt der Hansl: „Was muaß denn dös sein, was i da allweil derbeiß?"
„Woaßt, da san Weimberln drin."
„Gelt, ja! Hab mer's aa scho denkt! Weil's gar so süaßelet!"
Mit einem Sprung fuhr ich zur Hütte hinaus.
Als mir der Gidi nach einer Weile in der Dunkelheit nachkam, sagte er: „Schaugn S', so ko ma oft oam Menschen a Freid machen! Freili hat alls seine zwoa Seiten . . . aber bal oaner bloß die guate siecht . . ."
Eines Nachmittags, in den schwülsten Hundstagen, lagen wir in der Jagdhütte auf dem Heukreister und hielten Siesta. Die Glut des Tages und die Mucken quälten uns — Mucken von allerlei Arten.
„Du, Gidi!"
„Was?"
„Weißt du, das ist ja wunderschön ... die Jagd, so den ganzen Sommer ... aber manchmal möchte man doch ein bisserl Abwechslung haben."
Er verstand mich gleich. Denn auch der Urmensch war dem ewig Weiblichen nicht feind, das uns hinanzieht. Sich halb im Heubett aufrichtend, tat er seinen Lieblingsfluch: „Sakrament no amal! Jetzt dös is gspassi! Grad hab i aa dran denkt!" Eine Weile sinnierte er vor sich hin. Dann bekannte er mit rührender Offenheit: „Daß mer da bei uns umananander lauter Alte auf die Sennhütten haben, da bin fei i dran schuld! Dö Bauern lassen koa Junge nimmer auffi." Wieder studierte er und hielt die feucht schwimmenden Augen auf den grellen Sonnenfleck des Fensters gerichtet. Und schlang die Arme um die aufgezogenen Knie. „Sakrament no amal!" Jetzt sah er mich an, mit schmunzelndem Gezwinker. „Sö! Glei überm Berg da drent, da wußt i an Alm. Sieben Hütten stengan beinand auf'm schönsten Fleck. Und sieben Sennerinna! Mudelmollete Weibsbilder! Und oane säuberer wia die ander! ... Sakrament no amal!" Er stieß mich mit dem Ellbogen an. „Was moanen S'? Springa mer ummi, morgen in der Fruah?"
„Wie weit haben wir denn da hinüber?"
„Ah wos! So a Katzensprüngl!"
„Na ja, aber ... da drüben kenn ich doch niemand?"
„Bal Eahna i rekommandier!"
Jetzt konnten wir schlafen, trotz Hitze und Mucken!
Früh um zwei Uhr weckte mich der Gidi. „Z'earst machen mer

unser Pirsch! Der Earnst geht allweil für. Und bal mer um achte marschieren, kumma mer allweil no fruah gnuag ummi."

Ein wundervoller Morgen war's. Doch in der milden Kühle schien alles grüne Leben schon zu zittern vor den Gluten, die der Tag wieder bringen würde. Es gab an diesem Morgen mehr zu schauen als zu jagen. Denn das Wild begann sich schon zu verschliefen, als der erste Sonnenglanz die Bergspitzen anleuchtete.

„Heut bideut's uns nix!" sagte der Gidi um halb sieben. „I moan, mier marschieren glei!"

Ich nickte.

So begannen wir die Wanderung, der Gidi mit hetzenden Schritten voraus, ich hinter ihm drein. Eine Hitze kam, daß ich erst die Joppe und dann die Weste herunterzog und in den Rucksack stopfte. Und immer rann ein Gesicker von heißen Tropfen über Stirn und Wangen, über den Hals und über den Rücken. Und keine Straße! Nur ein schlechter Fußweg, bald über Geröll, bald über Wurzelwerk! Und immer hinauf und hinunter, hinauf und hinunter!

Gegen elf Uhr sagte ich: „Du! Wie lang dauert denn bei dir ein Katzensprung?"

Er lachte. „Jetzt haben mer's bald!" Aber auch ihm war es heiß geworden unter dem zwiebelgelben Hut. „Sakrament no amal!" Er wischte mit der Faust über die Stirne.

Hinauf und hinunter! Und wieder hinauf, so steil, daß ich vor Ingrimm über meine Erschöpfung zu fluchen begann. Jeder Faden klebte mir naß am Leib. Und die Sonne brannte auf die Steine her, daß alles waberte in der Luft. In dem niederen Latschengestrüpp keine Flocke von Schatten! Nirgends ein Tropfen Wasser, nirgends ein Laut, kein Vogelruf — nichts, nichts, nichts, was an Leben hätte denken lassen. Alles, was lebte, schien verschmachtet in dieser Schwüle. Und der harte Steinboden glutete, daß mir die Schuhsohlen heiß wurden. In die Höhe konnte ich nimmer schauen — so blendete der gleißende Sonnenglanz, der über die weißen Kalksteinwände ausgeschüttet lag. Ich mußte immer mit gesenktem Kopf und halbgeschlossenen Augen gehen.

Um ein Uhr sagte ich: „Gidi! Jetzt leg ich mich hin und stehe nimmer auf vor Nacht!"

„Sakrament no amal! Dö paar Sprüngln bis da auffi wearn S' wohl no dermachen! Von droben sieht ma dö sieben Hütten scho!"

„Na also! In Gottesnamen!"

Als wir den kahlen Grat erreichten, deutete der Gidi: „Da schaugn S' her! Da haben mer jetzt dö sieben Hütten vor der Nasen!"

Ich spähte mit meinen brennenden Augen in die Tiefe. Steingeröll, über dem die Hitze flimmerte und wogte! Dann Wälder und Wälder! Und in der Ferne ein graublauer Dunst!

„Wo denn, Gidi?"

„Ja san S' denn blind? Da liegen s' ja glei, dö Hütten ... glei da draußt, wo d' Sunn a so nebelet!"

„Ich schwieg. Und wischte mit dem nassen Taschentuch über Gesicht und Hals. Und atmete auf — nur weil es bergab ging! Nach einer halben Stunde erreichten wir den ersten Fichtenstreif. Waldschatten! Du wundersame Köstlichkeit! Wie ein Berauschter taumelte ich durch dieses kühle Grün. Eine Quelle! Und ein Trunk, so gierig, daß es klunkerte im leeren Magen! Und jetzt ein Bach! Sich waschen können! Ein Fußbad nehmen! Wie viel herrliche Reize, wie viel namenlose Süßigkeiten doch das Leben hat!

Aber der Gidi fluchte: „Sakrament no amal! So vertragen mer die beste Zeit! Bal mer uns net tummeln, derwischen mer koane nimmer! Dö müassen auf'n Abend ihr Vieh eintreiben!"

Was ich mir bei dieser Mahnung dachte, verschwieg ich vor dem Gidi. Und schnürte ohne Übereilung meine Schuhe wieder zu, die ich zur Abkühlung in den Bach gestellt hatte.

Gegen vier Uhr nachmittags erreichten wir die Alm mit den sieben Hütten. Und als ich mich in der Landschaft orientierte, machte ich die Entdeckung, daß wir durch drei Oberförstereien durchgewandert waren. Seit zwei Uhr morgens auf den Beinen! An einem solchen Tag! Bei dieser sengenden Glut! Vierzehn Stunden hatte der „Katzensprung" des Egidius Trumpf gedauert. In welcher Gemütsverfassung ich war, das könnt ihr euch denken!

Doch der Urmensch beutelte sich in schmunzelndem Vergnügen. „Jetzt passen S' aber auf!" Er gab mir schäkernd mit der Faust einen Puff in die Seite und spazierte auf die erste von den sieben Hütten zu. „Da drin, da habn mer glei die säuberste von alle! Ja! Und Röserl hoaßt s'. Dö hat Schmalz an der Latten! Bei der, da bleiben S'! I schaug mer nacher scho um ebbes!"

Wir traten in die Hütte.

„Grüaß Gott, ös Zwoa!" sagte das Röserl, das beim Herd stand und die blaue Schürze herunternahm — ein dickes, schwarzhaariges Weibsbild mit knallroten Wangen, deren Haut von Frost und Hitze aufgesprungen und bläulich geädert war wie die Nase eines Weinbeißers. Das Gewicht dieser holden Weiblichkeit durfte man gut auf zwei Zentner schätzen. Wenn das Röserl sich in Bewegung setzte, gingen die mächtigen Hüften auf und nieder gleich einer schweren Schaukel. Und beim Anblick des Urmenschen lachte diese vollerblühte Rose, wie ein Knecht meines Vaters immer zu lachen pflegte, wenn die Leberknödel aufgetragen wurden.

Der Gidi begann auch gleich seine lustigen Redensarten zu machen, die das Röserln nicht ungerne zu hören schien.

Ich legte inzwischen mein Jagdzeug ab. Dann steckte ich den Kopf

in einen Wasserkübel, rieb das Haar mit der Joppe trocken, ließ mich auf den Herdrand nieder und streckte langsam die Beine — sehr langsam.

Während ich mir eine Zigarette anzündete, ging das Röserl zum Brunnen, um frisches Wasser zu holen — „der Herr kunnt ebba no oans brauchen!" Gidi tappte lachend hinter diesen zwei schaukelnden Zentnern her und zwinkerte mir von der Türe mit wohlwollender Gönnermiene zu.

Draußen hörte ich die beiden wispern.

Und als das Röserl den Kübel mit dem frischen Wasser in die Sennstube brachte, sah mich das gute Dinge halb verlegen und halb prüfend an und sagte: „Jetzt muaß i auffi auf d' Leiten und 's Vieh eintreiben. Gehts ebba mit?" Sie sah nur mich an, fügte aber zögernd bei: „Ös zwoa?"

Auch der Gidi sah mich an. „No also?" Und machte dazu eine Handbewegung wie eine Köchin, wenn sie Schaum schlägt.

„Ich danke! Nein! Geht nur ... ös zwoa! Ich lege mich schlafen!"

Das Gesicht, das der Urmensch machte, kann ich nicht schildern. Ganz sprachlos war. Und schüttelte immer den Kopf, während er hinter dem Röserl zur Türe hinausging — um das Vieh einzutreiben.

An der Türe, die von außen zugedrückt wurde, klapperte was. Aber ich achtete nimmer darauf, sondern riß so flink wie möglich meine Kleider herunter, um den Wasserkübel über meinen Nacken auszuleeren. Dann suchte ich eine Ruhestatt für meine mürben Knochen. Zuerst probierte ich's in der Kammer, im Kreister der Sennerin. Aber in diese muffige Seegrasmatratze waren Löcher und Höhlungen eingedrückt, in denen sich meine etwas herberen Formen nicht behaglich fühlten. Und in dem engen Bretterverschlag dunstete eine Hitze, um verrückt zu werden. Ich sprang wieder auf und legte mich in der Sennstube platt auf den Lehmboden. Aber kaum war ich eingeschlafen, da weckten mich die Fliegen und Schnaken wieder, die mich zu Hunderten mit hochsingenden Tönen umsumsten und so gierig auf mich einflogen, als hätten sie, beim Röserl an fette Kost gewöhnt, nun plötzlich Geschmack an einem mageren Bissen gefunden.

Aber draußen war ja der Abend nah — da mußte doch irgendwo ein kühles Plätzchen zu finden sein! Ich fuhr in die Kleider. Und nun kam eine Überraschung — der Urmensch und das Röserl hatten von außen die Türe versperrt, um meinen süßen Schlummer vor Störungen zu bewahren. Bei dieser Entdeckung befiel mich etwas, das der Tobsucht ähnelte. Aber schließlich gewöhnt sich der Mensch an alles, auch an die schwüle Kammer, die nach dem Röserl duftete, an sumsende Fliegen und Schnaken. Um mir die Zeit zu vertreiben, nahm ich mein Fernrohr, setze mich an das kleine Fenster und begann den Berghang, der da drüben in der Abendröte vor mir aufstieg, nach Hochwild und Gemsen

abzusuchen. Und während ich das Fernrohr so hin und her gleiten lasse, kommt mir plötzlich etwas Merkwürdiges ins Glas — etwas Merkwürdiges, das ich nicht gleich erkannte, weil es von einer Erlenstaude überschattet war.

Eine Stunde später, als es schon zu schummern anfing, näherte sich der Hütte ein sanftes Geläut, das in fünf Tönen zu einem Akkord in Moll gestimmt war — die Glocken der Kühe, die da eingetrieben wurden! Dann nebenan im Stall ein ohrenbetäubendes Gebimmel.

An der Tür rasselte was. Und das Röserl kam mit dem Urmenschen in die Stube. Die beiden sprachen vom Wetter, und der Gidi schwor bei allen Heiligen, daß es morgen wieder den schönsten Tag geben würde, mit „flaumenaperem" Himmel — das sollte heißen: nicht mit dem kleinsten Wölklein im Blau!

Das Röserl fing zu kochen an. Aber der hungrig gewordene Urmensch wollte vorweg einen Bissen Brot haben. Die Sennerin legte ihm den schwarzen Laib auf die Bank, und Gidi griff nach seiner Messertasche. „Sakrament no amal! Wo hab i denn mein Gnicker?"

Da sagte ich: „Der ist dir droben bei der Erlenstaude aus der Hose gefallen."

Das Röserl drehte langsam das knallrote Gesicht über die Schulter. Und der Urmensch sah mich an, als hätte er Sorge um meinen Verstand. „Ja Sakrament no amal! Woher wissen S' denn dös?"

„Weil ich's mit dem Perspektiv gesehen habe."

Unter grillendem Schrei und mit einer Flinkheit, die ich diesen zwei Zentnern gar nicht zugetraut hätte, sauste das Röserl zur Tür hinaus. Der Gidi aber stellte sich breitspurig vor mich hin, stemmte die Fäuste in die Hüften und brach in sein brüllendes Lachen aus. „Sakrament no amal! Dö haben S' aber guat derwuschen!"

Es wurde finster. Aber das Röserl ließ sich nimmer blicken. Der Urmensch ging, um das Mädel „zur Vernunft" zu bringen; doch er kam allein zurück. „Dös damische Luader geht nimmer eini! Net um a Gschloß!"

Um für das Röserl die Luft wieder rein zu machen, entschloß ich mich, noch die Stunde bis zum Dorf hinunterzuwandern. Der Gidi wollte mich wohl bereden, meine Ruh in einer der sechs anderen Hütten zu suchen. Aber ich schüttelte energisch den Kopf.

„Sö san aber aa scho so a Hoakliger!" meinte der Urmensch verdrossen. Und als ich hinauswanderte in die stille, schwüle Nacht, in der die Sterne ruhig funkelten, sagte er: „Marschieren S' nur derweil voraus! I muaß mein Gnicker no suachen. Sakrament no amal! Den laß i net dahint, net ums Verrecken!"

Am andern Morgen, gegen neun Uhr, kam er drunten im Wirtshaus angerückt.

„So lang hast du suchen müssen?"

„Ah na! Mein Gnicker hab i glei wieder ghabt. Aber in die andern sechs Hütten hab i no bißl hoamgarten müaßen. I laß hinter meiner net gern a Bileidigung zruck ... so Weibsbilder, dö san oft so empfindle ... da hoaßt's nacher glei: es waar oaner z'stolz!"

Statt zu lachen, guckte ich in Sorge zum „flaumenaperen" Himmel hinauf, an dem die Sonne brannte, daß herunten über allen Steinen schon die Luft zu flimmern begann.

Und fünfzehn Stunden nach Hause! Auf und nieder, auf und nieder, auf und nieder!

Gegen Mitternacht, mit talergroßen Blasen unter den Sohlen, kam ich heim nach Fall. Und mußte acht Tage lang auf alle Jagd verzichten.

Der Förster fragte: „Was is denn mit'm Herrn Dokter?"

„Mei'," lachte der Urmensch, „nix aushalten tuat 'r halt! Weil 'r allwei Söckeln tragen muaß, statt daß 'r nacket einischlupft in d' Schuach! So a Stodtgwax, so a zaartles!"

„Habts a grobe Pirsch gmacht?"

„Net amal! A bißl auf Rekerazion sammer gwesen, und da hat's eahm en Hamur derkeit. Natüarle, und bal der Mensch koan Schwung hat, marschiert 'r se schlecht."

Dieses Zwiegespräch, das ich durch die Türe mitanhörte, gab mir meine gute Laune wieder. Aber seit damals bekomme ich immer einen heiligen Schreck, so oft ich einen Jäger das Wörtlein „Katzensprüngl" sagen höre.

In der folgenden Woche stiegen wir wieder zur Lärchkogelhütte hinauf. Und während wir auf rauhem Pfad die Schutthalde unter dem „Luderer Gwänd" überschreiten, merke ich, daß mit dem Urmenschen irgend was los ist. Er blinzelt immer so sonderbar über das Berggehänge hin, schmunzelt so merkwürdig und macht unglaublich vergnügte Schweinsäugelchen.

„Gidi? Was ist denn?"

„Was soll denn sein? Nix! Ah na! Gar nix!"

Aber dieses geheimnisvolle Gezwinker in seinem Gesicht wird immer fideler. Noch ein paarmal frage ich und bekomme immer die gleiche Antwort:

„Nix! Gar nix!"

„Gidi! Ich weiß doch, daß du lügst!"

Er lachte, als hätte ich irgend etwas wahnsinnig Komisches gesagt.

Nach hundert Schritten blieb er aus eigenem Antrieb stehen, sah mich mit seinen kleinen Blitzaugen an, kicherte in Glückseligkeit wie ein sanft Beschwipster und winkte mir mit einer kindlichen grotesken Fingerbewegung. „Kummen S'! I zoag Eahna ebbes!" Immer vor sich hin-

kudernd stieg er über das Geröll hinauf, am Rand eines Steingrabens, der halb mit Felsschutt angefüllt war. Jetzt blieb er stehen, spähte schmunzelnd nach allen Seiten, ließ sich auf die Knie nieder, und mit heimlich fidelem Geschäcker, wie man einen lustigen Knabenstreich beginnt, so fing er an, in dem Graben die Felsbrocken beiseite zu räumen.

„Da!" Sein Gekicher erstickte ihm fast die Stimme. „Schaugn S' eini!"

Ich beugte mich nieder. In dem Felsschutt lag eine Höhlung offen, wie ein großer Fuchsbau. Doch als ich hineinspähte, fuhr ich erschrocken zurück — in dem Dunkel da drinnen flimmerte das weiße Skelett einer Menschenhand.

Für meinen Schreck hatte der Gidi keine Augen. Er kicherte und schmatzte vor Vergnügen, während er das dunkle Felsloch mit Steinbrocken wieder sorglich vermauerte. Und jedes Wort, das er sprach, war begleitet von einem halb unterdrückten Lachen: „Den hab i, hohohoho, da droben abigschossen vom Grat! Hehehehe! Koan Maunkser hat'r nimmer gmacht, und, hohohoho, wie er dringlegen is im Graben, hehehehe, da hab i a Stoanlawin drüber abilassen! Hohohoho! Den findt net amal unser Herrgott am jüngsten Tag! Hihihihi!" Er drückte die Fäuste vor sein Gekicher und schüttelte sich in fideler Wohligkeit.

Mir rann ein kalter Schauer über den Rücken. Aber ich habe durch fünfundzwanzig Jahre niemals wieder im Gesicht eines Menschen solch einen leuchtenden Ausdruck von Behagen, Verschmitztheit und schattenloser Freude gesehen, wie damals im Gesichte des Egidius Trumpf.

Und da soll nun unsereins, mit Plato, Paulus und Goethe in Herz und Kopf, solch ein eisenknochiges und stahlgemuskeltes Exemplar der Schöpfung kapieren! Der Namenlose, den der Gidi vom Grat der Luderer Wände kalt herunterschoß — vielleicht war's der Holzknecht mit der Zinnkugel und dem „Kkreizl"? — dieser Namenlose war ein Wilddieb, ein Schaden für das Revier, eine schleichende Gefahr für das Leben der Jäger. Gut! Aber er war doch auch ein Mensch! Und das ist dem Gidi niemals eingefallen. Der hatte nur seine „damische Freid", so oft er unter dem „Luderer Gwänd" über die Schutthalde marschierte und kichernd hinaufblinzelte zu dem Felsgeröll im Steingraben.

Und da fürchte ich wieder, daß ihr den Urmenschen nicht seht, wie er war. Ich hatte ihn lieb. Aber wenn ich ihn schildere, kann ich nur sagen, wie er aussah, nur erzählen, was er tat. Doch es fehlt dabei der tobende Pulsschlag, der in seinem Leben war. Um ganz zu verstehen, daß ich nach einem Vierteljahrhundert noch mit Freude an den Gidi denke, hättet ihr ihn sehen müssen, im Stahlbild seiner Kraft, mit dem zurückgeschobenen Hut und mit dem bläulichen Netz an den Schläfen, in dieser verrückten Schönheit seines Zornes!

Und dann sein wilder, urmenschlicher Tod! Ein Tod, bei dem ich

mir sagte: so und nicht anders mußte der Egidius Trumpf sein Leben enden!

Da war er gegen Ende der achtziger Jahre nach Bartholomä versetzt worden, in jene einsame Wartei am Königssee.

Eines Sonntags, als sich der strenge Winter schon zum Frühjahr wenden wollte, war der Gidi „auf Rekerazion" in Berchtesgaden draußen und schluckte vergnügt sein gewohntes Quantum, so an die zwanzig Maß. Am Abend setzte er sich noch zu Königssee vier Stunden beim Schiffmeister in der Schwemme fest. Um Mitternacht wollte er über den gefrorenen See nach Bartholomä hineinwandern. Das versuchten sie ihm auszureden — seit drei Tagen, bis zum Morgen des Sonntags, hatte der Föhn geblasen, das Eis war von breiten Frageln durchrissen, und überall quoll schon das Wasser heraus. Aber der Gidi in seinem Kraftgefühl meinte lachend: „Bin i aussikemma, kumm i eini aa! Und hupfen kon i no allwei." Dabei machte er, mit den fünfundzwanzig Maß im Magen, einen tischhohen Sprung. Und wanderte los in der stillen Frühlingsnacht.

Am Morgen, als der Urmensch zu Bartholomä nicht eingetroffen war, stellte der Förster am Ufer den Tubus auf und sah im Weitsee draußen auf einer Stelle, so groß wie eine große Wiese, das Eis in Scherben geschlagen.

Weder in Bartholomä, noch in den Holzerhütten am Ufer, noch in Königsee hatte man in der stillen Nacht einen Schrei vernommen. Der Urmensch und um Hilfe schreien? Nein!

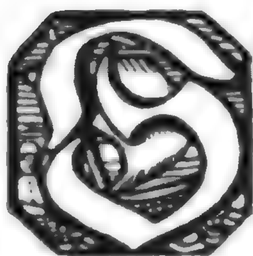
Stumm hatte Egidius Trumpf seine letzte Arbeit getan. Als er eingebrochen, war er vermutlich nüchtern geworden. Und hatte mit allem Aufgebot seiner eisernen Kraft sich zu retten versucht. Aber jede Scholle, auf die er sich hinaufschwang, brach wieder mit ihm hinunter. Immer wieder tauchte er auf und klammerte sich mit zäher Kraft an das Leben. Sein Hut schwamm wohl im Wasser oder war unters Eis geraten — den konnte er nimmer zurückschieben über die Stirne — doch an den Schläfen wuchsen ihm sicher vor Zorn die bläulichen Netze. „Sakrament no amal!" Er griff und lupfte, sank und hob sich, und zerbrach in weitem Umkreis mit seinen Knien und Ellbogen die morsche Eisdecke. Lange Stunden muß er so gekämpft haben, fast bis zum Morgen. Und als das kalte Wasser seine ringenden Glieder starr machte und der letzte Nerv seiner Kraft erlahmte, sank er lautlos in die Tiefe.

Am Morgen fuhren sie von Bartholomä mit dem Eiskahn hinaus. Beim Anblick dieses weiten Feldes zerschlagener Schollen sagte der Förster: „Jesus Maria! Dös schaugt ja aus, als waar a Bergbruch einigfahren!"

Sie fanden nur einen zwiebelgelben Hut. Sonst nichts.

Agnes Bernauerin

(Szene am Turnierplatz)



timmen im Volk:
Seht an: wie kühn und stark! Ein hoher Ritter!
Herzog Albrecht:
Sorgt, daß der Renner mir wird nachgeführt!
(Ein paar Knappen eilen zurück.)
Vor Eifer brennt mir's Herz, mit vollem Stoß
den Widerpart zu heben aus dem Sattel
und zu verstechen manchen guten Speer.
Der Vizedom (hervortretend):
Herr — wollt Ihr nicht zuvor den Vater grüßen?
Herzog Albrecht:
Ihr hört, wie dringend die Drommete lädt!
Ich denke, dort mir aus der Schwester Hand
den Preis des Sieges nach dem Kampf zu holen
und dann werd ich auch ihm willkommen sein;
so schreit ich in die Bahn — herbei den Berber!
Parzival Zenger:
Herr, Euer Wappen fehlt!
Sandizell:
Das Wappen fehlt!
Er hört nichts mehr vor lauter Kampfbegier.
(Indem Albrecht in die Bahn schreiten will, treten ihm die Turniervögte mit den vorgehaltenen Stäben entgegen.)
Albrecht:
Was kommt Euch an!? (Ihnen den Schild entgegenhaltend)
Kennt Ihr nicht diesen Schild?
Den goldnen Leu im weiß und blauen Feld,
den Kaiser Ludwig im Panier auch führte
und der als nachbarlich Euch wohl vertraut?
Ihr schweigt — — und hattet doch ihn hier vor Augen,
wo sich mein Wappen auch vorfinden muß.
(Indem er umherblickt, ziehen sich die Turniervögte eilig hinter die Schranken zurück.)
Die Ritter Albrechts:
Herr, Euer Wappen fehlt! Es ward herabgetan!

Albrecht:
Mein Wappen fehlt, das nach dem Brauch ich sandte,
da es der Prüfung nimmermehr bedurft? (Zum Herold)
Wie kam dies wohl? Doch was noch frag ich lange:
Ihr hört, wie dringend die Drommete lädt!
Gebt Raum und lasset mich ein! (Die Schranke schließt sich von innen.)
Was geht hier vor? Wer wagt es, diesen Schimpf
mir, einem Wittelsbacher, anzutun,
als wär ich ein um Raub verfemter Ritter
und nicht ein Fürst, der Kriegeslorbeer pflückte
und Bayerns Namen in die Feinde trug? (Er öffnet das Visier.)
Kennt Ihr mich wohl?

Der Herold:
Ihr seid der Herzog Albrecht!

Das Volk:
Der Herzog Albrecht ist's von Bayern! Hoch!

Albrecht:
Und dennoch schlossen sich die Schranken mir??

Der Herold (Albrechts Wappen ihm entgegenhaltend):
So ist es, Herr. Ihr seid nicht zugelassen!

Albrecht:
Nicht zugelassen — und aus welchem Grund?

Die Ritter Albrechts:
Her mit dem Wappen unsres gnädigen Herrn!
Wir lassen ihm so argen Schimpf nicht bieten!

Stimmen im Volke:
Er darf nicht mitturnieren! — Hört Ihr's?
Ein solcher Ritter!

Der Vizedom:
Ruhe allenthalben!

Der Herold:
Nach altem löblichem Turniergesetz
darf einer, der von unbeflecktem Adel,
ja, ob er selbst von fürstlichem Geblüt,
sich nimmer wagen fürder in die Schranken,
dafern er schimpflich in Unehe lebt.

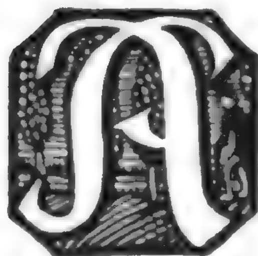
Albrecht:
Wo treff ich den, der dies von mir behauptet?

Herzog Ernst (aufstehend von oben):
Hier!

Albrecht:
Mein Vater . . .

Johann Konrad Grübel

Der Schlosser und sein Gesell

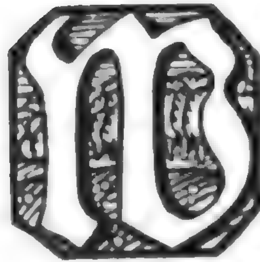


A Schlosser haut an G'sell'n g'habt,
Der haut su longsam g'feilt,
Und wenn er z'Mittag g'ess'n haut,
Dau ober haut er g'eilt.
Der Eierst' in der Schüssel drin,
Der Letzt' ah widder draus,
Es iß ka Mensch su fleißi g'wöst
Van Tisch in ganz'n Haus.

Deiz haut amahl der Master g'sagt:
G'sell dös versteih ih niht,
Es iß doch su mei Lebta g'wöst,
Und wall ih denk, die Ried:
Su wöi mer ärbet, ißt mer ah;
Ba dir geiht's niht a su,
Su longsam haut noh Kaner g'feilt,
Und ißt su g'schwink wöi du.

Ja! sagt der G'sell: dös waß ih scho,
Haut alls sein gout'n Grund;
Des Ess'n werd halt goar niht lang,
Die Aerbet verzi Stund.
Wenn Aner möißt an ganz'n Tog
In an Stück ess'n fort,
Thät's af die Letzt su longsam göih,
Als wöi ban Feiln dort.

Büblein, willst du werden ein
Rekrut,
merk dir dieses Liedchen gut:


er will unter die Soldaten,
der muß haben ein Gewehr,
das muß er mit Pulver laden
und mit einer Kugel schwer;
der muß an der rechten Seiten
einen scharfen Säbel han,
daß er, wenn die Feinde streiten,
schießen und auch fechten kann;
einen Gaul zum Galoppieren
und von Silber auch zwei Sporn,
Zaum und Zügel zum Regieren,
wenn er Sprünge macht im Zorn;
einen Schnurrbart an der Nasen,
auf dem Kopfe einen Helm —
sonst, wenn die Trompeten blasen,
ist er nur ein armer Schelm.

Hanns von Gumppenberg

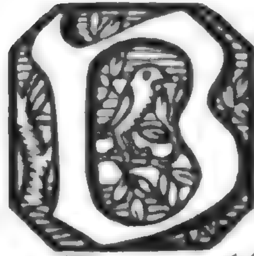
Ritterlicher Zweikampf



ie hast du's gut mit mir gemeint,
Nie meint' ich's gut mit dir —
Zum Kampfe denn! Doch erst, mein Feind:
Erst öffne dein Visir.

Laß sehn! Du bist ein Mensch wie ich,
Und ich ein Narr wie du,
Wir beide blind und ritterlich —
Nun schließ' den Helm: hau' zu!

An extrige Birn



Vor'n Liesei sein Fensta steht
ausdürrt und mahr
a Birnbaam und tragt nimma
leicht schoh zwanzg Jahr.

Heunt Nacht aber is dir a
Birn gwachsn droh,
hat an Schnauzbart und lederne
Kniahösln oh!

Und 's Liesei glangt außer und
brockt sih die Birn —
so hat 's eahm nia gschmeckt, wia von
Birnbaam, den dürrn!

Aus dem Liederbuch der
Clara Hätzlerin

Laß dich mein ellend rewen!


er winter will mich berauben
meinr fräd vnd auch meinr synn,
die strassen sind verlaubet,
ich waiß nit, wa ich bin.
Den weg hab ich verloren,
der mir vor kündig was.
Das hett ich wol verschworen,
da ich da hayment saß:
das mir so wild
wer ditz gefild
in kurtzen zeitten worden.
Des stand ich in sorgen
spatt vnd morgen
vnd muoß in bruoders orden!

Die tuond ir hüßlin pawen
ferr von den lüten hin.
Ach, ellend will mich schawen
in iamer vnd vngewyn!
Das muoß ich armer clagen,
seid mich verweiset hat
in meinen kurtzen tagen,
die mich in triuen latt.
Ich stand allain
hie alters ain
vnd bin so gar veryrret:
ich waiß nit wol,
wa ich hin sol,
oder wer mich hatt verwyrret.

Die Strassen sind verfallen
von eys vnd auch von schnee,
ain pillgrin, der da muoß wallen,

der veryrret dester ee.
Ob er den weg muoß meiden,
da ligt nit wunders an,
ob er des chommt in leiden,
vindt er chain rechte pan,
die Jn nun tregt
zu fräd vß laid
wolhin von dem gefilde.
Ach, ellend,
nun tuo das wend!
Vnd auch ain weiplich pilde.

Schick mir ze fräden palde
ain wegweis plümelein!
Ob ich in fräden alte,
hilff mir vß swärer pein.
Laß dich mein ellend rewen,
seid mich verweiset hatt
mein hertz in gantzen triuen,
nun gib mir deinen ratt.
Dann mir die wind
sind gar geschwind,
das hör ich an dem sausen,
wann vngesell
ist mein gesell
vnd tuot nach zu mir hausen.

Ich will Jn fliegen lan!

Ich went, ich hett mir vßerwelt
ain knaben on allen wanck:
so hat er mich hindan gezelt —
des hab ain andere danck,
die mich gen Jm verdrungen hatt
vff ainen guoten won!
Ich hoff, mir werd meins vnmuotz ratt,
den ich darum muoß han.

Er hatt an mir geprochen
das tuott mir wol vnd we!
Ich hoff, ich werd gerochen:

das Im ze hannden gee,
das er auch werd betrogen,
als er mir hatt getan,
er hatt sich von mir gezogen
vnd ließ mich in dem won.

Sein dienst, der ligt in triuen wuost
gen mir das gantze Jar,
er tett mit willen, was er muost,
das brüf ich offenbar.
Darumb hab ich chain andre not,
seid ichs nicht wenden kan,
vnd rewt mich nur der claffer spot,
den ich darumb muoß han.

Wolhin, wolhin, ich muoß schabab,
wie ser mich das bekrenckt;
des fräet sich derselbig knab,
wann er daran gedenckt!
Vnd ich Im dannocht guotes gan,
so ichs nicht wenden kan;
nun laß ichs aber vmbhin gan,
wie lang er muoß bestan.

Wolhin, urlaub ist mir beraitt,
wie clain ichs han begert,
wann er sich hatt in praun geclaidt
vnd mir mein pot verschert.
Mit seinem eylen neste
will ich In fliegen lan;
dunckt In ain ewl das beste —
ain valcken will ich han!

Max Haushofer

Pithekanthropos



m Strande des Meeres wohnte eine Menschenaffenfamilie. Rau hieß das Männchen, Leia das Weibchen. Die hatten einige Junge, hausten friedsam in einer Höhle und nährten sich von allem, was Meer und Urwald boten. Und sie waren glücklich, bis einmal Rau sagte: Leia, das Meer kommt herauf.

Das Meer kommt jeden Tag herauf und geht wieder zurück! antwortete Leia.

Es kommt aber immer weiter herauf und geht weniger weit zurück! murrte Rau.

Leia gab keine Antwort; aber nach einigen Tagen sprach sie: Das Meer kommt herauf. Wir müssen uns höher droben eine Höhle suchen!

Und sie nahmen ihre Keulen; das war ihre ganze Habe. Mit ihren Jungen stiegen sie im Urwalde hinauf und fanden ein paar große Bäume, die so aneinander hingewachsen waren, daß sie ein Schutzdach bildeten. Hier schlug die Familie der Menschenaffen ihren Wohnsitz auf.

Aber kaum hatte sich der Mond einmal gerundet, so rauschte abermals das Meer heran. Die Menschenaffen mußten weiter hinauf wandern gegen das Gebirge zu. Und so ging es mit jedem Mondwechsel. Rau senkte die zottigen Brauen jedesmal tiefer. Allmählich sahen sie, wie alles Getier des Waldes mit ihnen aufwärts wanderte durch den Wald. Einzelne rascher, andre langsamer. Auch Schwärme andrer Menschenaffen sahen sie von weitem bergan ziehen. Dann knirschte Rau mit den Zähnen und wich ihnen aus. Denn er ahnte, daß es bald einen Kampf geben würde. Einen furchtbaren Kampf zwischen allem Lebendigen um des Bodens Breite.

Immer hörten sie das Meer hinter sich rauschen.

Eines Morgens, nach dem Aufbruch aus ihrem Lager, kam die Menschenaffenfamilie an eine offenere Stelle im Urwalde. Es war an einem Talhang. Unter sich, wo ein Bergstrom talabwärts schoß, sahen sie Schwärme von Tieren und von Menschenaffen stromaufwärts wandern.

Rau dachte einen Augenblick nach, ob er sich ihnen anschließen sollte. Aber er war klüger als sie, hielt sich an der unwegsameren Talwand und trieb die Seinigen vorwärts.

So ging es wieder einige Tage. Dünner ward der Wald. Die

Menschenaffenfamilie mußte häufiger und häufiger durch Trümmerfelder klettern und steile Geröllhalden kreuzen. Sie waren weit abgekommen vom Strome der anderen und stiegen mit wenigen Tieren des Waldes bergan.

Und sie sahen, daß das Gebirge zu einer Kette von Inseln geworden war, um die das Meer seine Wogen trieb.

An einem der nächsten Tage kamen sie an eine unersteigliche Felsmauer. Am Fuße derselben saß ein einsamer steinalter Menschenaffe, und schaute rückwärts, ins Meer hinaus. Der sah die Wandrer, lachte und sagte: Es ist nichts mehr; wir müssen alle sterben! Geht dort hinüber und ihr werdet sehen, wie viele schon tot sind!

Rau sah, daß er mit den Seinigen die Felswand umgehen müsse. Er wandte sich dorthin, wo der Alte mit dem zottigen Arme hingewiesen hatte.

Und er kam an das Ende eines Hochtals, auf einen grünen Wiesenplan. Da lagen Hunderte und aber Hunderte von Menschenaffen und von Tieren tot oder sterbend, zerrissen und mit den Zähnen zerfleischt. Es war ein Stöhnen und Jammern auf diesem Schlachtfelde. Und Rau und Leia sahen, warum diese Schlacht gekämpft war. Ein einziger schluchtartiger Ausgang führte aus diesem felsumgürteten Hochtal noch höher hinauf ins Gebirge. Um diesen Ausgang hatten sie gekämpft, wer ihn zuerst gewänne. Nun war der Kampf entschieden. Die Sieger waren hinaufgewandert durch die Schlucht; die Besiegten lagen im Tale, tot oder stöhnend in Todesnot.

Rau und Leia und ihre Jungen schlichen um das Schlachtfeld und gewannen die Schlucht. Auch hier waren noch Sterbende genug. Es war ein blutiger Pfad, der aufwärts führte. Als sie die Schlucht hinter sich hatten, fanden sie sich am Fuß eines zerklüfteten Bergkegels, durch dessen Furchen wilde Bäche niederstürzten. Rings umher aber und zu ihren Füßen rauschte das Meer. Eine Reihe von Bergen ragte in der Entfernung daraus hervor.

Der Wald war hier zu Ende. Nur einzelne große Bäume standen noch zwischen Felstrümmern. Im Weiterwandern fand Rau einen mächtigen Baum, der durch einen Felssturz über der Wurzel abgebrochen war. Unter dem Geäst dieses Baumes blieb er mit den Seinigen zwei Tage lang.

Dann kam das Meer auch hier herauf gerauscht.

Rau sagte: Wir werden nicht weiter wandern; wir werden schwimmen.

Und er setzte sein Weib und seine Jungen zwischen die Äste des Baumes, und sich selber dazu. An demselben Tag, als das Meer noch weiter stieg, hob es den Baum empor. Rau aber und Leia und die Jungen ruderten mit abgebrochenen Ästen. Es gelang ihnen, sich in der Nähe des Berges zu halten.

Und dann vergingen noch sieben Tage, während der Berg immer tiefer in das Meer versank.

Und jeden Tag hörten sie vom Berge herüber das Geheul derer, die noch am Leben waren und um den letzten Rest von festem Boden kämpften und sich zerfleischten. Um den Baum her schwammen Tote; Haifische öffneten ihre hundertzähnigen Rachen und holten sich die Toten.

Am dritten jener sieben Tage war Leia mit einem ihrer Jungen verschwunden. Sie waren während der Nacht von den Ästen geglitten und im Meere versunken.

Am vierten Tage ward das zweite Junge von einem schwimmenden Ungeheuer ergriffen und in die Tiefe gerissen.

Nun hatte Rau noch eines seiner Jungen bei sich. Als er am fünften Morgen erwachte, fehlte auch dieses. Er stieß einen heulenden Klageruf aus. Und vom Berge herüber antwortete tausendstimmiges Heulen.

Am sechsten Tage ruderte Rau näher an den Berg heran, von dem nur noch der oberste Gipfel, eine wilde Klippe, aus den Wassern ragte. Er sah auf ihm ein Gewimmel von Tieren und von Menschenaffen, eines am andern hangend. Die schon von den Wellen halb überfluteten, welche zu unterst waren, bissen sich mit den Zähnen in die Glieder derjenigen, die höher droben waren; so lang, bis sie dieselben entweder mit hinabrissen in die Tiefe, oder von ihnen hinabgestoßen wurden. Auf einer Felsplatte, die schon von den Wellen überspült ward, hing ein Weibchen, halb ersäuft. Es war jung und schön. Rau ergriff es und zog es zu sich auf den Baum. Drei Menschenaffen sahen es, warfen sich ins Meer und schwammen auf den Baum zu.

Einer will leben! schrieen sie.

Auf ihn!

Rau stand auf seinem Baume. Mit dem mächtigen Aste, der ihm als Ruder gedient hatte, schlug er zweie der Schwimmer über die Schädel, daß sie versanken. Der dritte wandte sich und floh nach den Felsen zurück.

Am Abend des siebenten Tages war die Klippe fast leer. Nur ein gehörnter Elefant stand noch auf ihr. Über seine Füße wuschen schon die Wellen hin; ein Schwarm von Vögeln saß auf seinem Rücken. In der Nacht hörte Rau den klagenden Ruf des Elefanten, während das Rauschen der Wellen verstummte.

Und am kommenden Morgen war von dem Berge nichts mehr zu sehen.

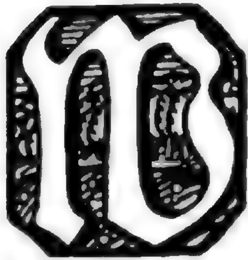
Das ganze Land war versunken.

Der Baum aber, der die letzten überlebenden zwei Menschenaffen trug, ward von einer gewaltigen Meeresströmung ergriffen und mit rasender Schnelligkeit fortgeführt.

Weit, weit!

Emma Haushofer-Merk

Kameradschaft



Wer zur jungen Sportswelt gehört, der kennt auch Dr. Pannwitz, den großen blonden Paul Pannwitz, mit den schneidigen stahlblauen Augen und dem geschmeidigen Wuchs, der ein so amüsanter Gesellschafter, überhaupt ein so netter, flotter, lieber Mensch ist! Es heißt, er würde sicher noch einmal eine gute Karriere machen; aber er hat nun seinen Doktortitel, und — sein Vater ist Bankdirektor; das genügt ihm vorläufig. Er ist Sieger bei jedem Tennisturnier, er hat die Meisterschaft im Skilaufen, er singt reizende Couplets zur Laute. Was will man mehr?

Natürlich hat er viele liebe Bekannte unter den Damen; aber sein bester Kamerad ist Tessa von Kallot. Keine weiß so kraftvoll und anmutig wie sie den Ball zu schleudern; keine andre ist von so gleichmäßiger frischer Laune, so anregend und witzig in der Unterhaltung.

Schon als sie noch ein Backfisch war, traf Tessa mit Pannwitz auf dem Spielplatz zusammen. Nun wird sie nächstens dreiundzwanzig. Er war ihr Lehrer beim Rodeln und Skifahren. Sie haben zusammen schon herrliche Wintertage verlebt im Kreise froher strebsamer Sportsjugend. Solche Erinnerungen sind ein starkes Band; man kennt sich, plaudert offen vertraulich miteinander und verträgt sich ausgezeichnet. Für den Nachwuchs galten die beiden förmlich als zusammengehörendes führendes Paar, als die bewunderten Vorbilder.

Oft und oft hatte Paul Pannwitz das junge Mädchen durch die nächtlichen Straßen heimbegleitet, wenn sie mit luftfrischen Wangen, durchstrahlt von Sonne und Licht, von einem winterlichen Ausfluge zurückkehrten in die dunstige Stadt. Tessas Eltern wußten, daß sie die Tochter seinem Schutze anvertrauen durften. An der Türe ihres Hauses verabschiedete er sich mit respektvoller Verbeugung, mit sportmäßigem Händedruck.

„Guten Abend, gnädiges Fräulein!"

Nie zögerte er an der Schwelle zu einem letzten herzlichen Wort; nie behielt er ihre Hand einen Moment länger in der seinen; immer blieb er der gleiche, korrekte, ruhige Kamerad.

Lachend nickte sie ihm zu: „Adieu Doktor! Danke für die Begleitung!"

Aber nun stieg sie oft langsam mit einem ganz veränderten Aus-

druck, mit nachdenklichen Augen, in denen der Glanz erloschen war, die Treppe hinauf. Oder ein andermal stürzte sie auch hastig die Stufen empor, eilte an das Fenster und blickte ihm nach.

Ob er nicht zurückschaute? Nicht einmal den Kopf umwendete nach ihrem Hause? — Nein! Wie lange sie auch im Licht der Bogenlampen der hohen Gestalt folgen konnte, immer ging er gerade aus, ohne Zögern, rasch und vergnügt, als zöge ihn frohe Erwartung von ihr fort.

Wie kam es nur, daß sie nun bei jedem Abschied eine so bittere schmerzliche Enttäuschung empfand?

„Du siehst blaß aus, Kind," sagte die besorgte Mama. „Es ist ja Unsinn, wie du dich anstrengst. Du übertreibst auch wirklich!"

Den ganzen Winter lang hatte Tessa schon die leise Unruhe, die schwüle Unzufriedenheit empfunden, die nur im herben Frost, in der weißen Schneestille von ihr wich. Ja, wenn sie mit Pannwitz im kalten Bergwind über ein freies Gelände talabwärts sauste, dann kam wieder die wunschlose, selige Ausgelassenheit, der Freiheitsrausch über sie, in dem sie sich so vortrefflich verstanden, so ganz eins waren in ihren Gefühlen.

Aber der Frühling rückte mit Macht ins Land, mit den Winterfreuden war's zu Ende. Man traf sich nun fast täglich beim Tennis.

Im Mai veranstaltete der Klub ein großes Turnier. Natürlich, Paul Pannwitz trug wieder den Sieg davon. Auch Tessa hatte sich den Damenpreis errungen.

Es war spät geworden, bis der Kampf ausgefochten wurde.

Eine herrliche Frühsommernacht. Der Weg führte am Fluß entlang durch die blühenden Anlagen. Der Flieder duftete, leises Vogelgezwitscher klang noch aus den Zweigen; am Himmel standen die Sterne.

Sie gingen nebeneinander „in gleichem Schritt und Tritt". Sie unterhielten sich sehr gebildet über Bücher und Menschen. Ein bekannter Dichter war gestorben, eine Freundin Tessas hatte sich verlobt.

Sie wurde immer stiller. Vor ihnen wandelte ein junges Paar. Das hielt sich eng umschlungen; man hörte ihr leises verliebtes Kichern und Flüstern; man sah, wie sich zuweilen ihre Köpfe zueinander neigten.

Es waren gewöhnliche Leute, natürlich! Ein Dienstmädchen wohl mit ihrem Schatz! O, Tessa wußte sehr wohl, daß es eigentlich unpassend war, wie sich die beiden benahmen, und sie hastete mit rascherem Schritt an ihnen vorüber.

Sie war ja eine feine junge Dame und ihr Begleiter ein wohlerzogener Kavalier, der genau die Grenzen wahrte. Ja, sie mußte ihm gewiß dankbar sein, daß er sich so tadellos verhielt.

Aber sie fühlte sich erschöpft und müde. Sie hätte sich gerne an seinen Arm gelehnt. Der süße Duft, der Frühlingshauch weckte ein tolles Verlangen nach zärtlichen Worten, nach warmem Anschmiegen, nach einem seligen Ausjubeln über die Schönheit der Welt.

Ob es ihm gar nicht schwer wurde, so kühl und gemessen neben ihr herzugehen?

Ach, es war ja gewiß sehr schön, einen so guten Freund zu haben! Nur, wenn er sie lieb hätte, nur ein klein, klein bißchen mehr lieb, müßte er dann in dieser süßen Dämmerung nicht einen Moment vergessen, daß sie beide aus so guter Familie waren, so tadellos erzogen! Fühlte er denn nicht, wie ihre Lippen den seinen zustrebten, wie namenlos sie sich sehnte, ihm einmal die Arme um den Hals zu schlingen, ihm einmal ins Ohr zu flüstern: „Paul! Mein lieber Paul!" — Es machte sie ja rasend, daß er nur eine lange Geschichte erzählte, von einem der Spieler, der mit ihm um den Sieg gerungen. Was kümmerte sie das in der wonnigen Mainacht, bei dem träumerischen Flußrauschen, in dieser weltfernen Einsamkeit!

Nun bogen sie in die Straße ein. Flüchtig nur gab sie ihm vor ihrem Haus die Hand. Die Türe flog rasch ins Schloß.

In ihrem Zimmer warf sie den Hut ab, zündete die elektrischen Flammen an und schaute lange prüfend in den Spiegel.

War sie denn nicht hübsch? Hatte ihr junges Gesicht, das doch so manchem gefiel, für ihn keinen, gar keinen Reiz?

„Ich hasse, hasse ihn!" murmelte sie vor sich hin in leidenschaftlichem Zorn. Und als sie dann in den Kissen lag, weinte sie wie eine Verzweifelte.

Schön wollte sie sein! Schön für ihn! Ihm diese Gemessenheit, diese Kälte fortzaubern, ihn endlich, endlich toll machen, wie sie selbst es war!

„Was Sie für einen reizenden Hut haben, gnädiges Fräulein!" sagte er wohl anerkennend. Aber er blieb unerschütterlich in seiner Reserve.

Auch die neue Bluse sah er, die ihr so entzückend stand. „Fast zu elegant, um noch für sportsmäßig zu gelten!" meinte er gelassen.

Sie war nun manchmal recht spitz und boshaft gegen ihn, sie konnte streiten wegen jedem Ball und ihn ganz feindselig anfunkeln. Wenn sie auch hinterher bereute, — es war etwas in seinem Wesen, was sie zum Zorn reizte. Aber er lachte nur über ihre temperamentvollen Angriffe und blieb immer höflich, gutlaunig, wie gepanzert gegen ihre Pfeile.

Um ihn zu ärgern, kam sie nun manchmal nicht auf den Spielplatz, auch wenn sie es versprochen hatte. Er sollte sie nur umsonst erwarten. Nur aus Trotz gegen ihn verkehrte sie nun wieder mit Leuten, die nicht zum Sport gehörten.

An einem Feiertage war sie von Bekannten zu einem Ausfluge eingeladen worden. Eine größere Gesellschaft. Man fuhr in einem eleganten Jagdwagen bis zu einem Forsthaus im Walde, wo ein gutes Mittagessen bestellt war. Eine Lindenallee führte dahin, und in dem Schatten, zwischen blumigen Wiesen wandelten die Liebespärchen.

Tessas Herz tat plötzlich einen heftigen Schlag. Der Schlanke, Große da vor ihnen, der ein junges Ding am Arm führte und sich zärtlich zu der Kleinen in ihrem billigen Sonntagsstaat herabneigte!

Der Wagen glitt an den beiden vorüber. Sie waren so ganz miteinander beschäftigt, daß sie auf das Gefährt, auf die vorbeiflirrenden Menschen nicht achteten.

Aber für Tessa hatte die eine Minute eine Rätsellösung, eine Enthüllung, erschreckende Klarheit gebracht.

Paul hatte ein heimliches Liebchen! Er teilte seine Gefühle. Für sie, für den guten Kameraden, die respektvolle Freundschaft; für die andere, das kleine Ding, das so lustig an seinem Arm hing, die Zärtlichkeit! Darum blieb er in der schönsten Maiennacht so kühl und besonnen, und verstand nicht, wie sie nach einem Kuß begehrte; darum schritt er, ohne umzublicken, vergnügt von ihr fort. Wohl zu ihr, die ihn erwartete!

Vor dem Forsthause war eine lange Tafel im Freien gedeckt für die feine Gesellschaft, die im Wagen angekommen war. Sonst kamen wenige Leute her, der kleine Garten war so recht ein Rendezvousplatz für heimliche Liebe.

Ahnungslos, daß er hier Menschen aus seinem Gesellschaftskreise treffen sollte, trat Pannwitz Arm in Arm mit seinem Mädel unter die Tannenbäume. Er wurde verlegen, schaute beiseite, grüßte nicht, — was blieb ihm denn anderes übrig? Tessa beobachtete ihn scharf. Es freute sie, daß er sich seiner Begleiterin vor ihren Augen schämte. Aber immerhin, die beiden saßen an ihrem versteckten Tisch wie ein junges Ehepaar.

Man hörte an der langen Tafel Tessas Lachen aus dem lauten Stimmengewirr heraus. Es hatte einen harten Klang bei allem Übermut.

Ein etwas blasiert aussehender, schon leicht angegrauter Lebemann ihr gegenüber betrachtete mit plötzlich erwachendem Interesse ihr heißes, erregtes Gesicht. Bisher hatte er sich nicht viel um sie gekümmert. Nach seiner Erfahrung waren junge Mädchen meist langweilig, zu harmlos für seinen Geschmack. Aber nun lag in ihrem mutwilligen Ton eine fast überlegene Ironie, als spotte sie über sich selbst und ihre sentimentalen Gefühle; nun war um den frischen Mund ein altkluger Zug, als wäre sie plötzlich wissend geworden. Das erschien ihm sehr pikant.

Der Fabrikbesitzer Ströver bot Tessa auf dem Nachhausewege seinen Arm an und sagte ihr einige sehr dreiste bewundernde Worte. Sie lachte kokett. Sie wollte ihren Schmerz betäuben, ihre Eifersuchtsqualen vergessen, die bittere Lebenserfahrung, die ihr geworden, niederringen. Wer ihr den narkotischen Trank bot, war ihr einerlei.

Ein paar Wochen später verlobte sich Tessa mit dem leicht angegrauten, etwas blasierten Fabrikbesitzer. Unter der Sportsjugend war man sehr überrascht.

„Ja, Pannwitz," sagte einer der Freunde des Doktors und hing sich fast mit einer Kondolenzmiene an dessen Arm. „Diese Nachricht von Tessa! Ich war paff! Ich hatte immer die Idee, daß Sie die Absicht haben . . ."

Pannwitz lachte. „Mein Lieber! Vorerst habe ich überhaupt nicht die Absicht, mich zu verloben. Ich amüsiere mich noch zu gut. Später, na ja, einmal muß der Mensch ja vernünftig werden, und wer weiß, ob ich dann nicht an Tessa gedacht hätte. Aber da sieht man's wieder. Man darf den Mädels nicht trauen. Ich würde sie für tiefer, warmherziger gehalten haben. Einstweilen ist sie eiskalt und berechnend und nimmt in ihrer Gier nach Versorgung den nächsten besten! Es enttäuscht mich wirklich von Tessa!"

Karl Borromäus Heinrich

Teufelswerk und Trugspiel



ahe der Stadtmauer, am Fuße des Berges, lebte seit dreizehn Jahren ein blinder Einsiedler. Obwohl er keinem Orden noch überhaupt der Priesterschaft angehörte, vollbrachte er Werke, die sonst gemeinhin als „Beweise des Geistes und der Kraft" den Wundern beigezählt werden.

Als der Ruf seiner Heiligkeit über die Stadtmauer drang, bemächtigte sich der geistlichen Herren eine gewisse Unruhe. Nicht als ob dem Blinden nachgesagt werden konnte, daß er sich irgendwie gegen die ordnungsmäßigen Hüter der Religion ausgesprochen habe — aber er wirkte als abseitige Macht und schien die überlieferten Formeln wenig oder gar nicht zu gebrauchen; so daß auch seine große Demut nur Mißtrauen und Feindseligkeit erweckte.

Um diese Zeit begab es sich, daß der Stadtpoet von tiefsinnigen Anwandlungen befallen wurde; in einer solchen ergiff er eines Nachmittags einen Strick und eilte spornstreichs hinaus aus der Stadt, in den Bergwald, und suchte sich nahe bei der Hütte des blinden Einsiedlers eine zarte Birke aus; um ihr Geäst schlang er seinen Strick, knüpfte eine Schlinge und steckte seinen Kopf durch sie; denn dieses unschuldige Bäumlein erschien ihm als ein geeignetes Gewächs und poetisch genug, um einen Dichter in Stimmung sterben zu lassen. Schon sagte er: „Ich armer Sünder — qualis artifex pereo!" und schon zog sich die Schlinge zusammen. Aber die schwache Birke bog sich unter der Last seines Körpers, wodurch dieser mit den Füßen aufstieß auf den Erdboden, den der Stadtpoet zu verlassen gedacht hatte. Ärgerlich und doch aufatmend besann sich der angehende Selbstmörder eines Besseren Er knüpfte die Schlinge los, ließ sie aber prahlerisch vom Hals herunterbaumeln und ging geradenwegs in die Hütte des Einsiedlers. Er warf sich vor ihm auf die Knie, nahm seinen Strick in die gefalteten Hände und schluchzte: „Meister!" — „Bruder, steh auf und sag, was dir ist!" erwiderte der blinde Mann, der den Strick um den Hals nicht sehen konnte. „Dies ist mir, daß ich nicht mehr weiß, wo ich mich hintun soll", schluchzte der Poet und drückte dem Einsiedler seinen Strick in die gütig-tastenden Hände. Sie fühlten das Mordwerkzeug und zogen sich zurück; der Blinde schüttelte verweisend das Haupt. „Wer bist du,

Bruder? ... Wenn du ein Verbrechen auf dem Gewissen hast, so gehe deinen Weg weiter und warte ab, was über dich beschlossen ist. Jeder muß seinen Weg zu Ende gehen." Unter Tränen lächelnd gab der Dichter zu Antwort: „O nein, Meister, ich bin nur der Stadtpoet."

Da besann sich der Einsiedler eine lange Weile; endlich sprach er in strengem Tone: „Ich habe keine Macht über Dichter. Zudem, Bruder: Dein Strick ist echt, aber dein Schmerz und deine Absicht nicht ... Ich wette, du begeisterst dich zur Freude oder zur Trauer, je nachdem die Bestellung lautet, gegen drei Schluck Wein und einen Silbergulden ... Ich weiß auch nicht, wo ich dich hintun soll. Wenn du aber wirklich einen Rat willst: Schweige zehn Jahre lang und hacke Holz! Denn deine Verzweiflung ist, daß du deine Seele nicht mehr finden kannst, und daß du dir selber fremd geworden bist vor lauter Zwang zu großen Worten. Schweig', und du wirst dich wiederfinden ..."

Dieses harte Sprüchlein lag nicht im Sinne des Stadtpoeten, der Worte sammetweichen Trostes erwartet hatte. Und er ging hin zu den geistlichen Herren der Stadt, schilderte ihnen sein Erlebnis in den schwärzesten Farben und vergaß auch nicht, sich selber anzuklagen, daß er geistlichen Trost nicht dort gesucht habe, wo die Bürger der Stadt ihn zu suchen gewohnt seien. Dies schmeichelte den Herren; ihre eigene Feindseligkeit verwandelte das Erlebnis des Dichters noch ganz und gar; der Oberpriester hielt eine warnende Ansprache an das Volk, und darin war eine schwere Beschuldigung des Einsiedlers eingeflochten: dieser habe verboten, zu Gottes Ehre mit hohen und höchsten Worten zu singen, während doch sogar die Vöglein im Walde ihr Möglichstes täten im Jubilieren ad majorem Dei gloriam. Der Einsiedler habe dem Stadtpoeten erklärt, dies sei für nichts, und besser schiene ihm Holzhacken und Schweigen.

Die Bürger hörten die Predigt mit geziemender Ehrfurcht an; aber draußen fingen sie an zu lachen und lachten, daß der ganze Markt dröhnte. Als der Stadtpoet vorbeiging, suchte er vergebens eine unscheinbare Haltung anzunehmen und ungeschoren durchzukommen. Einer, dem er kürzlich ein Taufgedicht geliefert hatte, packte ihn beim Rockzipfel und schrie: „He, hat dir's der Blinde ordentlich gesteckt! Bei deinem letzten Gedicht habe ich mir auch gedacht, du wärest besser Holzhacker geworden. Ja ja, blinde Leute hören um so besser." Solchermaßen entstand eine Volksbelustigung, und die geistlichen Herren ärgerten sich, daß ihnen die Sache vorbeigelungen war.

Es befand sich aber in der Stadt eine Truppe Balleteusen, die zur Ergötzung durchziehender Fürstlichkeiten gehalten wurden. Von diesen fingen eines Tages drei, und gerade die wohlgestaltetsten, an, sich ohne ersichtlichen Grund auf die Brust zu schlagen, Asche auf ihr Haupt zu streuen und zu jammern: „Wir Unglücklichen! Buße wollen wir tun und unser leichtsinniges Leben lassen!" Mit solchen Worten rannten sie

durch die Hauptstraße, wo ihnen die Bürger betreten nachsahen. „Aber leicht angezogen sind diese Büßerinnen!" rief eine Gemüsehändlerin aus. Dadurch aufmerksam gemacht, vergewisserte sich jeglicher Mensch, daß in der Tat die Kleider der Balleteusen dünn und durchsichtig waren und nicht zur Buße stimmten.

Die drei also rannten durch das Stadttor an den Berg, wo der Einsiedler hauste. „Wir Unglücklichen!" riefen sie aus, „hilf uns zur Buße!" Der also Bestürmte wehrte gütig ab. „Und was seid ihr denn, denen ich Sünder zur Buße helfen soll?" — „Tänzerinnen, o Heiliger!" — Und da der Blinde ihre Reize nicht sehen konnte, schmiegten sie sich eng an ihn. Er jedoch schob sie sanft von sich und sprach: „Aber Kinder! Wenn euch der liebe Gott zum Tanzen erschaffen hat, so tanzt in Gottes Namen. So werdet ihr Sinn und Zweck eures Lebens erfüllen."

Den Tänzerinnen erging es bei diesen Worten ähnlich wie dem Dichter. Sie hatten andere erwartet, zogen sich beschämt zurück und kehrten durch kleine Seitengäßchen zu ihrer Truppe heim. Es wurde aber alsbald ruchbar, daß sie angestiftet worden waren, um durch ihre fleischlichen Reize den blinden Einsiedler zu verführen. Die Bürger freuten sich seiner Standhaftigkeit sowohl wie seines Urteils. Der üble Streich trug nur dazu bei, den Ruf des gütigen Mannes zu erhöhen...

Es ereignete sich in der Folge, daß trotz emsiger Bemühungen der Heilkünstler das achtjährige Mädchen der Bürgermeisterin, ihr einziges Kind, mitten in der Nacht verstarb. Es war eine Qual, den Schmerz der Mutter zu sehen. Sie schrie und schrie und kreischte vor Schmerz. Alle flohen diesen Anblick, selbst der Vater verbarg sich in der Schlafkammer, vergrub seinen Kopf in die Betten und ließ seine Zähne aufeinanderklappern. Nur der Stadtpoet, obzwar bloß ein sehr weitläufiger Verwandter, hielt es im Sterbezimmer aus; bei den langgezogenen Schreien der Mutter entstand ihm gleichsam von selbst die erste Strophe zu einem Trauergedicht, das er kunst- und gefühlvoll weiterzufügen dachte. — Nun ging aber das Schreien der Mutter plötzlich in ein nachdenkliches Wimmern über. Und dann ergriff sie, wie unter einer Eingebung, die Leiche des Kindes, hüllte sie in ein Laken, nahm sie auf den Arm und stürmte hinaus. Der Stadtpoet lief leichenblaß vor Schrecken hinterdrein; er brachte keinen Laut hervor. Wohin wollte sie nur?

Die Mutter aber rannte keuchend durch die nächtlich tote Stadt, zum blinden Einsiedler am Berg.

„Hilfe, Hilfe!" schrie sie mit der letzten Kraft ihrer atemlosen Brust. — Den Stadtpoeten schauderte; er verbarg sich hinter einem Baumstamm. — Der Einsiedler erhob sich sogleich von seinem Lager aus welkem Laub und öffnete seine Türe. Das weiße Laken leuchtete durch die Nacht, aber der Blinde sah es nicht. „Wem kann ich helfen?" rief

er, mit den Händen durch die Luft tastend. Die Mutter legte ihm die eingehüllte Leiche auf die Arme und stöhnte: „Tot. Mein Kind. Hilfe!..."

Des blinden Einsiedlers bemächtigte sich eine tiefe Erregung. Er wandte sein Haupt zum Nachthimmel, schwieg und atmete schwer. „Mutter," sprach er endlich, leise und gepreßt, „verlangt nicht von Gott, daß er seinen heiligsten Willen zurückwolle!" — „Hilfe, Hilfe!" wimmerte die Mutter. — „Verlangt es nicht!" — „Mein Kind, mein Kind, mein Kind! . . ."

Und der Blinde hob die Leiche im weißen Laken gegen den Nachthimmel und bat Gott zu tiefst in seiner Seele um ein Zeichen. Regungslos verharrte er; die Mutter sah auf ihn mit flehentlich gerungenen Händen. „Mutter!" begann er endlich, „Mutter, Ihr sollt das Kind selber fragen, ob es weiterleben will. Seine entflohene Seele wird für einen Augenblick in die verlassene Hülle zurückkehren. Dann fragt. Aber bedenkt wohl, daß Ihr nicht gegen das Ewige sündigt . . ."

Es geschah das Unerhörte, das Wunder von Anbeginn: es geschah, daß eine Ewigkeit zurückrollte in die Zeit . . . (eine Schwalbe im Giebel der Hütte erwachte darüber und schlug angstvoll die Flügel) und es ging ein Hauch des Widerstrebens durch die zarte Leiche. Der Einsiedler aber schlug das Laken zurück.

„Kind!" schrie die Mutter mit überschlagender Stimme. „Kind, bleib leben! Sag, willst du leben bleiben?" Und das Kind schlug die Augen auf, Augen der fernsten Erinnerung an fernste Wanderungen, und hob die Hand mit einer unendlichen Gebärde, die zu weit war für jede Erde, und sprach mit einer Stimme, die von zu weitest herkam, bis vom Ausgang und Urquell aller Dinge her . : . und sprach mit dieser Stimme: „— — — Laßt mich, Mutter. Nein, laßt mich — — —" Die Augenlider senkten sich langsam, die Hand sank und wurde starr. Der Blinde atmete in furchtbarer Erschöpfung auf und schlug das Linnen über die Leiche.

Denn nunmehr hielt er wieder eine Leiche im Arm. Die Mutter aber hauchte: „Undankbares Kind". Und sank ohnmächtig an der Türschwelle nieder. Der Blinde brachte sie mühsam auf sein Lager aus welkem Laub und setzte sich, selbst mehr tot als lebend und mit plötzlich eingefallenen Wangen, die eingehüllte Leiche sorgsam im Arm behaltend, auf die Schwelle nieder.

Da nun vollkommene Ruhe war, kam Leben in den Stadtpoeten; er huschte weg vom Baum und sprang drei- und viermalgeflügelten Schritts zurück in die Stadt, und polterte hin an das Tor des Hauses, in dem die geistlichen Herren schliefen. „Zauberei, Zauberei!" schnaufte er. — — Welch ein Erwachen! Welch ein Erzählen! Und welch ein Lärmen in der Stadt! — Denn natürlich war die Abwesenheit der Bürgermeisterin und der Leiche inzwischen auch bemerkt worden.

Ein großer Zug, in dem bewaffnete Häscher nicht fehlten, rückte hinaus gegen den Berg. Und alle, auch die vorher so gutmütigen Bürger, waren sich darin einig, daß der Blinde Teufelswerk und Trugspiel getrieben habe und Schindluder mit dem Schmerz einer Frau. Nur ein Betrunkener befand sich mit im Zug (aufgeklärt war seine Gesinnung, und von Beruf war er Schreiber), der erklärte das Ganze für Bauchrednerei, „allerdings von der verfluchtesten, von der gottverfluchtesten Sorte . . .“ Niemand aber fühlte sich wichtiger als der Stadtpoet.

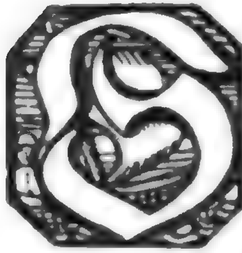
Es war jedoch vorherbestimmt, daß dieser Zug der Rache umsonst getan werden sollte. Denn als er an der Hütte ankam — dieser Stelle der Beschämung für den Stadtpoeten, für die Balleteusen, und Stelle der abseitigen Macht für die geistlichen Herren — da saß der Blinde entseelt und hielt mit den festen Fingern eines Toten die Leiche. Die Mutter aber stierte an dem Zug vorbei und murmelte: „Undankbares Kind, undankbares Kind! . . .“ Denn so denken Mütter: Was sie unter Schmerzen geboren haben, sei ihrer. — Und denken nicht, daß Mutterschoß auch ein Gefängnis ist und Mutterliebe eine Fessel und überhaupt alles Leben Leid ist hinter Kerkermauern, Sühne für unbekannte Schuld, für längst vergessene, und Qual der Zeitlichkeit, durch die des Menschen Ewiges hindurchtreibt . . .

Der Marcgrâve von Hôhenburc

Liebeswacht

ch wache umb eines ritters lîp
und umb dîn êre, schoene wîp:
wecke in, frouwe!
Got gebe daz ez im wol ergê,
daz er erwache und niemen mê:
wecke in, frouwe!
Êst an der zît, niht langer bît,
ich bite ouch niht wan dur den willen sîn.
wiltun bewarn, sô heiz in varn:
verslafet er, so ist gar diu schulde dîn,
wecke in, frouwe!"
„„Dîn lîp der müeze unsaelic sîn,
wahtaere, und al daz singen dîn!
slâf, geselle!
Dîn wachen daz waer alles guot:
dîn wecken mir unsanfte tuot.
slâf, geselle!
Wahtaere, in hân dir niht getân
wan allez guot, daz mir wirt selten schîn.
du gers des tages dur daz du jages
vil seneder vröiden von dem herzen mîn.
slâf, geselle!""
„Dîn zorn sî dir vil gar vertragen
der ritter sol niht hie betagen:
wecke in, frouwe!
Er gap sich ûf die triuwe min,
do enphalch i'n den genâden dîn:
wecke in, frouwe!
Vil saelic wîp, sol er den lîp
verliesen, sô sîn wir mit ime verlorn,
ich singe ich sage: êst an dem tage,
nu wecke in, wand in wecket doch mîn horn,
wecke in, frouwe!"

Der mir von ihr erzählt



Saehe ich ieman der jaehe:
er waere von ir komen,
waere ich dem vînt, ich wolte in grüezen.
allez daz ich ie gewan, het er mir daz genomen,
daz möhte er mir mit sînen maeren büezen.
swer si vor mir nennet,
der hât gar
mich ze friunde ein ganzez jâr,
het er mich joch verbrennet.

Wie Frau Hiltgart ihren Mann betrog



Da nun fraw Hiltgart haim kam,
Vil schier si des war nam,
Das ir man ankomen was
Von acker und ze tische sas
Ob ainem starken muos häbrein.
Si gieng zuo der stuben ein.
Schalklich vieng si es da an,
Wie si betrug den guoten man.
Der was genant mair Perchtold.
Si was im weder trew noch holt.
Si achtzet vor im ser und vast
Und hett weder ruo noch rast
Von irem gestifften wetag.
Si sprach: „Wee mir der großen clag,
Das ich also sterben muoß!
Das mag mir niemat machen buos
Wann du vil lieber wirte mein.
Wiltu mir die trewe dein
Getailen mit ze diser stunt,
So wird ich frisch und schier gesunt.
Last du mich aber in der not,
So kuiß ich den pittern tot,
Allhie vor den augen dein."
Der man sprach: „Liebe frawe mein,
Was dir enprist, das wirt auch mir.
Wau mit mag ich gehelffen dir,
Das solt du mich nun wissen lan.
Sölich lieb ich zuo dir han.
Das mir kain pein ze hert ist,
Ich will die leiden ze der frist
Durch dich oun alle missewend,
Das dein siechtum nem ain end."
Hiltgart sprach do zuo irem man:
„Du hast gar ain bösen zan
Enmitten in dem halse dein,

Davon leid ich dise pein.
Der schmeckt übel aus deinem mund,
Das ich davon pin ungesund
Und sterben muoß ee meiner tag.
Für ain warhait ich dir sag,
Das mir kain andre erznei
Für den tod als hilflich sei,
Sam das du laußest dir den zan
Außprechen. So mag ich gehan
Noch mengen tag das leben mein."
Der man sprach zuo der frawen sein:
„Das sind wunderliche mär.
Zwar ich haun bisher kain swär
An meinen zänen nie gehabt.
Got hatt mich damit begabt,
Das sie sind stark und gesund."
Die fraw, die ward sich an der stund
Gehaben wirser vil dann vor.
Der man was ain rechter tor,
Er wont, si wölt verschaiden sein.
Si det mit den gepärden schein,
Sam si litt gar großen schmerzen.
Der man gedacht sich da von herzen
Und für war sich des versan,
Er hett ain stinkenden zan.
Des hett er hundert aid gesworn,
Er ward da zuo ainem torn
Von seines weibes laicherey.
Er hett ain knecht, was muotes frei,
Der hett groß lieb zuo dem weib;
Er was auch ir laidvertreib.
Si waren baid ainander holt,
Der kam von acker, als er solt,
Mit dem pfluog ein gefarn,
Da si in der trübsal warn.
In die stuben er da trat,
Sein maister in mit vleis bat,
Er sprach: „Vil lieber knecht mein,
Bis geholffen der frawen dein,
Das si also nit verderb
Und des gähen tods nit sterb.
Ich haun allhie in meinem mund
Ain zan, der ist ungesund.

Den prich mir aus dem halse mein,
Es ringert sich der frawen pein."
Der knecht schier beraittet was,
Dem weib det er ze liebe das.
Er pand den pauren für sich
Auf ainen tisch vesticlich,
Das er nit mocht weichen zwar.
Die fraw pot dem knecht do dar
Ain zangen ungefüg und groß.
Der paur ward da fräuden los,
Da er die großen zangen sach.
Er laid disen ungemach
Durch die frawen williclich.
Der knecht det ob im maisterlich,
Er graif im in das glingge wang,
Er zuckt heraus mit der zang
Gar ain starken, frischen zan,
Das dem ainfaltigen man
Das plut ze dem mund aus gie.
Er hett größer schmerzen nie
Vor gelitten all sein tag.
Für ain warhait ich das sag:
Das weib hett daran kain genügen.
Si begand es darnach fügen,
Wie si betrug den pauren bas.
Nun mügt ir geren hören das!
Si schrai lutt: „We mir dieser not!
Ich muos kiesen den pittern tot.
Die pein meret sich an mir.
Für war will ich sagen dir",
Sprach si do zuo dem knecht,
„Der zan ist nit der recht,
Den du aus dem glinggen wang
Im hast gezogen mit der zang.
Du solt mich merken recht und eben,
Der zan, der mich pringt umb das leben,
Der statt in dem gerechten wang."
Der knecht nam wider her die zang
Vil pald in die hande sein.
Der paur muost leiden mer pein.
Er was ze ferr dar hinder komen,
Im ward ain frischer zan genomen
Aus dem gerechten wange sein.

Im vergieng des liechtes schein,
Das er weder hort noch sach.
Von disem großen ungemach
Er was da zerplichen gar.
Die fraw nam des eben war,
Sie wolt in aber laichen mer,
Si sprach zum knecht: „Pring pald her
Den pfarrer zuo dem maister dein,
Das er im die schulde sein
Ze wissen tüe mit der peicht.
Wann der tod her auf in sleicht."
Der pfarrer kam vil schiere dar.
Da die fraw des ward gewar,
Si clagt dem pfaffen ir swär,
Si waint und schrai oun all gepär,
Sam aine tuot ze aller stunt,
Die recht clagt von herzen grunt.
Der paur det ganze peicht do;
Sein betrübter sin stand also,
Das er sich sterbens hett verwegen.
Der pfaff gab im gottes segen
Und schied von im schier von dan.
Die fraw sas für den guoten man
Und wainett ser offenbar,
Das der paur selb wondt für war,
Im wär wirser, dann im was.
Das dett si alles umbe das,
Das si in wolt laichen mer.
Die kerzen truog si pald her,
Si gab im die in die hand,
Si sprach: „Got hatt her gesant
Seinen poten hie zestund.
Die sel sich schaidet von dem mund
Jetzo hie zuo diser zeit.
Herr got, kum oun alle peit
Und empfach die sele schon
Und für si für den gottes tron!
Da sol si ewiclichen sein.
Got genad dir, lieber wirt mein!"
Da die red nun nam ain end,
Die fraw truog her ain tuoch behend
Und dackt das pald über in.
Der paur wont selb, die sel wär hin.

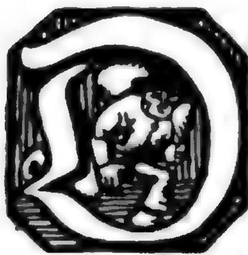
Die fraw schrai lutt: „Wee mir der not!
Mir ist mein lieber wirt tot.
Owe meins herzen lieber man!
Nimer ich dich verclagen kan.
Wann dein trew, die was so gros,
Die mich in deinem herz beslos,
Das ich muos truren ewiclich,
Wann ich nun gedenk an dich.
Owe, lieber mein Perchtold!
Du bist mir ie gewesen hold,
Das ich dich so verlorn han,
Des muoß ich immer trurig stan."
Die mär wurden offenbar
In dem dorff gesagt für war,
Frau Hiltgart wär ain wittib worn.
Si schlos zuo hinden und vorn
Ir haus wol mit ganzem fleiß,
Bis si den man pracht vil leis
In ain par oun obedach.
Darüber si ain tuoch gar swach
Behendiclich gedecket het,
Dardurch der paur sach, was man det.
Da si nu das pracht zuo gevert,
Die haußtür schier ward auf gespert;
Fraw Jütt und Mächilt komen dar
Und die nachpürin gar.
Si clagten das betrübte weib,
Das ir werder stolzer leib
Irs mans als schier beraubet was.
Doch erkant fraw Mächilt das
Und darzuo fraw Jütt vil leis,
In wöllicher maß und auch weis
Ditz geschicht was geschehen.
Si gedorsten davon nichtz jehen,
Si giengen mit den lüten auß.
Niemant belaib in dem hauß
Denn das weib und ir knecht.
Es fuogt in baiden gar recht.
Das weib sas zuo der par hin,
Si hett ain torothen sin.
Si clagt den man zeitlich recht,
Si empfalch sich da dem knecht,
Si sprach: „Du solt nun fürbas mir

Trostlich sein, so will ich dir
Gern undertänig wesen,
Bei dir sterben und genesen."
Der knecht versprach ir da zehant,
Sein hilf wolt er ir tuon bekant.
Er graif si an gar minnelich
Und setzt das weib neben sich,
Wann er besorgt den man vil clain.
Er legt sich zwischen ire pain
Und minnet si oun allen grauß.
Der paur luogt zuo der par her auß,
Wann im das antlütz ploße was,
Er sach aigenlichen das,
Das si bei ainander lagen
Und der minne spil da pflagen.
Er sprach: „Knecht Hainz, und lebte ich,
Sam hiut fruo sicherlich,
Mir müst zwar dise schmachait
Von ganzen herzen wesen lait,
Ich lies es nicht ungerochen,
Ich wurd darumb mit dir erstochen.
Sunst muos ichs guot lassen sein,
Wann ich, auf die trewe mein,
Niemant mer geschedigen mag
Von des pittern todes slag,
Der mich hatt gevellet nider
Und zerissen alle meine glider."
Damit laß wir es guot sein.
Also hatt fraw Hiltgart vein
Iren man gelaichet wol.

Franz von Kobell

Die Gschicht von Brandner-Kasper

1



er Brandner-Kasper is a Schlosser gwest und hat bei Tegernsee a kloas Häusl ghabt, hübsch hoch obn am Albach, wo mar auf Schliersee nübergeht. Da hat er ghaust mit sein Wei, die Traudl ghoassn hat und mit seini zwoa Buabn, mi'n Toni und mi'n Girgl; die san zeitli Soldatn worn und hamm in an Artollerie-Regiment dient in Land draußt.

Der Kasper is a fleißiger, braver Mo gwest und lusti und schneidi. Gforchtn hat er ihm vor gar nix und hat amal an großn wininga Hund, der a Dirn umgrennt hat und hätt's zrissn, frei mit der Hand bei'n Kragn packt und hatn a so an a Mauer higworfa, daß er nimmer aufgstandn is und 'n Hagmoar vo Scharling hat er sei Raffa und Spetaklmacha bei der Meß auf der Kaiserklausn aa vertriebn. Nebn seiner Schlosserarbet hat er's Büchsnmacha guat verstandn und für d' Jaaga d'Stutzn gfrischt und zsammgricht, besser was a Büchsnmacha in der Stadt.

Is aa 's Jagn und 's Scheibnschießn sei größti Freud gwest und hat auf d'letzt überall jaagern derfa, denn der Forstmoaster hat an ihm an verlässinga Jagdghilfn ghabt und der nix kost hat.

Wier er auf die Jahr kumma is, is sei Traudl gstorbn, hatn recht gschmerzt, weil's gar a guats und taugsams Wei gwesn is, und jetzt hat er halt alloa für ihm a so furtglebt, und no in sein fünfasiebzigstn Jahr hat ihm weiter nix gfeit an der Gsundheit und hat gjaagert und gschossn wier a fufzger.

Jetzt sitzt er amal dahoam und hat ihm an Rechblatter zsammgricht und probiert, und überdem klopft's an der Tür.

Denkt er, wer muaß denn da draußt sei, denn des Aklopfa is bei'n ihm nit Brauch gwest und ruaft nacha: „No eina!"

Jetzt kommt da an elendiger Loda rei, zaundürr, daß er grad klappert hat und bloach und hohlauget, an abscheuliga Kerl.

Der Kasper sagt: „Was geits, was willst?"

Na der ander: „Kasper, i bin der Boanlkramer und ho di fragn wolln, ob d' net ebba mit mir geh willst?"

„So? Der Boanlkramer bist, na Bruder, i mag nit mitgeh, gfallt mir no ganz guat auf der Welt."

„Denkt hab i ma's," sagt der Boanlkramer, „aber holn muaß i di do amal, was moast ebber in Frühjahr?"

„Waar nit aus in Fruajahr, wo der Ho'falz is und der Schnepfastrich und die kloan Vögerln am schönstn singa, na, dees war ma zwider."

„Oder in Summa?"

„Nix Summa, da hon i mit der Rehbirsch Arbet und is aa z'hoaß."

„Oder in Hirgscht?"

„Ja was fallt dir denn ei, ha narret, soll i d' Hirschbrunft hintlassen, und die Klopfeter und 's Oktoberschießn, waar nit aus!"

„No also, nacher in Winter?"

„Da mag i aa nit, schau 's Fuchspassen und 's Moderausjagn is mei extragi Freud und is in Winter aa z' kalt."

„Ja willst denn du ewi lebn? Dees tuats nit, Kasper."

„Boanlkramer, i will dir was sagn, mei Vater selig is neunzg Jahr alt worn, und so alt will i aa wern, na kost mi abholn. Aber i glaab, es is gscheiter als die Rederei da, wann d' mit mir a Glaasl Kerschngeist trinkst, i hon an recht an guatn, und du schaugst ja so elendi aus und sper, daß dir a Glaasl gwiß guat toa werd und a paar Kirternudl hon i aa no dazua."

Und so geht er an a Wandkastl hi und holt a Flaschl raus und a paar Glasln und die Nudeln.

'n Boanlkramer is ebbas selles no nit passiert und setzt si an Tisch hi und probiert den Kerschngeist.

Der hat ihm woltern gschmeckt und a Nudl aa, und da trinka die zwoa (der Kasper hat fleißi eigschenkt) und der Boanlkramer is ganz allert worn; hat aber do alleweil vo die 90 Jahr ebbas abahandln wolln.

Da sagt der Kasper: „Woaßt was, mach mar a Gschpielei drum, paß auf!"

Und geht wieder an dees Kastl, da is a Kartn glegn und der Grasober just obndrauf. Den schiebt der Kasper in sein Joppnirmi und legt na d' Kartn auf'n Tisch.

„Jetzt heb dir a Häuferl aba, Boanlkramer," sagt er, „dees is des dei, und dees ander is des mei. Wann jetzt du in dein Häuferl 'n Grasober hast, so gehn i mit dir, wann d' magst, wann aber i den Grasober in mein Häuferl ho, so derfst ma nimmer kemma, bis i 90 Jahr alt bi."

Der Boanlkramer, der scho an bißl an Dampes ghabt hat, hat glacht und hebt ihm an woltern Toal ab und sagt: „Wegn meiner, es gilt," denn er hat ihm denkt, weil er die mehrern Kartn ghabt hat, kunnt leicht der Grasober dabei sei.

Wie er jetz seini Kartn nachanander aschaugt, steckt der Kasper hoamli den Grasober in sei Häuferl nei und wie der Boanlkramer mi'n Aschaugn firti gwest is, broat der ander vor ihm sei Kartn, und da geht halt richti aa der Grasober her.

„Verdammti Gschicht," sagt der Boanlkramer, aber der Kasper lacht und sagt: „Trink no a Glaasl und laß ma den Neunzger lebn!"

„I ko nix macha," sagte der Boanlkramer, „aber ebber reut di dei Glück amal, und wanns a so is, derfst mi grad ruafa, bi nacha glei da."

„Hat guati Weg," sagt der Kasper, und wie der oa na furt is, hat er ihm no nachgruafa, er soll fei acht gebn, daß er nit in Bach einifallt, — und is mit den Bsuach ganz zfriedn gwest.

2

San schlechte Zeitn kemma, der Tiroler Krieg is ausbrocha und hat alle Leut derschreckt. Es ist a böser Krieg gwest, und grausi is's herganga bei Schwatz und auf'n Berg Ißl, und viel boarischi Soldatn san bliebn selm, und 'n Kasper seini Süh, die er so gern ghabt hat, hat's aa derwischt. Was hat's gnutzt, daß s' globt worn san in Rapport, daß s' überall so schneidi garbet hamm, der Kaspar hat's halt nimmer gsehn und is ihm nachet ganga.

Anderni traurigi Sachan und Zwiderheitn san aa gruckt, fremdi Leut san daherkemma, hamm überall 's Holz zsammakaaft und zsammagschlagn; natürli hamm si die altn Wildwechsl, die er so guat kennt hat, verändert und is mit'n Wildprat aa weniger worn, und d' Wildschützen san mehra worn, wie's allzeit geht, bal a Krieg is.

Der Kasper is freili net leicht verzagt worn, aber an diewein hat ihm do d' Welt nimmer recht gfalln, und na hat er wohl aa an Boanlkramer denkt und was der gsagt hat von „ruafa", aber gruafa hat er'n dengerscht nit.

Jetzt is ebbas bsunders gschehgn. A Sennderinn auf der Gindlalm is von an wildn Stier gstocha worn und is glei dahigwest aa.

Derwei aber ihri Leut gwoant und gjammert hamm, is dees Diendl ganz frisch und wohlauf an der Himmiportn gstandn, hat gar nit gwißt, wie's hikemma is.

Der Portner, der Petrus, hat's glei dersegn und hat's Türl aufgmacht, dees nebn der großn Portn gwest ist. Er hat an langa graabn Rock aghabt und a blobi Bindn um d' Schulter und 's Diendl hat 'n verwundert groß angschaut.

„Grüß di Gott, Diendl," sagt er und weil's a bildsaubers Diendl gwest is, hat er ihm denkt, die is taugsam für an schön Engl.

„Ja, wo bin i denn?" sagt sie ganz derschrocka.

„In Himmi bist," sagt der Petrus, „und wer di glei eiweisn lassn ins Paradies, aber zerscht sag ma, wo kimmst denn du her?"

„I bi vo Tegernsee dahoam und Senderinn gwest auf der Gindlalm."

„Ja na kennst ebber aa 'n Brandner Kasper?"

„Den altn Kasper moants, wer werd den nit kenna. Er kehrt oft ei in meiner Hüttn, wann er auf d' Jagd geht."

„Geht er no auf d' Jagd, muaß ja scho an achtzger sei?"

„Ja wißts es, Asitzn tuat er halt die mehra Weil, 's Birschn geht freili nimmer recht, aber sonst is er no guat bei'n Zeug."

„Schau, schau, er sollt scho aa herobn sei, i wart alli Tag drauf."

„Derft's scho no a Wei wartn," sagt's Diendl, „bal's wahr is, was an diem oa verzählt hamm."

„No!? was is denn dees?"

„Sie sagn halt, i glaab's aber nit, der Kaspar hätt amal mi'n Boanlkramer kart und hätt der verspielt und derfet 'n derntwegn vor sein neunzigstn Jahr nit furtnehma vo der Welt. Der Kasper is a lustiger und hat ebba die Gschicht amal oan aufbundn."

„Wer woaß, wer woaß," sagt der Petrus, „kunnt ebbas dra sei, da muaß i aufpassn. Aber Diendl, jetz geh da eini, i schick dir glei an Engl nach, der di weiter führt. Du hast brav und frumm glebt auf der Welt, schau, derntwegn bist jetz aa in Himmi herobn."

Und 's Diendl bidanckt si und kußt ihm d' Hand und geht hi, wo er ihr hideut hat; der Petrus aber schreibt glei a Vorladung a Boanlkramer und schickt's ihm.

3

Den andern Tag in aller Frua is der Boanlkramer daherkemma ganz untertäni und demüti, dees just nit alleweil sei Sach gwest is.

„Habt's mi ruafa lassn, Herr Portner," sagt er, „soll Enk was bsorgn?"

Der Petrus schaugtn a Weil ernsthaft a, na sagt er: „Boanlkramer, was muaß i vo dir hörn? Du führst di schö auf, spielst mi'n Brandner-Kasper ums Leben und verlierst no obndrei! Was san dees für Sachan, wie kost di so ebbas untersteh?!"

„Ja schaugt's," sagt der oa, „i woaß ja, daß der Kasper da rauf kemma soll und weil's a so gnua Leut herobn habt's, hon i mir denkt, es macht nix aus, wann er a bißl spater kimmt."

„An dees hast aber nit denkt, gel, daß mit meiner Buachführung nix zammageht, bal an iader raufkimmt, wann er mag. Der Kasper is auf achtzgi eingschriebn, is schö gnua, und jetz is er scho drüber, und du gibst ihm gar neunzgi!

Der Boanlkramer hat was sagn wolln, aber der Petrus hatn ganz fuchti agfahrn: „Staad bist, und glei gehst abi und bringst'n Kaspern rauf, oder i jag di aus'n Dienst, jetz woaßt es."

Da hat ihm der Boanlkramer nix mehr zsagn traut und is ganz dasi abgschobn.

Die Gschicht hat'n gwalti verdrossn.

Mei' Wort hon i'n Kaspern gebn für die 90 Jahr, hat er denkt, und jetz soll i's nit haltn; es mag mi a so koa Mensch auf der Welt,

und wann's auffimmt, daß i an schlechtn Kerl gmacht ho, na derf i mi ninderscht mehr sehgn lassn.

Und hat ihm halt bsunna hinum und herum, wier er aus den Handl kemma kunnt.

Er is aber alleweil an a'drahter Schlaankl gwest, und so is ihm richti was eigfalln. Dees probirst, hat er ihm denkt, spannt sei Wagerl a und fahrt zum Kaspern.

Der hat sei Pfeifei graacht und just d' Zeitung glesen. Wie der oa reikimmt, hat der Kasper sei Brilln vo der Nasn abagschobn und schaugt halt, wer's is.

Er hat aber 'n Boanlkramer gschwind derkennt, denn der is no grad so zaudürr gwest und der nämlichi Häuter, wie's erstimal, wo er'n gsehn hat.

„Ha was willst denn du?“ hat er gsagt, „i ho di nit gruafa, und was ausgmacht worn is, werst aa no wissn, oder willst an schlechtn Kerl macha?“

„Nix, nix, fallt mer nit ei und i woaß, daß d' no 9 Jahr guat hast, da feit si nix. I ho just in der Nachberschaft a kloas Gschäft ghabt, und da hon i di bsuacha wolln und schaugn, was d' machst. Und weil i mei Wagerl da ho und auf a Plaatzl fahrn muaß, wo ma gar schö in's Paradies einischaugn ko, so is mar eigfalln, daß i dir dees sagn will, wann d' ebba mitfahrn wolltst.“

„Na, i dank dir recht schö,“ hat der Kasper gsagt, „i bi nit so neugieri, wie d' moast, und bi lieber dahoam, wo i mi auskenn, als an an fremdn Ort, wo i nit woaß, wie's is.“

„Ja,“ sagt der oa, „du moast ebba, daß d' dort bleibn sollst, wo i di hiführ. Vo dem is koa Red, es is a Spazierfahrt, und in an Stündl san ma wieder da, denn mit mein Rössl geht dees leicht.“

„Und ko ma wirkli in's Paradies einischaugn?“

„Ja, versteht si, wann i's amal sag.“

„Und in an Stündl san ma wieder da?“

„Wann di nit lang dort aufhaltn willst, dees steht bei dir, san mer in an Stündl wieder da, so wahr i Boanlkramer hoaß.“

Jetzt hat 'n Kaspern die Gschicht do begieri gmacht; auf a Stündl kann er ja mitfahrn und a weng einischaugn in's Paradies, von dem er scho soviel ghört hat.

Und er holt sein guatn Freund, 'n Kerschngeist, her und schenkt a paar Glaasln ei.

„Wegn mei,“ sagt er, „Boanlkramer, i fahr mit, und du bringst mi wieder her! Da trink, es is frisch draußt.“

Und sie stößn a und trinka, und na san s' naus.

Da is a schwarzs Wagerl gstandn wier a Trucha und a Raappi agspannt. Sie steign ei, der Boanlkramer schnalzt mit der Peitschn,

und jetz san s' dahigsaust, daß der Kasper kaam'n Huat derhebt hat und is ihm Hörn und Segn verganga.

Als wann s' der Sturm davotraget, san s' dahi, und auf amal is 's finster worn und san Blitz umanandagfahrn unter ihna und ober ihna und hat dunnert und kracht, daß der Kasper gschrien hat.

„Was is dees? Kehr um, kehr um!"

Da hat ihm der Boanlkramer in's Ohr neigruafa:

„Da hoaßt ma's bei die schwarzn Wolkan, da san die Dunnerwetter z' Haus, mir san aber glei durch, derfst di nit ferchtn."

Und richti is's gschwind wieder liacht worn, und sie haltn vor an großn, großn Gschloß in schönstn Sunnaschei. An den Gschloß is a goldes Thor gwest, und bei'n Seitntürl hat der Boanlskramer agläut und is glei der Petrus rauskemma.

„No, Kaspar," sagt er, „bist amal da, jetz geh no glei eina, i wer dir's Paradies zoagn und werst a Freud dra habn."

Und nimmt 'n Kaspern bei der Hand und führt 'n eini, aber der Boanlkramer hat draußt bleibn müssen. Und die zwoa stenga jetz in an weitn Saal mit durchsichtigi Wänd wie gschliffes Spieglglas, und da hat ma weit nausgsegn in an Gartn mit die schönstn Bloamen in alli Farben und mit großi Baam voll Aepfi und Birn und Pfersi und Pomerantschn grad a Pracht, und der Kasper hat nit redn kinna vor lauter Verwunderung. Und in den Gartn san die schönstn Engl rumgwandelt mit silberni Flügl und glanzedi Kranzln in Haar und danebn aa viel, viel Leut, und auf amal springa zwoa Bursch daher und juzn und ruafa: „Ja, grüß Gott, Vater, Vater, grüß Gott!" und er derkinnt sein Girgl und sein Toni.

„Jesses, meine Buabn," schreit er und fallt ihna um'n Hals, und da schau! sei Traudl kimmt a daher und sei Vata und Muatta und a ganz Rudl vo seiner Freundschaft, und is a „Grüß Gott" gwen hinum und herum und a Freud, daß ihm der Petrus, der zuagschaut hat, d'Augen gwischt hat.

Und in den Gewurl fliegt auf amal a kloaner Engl daher und sagt zum Kaspern: „Kasper, der Boankramer laßt Enk sagn, er fahret jetz wieder abi, ob's mitfahrts?"

„Na, liebs Bübi," sagt der Kasper, „sag ihm, er soll no alloa fahrn; i bleib da und will nix mehr wissen vo der Welt drunt und sag Herr vergelts Gott tausendmal, daß ma die Gnad worn is, daß i daher kemma bi."

Dees is die Gschicht von Brandner-Kasper.

Franz von Kobell

's Photographiee-Lische



Es war e Weinhändler in Neustadt, der hot Kercher ghese un hot e gar schöni Tochter ghabt, die hot Lische ghese. Deß Lische war der bsunndere Stolz vun der Fraa Kercher, ihrer Mutter, die in se neigschaut hot wie in den Spiegel, dann 's Lische war aach e gscheut un gut Mädche.

Deswegn hot se dann eme junge Mann, eine gewisse Herr Ring, erschrecklich gfalle, un weil er viel Geld ghat hot, so is er aach bal mit seiner Passion un seine Heuratsgedanke rausgeruckt un hot gemeent, es könnt gar nit anders sein, als daß deß Mädche „ja" sage tät, aber deß Mädche hot „ne" gsagt.

Deß hot den Ring gewaltig verdrosse, un der alte Kercher hot sich aach e biß'che drüber geärgert, un hot'n zu beschwichtige gsucht, 's Lische wär noch zu jung, es tät sich vielleicht später mache, un was mer halt bei solche Fatalitäte vorbringt.

An dem ganze Ring war aber sei Geld die Hauptsach, dann sunscht war's ke bsunners äschtimirte Persönlichkeit, un dem alte Kercher hot aach nit viel an 'm gfalle als halt sei Geld. Aber Geld regiert die Welt, un deswege hot der Kercher dem Heiratskandidat nit gradewech vor de Kopp stoße wolle. So is dann der Ring doch als wieder in's Haus kumme, un hot sei Couralie gmacht schun deswege, weil er sich hot weiß mache wolle, 's Lische hätt nor aus Zimperlichkeit sei Offert refusiert, un e rechter Ernscht wär nit dabei gewest. 'm Lische war's aber wirklich Ernscht, dann sie hot e heemliche Liebschaft ghat, die ke Mensch hätt derroten könne. Deß war nämlich so:

Es sin sellemol die Albums for Photographie Mode worre un Lische hot so e Album ghat un hot unner anddere aach Porträts vun Dichter gesammelt, dann sinnige Mädcher, wie se eens war, halte was uff die Poesie un uff die Dichter. Un so hot se dann vun Schiller un Goethe a allerhand Dichter-Notabilitäte in ihrem Album ghat. Jetz hot se emol beim erumresnde Photographe e Porträt vun emme junge Mann gsehe, in deß sie sich förmlich verliebt hot.

Der Photograph hot selber nit gewißt, wer der Mann war, hot 'n halt emol gemacht wie annere. 's Lische kaaft sich deß schöne Bild un legt's in ihr Album zu de Dichter, und wie se ihr Vater emol drüber ge-

frocht hot, weil er aach alls neigeguckt, so sächt se, freilich e biß'che ver-
lege, sie hätt ghört, es wär 's Porträt vum Dichter Heyse.

„Was deß for Sache sin," sächt der Alte, „heutigs Tags wachse die Dichter wie die Champignons über Nacht, meiner Zeit hot mer en Schiller ghat un en Goethe un somit Punktum un waar aach genug, dann wer kann dann all die Vers lese und deß Zeug, deß so emm vormachte."

„Der Heyse, lieber Vater," sächt Lische, „hot gar hübsche italienische Novelle gschriebe."

„So? no wege meiner, so schreib aber auch de Name drunner, wie bei de annere, daß mer doch weeß wer's is."

Un 's Lische schreibt in Gottes Name Heyse drunner un hot sich dabei gedenkt, dem Heyse tät ke Unrecht mit gschehe, dann er könnt wohl zu-
friede sei, wann er so e hübscher Mann wär. Der Mutter aber habe so Sache gfalle, un sie hot gern bei Visite deß Album produzirt un es bische mit denen gelehrte un poetische Bekanntschaft renomirt.

Mer kann sich wohl denke, wie oft deß Lische ihr Album studirt hot wege dem vermeentliche Heyse. Ach Gott, den Mann wann ich emol sehe könnt, hot sie nochher gedenkt, was wär ich glücklich. Wer's nur sei könnt? Er hot so was Geniales in seiner Physiognomie, so was No-
bels in seiner Haltung, wann's nor nit gar e Prinz is. So hot se ge-
schwärmt und deß Heemliche un Eigentümliche vun ihrer Lieb war aach ganz dazu gemacht.

Natürlich sin solche Verhältnisse for den Herrn Ring sehr ungünschtig gewest, un sie hot ihr Freed kaam verberge könne, wie der amol uff e paar Woche in Gschäfte noch Meenz abgfahre is.

Juscht am seele Tag is e Gascht akumme, e fremder Geschäftsreisender, Namens Ziechler, un hot'n der Herr Kercher zum Souper eigelade un der Fraa Kercher gsacht, es wär e wichtige Person for sei Geschäft, un mer soll e feines Souper richte, un die Dame solle sich hübsch anziehe.

Deß is dann aach gschehe, un 's Lische hot zum Überfluß vier schöne silberne Leuchter aus'm Silberkaschte gholt un rosafarbene Stearinkerze druff gsteckt un uff die Tafel gstellt, un in die Mitt e Bouquett vun Jasmin un Levkoje. Die Mutter hot ihr blau Gros de Naples-Kleed angezoge un 's Lische ihr appelgrü Seidekleed, sie hot damit so lieblich ausgsehe wie e Ros im Garte.

Der Herr Ziechler is dann zu bestimmte Stund akumma un vum Herr Kercher un ihr gar höflich empfange worre, un e bische später is deß Lische erschiene un hot se der Vater vorgstellt.

Wie deß Mädche dem Ziechler in die Auge schaut, werd se uffemol ganz blaß un werd ihr ganz tormlich, daß se sich kaam hot halte könne, dann weeß Gott, der Mann is deß Original vun ihrer geliebte Photographie!

Der Vater un die Mutter habe for lauter Aufmerksamkeit for ihren Gascht die Verlegenheit vun dem Mädche nit bemerkt, un aach die Ähn-

lichkeit mit dem gewissen Heyse is ihne nit uffgfalle. So hot mer sich dann gsetzt un soupirt und war der Fremde recht artig, hot 's Lische alls mit Intresse un Wohlgfalle betracht un allerlei Gspräch mit ihr agfangt, aach vum Theater, vun Opere, Romane un Gedichte un was so Mädcher intressiert.

's Lische hot schier schüchtern geantwort un des nit viel un so hot die Mutter Kercher gemeent, sie müß for sie 's Wort nehme un sächt: „Mei lieber Herr Ziechler, ich nit sage, aber mei Lische kennt alle Dichter, ich bin's auch zufriede! Un meen, es steht eme Mädche gut, wann se Sinn for 's Poetische hot, du lieber Gott, die Prosa bleibt im Lebe doch nit aus. Sehe Se emol," sächt se un nemmt vum e Spiegeltischche deß photographische Album, „was mei Lische schun e ganzi Gallerie vun Poete beinanner hot."

's Lische hot gemeent, sie muß in de Boddem sinke, wie der Ziechler deß Buch uffmacht un rumblättert.

Do fangt er uffemol zu lache a un halt sei Porträt nebe sich, daß se's alle habe sehe könne, un sächt: „Ei der tausend, wie kumm ich zu der Ehr, do herin als Dichter Heyse zu figurire?!"

„Wahrhaftig was e Ähnlichkeit," sächt der Kercher, un 's Lische is rot worre und sächt verlege: „Als wann's Ihr Bruder wär."

„Ne ne, nix Bruder," sächt der Ziechler, daß deß mei Photographie is, weß ich gewiß, ich hab se in Strasborg mache losse, aber der Künschtler werd sich gedenkt habe, 'n Herr Ziechler werd niemand for e Album kaafe, un do hot er'n Heyse draus gemacht."

Do habe sie dann all gelacht, aber die Mutter hot artig bemerkt, daß so e hübsch Bild jedermann gfalle muß, gleichviel was for'n Name des Orignal hot, un 's Lische hot mit 'm Kopp dazu genickt un dabei ihren Freund mit e paar Aage angeguckt, deß der vum selle Moment a in deß Mädche sterbns verliebt worre is.

Er is jetzt alle Tag in's Haus kumme, un weil sei schöni Liebesfeschtung schun erobert war, eh er se nor gsehe, so ist nix zu kapitulire geweſt, un wie er, 's is kaam e Woch rumgeweſt, im e günschtige Aageblick zum Lische gsacht hot: „Hören Se, liebes Lische, wolle Se mich glücklich mache, wolle Se mich heurate?" so ist'm 's Lische um de Hals gfalle un war der Himmel voll Geige.

Eh er aber beim Vater förmlich um se ahalte woll, hot er gsagt, so möcht er der Erlaubnis vun seim Prinzipal versichert sei, die nit fehle könnt, un so woll er noch vorher uff e paar Tag nach Strasborg, er gäb ihr aber sei Wort, sie tät sei lieb Weibche werre, so oder so, dann er hätt selber Vermöge un wäre schun allerlei Anstalte getroffe, daß er sich selbständig tablire tät.

So is er dann ach bal abgereſt, der Kercher hot aber deß Verhältnis vun denne zwee doch erfahre, dann 's Lische hot's der Mutter

gsacht un die Mutter hot's mit größter Freed natürlich widder ihrm Alte gsacht.

*

Der glückliche Herr Ziechler war dem Kercher juscht nit näher bekannt, die Vollmachte aber, die er vun seinm Haus mitgebracht hot, un die Empfehlungsbrief ware vun der Art, daß gar nit zu zweifle war, er wär e Partie for's Lische, wie mer se nor wünsche könnt.

War also die Kerchersche Famill ganz glücklich un zufriede.

's is aber uff der Welt schun oft um die Schwernot zu kriege, daß gar ke Glück ungetrübt sei kann, un daß der Deubl in die schönste Birn alls 'n wischte Worm steckt, der dra rum nagt.

So e Worm is der eigebildte widderwärtige Ring gewest, der in Meenz bald erfahre hot, wie 'm der gewisse Ziechler beim Lische de Rang ablaafe will. Deß zu hintertreibe, hot er allerhand Plän gemacht un Luge ausstudirt, um dem alte Kercher 'n Floh in's Ohr zu setze un vun dem verwünschte Ziechler abspenstig zu mache. Um jo ke Zeit zu verlire, is er gschwind wiedder noch Neustadt gfahre un hot ganz keck de Kercher über die Angelegenheit zu Red gstellt.

Ganz verwunnert sächt 'm der, 's wär wohl was dra, aber die Gschicht wär nix weniger als abgemacht, er woll sich erscht genauer um die Verhältnisse erkundige. „Deß könne Se gut sei losse," sächt der Ring, „dann den Ziechler kenn ich vun Paris her, 's is e Schwindler un e mauvais sujet, mir habe alls minanner bei Fouchart im Palais royal gesse, un do hot er mer oft sei Avanture un Gschichte verzählt, ich kann Ihne nor sage, daß deß e schrecklicher Mensch is."

„Aber um Gottes wille," sächt der Kercher, „wie kummt der Mann als erschter Geschäftsführer in des Strasborger Haus Philipp un Comp., deß kann je doch ke unsolider Mann sei?"

„Lieber Herr Kercher, Sie wisse, wie so Sache gehn, mer munklt allerhand von frühere Gefälligkeit, die er dem Hause erwiese un die e Geheimnis bleibe solle, korz, ich kann als Ihr alter Freund nor rate, mache Se Ihr Lische mit dem Mensche nit unglücklich."

„Deß is jo erschrecklich," jammert der Kercher, „ich kann's dem arme Mädche gar nit sage, so dauert se mich."

„Ei," sächt der boshafte Ring, „Sie brauche ihr gar nix zu sage, Sie schreibe korzwech dem Ziechler, daß er sei Plän uff's Lische uffgebe soll, dann Sie hätte schun längscht e anneri Partie for se gewählt, und aus wichtige Gründe müßte Se dabei bleibe. Sie könne deß um so mehr, weil er Ihne vun seine Absichte gar nix gsacht hot, was an sich schun ziemlich verdächtig is. Wann er frech genug is, noch 'n Brief an 's Lische zu schreibe, so is es ke Kunscht, den uff die Seite zu bringe, un kummt er nit, wie natürlich, un kriecht se aach keen Brief, so werd se

bal merke, wie se dra is, un ich denk, 's git noch annere Männer, die se tröschte könne." Do hot er sich mit gemeent.

Der Kercher hot ganz traurig gsacht, er woll's überlege, die Dame aber habe den Ring artig empfange, dann bsunners 's Lische hot sich gedenkt, er werd se mit seine Visite wohl nimmer lang genire. Der Kercher hot nit gewißt, was er tu soll, un hot heemlich seiner Fraa die Gschicht verzählt, un is die im Anfang zu Tod verschrocke. Wie aber die Weiber in so Fäll' oft stärker sin als die Männer un de Kopp nit verlire, so hot sie sich bal widder gfaßt.

„Wer wees," hot se gesacht, „ob deß nit e Intrigue vun dem Ring is, ich trau dem Mensche nit, un mer muß nit alles glaabe, was er sächt, also not ke Uebereilung, mer kann sich je in Strasborg erkundige."

„Ja, mei lieber Schatz," sächt er, „des is nit so leicht, als de meenscht, dann so e Subjekt geht sich öffentlich alls de Schein vum e polirte ordentliche Mann, un mit de Philipps solle Konstellatione sei, daß mer nit druff baue kann, was die vun 'm sage.

„Ich glaabs nit," sächt widder die Fraa, „wär aber wercklich was dra, so soll der zudringliche Ring mei Lische doch nit krieche un wees ich e anneri Partie for se. Guck emol die Photographie a," fahrt sie fort un gebt 'm so e Porträt vum e hübsche, junge Mann; „denk, das is unser Neveu, der Fritz, der jetz in Neuyork etablirt is, un denk, der gute Fritz schreibt mer dazu, er woll unser Lische heurate, un ich soll for 'n werbe. Er hätt se von drei Johr' emol in Mannheim, wo er'n Akkord abzuschließen ghabt hot, im Theater gsehe un hätt se seitdem nimmer vergesse könne."

Der Kercher hat große Aage gemacht un sächt nacher e bische beruhigt: „No, 's is alls gut for de Notfall, einstweile aber sag 'm Lische nor, der Fritz hätt sei Photographie geschickt, un sunscht nix."

Die Fraa Kercher war einverstanne, un legt das Bild im Lische ihr Album. Deß war mittags un noch'm Esse, wie se so beim Kaffee sitze, is mei Ring schun wieder drhergeloffe kumme! Der alt Kercher hot'n e bische ernschthaft empfange, un 's Lische hot sich was zu tu gemacht un is bal aus'm Zimmer gschliche.

Do sächt die Kercher: „Herr Ring, Sie habe mein Mann vun unserm neue Geschäftsfreud, 'm Herr Ziechler, koriose Sache verzählt, denke Se doch e bische noch, ich meen alls, Sie müsse sich in der Person geirrt habe."

„Sie könne sich druff verlosse, mei liebi Fraa Kercher, der Ring errt sich in so Sache nit, 's hot jo der Mensch mit mir selber schun Gschäfte mache wolle."

Do war e Paus, un weil der Kercher aach in Gedanke in e Eck geguckt hot, so war e Spannung, die de Ring selber verlege gemacht hat. So nehmt er dann deß Album, deß uff'm Tisch gelege is, un wie er drinn blättert un die Name unner dene Porträts sieht, so is 'm glei

eigfalle, daß gewiß aach eens vum Ziechler drbei wär, un daß er drvun Gebrauch mache könnt for sei Lügerei. „E hübschi Sammlung," sächt er, „Schiller, Goethe, Uhland, Geibel, ei lauter Dichter; un Heyse, is deß aach eener?" frogt er gleichgiltig. Do habe die Kerchers gstutzt, un die Fraa sächt nochher scheinbar ebe so gleichgiltig, „'s is eener vun de neuere, aber sehe se doch, ob der Herr Ziechler getroffe is, er hot uns aach sei Bildche gschenkt, es muß drinn sei."

Un der Ring sucht, find aber keens mit dem Name, un so kummt er an deß vun dem Neveu aus Amerika, des eenzige, wo ke Unnerschrift ghat hot. Er war also überzeugt, daß deß der Ziechler wär un fangt ganz keck a: „Guck emol, do is er jo, der Patron, mer kennt'n an dere Schramm uff der Stern."

O du verlogener Spitzbu, denkt die Kercher, die wohl gewißt hot, daß ihr Neveu die Schramm beim e Räuberattaque in Amerika kricht hot; sie sächt aber: „Ja, was is es dann mit der Schramm, wie is er dann do drzu kumme?"

„Deß will ich Ihne sage," sächt der Ring, „er verzählt drvun e langi Gschicht, wie er in Paris e Duell ghat hätt mit eme Offizier, deß is awer nit wohr, er hot die Schramm vum e Chercutier kriecht, der 'n bei seiner Fraa beim e Rendevouz unglücklicherweise überrascht hat."

Jetz ware die zwee Kercher am Losplatze vor lauter Indignation, aber in dem Aageblick kloppt's, un wer kummt rei, der Herr Ziechler.

„Ah Herr Ziechler," springt der alte Kercher uff, „schun widder zuruck, deß freut mich," un guckt nochher den Ring mit eme durchbohrende Blick a; der aber, obwohl betroffe un veschrocke, fragt mit eme rechte Fuchsgsicht, „hab ich recht verstanne? Aach e Herr Ziechler?"

„Ja wohl," sächt der Kercher, „un, wie Se sehe, nit Ihr Bekanntschaft."

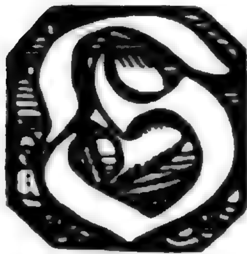
„Ne, ne, gewiß nit," sächt der Ring un will noch was stottere, aber der Kercher unerbrecht'n un sächt: „Damit se aber aach wisse, wer Ihr vermeentlichi Bekanntschaft is, mit der gewisse Schramm, so will ich Ihne sage, daß deß en Neveu vun mer is, der Kercher heeßt wie ich, und weil ich an ihre alarmirende Luge jetzt genug hab, so muß ich schun bitte, daß Se künftig mein Haus mit Ihre Visite verschone, habe Se mich verstanne?"

Un rot wie e giftiger Viphan nehmt der Ring sein Hut un is nausgfahre aus'm Zimmer wie e Rakett.

Der Fraa Kercher is for Alteration schier übel worre, aber alles hot sich gschwind wiedder zum Gute gewendt, wie der verwunnerte Ziechler sei Papiere vorgelegt hot, un mer hot des glückseliche Lische gerufe, un is die Verlobung zu selbiger Stund gewest, un kurz druff hot des herrliche Pärche der Parrer eigsegnt. Der abscheuliche Ring aber, der gern alle Ziechler un Photographe in de tiefschte Erdsbodem verschlage hätt, is ganz vun Neustadt weggezoge un mer hot nix mehr vun 'm ghört.

Des is die Gschicht vum Photographiee-Lische.

Der Veitenbock



anft Pantaleon ist ein verlorener Posten: wer es nicht weiß, läuft hundertmal dran vorbei. Die Novemberstürme gehen alle darüber weg; denn es liegt in einer tiefen Wiesenmulde; aber der Frühling bleibt gern und lang in dem Dorf. Die Häuser sind nicht höher, als die Kleinbauern es für nötig halten. Deren Wiesen und Felder liegen oben auf dem Plateau. Das dehnt sich ohne Ende aus: Wiesen und Roggen und Hanf und wieder Wiesen. Nur gegen Westen hin hemmt bald den Blick ein kleines Gehölz. Dahinter liegt das Anwesen des Veitengütlers.

Der Veitengütler hat ein böses Weib und zwei Söhne, die irgendwo in der Welt als Knechte dienen und sich um ihre Eltern so wenig kümmern wie diese sich um sie; außerdem besitzt er drei Kühe, die er im Turnus einspannt, einen braven Hund und einen wunderschönen Geißbock. Er hätte ihn schon oft sehr gut verkaufen können, aber er gibt ihn nicht her; denn der Geißbock ist sein Stolz. Wer von der Ziegenzucht etwas versteht, treibt seine Geißen nur zum Veitenbock.

Der Ruhm dieses Tieres stand im Zenit, als sein Herr eine höchst unvorsichtige Wette einging, freilich nur unterm Einflusse des sonntäglichen Alkohols. Der „obere Wirt" von Sankt Pantaleon rühmte nämlich die Stärke seines neuen Hengstes; der Veitengütler opponierte. Der Wirt setzte hundert Mark, daß der Hengst den Veitengütler mitsamt seinen drei Kühen hinziehe; der Veitengütler seinen Geißbock, daß dies nicht der Fall. Am Mittwoch darauf kam die Sache zum Austrag. Des Veitengütlers Niederlage war vernichtend. Was half es ihm, daß man ihm jetzt riet, er hätte seine Alte noch dranspannen sollen? Der Bock war verloren. Weil ihn der Veitengütler gutwillig nicht herausgab, wurde er verklagt und bei dem erdrückenden Beweismaterial natürlich verurteilt. Das der Stand der Dinge zu der Zeit, da die kleine Geschichte anhebt.

Der Bock weidete damals gerade jenseits des eingangs erwähnten Gehölzes, auf den Wiesen der Sankt Pantaleoner. Er bildete sich ein, daß dort das Gras schmackhafter sei, und der Veitengütler tat nichts gegen diese Kaprize. Da das gute Tier von dem Ausgang des Prozesses keine Ahnung hatte — der Veitengütler vermied es sogar, mit seinem Weib darüber zu sprechen —, so machte es die bekannten Bock-

sprünge wie sonst auch. Punkt sechs, mit dem Schlag der Pantaleoner Kirchenuhr, verschwand es. „Gott sei Dank!" sagten die Blumen, „geht er endlich, der überspannte Kerl!" Der Bock aber trabte durch das Holz dem Veitengütl zu. Diese Pünktlichkeit hatte ihren berechtigten Grund: versäumte sich ja einmal der Bock, wenn auch nur um eine Viertelstunde, so hielt schon der Veitengütler die Stalltür weit offen und versetzte dem Hineinhuschenden einen Fußtritt, hinten hinauf, und dies unter lieblosen Worten.

An jenem Tage fehlte, wie man gesehen, für eine solche Härte jedweder Anlaß; gleichwohl erwartete der Veitengütler den Bock in der beschriebenen Weise. Der Ausgang des Prozesses machte ihn eben ungerecht gegen Mensch und Vieh. Es wäre auch zum Fußtritt gekommen, wäre nicht im entscheidenden Augenblick, als der Bock, sich möglichst kurz machend, in den Stall schlüpfte, der Rechtsanwalt Moosbacher vorübergegangen. „Der Frötter!" murmelte der Veitengütler, nach der Landstraße hinblinzelnd, und darüber entkam der Bock. Der Rechtsanwalt Moosbacher war der Rechtsbeistand des Veitengütlers gewesen und hatte ihm den Prozeß verloren. „Der Frötter!" brummte deshalb der Bauer noch einmal, spuckte aus und warf die Stalltür zu.

Am nächsten Tag in aller Frühe wurde der Geißbock exekutionsweise abgeholt und dem „oberen Wirt" überantwortet, der an ihn bereits eine treffliche Spekulation geknüpft hatte: ein Preiskegelschieben mit dem Bock als ersten Preis. „Der Veitenbock wird ausgeschoben!" ging es landauf, landab. Mütter drangen in ihre Söhne, Frauen setzten ihren Männern zu, sich aufzuraffen und einzutreten in den Wettbewerb — am nächsten Sonntag beim „oberen Wirt". —

In zwei feindliche Lager durch das Los geschieden, rangen nun dort die Besten um den Preis. Die unterliegende Partei scheidet aus dem Kampfe aus, die obsiegende teilt sich wieder durchs Los und so fort, bis nur mehr zwei Bewerber einander gegenüberstehen, in diesem Fall der Schullehrer und der Pfarrer von Sankt Pantaleon. Der Pfarrer, ein vorzüglicher Seelsorger und mit den Bauern verwachsen, war beliebt bei jedem Alter und Geschlecht. Wenn er durchs Dorf ging, klopfte er die spielenden Schulknaben unversehens mit dem Spazierstock auf die Hosen; die ihn begrüßenden Mädchen kniff er in die Wangen. Daß er diese Gunstbezeigung nicht vom schulpflichtigen Alter abhängig machte, hatte seiner treuen Haushälterin oft und oft Anlaß zu Gegenvorstellungen gegeben. Der Schullehrer sang als solcher Tenor und hatte immer noch große Rosinen im Kopf. Mit seiner Frau hatte er in zehnjähriger Ehe sieben Kinder erzeugt. Beide Männer waren hervorragende Kegler.

Acht Kegel hatte der Pfarrer geworfen, das pastorale Kleid hinten aufgerafft. Nun trat der Lehrer an. Johann Gottlieb Blumschindel war sein Name. „Der Schullehrer!" stießen sich die Bauern in flüsternder

Erwartung an. Die Erfahrung eines Menschenalters verwandte Blumschindel auf die Wahl der Kugel und des Standpunktes. Wie er dann in der bekannten Bereitschaftsstellung in die Knie ging, die Kugel auf den Fingerspitzen der rechten Hand zielend in Gesichtshöhe brachte, senkte und wieder hob, den Arm zurückspannte und die Kugel warf — diese Grazie und Kraft lassen sich nur nachempfinden, nicht beschreiben. Es war ein Schlag — ratsch — und alle neun lagen. Damit hatte der Lehrer den Bock gewonnen.

Solche Erfolge feiert noch das Volk. Während der letzte Sonnenstrahl das Haupt des Siegers umgoldete, erhob sich ein unermeßliches Geschrei, das noch wuchs, als der bebänderte Veitenbock herangeführt wurde. Dieser indes, an solche Ovationen nicht gewöhnt, entriß sich seinem Begleiter, dem Hausknecht, und begab sich in der denkbar raschesten Gangart in die Kegelbahn. Hier stand ihm zunächst der Schullehrer im Weg, der unter all dem Trubel in wahrhaft antiker Bescheidenheit seine Brille reinigte. Er warf ihn um. Blumschindel fiel auf den Pfarrer, der sich seinerseits am Komiteetisch festzuhalten bemühte, durch seine Selbstsucht aber nur auch noch diesen mit ins Verderben zog. Wie oft hatte doch der gewissenhafte Hirte der aufhorchenden Gemeinde den Weltuntergang vorgestellt und für die Raschheit und Gründlichkeit dieser das Menschengeschlecht aus Saus und Braus hinwegreißenden Katastrophe nicht genug Gleichnisse finden können! — Nun, den Tisch nahm der Kirchenpfleger von ihm, und ihn selber richtete der Bürgermeister auf. Dem Schullehrer half niemand.

Der Bock wurde eingefangen, das Fest weiter durch nichts mehr gestört. Immerhin aber ist es auf das unliebsame Vorkommnis zurückzuführen, daß Johann Gottlieb Blumschindel, ohne sich zu besinnen, auf die Offerte des Metzgermeisters Grabichler einging: Fünfundzwanzig Mark für den Bock sofort und sieben Pfund Kalbsschlegel am nächsten Sonntag. — Man muß einen Sonntagsmorgen in Sankt Pantaleon erlebt haben! Mit den weißen Taubenschwärmen fliegen die Glockentöne aus der Wiesenmulde auf und über die Felder hin. Blitzend schwenken die Tauben auf einen Saatacker nieder, ineinanderklingend fliegen die Klänge fort, bis ans Ende des Kirchspiels. Aus der von der Arbeit unberührten Erde hebt sich der Feiertag, und der Morgenwind trägt ihn über Tal und Hügel.

„Mutter!" sprach Johann Gottlieb Blumschindel zu seiner Frau, „ist der Kalbsschlegel schon da?" „Nein!" antwortete diese, und der Lehrer begab sich fort in die Kirche, zum Orgelspiel.

Nun ist es so eine Sache mit dem Orgelspiel: entweder die Bauern schlafen dabei, oder sie sind mit ihren Gedanken weit ab: in der Gemeindesitzung, auf dem Gericht, mitten im Viehhandel oder in der Landtagswahl. So auch damals, als Blumschindel in kleinen, weichen Me-

lodien den Sonntagsfrieden widerspiegeln wollte. Es lag viel Melancholie darin. „Vater!" flüsterte auf einmal in dieses Spiel hinein eines der sieben Lehrerskinder, „Vater! g'rad ist der Kalbsschlegel gekommen!" Der Lehrer nickte und zog ein Register: ein Posaunenstoß durchfuhr die Kirche. Die Bauern horchten auf. Aber schon hatte Blumschindel die anderen Register gestellt und stürmte, sich verdoppelnd, über Tasten und Pedal. Er dachte an das Große, das er hätte werden können und nicht geworden ist, aber nicht in ergebener Resignation, sondern in sieghafter Selbstbewertung; und was an großer Musik in der alten Klosterorgel geschlafen hatte, holte er jetzt heraus. Im Gewitterflug quollen die Töne zum Kirchengewölbe empor und brachen, ein Sturzbad, auf die Bauern nieder — alle Lumpereien seit der letzten Generalbeicht fielen ihnen auf einmal ein. Hierauf stellte Blumschindel eines der Register wieder zurück, dann noch eines und noch eines und fand ein ungemein versöhnendes Ausklingen für sein Spiel.

Wie übergossene Pudel kamen die Bauern aus der Kirche heraus. Der Lehrer aber wischte sich mit dem geblumten Schnupftuch den Schweiß von der Stirne und ging nach Hause.

„Mutter!" sprach er hier bei seinem Eintritt, „ist der Kalbsschlegel schon bald fertig?"

„In einer kleinen Stunde, Gottlieb!"

Und nach Ablauf dieser Stunde nahm Blumschindel mit Frau und Kindern am blankgedeckten Tische Platz. „Meine Lieben!" hub er an, „die Dummheit der Menschen — die einen erniedrigt, die anderen erhebt sie. Der Veitengütler, sein ausgezeichneter Bock, der Rechtsanwalt Moosbacher — — — danket dem Herrn, Kinder, von dem alles Gute kommt! Gott segne unsere Mahlzeit!" Dann hörte man nur mehr das Klappern der Gabeln und Messer.

An diesem Tage wandte sich Blumschindel noch einmal an seine Gesamtfamilie, nämlich abends gehen fünf Uhr. „Und jetzt," sprach er da, „gehen wir noch auf den Zeitlanger!"

„Auf den Zeitlanger!" fielen die Kinder ein, und die Mutter setzte ihren Hut auf, den mit den großen Astern, der so viel war bewundert worden, als sie vor acht Jahren mit ihm nach Sankt Pantaleon gekommen.

Der Zeitlanger ist dieselbe Wiese, für deren Gräser der Veitenbock jenes Faible gehabt hatte. Am Waldsaum steht dort eine hohe Fichte, und darunter ist eine Bank. Hier angekommen, nahm der Schullehrer die Rockschöße nach vorn und setzte sich nieder und neben ihn setzte sich seine Frau. Um deren starke Taille legte Blumschindel seinen Arm; gern fand sich die Gattin in die entwöhnte Situation. Langsam senkten sich die Astern ihres Hutes auf Johann Gottliebs Schulter.

Über die Wiese hin spielten die Kinder. Sie pflückten Blumen und

machten Kränze daraus, die sie lachend einander auf die blonden Köpfe drückten. Auch die Blumen, die der pünktliche Beitenbock nicht mehr hatte fressen können, waren darunter.

Und da sag' mir dann noch einer, das Glück sei etwas Überirdisches, das da kommt und geht wie ein scheuer Hauch in der Frühlingsnacht! Nein, sieben Pfund Kalbsschlegel haben's in dem Fall ausgemacht, allerdings wunderschön braun und knusperig gebraten, aber immerhin doch nur sieben Pfund Kalbsschlegel.

Karl Heinrich Ritter von Lang

Besuch bei Goethe



Auf der Rückreise ging's über Heiligenstadt nach Weimar, wo ich mich vom Teufel verblenden ließ, mich bei seinem alten Faust, dem Herrn von Goethe, in einem mit untertänigen Kratzfüßen nicht sparsamen Brieflein anzumelden.

Ich war angenommen um halb eins.

Ein langer alter eiskalter steifer Reichsstadtsyndikus trat mir entgegen in einem Schlafrock, winkte mir wie der steinerne Gast, mich niederzusetzen, blieb tonlos an allen Saiten, die ich bei ihm anschlagen wollte, stimmte allem bei, was ich ihm vom Streben des Kronprinzen von Bayern sagte, und brach dann in die Worte aus:

„Sagen Sie mir, ohne Zweifel werden Sie auch in Ihrem Ansbacher Bezirk eine Brandversicherungsanstalt haben."

Antwort: „Jawohl".

— Nun erging die Einladung, alles im kleinsten Detail zu erzählen, wie es bei eintretenden wirklichen Bränden gehalten werde.

Ich erwiderte ihm, es komme darauf an, ob der Brand wieder gelöscht werde oder Ort oder Haus wirklich abbrenne.

„Wollen wir, wenn ich bitten darf, den Ort ganz und gar abbrennen lassen!"

Ich bließ also mein Feuer an und ließ alles verzehren, die Spritzen vergeblich sausen, die Herren Landrichter vergeblich brausen: rücke andern Tags mit meinem Augenscheine aus, lasse den Schaden einschätzen, von der Schätzung soviel als möglich herunterknickern; dann neue Schönheitsbaurisse machen, die in München Jahr und Tag liegen bleiben, während die armen Abgebrannten in Baracken und Kellern schmachten, und zahle dann in zwei, drei Jahren das abgehandelte Entschädigungssümmlein aus.

Das hörte der alte Faust mit an und sagte: „Ich danke Ihnen." Dann fing er weiter an: „Wie stark ist denn die Menschenzahl von so einem Rezatkreis bei Ihnen?

Ich sagte: „Etwas über fünfhunderttausend Seelen."

„So! So!" sprach er. „Hm! Hm! Das ist schon etwas." (Freilich mehr als das Doppelte vom ganzen Großherzogtum Weimar.)

Ich sagte: „Jetzt, da ich die Ehre habe, bei Ihnen zu sein, ist dort eine Seele weniger. Ich will mich aber auch wieder dahin aufmachen und mich empfehlen."

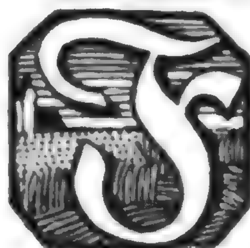
Darauf gab er mir die Hand zum Abschied, dankte mir für die Ehre meines Besuchs und geleitete mich zur Tür.

Es war mir, als ob ich mich beim Feuerlöschen erkältet hätte.

Frau Cholera als Gast

Im Hotel. Große Table d'hote. Dr. Gurrmann, Herr von Bimbez und andere Gäste treten ein und nehmen Platz.

Dr. Gurrmann:



estschmausselig find ich mich wieder
auf meines Olympus Höhn
bei den Gewaltigen, den Opferfressern,
den Göttern, beim Gastmahl!
Die Frechheit idealbefrackter Kellner
hat mit Blüten und Blumen
herrlich gedeckt,
und ich nun: langsam gleit ich
auf meinen Stuhl und mit beiden Flügeln ins Joch,
in den damastfaltigen Serviettvorhang.
Ringsum seh ich Senat und Parteien,
Väter der Stadt und grimmige Krieger.
Einer der höchsten unter den Gläubigen
nähert sich mir.

(Er steht auf und verbeugt sich)

Jetzt aus Schränken gelegt
kommen ans Tageslicht
Silberlöffel,
feingeschliffenen Tischmesser und Dreizacke —
anschaulich gemachte
Vorboten der Mahlzeit
Seitwärts am Schenktische ragen
krebsrote, kretische,
des Markkochs Kraftsuppenbehälter. Jetzt,
jetzt naht sich's. „Bouillon," scholl es von oben her,
„Madeira, Kellner!"

(Eine schwarzgekleidete Dame tritt ein und nimmt Platz.)
(Dr. Gurrmann trinkt, hustet und trinkt wieder.)

Rindfleisch?
Elendes Zugvieh! Weg mit Nieren,
der gewöhnlichen Art von Sühne

Überverdorbener Mägen —
eine Beute der Biertrinker. Ha!
Vor meine Blicke tritt ein Block, tiefbrauner Braten,
ein Rehrücken!

(Zum Nachbar)

Sehn Sie
die Dame dort unten? Wer muß
wohl die sein? — Geben Sie acht:
Schlachtszenen rücken an, Hechte von oben
und Gegenhechte von unten
mit Übergüssen, auch
Bouteillen im Geiste der Zeit,
schön, edel! Alle
den Heldentod zu sterben bereit.
Krebsschädel und Schalen sah ich,
und hier —

(zum Nachbar)

was? Sie zaudern?
Schön und erfindungsreich sind die Blüten
unsrer Kultur, aber das Große,
Ungeheure hegt nur das Meer!
Einzig ist solch ein Seekrebs!
Dreimal Glückliche
auf dem Verdeck der Fregatte Thetis!

(zum Nachbar rechts)

Ein Fasan!
Fassen Sie an,
Ästethiker,
Sie Vasall des Schönen! —
Kennen sie die Dame dort unten
im Westen der Tafel?

von Bimbex:
Nein.

Dr. Gurrmann:
Das Lächeln der Blicke ringsum
verkündet mir Zuckerwerk.
Sie nimmt davon —
wer sie nur sein mag?

von Bimbex:
Wahrscheinlich eine Fremde.

Dr. Gurrmann:
Alles beglückende Mittagssonne!

Süßes Traumbild, Champagner!
Nun zu dir. — Auf!
(Er steht auf und klingelt an sein Glas)
Der unbekannten Schönen
laß ich ein Hoch ertönen.

Die Dame Cholera:
Ich mache von dem schönen Rechte Gebrauch,
mit Schillers Worten zu erwidern: Auch
die Toten sollen leben!

(Allgemeine Sensation. Mehrerer Gäste erheben sich)

Erster Gast:
Sie werden mir gestatten, meine Herrn!

Zweiter Gast:
Auch ich erlaube mir daneben.

Erster Gast:
Ich hab das Wort, ich möchte gern —

Mehrere:
Bravo!

Andere:
Zur Ordnung!

Erster Gast:
Ich erheb mein Glas — —
(Ein Fremder stürzt totenbleich herein)

von Bimbez:
Um's Himmelswillen, was ist das?

Dr. Gurrmann:
Nur keine Störung, sonst hinaus!

Mehrere:
Still, still!

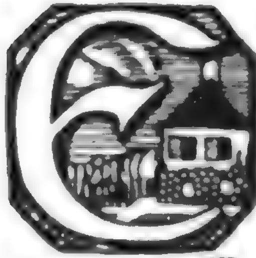
Der Fremde:
Die Cholera ist hier!

Stimmen:
Im Haus?

Der Fremde:
Ihr erstes Opfer wurde heut begraben.

Die Dame Cholera (steht auf):
Ich wünsche wohl gespeist zu haben.

Betrug



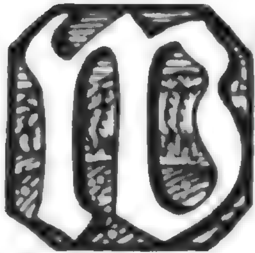
Es spricht die Welt der Worte viel;
es scheint, daß Tugend sie erzeuget,
doch sind sie der Verstellung Spiel,
damit die Absicht wird erreichet.
Wenn nur es schimmert, nur es rauscht,
so hält das Volk sich überzeuget,
die Wahrheit gegen Schein es tauscht
und vor dem Glanz die Kniee beuget.
Noch alles bey der Meng' gelang,
verstand man edel nur zu scheinen,
war's gleich des Staates Untergang;
sie siehet nicht auf Seyn noch Meynen,
und nicht auf das, was wirklich klug.
Es siegt Betrug.

Selbstbetrug

Auf Erden lebt des Volkes viel,
mit sich aufs Innigste zufrieden,
es wähnt erreicht der Pflichten Ziel,
erfüllet den Beruf hienieden.
Grundsätze sprechend häufig aus,
die Schönes, Edeles enthalten,
doch handelt's in den Tag hinaus,
von Torheit einzig zeigt sein Walten.
Es wähnet, was es sagt, zu tun,
doch nicht nach Wirken geht das Streben:
Es spricht — und lässet alles ruhn,
Hinfließet ungenützt das Leben.
Durch Reden glaubt's erfüllt die Pflicht
und handelt nicht.

Melchior Meyr

Der Michel und die Gret



enn der Rieser nicht gerade zu der größten und stärksten Menschenart im deutschen Vaterlande gehört, so wird man ihm das Prädikat „wohlgewachsen" nicht versagen können. Begreiflicherweise gibt es in dem volkreichen Gau allerhand, kleine und große, „wie's der Hirt zum Tor naustreibt"; in der Regel begegnen wir aber doch schlanken Personen von guter Mittelgröße und darüber. Enakssöhne — Bursche, die eine Verbindung von Größe, Schulterbreite und Gliederstärke zeigen, die wir mit Staunen betrachten — sind selten und kommen in anderen deutschen Gauen häufiger vor; zuweilen gelingt aber auch im Ries ein solches Erzeugnis, und es wächst, sofern der Geist mit dem Körper nicht geradezu in Widerspruch steht, eine Person heran, die sich in ihrer Umgebung eines besonderen Respekts zu erfreuen hat. Wenn so einer freilich keinen Verstand, keine Würde und am Ende gar auch keine „Schneid" hat, dann hilft ihm sein Körperbau nichts; man belegt ihn mit den despektierlichen Namen eines „Drieschlags", eines „unklamperen Kerls", verspottet und hänselt ihn. Sind ihm aber jene Eigenschaften, namentlich die letzte, in merklichem Grade verliehen, dann ist er in seiner Art eine Macht; man fürchtet ihn und schmeichelt ihm.

Zu den leiblich außerordentlichen Erscheinungen im Ries gehörte auch der Held der Erzählung, womit wir diesmal die Leser zu unterhalten gedenken. Wir sagen mit Bedacht: der Held. Denn obwohl unsere Geschichte keineswegs eine Reihe von Taten vorführen wird, bei welchen die Stärke des Armes die Hauptrolle spielt, so hoffen wir jene für einen Bauernburschen sonst nicht wohl passende Bezeichnung doch zu rechtfertigen.

Michel wuchs heran — die Augenweide und der Stolz der Mutter. In der Schule zeichnete er sich nicht besonders aus; sein Verstand war etwas langsam zum Begreifen, sein Gedächtnis zum Behalten von Sachen, deren Nutzen ihm zweifelhaft erschien, nicht sehr bereitwillig, und Ehrgeiz, der ihn hätte stacheln können, besaß er nicht. Er lernte nur, was nicht zu umgehen war, ging lieber aufs Feld als in die Schulstube, und empfand eine dunkle Sehnsucht nach der Zeit, wo er gar nicht mehr hinein mußte, außer an Sonntagen. Um so besser gedieh sein Körper. Er war offenbar der stärkste von den Buben seines Alters; die Mutter

hielt ihn überdies für den schönsten und war nach dörflichen Begriffen wohl dazu berechtigt.

Auf dem Dorfe ist es vorzugsweise die derbe, robuste Schönheit, die eine ungemischte Bewunderung erweckt. Der Bauer hat auch ein Auge für zarte, feine Schönheit; aber wenn ein Kind mit einer solchen von ihm Lob erhält, so wird doch aus seinem Ton zugleich ein gewisses Mitleid herauszuhören sein, zumal wenn es ein Bube ist. Kennt er die Eltern gut, so erlaubt er sich in diesem Fall hinzuzusetzen: „A bisle kräftenger könnt' 'r freile sei'! No, 's kommt vielleicht no'!" Im stillen denkt er aber: „Schad für des Büeble, daß er gar so elend ist!" Bei dem hübschen Jungen dagegen, der zugleich rote Backen und tüchtige Gliedmaßen aufweist, geht die Gratulation durchaus von Herzen, und das Lob wird mit den Zeichen der Achtung ausgesprochen. „Kott's Blitz," ruft hier der Freund, während seine Augen im Glanze des Wohlgefallens blinken, „des ist a Kerl! Des gibt a Mannsbild! Des weara't a baar Ärm' zum Garba' naufgeba'!" Und er lächelt dabei mit Würde und nickt den Eltern seine volle Anerkennung zu.

In solcher Art wurde der junge Michel gerühmt, namentlich von Gästen aus anderen Dörfern, die ihn längere Zeit nicht gesehen hatten, und am lebhaftesten von den Weibern. So eine sagte wohl im Doppeleifer der Höflichkeit und der wirklichen Empfindung zu der Mutter: „Aber wie uir Michel widder g'wachsa'n ist! Doh muße me nor so aufwondera'! Und a Boschdur und a G'sicht hot er grad wie sei' Vader! Wie ra'grissa'! Und die rot' Backa', die er hot! Und die schöa' brau' Oga! Doh müsset 'r aber doch a rechta' Fräd haba' mit so'm Buaba' — net wohr, Bas?" usw. Die Mutter suchte derartiges Lob, wie es der Brauch verlangt, wieder zu dämpfen, indem sie einwarf, daß in dem Alter alle Buben rote Backen hätten, wenn ihnen grad' nichts abginge, oder in bezug auf besseres Lernen in der Schule und Angewöhnung besserer Manieren klagend ihre Wünsche aussprach. Aber solche Einwendungen erfuhren natürlich die gehörige Widerlegung; und wer konnte es der Glücklichen nun verdenken, wenn sie, den schönen Versicherungen in ihrem Innern beistimmend, an ihrem Michel eine Art Wunderkind zu haben glaubte?

Als das ersehnte Ziel erreicht und der Bursche „in die Zahl der Erwachsenen aufgenommen war", entwickelte er sich indes mehr nach seinen natürlichen Anlagen als nach den Gesamtwünschen der Mutter; und die gute Frau mußte ihrerseits erfahren, daß es nichts Vollkommenes gebe unterm Monde.

Zum Teil zwar erfüllte der junge Michel nicht nur ihre Erwartungen — er übertraf sie. Er ragte bald, ein anderer Saul, über seine Altersgenossen hervor. Gestalteten sich die Züge verhältnismäßig derb, so waren sie doch regelmäßig. Die bräunlichrote Gesichtsfarbe paßte zu den Formen,

die dunkeln Augen und das dunkle Haar waren untadelig, und mit alledem konnte ihn die Mutter immer noch für den Schönsten im Dorf halten, wenn auch minder befangene Augen einigen anderen Burschen den Vorzug geben mußten.

Das Bauernhandwerk lernte er gern und gut. Die Mutter hatte zur Besorgung der Feldarbeiten ihres Vaters Bruder, einen alten Bauernknecht, ins Haus genommen. Dieser weihte den Burschen nach und nach in alle Künste der Landwirtschaft ein, und der Zögling machte sie sich ein wenig langsam, aber gründlich zu eigen. Er gewöhnte sich eine stetige Art zu schaffen an, die ohne Übereilung auch zum Ziele kommt. Falls es aber gerade sein mußte — z. B. in der Erntezeit, wenn man vor dem drohenden Regen noch schnell ein Fuder hereinbringen wollte —, da konnte er auch arbeiten „wie ein Roß!" Durch den trunkenen Eifer beflügelt, den im echten Landmann die Notwendigkeit aufzuregen pflegt, leisteten die gewaltigen Gliedmaßen Staunenswertes; und wenn zufällig ein alter Bauer vorüberging, konnte er sich überzeugen, daß die jetzige Zeit doch auch noch Mannsbilder aufzuweisen habe und die tüchtigen Leute im Ries nicht aussterben würden.

Unter den ledigen Burschen im Dorf erwarb sich Michel eine außergewöhnliche Stellung. Schon als Bube hatte er im „Moëstern", d. h. im Ringkampf, nicht nur seine Mitschüler, sondern auch ältere Burschen bezwungen und die Kniffe, womit die Schlaueren über ihn Herr zu werden suchten, durch überlegene Kraft wettgemacht. Er hatte verschiedene unverschämte Kerle in die Grenzen des Anstandes zurückgeprügelt, und die Partei, die ihn bei Schläghändeln auf ihre Seite bekam, durfte sich für geborgen halten. Wie er als Lediger zuletzt „auf die Gass' ging", glaubten ihn zwei ältere Burschen, die bis dahin für die Stärksten gegolten, „für'n Narren halten" und vornehm behandeln zu können. Das „Geträtze" reifte zu einem nächtlichen Kampf, und dieser verlieh jedem die Überzeugung, daß die Gefürchteten ihren Meister gefunden hatten. Michel, von einem Kameraden sekundiert, schickte die Gegner jämmerlich zerdroschen heim. Von da an ließ man ihn nicht nur in Ruhe, sondern wich ihm bescheiden aus und behandelte ihn mit Rücksicht. Er kam nicht mehr in den Fall, die Stärke seines Armes geltend zu machen, außer wenn er sich bei einer entstandenen Prügelei bewogen sah „auszuwehren", das ist tatsächlich Ruhe herzustellen. Die Veranlassung dazu bot sich ihm nicht oft, aber doch öfter, als es jetzt sein könnte, wo der kriegerische Geist der Rieser Bauernburschen durch die fortschreitende Bildung und die Gendarmerie auffallend zurückgedrängt ist. Bei solchen Gelegenheiten pflegte Michel die Burschen, die sich ihm nicht fügten und immer wieder angriffen, mehr als just nötig war zu puffen und dadurch den Glauben an seine Überlegenheit so aufzufrischen, daß zuletzt das ganze Dorf davon durchdrungen war.

Das wäre alles gut und schön gewesen, und eine Mutter hätte Ursache gehabt, mit so einem Buben zufrieden zu sein; aber das Bild hatte seine Kehrseite: — Michel nahm keine Manier an.

Ihm waren beim Erlernen eines schicklichen Benehmens zwei Eigenschaften hinderlich, die sich in ihrem Bunde unüberwindlich zeigten: Ehrlichkeit und — Faulheit. Seiner geraden Seele widerstrebte es, Dinge zu bewundern, die er nicht besonders, ja nicht einmal gewöhnlich gut fand; und in den Eifer, wo einem derartige Versicherungen allenfalls vom Munde gehen, sich hineinzureden, war ihm unmöglich; denn dazu hätte es einer Anstrengung bedurft, die ihm schon beim bloßen Gedanken abschreckend vorkam. So blieb es in der Regel bei einem schweigsamen Gesicht — einem „Hm", „Ja", „Jo", „Freile" und anderen lakonischen Äußerungen, womit sich Leute seinesgleichen aus der Affäre ziehen. Bei ungelegenen Fragen kam noch das im Ries sehr gebräuchliche „Bah" hinzu, das mit stark ablehnender, unter Umständen verächtlicher Miene hingeworfen wurde. Es war in der Tat unmöglich, in einer unvermeidlich gewordenen Unterhaltung sich kürzer auszudrücken als unser Michel, zum großen Leidwesen seiner Mutter, die ihn gern auch im Diskurs, wo nicht musterhaft, doch löblich gesehen hätte. Manchmal blieb es aber nicht dabei — manchmal, wenn man seine Ehrlichkeit allzustark reizte, platzte er direkt mit der Wahrheit heraus und beging damit eine Unschicklichkeit, bei der es der Mutter grün und gelb vor den Augen wurde. Sie gab sich alle erdenkliche Mühe, die grobe Rede zu vertuschen; wenn es aber nicht gelang und die beleidigte Person sichtlich böse dastand, dann übernahm sie die Rache selber, indem sie den Schuldigen für einen einfältigen Schwätzer erklärte, der nichts verstehe und ein Esel bleiben werde „all sein Lebtag".

In der ersten Zeit folgte solchen Unterhaltungen in der Regel ein Zwiegespräch, in welchem die Mutter dem Sohn ins Gewissen redete und ihn mit dem Nachdruck der gerechten Entrüstung über seine Mängel aufzuklären suchte. Als er sich einmal durch düstere Schweigsamkeit und kurze Antworten ausgezeichnet hatte, begann die Alte: „Aber ietz sag mer no, Michel, wie isch mögle, daß ma se so benemma' ka' vor da' Leuta'! Ka'st denn ietz net oh a weng reda', wie's der Brauch ist, und a froëndle's G'sicht macha'? Fällt der denn gar nex ei', daß d'alleweil dohstohst, als ob d'r d's Maul zuag'wachsa' wär'?"

Michel, etwas unmutig, fragte, wie er schon öfter getan: „No, was soll i denn saga'?"

Die Schwabin kam in Eifer: „Was er saga' soll, frogt er me! — Was ander Leut' saget — Vadde (alberner Mensch)! Merkst denn gar net auf? Host denn gar koë Hihra'?"

Michel, über diesen Ausdruck verdrießlich, erwiderte: „I ka' des domm' G'säg net leida."

Aber nun wurde die Alte hitzig: „Wer sakt denn, daß d' a domm's G'säg haba' sollst, o'verständenger Mensch? Ebbes G'scheit's sollst reda', daß ma'n a'n Unterhalteng hot und vergnügt ist! Gang weiter. A Kerl so stark und so groaß wie a' Bohm, und hot net amol so viel Versta'd wie a' Schuelbüable! An dir wear' e no' a rechta' Fräd verleba', daß Gott erbarm'!" usw.

Kräftiger noch war die Rüge, wenn Michel seiner Ehrlichkeit freien Lauf gelassen und die Wahrheit gesagt hatte, wo Höflichkeit an der Stelle gewesen wäre. Nach dem ersten auffallenden Verstoß dieser Art kam es zu folgender Szene:

Mutter. No ha'et host widder a Dommheit g'macht! Du bist doch der Dipplengst*) em ganza' Doraf! Sakt ma'n oëm so ebbes en's G'sicht? Setzt m'a d'Leut so en Verlega'heit?

Michel (trutzig). 's ist nor d'Wora't g'wesa' was e g'sakt hab'!

Mutter (bitter lachend). D'Wora't! O du o'sennenger Mensch! Sakt ma' d'Wora't, wann's o'gschickt rauskommt und d'Leut verdrießt? — Was weara'n ietz die von der denka'? Und was weara's von d'r verzähla', wann's hoëm kommet!

Michel. Mei'twega', was went! I frog' nex dernoch!

Mutter. Oh rehcht! Du frogst nex dernoch, wamma' de für'n Esel hält und dei' Mutter für a Weib, die de net zoga' hot? Du wurscht a saubers Mannsbild weara'! Du wurscht schöa' durch d' Welt komma'!" — Jetz möcht' i nor wissa, w'rom ih grad so g'stroft ben und so'n Narra' zum Soh' hab!

Michel (ärgerlich). No, ietz isch gnuag! — — A'n andersmol du' es nemmer!

Diese Zusage, die ihm das Verlangen nach dem Schluß erpreßt hatte, konnte der gute Michel indessen nicht immer halten. Wenn er aber auch in weiteren Verstößen sich selbst übertraf — wenn er, zum Sprechen genötigt, in seinem Widerwillen vollständig „aus dem Weg naus" redete oder, durch sein eigenes Schweigen belästigt, in der Zerstreuung und ohne Kenntnis des eben Gesprochenen eine Frage tat, daß man ihn für „meschucka" hielt — kurz, wenn er auf dem eingeschlagenen Wege konsequent fortging, so hörten die Predigten der Mutter doch nach und nach auf. Einmal wurde die wackere Frau müde, stets dasselbe zu sagen für nichts und wieder nichts. Dann regte sich, je mehr er heranwuchs und Autorität unter den Dorfburschen erlangte, in Michel ein Geist der Widersetzlichkeit, der sich das „Repermandieren" nicht mehr gefallen lassen wollte. Die Schwabin beschränkte sich zunächst auf einzelne kurze Bemerkungen, wie z. B.: „No, ha'et host widder a Schluap rahg'hängt, des muß i saga'! Wann de nor em Spiegel g'seha' hätt'st — du

*) Von Düppel, eine Kopfkrankheit der Schafe, wobei sie sich wie blödsinnig benehmen.

hätt'st der g'wiß selber g'falla'!" Oder: „Ha'et hoſt widder 'n Einfall g'hett! Wie d'nor drauf komma' biſt! A'n anderer brächt's net raus, er därft ſe Müa' geba'!" — Aber Michel wurde endlich auch dadurch verletzt und ſagte einmal unmutsvoll: „Jetz loß me amol ganga'! I ben wie'n e ben, und durch dei' ewengs G'ſchimpf wear' e net anderſt! Weam e net g'fall, der ſoll derhoëmt bleibla', oder — — i hätt' ſchier ebbes g'ſakt!"

Die Mutter ſeufzte. Sie mußte einſehen, daß ſie ſich in einem Punkte geirrt und ihr Sohn eben doch einen Fehler habe, und zwar einen großen, den er vielleicht nie ablegen werde. Aber noch blieb ihr eine Hoffnung. Michel war noch jung, es konnte noch werden. „Vielleicht got's 'm," dachte die Gute, „wie's ſcho' manchem ganga'n iſt! — vielleicht wurd 'r zoga', wann 'm a Mädle g'fällt!"

Michel wurde neunzehn, er wurde zwanzig Jahre alt — und noch gefiel ihm keine. Die Mutter ſchüttelte den Kopf. Nicht nur, daß er keiner den Vorzug gab — er machte ſich aus den Mädchen überhaupt nichts. Er lief ihnen nicht nur nicht nach, er wich ihnen aus oder tat wenigſtens, als ſähe er ſie nicht. An Luſtbarkeiten nahm er teil, aber nur, um ſich zu Mannsbildern zu ſetzen, die ohne Schatz waren wie er. Mit dieſen zechte, dampfte und diskutierte er in der ſchon beſchriebenen Art und ging endlich zufrieden nach Hauſe. Ein paarmal ließ er ſich von einer Nachbarin, die einige Jahre älter war als er und ihm gegenüber eine Art von Erziehungsbetrieb ſpürte, zum Tanzen verleiten. Als aber nach dem zweiten Verſuch eine alte Baſe zu ihm ſagte, er tanze, daß „dem Teufel dran grauſe", und er müſſe es beſſer lernen, ſonſt wär's g'fehlt — da hatte dies nicht zur Folge, daß er's beſſer lernte, ſondern ganz und gar aufſteckte.

Die Mutter wurde recht bedenklich, und an die Stelle der Hoffnung trat das Mißvergnügen und die Sorge.

Auf dem Lande heiratet man verhältnismäßig früh, und früh knüpfen ſich auch Liebesbündniſſe. Zwei junge Leute, die ſich gefallen, gedeihen eben darum bald zum Liebespaar, weil ſie auch bald zum Ehepaar gedeihen können; und der Dorfgeſchichten-Erzähler wird nicht leicht in den Fall kommen, ſeine Leſer für das Verhältnis eines Vierzigers mit einem zwanzigjährigen Mädchen intereſſieren zu müſſen, was der Novelliſt der höheren Stände immer ſeltener wird umgehen können. Daß ein Sohn zu ſpät oder zu wenig nach den Mädchen fragt, iſt ein Unglück, welches bäuriſchen Eltern ſelten begegnet. Öfter kommt es vor, daß einer in jungen Jahren zu viel danach fragt und dann natürlicherweiſe Folgen ſich ergeben, die den Eltern viel Verdruß machen können, in der Regel aber auch wieder eine gute Ausgleichung finden. Vernünftige Eltern wünſchen niemals, daß ihr Sohn eine Liebſchaft anfange, wenn er kaum ein paar Jahre aus der Schule iſt. Aber wenn ein Jahr ums andere vergeht, wenn er in die Zwanzig eintritt und immer noch tut,

als ob's gar keine Mädchen auf der Welt gäbe, dann findet man das auf dem Lande nicht natürlich.

Als Michel das zwanzigste Jahr hinter sich hatte, achtete es die Schwabin für ihre Pflicht, ihm in dieser Beziehung Ermahnungen zu geben — freundliche, liebevolle Ermahnungen: sie wußte ja, daß andere bei ihm nicht anschlugen. — Bei Gelegenheit eines Tanzes forderte sie ihn auf, ins Wirtshaus zu gehen und sich auch einmal ein Vergnügen zu machen. Er habe ja die letzte Zeit her genug geschafft, und für Leute seines Alters wären ja solche Gelegenheiten da. Michel antwortete, er wolle sich schon ein Vergnügen machen. Die Mutter schüttelte den Kopf und sagte: „Ich moë net, daß de widder he'setzst und rohchst aus dei'm Pfeifa'kopf — i moën, daß d'oh a Mädle nemmst und danzst mit 'r, wie ander' jung Leut."

Michel schwieg einen Moment, dann sagte er: „Du woëscht Mueter, d's Danza' fråt me net."

Hier konnte die Mutter ihre Ungeduld nicht bemeistern. „Kott's Blitz, red net so! Fang's nor a', 's wurd de scho' fråa'!" Und in freundlicherem Ton setzte sie hinzu: „Ha'et kommt dei' Bäsle ins Wirtshaus, a saubers Weibsbild — ka' alle Arbet und hot ebbes! Des wär' a Dänzere für di! Mach de lusteng mit 'r, nemm's mit in d' Stub' nei' und loß 'r ebbes auftraga'. Kott's Kreuz nei', a Mensch, der ins oënazwanzengst Johr got."

„Aber i ka' ja net danza," entgegnete Michel. „D'Leut lachet me aus."

„Wie wursch denn aber learna', wann's net probierst?" versetzte die Alte. „Learngeld hommer alle geba' müssa' — des verstot se. Aber die Bäbe, die wurd de scho' regiera'! Die brengt de rom — doh ka'st de drauf verlossa'. — Komm, versprich mer's!"

„Ach Gott," erwiderte der gute Bursche mit einer Miene, als ob er Arznei nehmen sollte — „i due's recht o'geara'."

„Jetz verzürn' me net," entgegnete die Mutter, „oëmol mueß sei'." —

„I hab' koë Gloech (Gleich, Gelenk) derzue," versetzte der noch immer Bedenkliche.

„Dommheita'! du host dei' grade Glieder! Und du ka'st ja doch bei der Arbet sprenga', wann's sei' muß!"

„Ja bei der Arbet!" erwiderte Michel, als ob er hinzusetzen wollte: „das ist auch was anderes!"

„Beim Danza' got's no' besser!" versicherte die Mutter; und indem sie ihn schmeichelnd auf die Schulter klopfte, setzte sie hinzu: „Komm, sei brav, versuch's und due oh amol ebbes, was e geara' hab'!"

Der gute Michel verspürte bei diesen bittenden Worten einige Rührung, und um der Sache ein Ende zu machen und loszukommen, sagte er: „No, i will seha'!"

„Also du willst?" rief die Mutter.

„Ja, ja," erwiderte Michel, „i will seha'!"

Als er am andern Morgen in die Stube trat, fragte die Schwabin: „No, wie hot's ganga'?"

„Ganz guet."

„Bist z'recht komma'?"

„Des will i moëna'," erwiderte der Sohn mit Selbstgefühl.

„No," sagte die Alte erheitert, „des hab' i ja g'wißt! — Host aber oh ebbes auftraga' lossa'?"

„Des net."

„Wie, 'r Dänzere, zu der ma' Froëd ist?" —

„Ja so," versetzte Michel, „du red'st vom Danza'?"

„No, von was soll i denn reda'?"

„Ja, lieba' Mueter," erwiderte der Sohn mit einer Art von Bedauern, „des muß i d'r scho' saga': danzt hab' e net."

„Was? Aber du sakst ja —"

„Ja," entgegnete der Enakssohn, „i hab' denkt, du moëst ebbes anderst's. 's hot nämlich bald 'n kloëna Handel geba', und doh hab' e ausg'wehrt. Do ist so a kloëner Grippel g'wesa', der gar koën Fried' hot geba' wölla'. J hab' wärle Earnst macha' müassa'! — Aber ietzt," setzte er mit Befriedigung hinzu, „ietzt, hoff' i, wurd er oh an mi denka'!"

Die Mutter, ärgerlich: „Aber des wurd doch net eweng daurt haba'? Später wurd's doch oh no Zeit geba' haba' zum Danza'?"

„Ja, doh hab' i nocht mei' Unterhalteng scho' g'hett, und i hab denkt: für ha'et isch gmuag!"

Die Alte wußte nicht, sollte sie weinen oder lachen über so einen Menschen. „No," sagte sie endlich, „i sig scho', an dir ist Hopfa'n und Malz verloara'!"

„Desdawega' no net," erwiderte Michel behaglich, und ging langsamen Schrittes an seine Arbeit.

Trotz des schlechten Erfolgs dieser ersten Ermahnung richtete die Mutter ähnliche noch zu wiederholten Malen an den Sohn. Die gute Frau meinte: „'s ist doch a Vergnüaga', was i von 'm haba' will! 's ka' ja net sei', daß 'r gar koën G'falla' dra' fendt! 's ist doch no a'n ieder endle drauf komma'!" — Allein ihre Bemühungen blieben fruchtlos. Einmal ließ sich Michel bewegen, noch einen Tanzversuch zu machen; aber abgesehen davon, daß er nicht das geringste Vergnügen dabei empfand, hörte er auch aus einer Ecke von zwei Mädchen ein „Kuttern" (gedämpftes Lachen), das er nur auf sich beziehen konnte, und in dem Ärger, den „Fratzen" zum Gespött zu dienen, sagte er zu seiner Tänzerin: „So, ietz ist gnuag, ietz ka'st widder ganga'!" und kehrte in die Stube zurück, um seinen Unmut zu vertrinken. Ein Kamerad, den er aufs Gewissen fragte, wie er eigentlich tanze, erwiderte mit bedeutungsvollem Blick: „Loba' ka'n e's net!" Michel nickte schweigend;

und als er heimkam und seine Mutter wieder fragte, ob er „sich lustig gemacht" habe, antwortete er mit Unmut: „Ja, danzt hab' e; aber desmol und mei' Lebteng net widder! Aus isch! Globst du, doß i da' Leuta' da' Narra' ahgib? doh bild' i mer doch z'viel ei'! Kott's Kreuz-Taused" — —

„Aber" —

„Jetz hör' auf, oder du machst me falsch! I will endlich 'n Fried' haba' mit dem Sakermentsdanza' doh! — 's wär koë Wonder, 's käm' ebbes dabei raus!" — —

Die Mutter sah den Burschen achselzuckend an und schwieg. Sie mußte sich überzeugen, daß an so einem Menschen kein Reden was helfen kann! In Gottes Namen! Sie hatte ihre Schuldigkeit getan; und wenn er nicht mehr auf den rechten Weg zu bringen war — ihr konnten keine Vorwürfe gemacht werden. Hatte sie sich doch auch schon erboten, ihn selber tanzen zu „lernen"! Aber was hatte er drauf gesagt? „Mit mei'r Mutter z'danza' kommt mer so dad für, daß mer übel wurd, nor wann e dra' denk'!" Mit so einem Menschen fang' eins was an! Nein! — er soll tun, was er will! Und wenn er „a'n alter Esel" wird und keine kriegt, soll er's haben!

Um es kurz zu machen — unser Bursche hatte das sechsundzwanzigste Jahr hinter sich — und noch konnte er das Tanzen nicht, und noch hatte er keinen Schatz, geschweige denn ein Weib. Er näherte sich dem, was auf dem Dorf ein „alter Jungg'sell" heißt; denn wenn der Bursche einmal in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre steht, dann kann er sich nicht mehr viel auf seine Jugend einbilden, und es ist Zeit, daß er seine Wahl trifft. Hat er einmal „drei Kreuz aufm Buckel", dann ist er schon sehr anrüchig, und er muß andere Qualitäten bedeutender Art haben, falls er auf eine Dorfschöne noch Eindruck machen will.

Bei seiner Weise zu leben wurde Michel natürlich ein eigentümlicher Kauz. Von Herzen gutmütig, konnte er doch leicht und schnell böse werden, wenn man ihn durch eine Zumutung belästigte oder durch Widerspruch reizte. Der kurze, befehlende Ton unter Kameraden wurde ihm zur andern Natur, er gebrauchte ihn ganz gemütlich und hatte keine Ahnung davon, daß er einen andern damit in einer Art ansprach, die er von ihm sehr übel aufgenommen hätte. Wer ihn zu behandeln wußte, konnte gleichwohl alles mit ihm anfangen. Auf eine gute Rede, für einen guten Freund wär' er durchs Feuer gegangen. Natürlich wurde er bei alledem kein großer Menschenkenner. Er bildete mehr die Gabe des Glaubens als das Talent der Prüfung und Unterscheidung aus, glaubte an seine eigenen Einfälle und anderer Leute Versicherungen und handelte in diesem Vertrauen oft sehr naiv. Er gab im Dorfe zu manchem Spaß Anlaß, der gute Michel, und man lachte bei solchen Gelegenheiten

weidlich über ihn — aber hinten seinem Rücken! Denn ihm ins Gesicht zu lachen, wollte doch niemand rätlich finden.

Die Mutter ließ ihn gehen. Am Ende, wenn er nicht heiratete, blieb sie die Herrin im Haus bis an ihr letztes Stündlein; und sie regierte gern. Aber ihr Muttergefühl überwog doch. Eine rechte Söhnerin ins Haus und für sie „Enkala'" zu wiegen, wär' ihr doch lieber gewesen. — Wenn sie daran dachte, verlor sich ihre Zufriedenheit; sie schüttelte den Kopf und seufzte. Zuweilen tröstete sie sich selbst mit den Worten: „Was ka'n i macha'? 's ist eba'n a Blohk und bleibt oër!" Damit aber tat sie ihrem Sohn unrecht. Die Fähigkeit, die sie so gern betätigt gesehen hätte, fehlte nicht, sie schlief nur und harrte ihrer Zeit. Und die Zeit kam endlich, und eine neue Periode begann für Michel — die geschichtliche. Kurz: er sah „die Rechte" — die bestimmt war, sein Herz zu rühren. Und bei dem ersten Anblick schon wurde ihm höchst seltsam zumute, und was die Mutter ihm vorgepredigt und was er niemals verstanden hatte, das begriff er mit einem Schlag.

Diese Rechte war Margaret, zweite Tochter eines Söldners und Maurers, dessen Haus in der nämlichen Gasse lag. Als „Greatle" war sie aus dem Dorf gekommen, um zu dienen, — als „Great" kam sie wieder, da ihre ältere Schwester sich verheiratet hatte und der verwitwete Maurer sie im Haushalt brauchte. Vor vier Jahren, wo sie das elterliche Haus verließ, hatte sie noch wenig „gleichgesehen"; jetzt verwunderte sich alles über ihre „Aussicht". Sie war stattlich und groß — um ein Gutes kleiner freilich als Michel, aber doch das größte Mädchen im Dorf. Zugleich war sie ein sehr hübsches Mädchen. Sie gehörte zu jenen gesunden, kräftigen Blonden, welche das heiterste Bild froher Weiblichkeit gewähren. Ihre Züge waren regelmäßig, die Gesichtsfarbe hell; die Backen hatten nur einen leichten rosigen Anhauch, aber desto röter waren ihre Lippen; und wenn sie lachte, war es ein Vergnügen, ihre weißen Zähne durchblinken zu sehen. In gemütlicher Aufregung pflegten die Flügel ihrer wohlgebildeten Nase sich etwas in Bewegung zu setzen, was auf ein lebhaftes Temperament schließen läßt. Allein wer ihre ziemlich hohe, klare Stirn sah und ihre hellen blauen Augen, der erkannte in ihr ein Mädchen, die zu gescheit war, um ihrem Temperament die Zügel schießen zu lassen. In der Tat war sie ein fröhliches, aber unverdorbenes Geschöpf; vielleicht eben darum unverdorben, weil sie fröhlich war und nach der Arbeit in Scherz und Spiel ihre Erholung und Befriedigung fand. Sie war das letzte Jahr zu Nördlingen im Dienst gewesen, und es hatte ihr an verliebten Nachstellungen durchaus nicht gefehlt. Allein Margaret war ein echtes Bauernmädchen — ein rechter „Bauernburscht" ging ihr über alles, und da sie so einen noch zu bekommen hoffte, so konnte ein „Nearlenger Da'le" (Daniel, Spottname der Nördlinger unter den Bauern) keine Macht über sie gewinnen. Im

übrigen war das Schaffen ihr Vergnügen. Sie gehörte zu den Personen, denen nach dem Rieser Ausdruck „etwas aus der Hand geht" — die nicht lange fackeln und herumtappen, sondern die Sache gleich recht angreifen, und die gern arbeiten, weil sie immer etwas Ordentliches fertig sehen.

Gewiß ein Mädchen, der es zustand, das Herz unseres Burschen in Bewegung zu setzen! Wäre Michel geschickter gewesen, so hätte man sagen können: sie war unter den Mädchen des Dorfes, was er unter den Burschen. Allein unter den gegenwärtigen Umständen ragte sie über ihn empor, und das war auch nötig, wenn sie dem Stolzen einleuchten und den Selbstgenügsamen zu der Erkenntnis bringen sollte, daß ihm doch noch etwas fehle, und daß er sich um etwas zu bemühen habe.

Als Michel ihr das erstemal begegnete und sie ihm Guten Tag bot, sah er sie verwundert an und erwiderte stehen bleibend: „I muß scho' saga'" —

Das Mädchen, ihm zu Hilfe kommend, rief: „Du kennst me g'wiß nemmer, Michel? I ben d's Maurers Margret!"

„Kott's Blitz," erwiderte Michel, „'s ist wohr! — Aber du bist ja a Fetza'mädle woara!"

Der Ausdruck „Fetza'mädle", obwohl eine tüchtige Person bezeichnend, klang doch von einem Burschen zu einem hübschen Mädchen nicht besonders zierlich und rief auf dem Gesicht der Gret ein Lächeln hervor. Sie sagte ein wenig schnippisch: „Uir Mannsbilder woënet wohl, uir könnet elloë groaß wäara'? Aber manchmal g'rotet von o's doch oh oëna'! — No, godda' Morga'!" — Sie ging weiter. Michel hatte mechanisch das „Godda' Morga'" wiederholt und sah ihr jetzt mit einer kuriosen Empfindung nach. Endlich sagte er: „Des ist ja a verfluacht saubers Weibsbild woara, die Great! Wer hätt' des globt!" Er drehte sich um und ging weiter; aber das Bild der Gret stand immer vor ihm, und seine Gedanken konnten nicht vor ihr loskommen. Es gärte und „grubelte" in seinem Herzen, und nachdem sein Mund eine halbe Stunde geschwiegen, verriet er die Beschäftigung seiner Seele, indem er plötzlich murmelte: „A saubers Weibsbild, wärle! A Mädle, wie von Wachs!"

Der Keim war in unseren Burschen gelegt. Bei weiterem Nachdenken erkannte er immer mehr, daß die Gret diejenige sei, die er haben möchte, zum Schatz — zum Weib! Er begriff, wie man einem Mädchen nachlaufen könne; denn eigentlich wäre er der Gret jetzt schon gern nachgelaufen! Was ihm früher zuwider gewesen, das erschien ihm jetzt lieb und angenehm. Es dünkte ihn schön, sehr schön, mit der Gret eine „Ansprach" zu halten, sie zum Tanz zu führen, sie ordentlich herumzudrehen und ihr tüchtig auftragen zu lassen. Was die Mutter früher umsonst gewünscht hatte, jetzt hätte er's ausführen können alles miteinander! — — Allein er wäre nicht Michel gewesen, wenn er die Sache nun so angegriffen hätte, daß er zu seinem Zweck gelangen mußte.

Zuerst überlegte er, und dabei kam ihm ein Skrupel, der ihn höchst bedenklich machte. „Wann's de aber no net möga' dät? Wann's de auslacha' dät, und du ständest doh" — — Es ging ihm heiß durch die Brust bei diesem Gedanken und er sah gewaltig düster für sich hin. Michel hatte nichts von der Eitelkeit, die junge Bursche glauben läßt, jedes hübsche Mädchen müsse sich in sie verlieben; aber um so mehr besaß er jenen Stolz, für welchen der Gedanke, sich verachtet zu sehen, empörend ist. Wenn er, der niemals nach den Mädchen was fragte, der ihnen auswich, der zu wiederholten Malen erklärte, er könne ihr „G'säg" nicht leiden — wenn er, der Michel, vor dem alles Respekt hatte, nun plötzlich einer nachginge und schlecht ankäme! Wenn sie ihn verspottete, und es käme heraus, und das ganze Dorf spottete über ihn — — Ein Kernfluch entrang sich bei dieser Vorstellung seinen Lippen. Nein, so durfte er sich nicht in Gefahr begeben. Das mußte klug und vorsichtig — sehr vorsichtig angefangen werden.

Er faßte den Entschluß, keinem Menschen zu sagen, wie's ihm war. Zur Mutter zu gehen und ihr zu beichten, er hätte ein Mädchen gern, wäre ohnehin nicht in seinem Charakter gelegen; nachdem er aber so lange ihren Ermahnungen widerstanden hatte, wäre sie die letzte gewesen, der er seine Bekehrung hätte vertrauen mögen. „Vorderhand," sagte er endlich zu sich selbst, „will i seha', wie's got! — Und was will e? Z'erst muß e ja doch oh d's Mädle nommol betrachta': vielleicht g'fällt's m'r nemmer so."

Mit dieser Hoffnung täuschte er sich freilich. Als er sie wiedersah, gefiel sie ihm nicht weniger, sondern noch viel besser als das erstemal. Sie hatte just ihren schönsten Tag, war in ihrer heitersten Laune und glänzte vor Vergnügen! — Das Herz des Guten klopfte, als er sie grüßte, und er hätte jetzt nicht stehen bleiben und mit ihr ein paar Worte reden können! Eine höchst ungewohnte Aufregung trieb ihn an ihr vorbei, und erst als er ein paar hundert Schritte gegangen war, beruhigte er sich wieder. — „Des ist nex g'wesa'," sagte er endlich zu sich selbst und schüttelte höchst ernsthaft den Kopf.

Er war gefangen, der arme Michel. Er hatte seinen Teil — und konnte sehen, wie's ihm ging. — Zu dem schönen Aussehen der Gret kamen zuletzt noch die Urteile, die er von andern über sie hörte. In diesem Punkte sind wir alle Menschen. Wir lieben die Geliebte um ihrer selbst, um der Schönheit und Tugend willen, die uns an ihr entgegenleuchtet. Allein wenn sie nun auch von andern gerühmt wird, so hat das nicht zur Folge, daß unser Wohlgefallen an ihr sich mindert — im Gegenteil, das Lob, was ihr gesungen wird, ist ein Hauch, der die Flamme unseres Herzens oft noch viel stärker anblasen kann. Michel horchte herum, indem er mit gutem Erfolg den Gleichgültigen spielte; denn die Liebe schärft den Verstand aller Wesen. Und wie er nun hörte: „A

g'schickt's Mädle — a schöas Mädle — a bravs Mädle" — ja, von einem alten Kenner, „a Staatsmädle", da war's ihm zumute, als wenn er dieses Mädle kriegen müsse, koste es, was es wolle. Er fühlte einen unwiderstehlichen Trieb, sie wiederzusehen — und er ging ihr nun extra zu Gefallen.

Nachdem er sich ein paarmal umsonst bemüht hatte, kam sie ihm eines Nachmittags mit einer Kamerädin entgegen. Er wollte sie diesmal recht darauf ansehen, ob sie denn wirklich eine solche sei, wie die Leute sagten; deshalb ließ er seine Augen während des Grußwechsels tiefprüfend auf ihr ruhen, indem er, den Blick zu verlängern, auch noch den Kopf nach ihr drehte. Als er vorüber war, sagte die Kamerädin zur Gret: „Aber der hot a baar Oga' g'macht auf dih hear! Kommt mer grad für, als ob er — no des wär' aber zom Lacha'!"

„Was moëst denn?" fragte die Gret lächelnd.

„Gang," erwiderte die andere, „du verstost me wohl net!"

„Du moëst, er wär' — —"

„Oh in di verliebt, ja, so kommt's mer für!"

Die Gret versetzte: „Sei g'scheit! Dean kennt ma' ja! — Mir isch gar net so fürkomma'!"

Natürlich log hier das hübsche Mädchen. Ihr war's erst recht so vorgekommen — und heute nicht das erstemal. Schon bei der zweiten Begegnung hatte sie „ebbes gnissa", und jetzt war's klar, oder alles mußte trügen. — Die Gewißheit, die sie erlangt hatte, machte einen sehr wohltuenden Eindruck auf sie. Fürs erste war's eine Ehr', den verrufenen Sünder zu bekehren und den Mädchenverächter dahin zu bringen, daß er auch daran glauben mußte. Aber das war das geringste. Michel gefiel ihr! Seine Statur und der Ruhm seiner Stärke hatten ihr schon früher Achtung eingeflößt; gegenwärtig kam ihr sein Gesicht für ein Mannsbild hübsch genug vor, die Gutmütigkeit, die ihm aus den Augen sah, rührte ihr Herz — und das „B'sondere" und „O'gschickte", das er an sich hatte, erheiterte sie, ohne ihm bei ihr zu schaden. Als sie wieder allein war, lächelte sie für sich hin. „Es ist oft guet," sagte sie endlich, „wann der Ma' net gar z'g'scheit ist!"

Wie man sieht, gingen ihre Gedanken ebenfalls ziemlich rasch. Das ist natürlich und — ländlich. — Aber ihre Sache war es nicht, ihm nachzulaufen; wenn es ihm Ernst war, mußte er kommen — sie konnte zusehen. Ihr Gesicht klärte sich schelmisch auf. „Wie er se a'stella' wird derzue?" fragte sie sich. „I bin wirkle neugiereng!" Er hatte ihren Beifall, der gute Michel, sie konnte ihn zum „Burscht", sie konnte ihn zum Manne nehmen, wenn's sein mußte — ja es regte sich der Wunsch in ihr, daß es so ausgehen möchte; — aber sie bereitete sich doch vor, ihn auszulachen, und freute sich darauf! — Sie war ein Mädchen.

Michel hatte die Überzeugung gewonnen, daß die Leute ganz recht

hatten mit dem, was sie über die Gret sagten. Aber wenn dies seine Liebe noch mehr schürte, so fachte es auch seine Sorgen an. Die Gret hatte ihn diesmal gar nicht angesehen (er hatte noch keine Kenntnis davon, daß die Mädchen nicht sehen und doch sehen können!) und es war ihm beinahe vorgekommen, als ob sie ein etwas spöttisches Gesicht gemacht hätte. Was sollte er tun? Sollte er warten und stillschweigen? Dann kam vielleicht ein anderer und nahm sie ihm weg. Oder sollte er ihr nachgehen und reden mit ihr? Dann sagte sie vielleicht, er könne wieder gehen, woher er gekommen sei, und er wurde das Gespött des ganzen Dorfes.

Die Klemme war verwünscht und guter Rat teuer.

* * *

Jede Versäumnis rächt sich. Man soll in jungen Jahren nicht denken: „Wozu hab' ich das nötig? Wozu könnte das gut sein? — Man soll Kenntnisse sammeln und sich Fertigkeiten aneignen, wie die Gelegenheit sich bietet, auch wenn zunächst keine Neigung dazu vorhanden und Anstrengung erforderlich wäre; denn man weiß nie, wozu man sie später brauchen kann!

Davon überzeugte sich jetzt auch Michel. Die Liebe trieb ihn hin und her, sie ließ ihm keine Ruhe, und er sah ein, daß er etwas unternehmen müsse, geh' es, wie es wolle. Er mußte mit der Gret reden — er mußte erfahren, was er zu hoffen habe — sonst wurde er toll! Aber wie sollte er's anfangen? Wie sollte er sein Anliegen vorbringen?

Er dachte darüber nach, und nichts fiel ihm ein, was er für anwendbar und gut gehalten hätte. Es dünkte ihn so närrisch, von der Liebe zu reden; es war ihm, als würde es nicht herausgehen aus ihm, als würde er stecken bleiben und dastehen, wie d's Kind beim — — Da hatte er's nun! Gab's nicht Kerle im Dorf, denen bei den Mädchen das Maul ging „wie geschmiert"? die nicht nur sagen konnten, was sie auf dem Herzen hatten, sondern noch viel mehr dazulügen? Hatte er nicht gehört, daß mancher schon eine, die ihn zuerst gar nicht leiden konnte, durch bloßes Reden so weit gebracht, daß sie endlich zu allem ja sagte? — Aber so geht's! Hätte er in jüngeren Jahren auch mit den Mädchen diskuriert, mit ihnen getanzt und sich lustig gemacht — hätte er sich das bißchen Mühe gegeben und gelernt, wie man mit ihnen umgehen muß — dann könnte er's jetzt und müßte sich nicht den Kopf zerbrechen! — Er fühlte ganz ernstlich Reue, der gute Michel! Er wurde verdrießlich, sehr verdrießlich. „I ben a'n Esel g'west, und des a großer," sagte er zu sich selbst. „Aber," setzte er hinzu, „wie hab' i oh wissa könna, daß mer no' so ganga' wurd!"

Ein paar Tage ließ er vorbeigehen. Zuletzt, durch den Kampf der Leidenschaft mit der Furcht gequält und geärgert, rief er zornig: „Hol

der Teufel alles! So ka'n e's nemmer aushalta' — i muß woga', komm's raus wie's will!" — Die Gret stand vor seiner Seele so schön und mit einer Miene, die nichts Abschreckendes hatte. „Dommheit," rief er beherzt. „I sott me wohl vor'm Mädle färchta'? Des wär' ja zum Lacha'!" — Er faßte den Entschluß, bei nächster Gelegenheit mit der Gret zu schwätzen und sein Anliegen vorzubringen oder wenigstens „drom rom" zu reden, zu sehen, was sie für ein Gesicht dazu mache, und dann ein andermal weiter zu gehen.

Recht schön fügte sich's, daß er das Mädchen eines Abends, als ihn ein Geschäft auf den Fußweg hinter den Dorfgärten geführt hatte, ganz allein gegen sich herkommen sah. Die Gelegenheit konnte nicht günstiger sein, er mußte sie benutzen. Was er zuerst zu ihr sagen wollte, wußte er genau, nämlich: „Godda'n Ohbed, Margret!" Das übrige gab sich dann von selbst. Entschlossen ging er vorwärts. Wie er aber die Gret näher und näher kommen sah, machte er eine seltsame Erfahrung. Sein Herz fing an zu klopfen, vor den Augen begann es ihm zu flimmern, und die Lippen wurden so schwer, als ob Gewichte darangehängt worden wären. Es schien ihm unmöglich, sie zu bewegen — und da halte einer eine Ansprache! Vor der Gret angekommen, machte er eine unerhörte Anstrengung und rief mit grimmiger Freundlichkeit: „Godda'n Ohbed, Margret!" — „Godda'n Ohbed, Michel," antwortete die Gret mit heller Stimme und mit einem Ausdruck auf ihrem Gesicht, als ob sie recht gut wüßte, in welchem Spittel der arme Bursche krank läge.

Dieser nahm indes nichts wahr. Nach der Leistung, die er sich abgerungen, trieb es ihn mit unwiderstehlicher Macht an ihr vorüber — weiter und weiter. Nachdem er hundert Schritte gemacht hatte, atmete er auf; aber erst als er um eine Ecke bog und nicht mehr gesehen werden konnte, wurde er leichter und ruhiger.

Er hielt an, dachte nach — — und sein Benehmen stand klar vor seinen Augen. Er hatte sich nun doch gefürchtet — und die schönste Gelegenheit ungenutzt verstreichen lassen! Unmut erfüllte seine Brust, und sehr ärgerlich rief er: „Jetz möcht' e mer glei selber a'n Ohrfeig' geba', daß mer der Kohpf somsa' dät! Fürcht' me wärle, und zitter' am ganza Leib, als wann e oën ombrocht hätt! Sott ma' denn globa', daß ma' so domm sei' ka'?"

Die Sache war indes nicht anzufechten; sie war geschehen, und der Verdruß konnte nichts daran ändern. Für Michel gab es nur einen vernünftigen Entschluß: sie zu vergessen und sich vorzunehmen, es ein andermal besser zu machen. Dazu verstand er sich denn auch. „I ben a Narr," sagte er, „daß e me verzürn'! Verloara'n ist no nex, und so wurd's net allmol ganga'." — Er stellte sich vor, wie er das nächste Mal reden werde, er hatte Einfälle, wie man sie nach einer versäumten Gelegenheit zu haben pflegt — und so von weitem schien sich ihm die

Sache ganz leicht zu machen. „Bah," meinte er endlich, „des ist ha'et nor so a dommer A'fall g'wesa'! 's müeßt ja beim Deufel sei', wann ih net könnt', was jeder ander' ka'!" — Er tröstete sich und ging beruhigt und mit neuem Mut nach Hause.

Wieder verstrich einige Zeit. Es war in der letzten Woche des Monats Mai, und unter dem Wehen der Ostluft kam ein wunderschöner Tag herauf. Ein leichter Reif hatte auf der Landschaft gelegen, die Sonne, in den wolkenlosen Himmel sich erhebend, sog ihn weg und goß den Silberglanz des Morgens über die Erde. Die Lerchen sangen, die Landleute, die sich an ihre Arbeit begaben, zeigten vergnügte Gesichter, das Vieh, das zum Saufen getrieben wurde, brüllte vor Lust und sprang rechts und links in die Höhe. Das alles war so fröhlich, so ermutigend! Es war einer von den Morgen, wo im Herzen so wenig eine Sorge aufkommen kann wie am Himmel ein Wölkchen — wo im Innern der Frohsinn regiert und draußen der Sonnenschein.

An diesem Morgen fühlte sich unser Michel frisch und munter, wie seit langer Zeit nicht. Er dachte an die Gret — mit stillem, ruhigem Vergnügen. Es war ihm, als könnte er heute schwätzen und Spaß machen nach Belieben, und wenn's sein müßte, gelegentlich auch ein ernstes Wort reden — kurz, er fühlte sich aufgelegt. Indem er sich's lebhaft vorstellte, empfand er ein Verlangen, sein Vermögen ins Werk zu setzen. Er faßte sich kurz und machte sich auf den Weg durch die Gasse, in der Hoffnung, die Geliebte zu sehen. Im Notfall, wenn er sie nämlich vor ihrem Hause nicht traf, konnte er hineingehen und den Maurer bestellen; denn an seinem Hause war ein Stück weit der Mörtel abgefallen, und wenn es auch auf dem Lande nicht grad notwendig war, ihn wiederherzustellen, so konnte es doch auch nicht schaden.

Sein guter Mut und seine Laune minderten sich nicht, als er der Wohnung des Maurers sich näherte. Er hatte ein paar Vorübergehende gegrüßt und die gewöhnlichen Formeln waren ihm so leicht und lustig vom Munde gegangen, daß ein junges Weib sagte: „Du bist aber ha'et laert, Michel!" — Darin lag für ihn ein neuer Beweis, daß er heute seinen guten Tag habe, und rüstig ging er vorwärts. In dem kleinen Hofe sah er die Gret nicht; aber im Wurzgärtlein, von der Gasse nur durch einen niedrigen Zaun getrennt, war sie über ein Beet hin gebückt. Wie er sie hier unvermutet erblickte, war er doch betroffen. Es hieß nun wieder: „Vogel friß oder stirb," und vor dem strengen Antlitz der Notwendigkeit entfloh der leichte Humor in seinem Herzen, um den Anwandlungen von letzthin Platz zu machen. Es mahnte ihn etwas, zu tun, als ob er sie nicht gesehen hätte, und sachte weiter zu gehen. Aber heute war er nicht gemeint, auf die Stimme des Kleinmuts zu hören; er unterdrückte die Bewegungen seines Innern, blieb stehen und rief entschlossen: „Godda' Morga', Margreat!" — Das Mädchen sah auf

und erwiderte: „Ei, godda' Morga', Michel! Bist oh scho' en der Höa'?" — Diese Frage kam ihm ungelegen; denn eigentlich hatte er selber fragen wollen: „Oh scho' auf?" — und wenn sie dann, wie es nicht wohl anders möglich war, mit ja antwortete, so hätte er ihr was Schönes gesagt über ihr frühes Aufstehen, ihren Fleiß usw. Das konnte er nun, wenigstens in der zuerst ausgedachten Weise, nicht mehr, und dieser Umstand machte ihn ein wenig verwirrt. Er antwortete zögernd: „Jawohl," und da er sich auf diesen Fall nicht vorgesehen hatte, so entstand eine kleine Pause. Allein mit Recht hatte er geglaubt, daß er heute seinen guten Tag habe. Nicht lange besann er sich, und ein neuer Einfall war da. Er drehte seinen Kopf in der Luft herum und sagte: „Ha'et hommer amol a schöas Wäder!" — Die Gret erwiderte heiter: „Ja gottlob! Mer konna's aber oh braucha'!" Und ohne Unterbrechung und würdig setzte er hinzu: „Descht wohr! — Des könna' mer!"

Bis hierher war's gut gegangen, trotz der notwendig gewordenen Änderung, und Michel konnte sich dessen bewußt sein. Aber nun war eine neue Rede nötig, und nichts wollte ihm einfallen. Es entstand eine längere Pause. Ein besserer Beobachter als Michel hätte an dem Gesicht des Mädchens wahrnehmen können, daß sie gar wohl imstande gewesen wäre, zu reden und dem Burschen aus der Not zu helfen — daß sie aber aus irgendeinem Grunde nicht wollte! Michel besann sich, und ein neuer Einfall kam. Er sagte: „Bischt allweil g'sond und wollauf?" — Diese Frage schien der Gret so kurios hinterdrein zu hinken und so sehr eine bloße Geburt der Not, daß sie mit Mühe das Lachen halten konnte. Sie nahm sich indes zusammen und erwiderte ruhig, aber nicht ohne eine gewisse schelmische Heiterkeit durchblicken zu lassen: „Dank der Nochfrog! Mir fehlt gottlob nex!" — Michel, wie uns bekannt ist, war im eigentlichen Sinn weder dumm noch blind. Die Bedeutung dieses Vergnügens auf dem Gesicht der Gret blieb ihm nicht ganz verborgen; er hatte eine Ahnung, daß sie ihn eigentlich auslache, und schwieg, indem eine Wolke der Verstimmung seine Züge beschattete. Die Gret erkannte, was in ihm vorging, sie fühlte, daß sie etwas gut zu machen habe, und, einen Schritt vortretend, sagte sie zugleich mit gutmütigem und schlauem Lächeln: „Host vielleicht so'st ebbes g'wöllt?" — Diese Frage fiel wie eine Bombe auf den guten Michel. Es ist klar: er hatte sich verraten; sie wußte, wie's ihm ums Herz war, und forderte ihn heraus! Er konnte — er sollte reden — da war kein Zweifel! Aber diese Möglichkeit, reden zu können, und diese Nötigung, reden zu sollen, traf ihn mit solchen Schrecken der Überraschung, daß er dastand wie vom Donner gerührt und nicht ein Wort hätte vorbringen können um die ganze Welt! In der Verwirrung, die ihn überkam und ihn zu übermannen drohte, nahm er instinktmäßig seine Zuflucht zu dem einzigen Mittel, das ihm noch übrig blieb — zur Grobheit! Mit trotzigem

Gesicht und wie beleidigt rief er endlich: „Was sott i denn wölla'? I wißt net was! — Godda' Morga'!"

Und mit starken Schritten ging er seines Weges.

Die Gret sah ihm nach und lachte — nicht laut — dafür aber, wie man zu sagen pflegt, mit dem ganzen Gesicht. Als er hinter dem Nachbarhaus verschwunden war, sagte sie zu sich selber: „Jetz so o'g'schickt hätt i mer'n doch net vorg'stellt! — I sig scho' — doh mueß i mi der Sach selber a'nemma', wann ebbes draus weara' soll!"

Michel ging nach Hause. Der Unwille, zu dem er gekommen war, er wußte selber nicht wie, verging, eine dumpfe Ruhe trat an seine Stelle. In dieser Ruhe erhielt er bald eine deutliche Anschauung von der Art seines Betragens — eine gelinde Verzweifelung fiel ihn an und brachte sein Blut aufs neue in eine schlimme Gärung. Er entlastete sein Herz in unartikulierten Lauten; dann, die Einsamkeit seines Stadeltennens aufsuchend, bildete er bestimmte Gedanken und konnte nicht umhin, ihnen Worte zu geben. „Also widder nex," rief er — „widder a Dommheit! Isch denn net grad, als wann's verhext wär'? W'rom ka'n e denn ietz net reda', wann e vor dem Ohs dohstand? W'rom got's mit m'r em Reng rom, als wann e g'suffa' wär'? Der Deufel mueß g'macht haba'!" Er stöhnte vor Verdruß und stampfte den Boden, daß es schallte. Nach einer Weile fuhr er fort: „Hoſt so'st ebbes g'wöllt — hot's me g'fragt. Des ist doch offa'bar, daß g'wöllt hot, i soll d's Maul aufdoa'! W'rom hab' e denn ietz net g'redt? Hätt' e net saga' könna': Mädle, du g'fällst mer, i will de heiricha' — willst me? — oder so'st ebbes! No hätt's reda' müessa', ja oder noë, ond i wihßt ietz, wie e dra' ben! Aber so stand e doh wie a'n Ochs, der mit 'm Beil oës naufkriegt hot aufs Hihra', und nocht mach e a G'sicht ond due an se na', als ob's m'r ebbes do' hätt'! Die wurd se 'n schöna' Begriff macha' von mir! Die hält me doch g'wihß für da' dommsta'n ond o'g'hobelsta' Menscha'n em ganza' Ries! Ond wann's me vorhear oh g'möcht hätt', ietz mag's me g'wihß nemmer ond ka' me nemmer möga'! So'n Esel! I bedanket' me selber, wann e a Mädle wär!"

Der gute Bursche versank nach dieser desparaten Selbstanklage in eine dumpf-düstere Stimmung. Er war unerfahren, unschuldig, aber ein Mensch, der in seiner Art Anlage zum Reflektieren hatte. Diese Anlage begann unter den obwaltenden Umständen sich zu entwickeln und seinem Wesen einen neuen charakteristischen Zug zu verleihen. Je mehr er von sich hielt, je mehr Ansehen er bisher unter seinen Kameraden genossen, um so mehr forderte er von sich einem Mädchen gegenüber auch das rechte würdige Benehmen. Je weniger er aber imstande war, sich so zu benehmen, wie er's seiner für würdig hielt, desto mehr kapitelte er sich hinterdrein selber, stellte sich vor, wie er sich hätte benehmen sollen und können, ärgerte sich, daß er sich nicht so benommen habe usw. usw.

— kurz, er wurde ein denkender Mensch. Er unterhielt sich mit sich selber, er strafte sich, er quälte sich selber. Daß das letztere nicht zu weit ging, dafür sorgte als guter Genius die Bauernnatur, die sich auch hier in natürlichen Grenzen bewegt und sich aus dem Quell der unbewußten Lebenskraft immer selber wiederherstellt.

Für jetzt sank er gleichwohl in Abgründe der Verzagtheit. Mit der Gret wieder eine Ansprache zu versuchen, kam ihm unmöglich vor. Er hatte eine stille Wut gegen sich, eine stille Wut gegen sie — wie sollte er da reden? Und wenn er sich nötigen wollte, müßte es nicht tausendmal ungeschickter herauskommen als diesmal, wo er vergnügt war und im Grunde ganz gut angefangen hatte? — Nein — es half nichts. Einem Mädchen zu gefallen, hatte er nun einmal keine Gaben — es ging nicht — er mußte es aufgeben!

Als er so weit gekommen war, ging er in den Hof, um sich an einer Arbeit zu erholen. Hier begegnete ihm seine Mutter. Sie sah ihn an und sagte: „Was machst denn du ha'et für a G'sicht?" — „Ih, a G'sicht?" versetzte Michel. „Wie ka'n e des wissa'? Guck i ebba' en Spiegel?" — „Gang weiter," entgegnete die Schwabin, „du host ebbes! Hot d'r ebber ebbes do'?" — „Mir?" erwiderte Michel, indem er mit einer heroischen Miene auffah — „mir ebbes do'? I wott's koëm rota'!" — Er ging weiter, indem er bei sich dachte: „Du därfst lang warta', bis e dir ebbes sag'!" — Die Mutter sah ihm kopfschüttelnd nach. „Er ist halt doch net vergnüagt," dachte sie, „und das ist natürlich! In deam Alter muß a'n ordentliches Mannsbild a Weib haba' — so'st isch nex!" — Sie ahnte nicht, wie Michel sich schon abgemüht hatte, um ihre Herzenswünsche zu erfüllen.

Einige Tage ging unser Bursche melancholisch umher, und wenn ihn beim Zurückdenken an seine Niederlagen ein Zorn anwandelte, so ließ er ihn an irgendeiner Arbeit aus. Er bot denen, die seiner wahrnahmen, ein neues und eigentümliches Bild. Schweigend hatte man ihn oft gesehen; jetzt sah man ihn „sinnierend" und vernahm hier und da grimmige Ausrufungen, wozu man keinen Grund wußte. Fragte man ihn danach, so war die Antwort, sofern eine erfolgte, keine höfliche. Man wußte nicht, was man aus ihm machen sollte. Den Zustand seines Herzens ahnte niemand im ganzen Dorf. Die einzige Person, die außer ihm davon Kenntnis hatte, schwieg nicht nur selber — sie hatte auch jener Kamerädin ihre Vermutung wieder auszureden gewußt und ihr das Versprechen abgenommen, sie mit dem Michel nicht ins Geschrei zu bringen. Es gibt Mädchen, die das Genie der Verschwiegenheit haben, das heißt die ohne besonderen Vorsatz und mit Lust verschwiegen sind und sich an dem Geheimnis weiden. Die Gret war heiter und hoffte mit Zuversicht, ihre Wünsche gekrönt zu sehen — sie brauchte nicht zu schwätzen.

Michel war es nicht; er war unmutig und verzweifelte am Erfolg

— er spürte einen Trieb zu reden und konnte endlich einer Gelegenheit, sein Herz zu entlasten, nicht widerstehen.

Unser Enakssohn hatte einen Kameraden, der ihm unter allen Burschen, die zu ihm hielten, der liebste war. Kaspar, der Sohn eines Webers, hing mit aufrichtiger Teilnahme an Michel und wußte sich auch am besten in seine Manieren zu fügen. Obschon drei Jahre jünger, hatte er in bezug auf das weibliche Geschlecht eine hinreichende Summe von Erfahrungen — er wußte, wie man sie behandeln mußte, und galt darum auch „seinen Batzen" bei ihnen. Mittelgroß, „rahneng", von angenehmer Gesichtsbildung, hieß er bei ihnen nur „a nett's Bürschtle" und „a lustengs Männdle", dem man gut sein müsse. Trotz der Gunst, die er bei den Spenderinnen der Lebensfreude erfuhr, hatte er doch nicht mehr Selbstgefälligkeit, als allenfalls natürlich war; er genoß das Lob eines fleißigen Menschen und wußte sich unter den Mannsbildern ebenso den Ruf eines guten Kameraden zu bewahren. — Dieser Bursche, zum Vertrauten wie geschaffen, wußte durch eine wohlgemeinte und geschickte Frage dem Michel sein Geheimnis zu entreißen. Allein mit ihm, sah er den düster vor sich Hinstarrenden teilnehmend an und sagte dann: „Michel, di drückt ebbes! Wannd' mer's net geara' sakst, will e de net weiter froga'. Wann's aber ebbes ist, wo i d'r vielleicht helfa' ka', so red! — Du woëscht, wie e's moë."

Diese treuherzig gesprochenen Worte machten des Leidenden Herz weich und folglich geneigt zur Mitteilung. „Ach," erwiderte der Verliebte nach kurzem Schweigen mit einem riesenmäßigen Seufzer, „mi drückt freile ebbes!" — „Was isch?" fragte Kaspar. „Sag's, wann e's wissa' därf!" — „Am End," erwiderte Michel, „bist du grad der Recht', der mer'n Rot geba' könnt'! — No mei'dawega', i will der's saga'!" — Er schwieg. — „Nossa'," mahnte Kaspar. — „Z'erst mueß e der saga'," erwiderte Michel mit tiefem Ernst, „daß koë Mensch ebbes davon enna' weara' därf!" — „Gang weiter! Ben i a Schwätzer?" — Die Möglichkeit, daß Kaspar es doch unter die Leute bringen könnte, hatte aber den Michel schon aufgeregt. „Kerl," rief er, eine Faust machend, „wann d'ebbes sakst — 's got d'r schlecht!" Der andere kannte seinen Mann; er zuckte die Achsel und erwiderte: „Du bist net g'scheit!" — „Guet," versetzte Michel. „Jetz woësch — und ietz will i der's saga'!" — Wieder eine Pause. „J höar," erwiderte der andere, indem seine Mienen sich ahnend erhellten. — „No," begann endlich Michel mit neuer Anstrengung, „doh die Great — d's Maurers seine moën' e" — Kaspar sah den wiederholt Innehaltenden mit gutmütig schlauem Lächeln an und rief, ihn ganz durchschauend: „Fehlt's d'r doh?" — „Ja, Bruder," ging's endlich aus Michel heraus, „doh fehlt's m'r! Des Mädle g'fällt m'r, die mueß e haba — — und Kreuzdonner ond's Wetter: i woëß net, wie e's a'fanga' soll!"

Kaspar unterdrückte das Lachen, das ihn bei diesem Bekenntnis anwandelte, und forderte ihn auf, ihm zu sagen, wie's eigentlich stehe. Michel, einmal im Zuge, erzählte alles, und zwar mit einer Naivität, bei welcher der Erfahrene, wenn er nicht lachte, doch wenigstens, zu „schmöhzeln" nicht umhin konnte.

Bekanntlich hat der Mensch nicht leicht eine angenehmere Empfindung, als wenn er an einem andern, der ihm bisher Respekt abgenötigt hat, plötzlich eine Schwachheit entdeckt. Es gibt deren, die eine solche Wahrnehmung geradezu beseligen kann und die das so erlangte Wohlgefühl zu den höchsten Genüssen zählen, womit der Himmel die armen Sterblichen begnadet hat. Sogar Freunde, will man wissen, sollen in diesem Fall erheitert werden und aussehen, als ob ihnen ein Glück widerfahren wäre! Und ihr Benehmen gegen den Träger dieser Schwachheit soll nach der Entdeckung ein vielfach anderes sein als vorher! — Wir lassen diese Behauptung in ihrer Allgemeinheit auf sich beruhen, müssen aber der Wahrheit gemäß bekennen, daß unser wackerer Kaspar bei der Erzählung seines Kameraden eine ziemlich lebhafte Genugtuung empfand und in seinem Gesicht einen Ausdruck heiterer Überlegenheit zeigte, den er vorher nie gegen ihn hatte blicken lassen.

„Des isch, was me drückt," schloß Michel seinen Bericht. „Schlechter, des wurscht selber soga', hätt's net ganga' könna', und alles ist verspielt. I ben eba' zom O'glück geboara', und mit mei'r Fräd isch aus auf der Welt!" — „So," versetzte Kaspar, indem er ihn mitleidig ansah; — „willst de net lieber glei gar versäufa'?" — Michel schaute ihn an. „Du bist a Narr," fuhr Kaspar fort, „des sag d'r ih! Nex ist verspielt, gar nex!" — „So," erwiderte Michel, „wamma' se so o'g'scheit benemmt ond" — „Dei' Benemma' schad't d'r gar nex," fiel Kaspar ein. „Des ist eba' d'Liab! D'Liab macht verwirrt, ond wamma' verwirrt ist, macht ma' Dommheita'. Aber d'Liab ist ja eba', was d'Mädla haba' wöllet! ond wann oër vor lauter Liab duet, als ob 'r narred wär', globst, des nemmt d'r oëna'n übel? Ja bis Wuch! Fräa' duet se's ond geara' hont's so oën!"

Dem Michel schien dies einzuleuchten. „Du ka'st rehcht haba,'" sagte er getrösteter. „'s ist wohr, i därf me no' net abschrecka' lossa'! — Wie moëst," setzte er mit neuerwachtem Mute hinzu, „soll e glei rausrucka' mit der Farb? Soll e saga', das e's heiricha' will? — „Des got net," entgegnete Kaspar mit der Miene der Autorität. „Ma' mueß net mit der Tür en's Haus falla'! Allweil oës noch'm andra'! — Z'erst mueſcht doch oh seha', ob's de haba' will?" — „Ja so," versetzte Michel wieder etwas gerabgestimmt. „Was soll e denn aber so'st doa'?" — „G'späß macha'," erwiderte Kaspar munter. „Siksch, des ist d'Hauptsach. Da' Mädla' g'fällt nex besser als Narrheita! Z'erst G'späß und nocht Ernst — des ist der recht Weg! Foppa' mueß ma's ond ploga', womma' zo ebbes komma will! Je meaner as ma's plogt,

je lieber as oën hont!" — Dem geradsinnigen Michel schien diese Behauptung sehr gewagt; er sah den Ratgeber fragend an. „Du globsch wohl net?" sagte dieser; und als der Bursche den Kopf schüttelte, fuhr er fort: „Weil d'eba koë Erfahreng host en deana' Sacha'. Siksch, des ist so! Wann e a Mädle fopp ond plog', no sikt's, daß e ebbes mit 'r haba' will, no sikt's, daß e's liab — ond'n Spaß hot's obadrei'! Ond so went se's grad haba'!" — Michel begriff; er sagte mit Anerkennung: „Kapper, du bist a verfluechter Schlengel!" — „No," erwiderte Kaspar behaglich, „wann e des net wihßt!"

Es erfolgte eine kleine Pause, in der Michel aufs neue bedenklich wurde. „Ja," begann er zögernd, „wann e aber nocht G'späß macha' will ond 's g'rotet mer net? Wann e me widder o'gschickt a'stell — wie doh?" — „Des wär' freile fehlerhaft," erwiderte Kaspar mit Ernst. „Eweng därfa't Dommheita net daura', so'st verliera't d'Mädla' da' Respekt!" — „Doh hosch!" versetzte Michel mit einem Ausdruck, als ob nun er wieder recht hätte. „Ond mir isch grad so, als ob's mer net g'rotha' könnt'! Was ietz?" — „No," erwiderte Kaspar mit einer Art von Unmut, „do ka'n e d'r koën andera' Rot geba', als daß d'r eba'n a bißle meaner ei'bildst! Kott's Heidablitz! A Kerl wie du! Ist des koë Ehr' für so a Mädle, waon du 'n G'falla'n an 'r host? Mueß doh net stolz drauf sei'?" — „Ih sott's beinah globa'," bemerkte der Enakssohn mit entsprechendem Selbstgefühl. Und Kaspar erwiderte: „No, ond wann d'net vergischt, wer du bist, nocht wurscht oh reda' und G'späß treiba' könna' mit so'm Deng doh!" Ruhiger setzte er hinzu: „Ma' mueß se net gar z'viel macha'n aus da' Mädla' — des ist a Fehler! Drom wamma'n amol a bißle z'hitzeng g'wesa'n ist, no mueß ma'n extra widder a weng huf ganga' und doa', als ob ma' gar wohl ohne se leba' könnt'! Nocht kriega' sie widder 'n Luhst! — Also, bei d'r nächsta' G'legenheit duast, was e d'r g'sakt hab', ond i garantier d'r, sie kommt d'r." — „Ich will seha," erwiderte Michel. Dann, nach kurzem Schweigen, setzte er hinzu: „Also nommol! D's Maul g'halta'n oder" — er machte mit der Faust eine verständliche Bewegung. Kaspar lachte. „Du wärst am End' em stand und brächst mer da' Hahls, zom Dank für mein' gueta' Rot?" — Michel, wieder auf seinem Boden stehend und sich fühlend, erwiderte: „Wann de dernoch aufführa dätst — 's käm m'r net drauf a'! — No, ietz b'hüet de Gott!"

Michel war durch die Aufklärung des gewandten Kameraden in der Tat getröstet und faßte wieder frischen Mut. Das Gefühl seiner Kraft und das Vertrauen auf sich selbst kehrte zurück. Es war ihm zuweilen, als ob er nur hingehen dürfte zu der Gret, um Spaß zu machen nach Noten! Aber extra zu ihr gehen, das wollte er nicht: da würde sie ja glauben, daß er's gar zu notwendig hätte — und das sollte sie nicht! — Er wollte die Gelegenheit abwarten, dann aber auch benutzen.

Eines Nachmittags schlenderte er gemütlich auf dem Anger hinter seinem Garten. Es war ein Sonntag; er hatte gut gegessen, ein wenig „geburmt" (geschlummert), sich dann schön angezogen, die Pfeife in den Mund gesteckt und war hierher gegangen, um zu sehen, was ihm weiter belieben werde. An einem solchen Nachmittag fühlt sich der Bauer immer behaglich, sogar wenn er verliebt ist. Michel ging langsam, blieb zuweilen ein bißchen stehen — er dachte an die Gret. Er war heute so unternehmungslustig und dabei so sicher! „Jetz wann's mer käm'," dachte er — „Sapperment nei'!" — Er ging wieder einige Schritte und sah umher — und wie's denn manchmal geht: dort, den Weg von der linken Gasse zum Anger herunter, kam die Gret. Michel eilte mit großen Schritten zum Ausgang des Wegs, um sie noch eben zwischen den Gärten zu treffen. Sie sollte ihm nicht entwischen — sie sollte ihm Rede stehen und nicht mit einem bloßen Gruß davonkommen!

Es gibt auf dem Lande nichts Reizenderes als jene Gänge zwischen lebendigen Hecken, die eben breit genug sind, daß man sich ausweichen kann. In der schönen Jahreszeit, wo die Hecken grünen und blühen, wo der trockene Weg von Gras und Blumen eingefaßt ist, gewährt es ein wahrhaft poetisches Vergnügen, hindurchzuspazieren, zumal wenn beim Schein der Sonne der Schatten dichtbelaubter Gartenbäume drüber fällt. Es ist so traulich und so heimlich darin, daß man nur bedauert, sobald wieder ins Freie zu kommen!

Ein solcher Gang war es, in dem unser Michel die Geliebte festhalten wollte. Seine großen Schritte hatten bewirkt, daß er noch rechtzeitig kam: die Gret ging erst in der Mitte des Weges. — Wie schön war sie! Sie hatte an dem warmen Tage keinen Kittel an: in blendendweißen Hemdärmeln, in gestreiftem, farbigem Mieder und rotem Halstuch kam sie ihm entgegen. Die Kleider standen ihr so gut, ihr Gang war so geschickt: das Dienen in der Stadt hat eben doch seine großen Vorteile! — Dem guten Michel lachte das Herz im Leibe, als er sie ins Auge faßte. Wenn aber das Herz lacht, dann schwebt es und kann konsequenterweise nicht — — — fallen. Unser Freund behielt seinen Unternehmungsgeist, obwohl die Gret mit schelmisch heiterem Antlitz näher und näher kam; und als sie endlich voreinander standen, sagte er heroisch: „No Margreat, wo kommst denn du hear?" — „Von der Fischere," war die Antwort. — „So! — Ond wo willst denn he'?" — „Hoëm! — I ben mit 'm G'strick ausganga' — ond hab d's Gara' vergessa'!"

Unser Bursche machte ein kurioses Gesicht. Es schien ihm hier eine vortreffliche Gelegenheit gekommen, die Gret zu foppen und zu plagen, und er beschloß sie zu benutzen. Sich breit auf den Weg hinstellend, sagte er mit schlauer Miene: „Do hommer's! An was host doh ietz denkt?"

Die Gret, seine Gedanken erratend: „Ja, wann e's saga' dät!"

„No, des ka'n e mer fürstella': an a Mannsbild!"

„So?" entgegnete die Gret schnippisch. „Woëscht du des so g'wihß?"

„Wamma' des net wihßt!" versetzte der Michel mit selbstgefälliger Sicherheit. „Des ist ja uir oëzengs Dichta'n ond Drachta'!"

„Doh bildet 'r ui doch a bißle z'viel ei'."

„Bah," rief Michel im Hochgefühl des Rechthabens, „wär' koë Wonder, des wär net bekannt!"

Das Mädchen versetzte mit einem Schein von Ernst und Schärfe: „Ma' sakt manchmol, es sei ebbes so, derweil hätt' ma nor geara', daß so wär'! Omkeart wurd a Schua' draus!"

„Ho ho!"

„Uir Mannsbilder lebed en der Ei'bildeng — und des ist natürlich. Uir wisset net, was o's denket! aber o's wisset, was uir denket!"

„Des wär' der Deufel!" versetzte Michel, verwundert über die kecke Behauptung. „Wie sottet'r des wissa'?"

„Wie?" erwiderte die Gret, indem sie ihm heiter ins Gesicht sah; „weil d'r uire Gedanka' verrotet, weil d'r o's nochloffet!"

Michel war betroffen. „D's Ohs hot rehcht," dachte er in einem Moment des Schweigens. Es blieb ihm indes noch der Ausweg, die Tatsache zu leugnen — und da tat er tapfer. „Bah," rief er geringschätzig, „wear dues des? A rechter Kerl net! — Ih," setzte er mit Stolz hinzu, „ben mei' Lebteng no' koër nochgloffa'!" — „Ist des wohr?" fragte die Gret lächelnd. — „So wohr i dohstand," sagte der Ehrliche. Die Gret, die recht wohl gesehen, wie der Enakssohn zu dem Durchgang geeilt war, hätte bei dieser naiven Behauptung beinahe gelacht; allein sie unterdrückte die Anwandlung und sagte scheinheilig: „Doh ist d'r also oh gar net drom z'doa', daß d' mit oër redst?" — Michel ahnte, wo sie hinaus wollte; aber er hatte A gesagt und mußte B sagen, und ohnehin wollte er sie ja uhzen. Heroisch erwiderte er: „Gar net! — I wihßt oh net, worum!" — „So," sagte die Gret, „doh mueß e m'r ja nocht a G'wissa' draus macha', doß e de mit mei'm G'schwätz aufhalt. — B'hüet de Gott!" Sie wollte vorbei. Michel war aber nicht gemeint, eine Unterhaltung, die bis jetzt so schön gegangen war, so schnell abbrechen zu lassen; er rief mit Eifer: „So wart nor no' a weng! — Du wurscht doch G'spaß verstanda'?" — „Des scho'," versetzte die Gret; „aber i mueß ietz zu meina' Kamrädenna'!" — „Gang weiter," entgegnete Michel, „lauter Weibsbilder! Was wurd des für a'n Onderhalteng sei'!" — „Oh," rief die Gret, „o's onderhalta' se recht guet!" — „Was net no'!" erwiderte Michel seinerseits ironisch. Und selbstgefällig setzte er hinzu: „Von was hont'r ietz g'redt?"

Die Gret sah ihn an, und ihre Lippe zuckte unmerklich. „Von was redt ma", sagte sie dann vor sich hinschauend, „wamma' se guet onderhalta will: von da' ledenga' Burscht'."

Michels Gesicht klärte sich auf. „No, was hab' e g'sakt?" rief er. „Jetz gibst m'r doch selber rehcht!"

„I hab' me verschnappt," erwiderte die Gret.

„Ja, ja," fuhr Michel fort, „d'Mannsbilder stecket ui em Kopf — des woëß e ja! — „No," setzte er in behaglichem Stolz hinzu, „en was für 'r Art hont 'r von es g'redt?"

„Mer hont g'rotha," erwiderte das Mädchen nach kurzem Zögern, „weller ietz wohl d'r G'scheitst ist em Doraf!"

„So, send 'r oëneng woara'?"

„Noë, jeda' hot 'n andera' a'geba'!"

„Natürlich," bemerkte unser Bursche, indem ihn das Vergnügen über die entlarvte Schwäche der Mädchen verhinderte zu sehen, welche Gefahr er selber lief. „Wean hoſt denn aber du a'geba'?"

Es gibt eine Mischung von Unschuld, Ungeschicklichkeit und Selbstgefälligkeit, die auch wohlwollende Naturen reizt, den Träger derselben, was man sagt, anlaufen zu lassen. Die Absicht, necken zu wollen, fordert heraus, und das Unvermögen, das in keiner Art zur Sache kommt, erweckt ein Verlangen, zu strafen. Unsere Gret fühlte einen Antrieb dazu und konnte ihm diesmal nicht widerstehen; sie erwiderte: „I hab' no' gar koën a'geba' — i hab' koën g'wißt. Aber ietz — ietz woëß e oën — ond ietz muß e eila', daß e widder zruck komm. Mei'r wurd gwihß alla'n ei'leuchta'!" — Nach einem Blick, dessen Bedeutung nicht zu verkennen war, schlüpfte sie an ihm vorbei und ging rasch weiter.

Michel sah ihr nach — — er fühlte mit einem Mal, was die Gret ihm angetan, und die Röte der Scham überströmte sein Gesicht. Bald erhob sich der Zorn in ihm und verstärkte das Rot zu düsterem Braun. „Wann de nor der Deufel holla' dät," rief er — „du Hex du! — Hot ihren Spoht auf m'r und stellt me he' wie'n Esel! — O wann e's nor do hätt' —". Er hielt inne. Es fiel ihm ein, daß er hier gehört werden konnte, und die Furcht, dem ganzen Dorf zum Gespött zu werden, hieß ihn abbrechen. Langsam ging er zurück. Er dachte nach, wie er zu diesem Verdruß gekommen sei — und lachte bitter. „I hab's foppa' wölla'! Die do, d's ärgst Ohs em ganza Dorf! Doh ben ih d'r recht Ma' derzue!" — Nach einer Pause setzte er unmutsvoll hinzu: „Der Kapper ist a'n Esel g'wesa' mit sei'm Rot, und i a Narr, daß e'm g'folgt hab'! — Des hot grad no' g'fehlt! Des hot d'Butt bonda!" — Am Ende des Ganges blieb er stehen und ließ eine Zeitlang gedankenvoll sein Haupt hängen. Endlich murmelte er: „'s soll amol net sei'! I gib m'r alle Müa ond dua', was e ka', und hab' nex als Verdruhß ond Onear dervo'. Noë, noë — i loß d's Heiricha sei'! Aus isch ond gar isch! —"

Als er bei diesem desperaten Satz angekommen war, hörte er Tritte in der Nähe und schaute auf. Es war die Gret, die mit dem Garn zurückkam. Daß sie's dem guten Michel so arg hinausgegeben, hatte sie doch ein wenig gereut, und ihr Gesicht drückte jetzt Wohlwollen und

Freundlichkeit aus. Wie sie ihn aber dastehen sah mit der trotzig verlegenen Miene, da änderte sich ihre Stimmung etwas. Sie konnte sich nicht enthalten, mit neckischer Verwunderung zu fragen: „No, Michel, stost no' allweil doh?" — Der Bursche, aufs neue gereizt, erwiderte: „Dirdawega net!" — „Oh," versetzte Gret, „des bild e m'r oh net ei'! Kotts Blitz! doh mueß e nor macha', daß e d'r bald aus da'n Oga' komm'!" — „I halt de net auf!" rief Michel. — „Hu hu!" erwiderte die Gret, und rasch verschwand sie in dem Gange.

Michel, in dem Gefühl, daß es nun wirklich aus sei, verließ mit langsamen Schritten den Anger. Er suchte den Kaspar auf und traf ihn allein in seinem Garten. „Noh," sagte er unmutig zu ihm, „du host m'r 'n schöana' Rot geba', des mueß e saga'! Du bist a g'scheiter Kerl!" — Der Kamerad sah ihn verwundert an und sagte: „Wieso?" — „No doh mit dei'm Foppa'n und Ploga', wo d'me a'glearnt host! Des ist a Dommheit g'wesa'!"

Und Michel gab ihm, so gut er konnte, ein Bild von dem Verlauf der Ansprache.

Wie lächerlich die Geschichte dem Erfahrenen und Gewandten auch vorkam, so hielt er es im Moment doch weder für ratsam zu lachen, noch das Benehmen des Burschen zu tadeln. Er richtete seine Kritik gegen das Mädchen und sagte: „'s ist a'n Ohs!" — „So," erwiderte Michel, für welchen diese Zustimmung etwas Angenehmes hatte, „siksch ietz oh ei'? — Freile isch a'n Ohs, d's ärgst em ganza' Doref! Für da' Narra' hot's me g'hett; — ond für da Narra' dät's me halta, so oft's könnt' — wann i net g'scheiter wär'! Aber doh wurd a Riegel fürg'schoba'! Koë Wöartle mea' red e mit'r. Nemmer a'seha' du e's!" — „No, no," warf der Kaspar ein, „gar z'hitzeng muest oh net sei'. Durch des, was d'mer verzählt host, ist no' net bewiesa', daß's de net mag!" — „Was," rief Michel, „doh isch no' net bewiesa?" — „Noë," bemerkte Kaspar. „Du host sie foppa' wölla'n aus Lieb, ond sie hot di g'foppt — vielleicht oh aus Lieb!" — Der Bursche konnte sich bei diesen Worten nicht enthalten, ein wenig zu lächeln, und rasch loderte in Michel der Zorn empor.

„Willst du me oh no' für da' Narra haba'?" rief er, indem er ihn grimmig anschaute.

„Des net, aber d'Mädla' deant oft grad d's Konträre von deam, was denket! Der Spoht" —

„Mach me net wild," fiel Michel ein. „Wean e verspott, auf dean halt' e nex! Du bist a'n Esel, wann's anderst sakst!"

Kaspar zuckte die Achseln. „Du bist halt a grober Kerl," versetzte er.

„Weil e rehcht hab'," entgegnete Michel. „Doh ben e doch a weng z'guet dafür, daß e so'm Fratza' da' Narra'n ahgib! — Nex doh! Aus isch ond gar isch!"

Die Lämmerwolke



Es blökt eine Lämmerwolke
am blauen Firmament,
sie blökt nach ihrem Volke,
das sich von ihr getrennt.

Zu Bomst das Luftschiff „Gunther"
vernimmts und fährt empor
und bringt die Gute herunter,
die, ach, soviel verlor.

Bei Bomst wohl auf der Weide,
da schwebt sie nun voll Dank,
drei Jungfraun in weißem Kleide,
die bringen ihr Speis und Trank.

Doch als der Morgen gekommen,
der nächste Morgen bei Bomst —
da war sie nach Schrimm verschwommen,
wohin du von Bomst aus kommst . . .

Der bayrische Chevauxleger


ix schönres nicht auf Erden
als was ein Wallischer — tralala!
ein schwarzbraun Pferd zu reiten,
ein Federbusch von Haar,
den Sabel an der Seiten —
ob wohl was schöners waar?
Tralala!
Ob wohl was schöners waar!

Kaum hat es acht geschlagen,
sitzt Roß und Mann zu Pferd — tralala!
Spazieren wird geritten,
Trampeter reiten voran,
den Fahner in der Mitten
und hint ein Flegelmann.
Tralala!
Und hint ein Flegelmann.

Wir reiten durch die Straßen,
das Pflaster möcht krepiern — tralala!
Das Mädchen schaut vom Fenster
und grüßt den Wallischer
und denkt sich: ach mein Schönster,
wenn ich dein Rößlein wär!
Tralala!
Wenn ich dein Rößlein wär!

Wir kommen auf die Wiesen
und tun manöverieren — tralala!
Der Oberst kummandieret
der ganzen Frant voran
und gleich drauf präsentieret
die ganze Eskadran.
Tralala!
Die ganze Eskadran.

Drauf blast man auf Kommando
den Marsch zum Afanschiern, — tralala!
Da geht's als wie das Wetter,
im stärksten Karrier,
bis daß als die Trampeter
nicht blasen nimmermehr.
Tralala!
Nicht blasen nimmermehr.

Nun reitet man zurücke
wohl in die Garnison — tralala!
Und putzt sein Pferd und Sattel
und Riemenwerk dazu
und eilt zu seiner Kathel
und wünscht ihr gute Ruh.
Tralala!
Und wünscht ihr gute Ruh.

Die schließt in ihre Arme
den schönsten Wallischer — tralala!
„Kein Kurassier, kein Jäger
und auch kein Gardikor
soll dir mein Herzlein rauben,
da steh ich dir davor.
Tralala!
Da steh ich dir davor!

„Vom Fuhrwesen gar keiner
und auch kein Pompertär — tralala!
nicht einmal ein Hulaner,
sein Lebtag kein Husar,
gar niemals kein Draganer,
vielweniger ein Standar.
Tralala!
Vielweniger ein Standar!"

So bleiben sie beisammen
bis zu dem Zapfenstreich — tralala!
Aude! mein Schatz, muß gehen,
muß gehen in Kusarn,
morng tu ich dich schon sehen
und schließen in die Arm —
tralala!
Und schließen in die Arm.

Und geht jetzt in den Stalle
und schaut nach seinem Pferd — tralala!
Ob es kein Mangel habe,
ob alle Fenster zu;
dann legt er sich und labet
sich durch die gute Ruh —
tralala!
Sich durch die gute Ruh.

Drum kanns nix schönres geben
als wie ein Wallischer — tralala!
Denn wenn er in Paradi,
so glanzt er wie die Sonn,
und bei der Prumenadi
sieht man'n von weitem schon.
Tralala!
Sieht man'n von weitem schon.

Paul Münch

De Baurekrieg



ie Jagd

's is Summer. 's Korn is zeitig.
Soweit mer gucke kann,
Do rauscht's im Wind wie Welle
Weit anne dorchs Gewann.

Dief senke sich die Halme
Bis uf de Bodem fascht,
Sie packe schiergar nimmi
Die goldig Ährelascht. —

Do steht vorm scheenschte Acker
E jungfrisch Mäd un sa't:
„Nee, was e Sege dies Johr,
Es is e wohrer Staat!

Die nächscht Woch kammer ernte,
Not werd gedrosch un not —
Not heirat ich mei Heiner."
So sa't se un werd rot.

Un in Gedanke geht se
De Acker runderum,
Lacht selig vor sich anne
So ganz voll Glick un stumm,

Do — horch emol! — Was is das?
Do sprengt im volle Saus
E Jagd de Hang erunner
Quer iwers Feld enaus.

Un vorre vor dem Jagdvolk,
Ganz noh' schun, sieht se jetzt
E Hersch do anne springe
Bis uf de Dot gehetzt.

Doch da! Jetzt brecht er zamme
Un hat sich hingele't
Grad mitte in dem Acker,
Wo das jung Mädche steht.

Hui! stermt a schun de Junker
Im Saus ins Korn enin
Un hinnerm no' sei Troßknecht,
Nix wie die Jagd im Sinn.

Die Frucht, de Gottessege
Werd in de Staab getret,
Daß glei im ganze Acker
Kaum noch e Hälmche steht.

Das Mädche sieht's un zittert —
Do lei't jetz all ehr Glick!
Heeß kommen ehr die Träne,
Sie halt se nit zurück. —

De Junker sieht se heile:
„Geh, Dirne, schau doch her!
Dein Korn ist ja gedroschen,
Was willst du denn noch mehr?!"

Do färbe sich dem Mädche
Die Backe rot vor Wut,
Es schwimmt em vor de Aa'e,
Sie weeß nit, was se dut;

Mit alle Kräfte schla't se
Dem Junker ins Gesicht:
„Da haschde se, mei Antwort,
Du wieschterlicher Wicht!" —

Still werd's im Krees. — Die Reiter
Stehn wie vum Blitz getroff,
Kee Jagdgekrisch, kee Rufe,
Do sa't de Junker schroff:

„Ei, Dirne, du hast Feuer!
Ihr Knechte packt sie an,
Daß ich im Schlosse droben
Mich dran ergötzen kann!" —

Frech lache do die Jagdknecht,
Laut kreischt das Mädche uf.
Es wehrt sich; doch sie schleppen's
Ufs Grafeschloß enuf. — —

Dort sin se jetz; de Jagdzug
Ziecht in dorchs weite Dor. —
Loß jedi Hoffnung fahre!
's is aus! Du bischt verlor.

Am nächschte Da'

Es war am frihe Morje;
Im erschte Sunneschein
Glänzt iwers Land eriwer
Wie lauter Gold de Rhein.

Vun alle Hecke peife
Die Vegelcher vor Freed,
Als gäb's nor Glick uf Erde
Un nix wie Seligkeet. — —

Doch guck! Do kommt e Mädche
So traurig vun der Borg,
Halt sich die Händ vors Köppche,
Un Träne tropfe dorch.

Es greint; un abwärts geht se,
Weeß nit, wo's anne will. — —
Im Dal, do lei't e Weiher,
Der is so dunkel — still.

Weiß blihn die Wasserrose,
Stumm stehn die Weide all,
Es is kee Laut zu heere
Als nor die Nachtigall. —

„Nachtigall, ich hör' dich singen,
's Herz im Leib möcht mir zerspringen,
Komme du und sag' mir wohl,
Wie ich mich verhalten soll!

Nachtigall, wo ist gut wohnen?
Bei der Linde, bei der Dohnen,
Bei der schön' Frau Nachtigall.
Grüß mein Schatz viel tausendmal."

— — — — — — — — — — — — — —

Im Kerchhof blihn die Linne,
Blihn ame frische Grab —
Die Nachtigall peift traurig
Ehr Lieder aus em Laab. — —

Die Verschweerung

's is Nacht. Im Haische an de Etterbach,
Do is noch Licht, wer is dann do noch wach?
Ernscht steht dodrin beim matte Licht
E Handvoll Bauersleit — hoch ufgericht. —
E langer Bart fallt weiß wie Schnee dem eene
Erunner uf die Bruscht in breete Strähne
Un wie e Held aus alte, alte Da'e
So steht er do — wild glänzen em die Aa'e,
E mächtigi Gestalt, hoch, kerzegrad —
Er gebt de annere die Hand un sa't:
„So is es ausgemacht, so fihre mer's enaus,
Glei morje früh geht's los. Do vor dem Haus,
Do sammle sich die Baure, Mann for Mann,
's ziecht alles mit, wo Waffe trage kann.
Die Herre han ehr Moß jetz voll! Mer Baure
Sin doch kee Hund. So kann's nit länger daure.
Un vun eich all hat jeder an die Herre
E Rechnung, wo mit Blut bezahlt wuß werre.
Un ich han Rach zu nemme for mei eenzig Kinn
Un — Heiner! — du sollscht unser Fihrer sin!
Sie war dei Braut; es is dei Schulligkeet,
Wann's uf die Junker un die Herre geht.

Un ich im weiße Bart un weiße Hoor
Ich tra' de Baure 's Siegeszeeche vor.
Un wann uns Dot un Schlachtewetter droht,
Ich tra' de Bundschuh trei bis an de Dot. —

Do drickt de Heiner fescht die Hand dem Alte
Un sa't: „Jo, Vater, ich dun zu eich halte
Un in die Hand versprech ich der's enin,
Ich will de Fihrer vun de Baure sin,
Ich will se fihre mutig, recht un gut,
Bis ich gerächt mich han im Herreblut.
De Junker fallt vun meine ei'ne Händ,
Der Hund, wo mer mei armer Schatz geschännt;
Sei Schloß muß falle, leichte weit ins Lann!
Frei will ich sin! — Frei is de Bauerschmann!!"

Uufruhr

Drowe aus de hohe Fenschter
Guckt de Junker iwers Lann;
Freindlich wie e weiter Garte
Lei't do unne sei Gewann.

Goldig schimmert Korn un Wääze,
Prächtig stehn die Wingert do
Un die Sunn scheint owe driwer
Un die Vegel peife froh.

Als wie weiße Bännel zieche
Sich die Stroße längs 'em Feld
Un e wahrer Gottesfriede
Lei't rings uf der weite Welt.

Horch! — Do zuckt de Junker zamme.
Was war das dann for e Ton?!
Das klingt jo wie Schlachtelieder,
Nit wie frommi Prozession.

Un de Junker späht un lauschtert,
Jedi Farb hat er verlor,
Dann vun unne dausendstimmig
Stei't eruf e wilder Chor:

(Bundschuhlied)
Not! — Not! Nix als wie bittri Not
Vun Kindheet uf bis an de Dot!
Das, Baurevolk, das is dei Los,
Kee Freed im Lewe, Sorje bloß
Un Schaffe, nix wie Schaffe
For Herre un for Paffe!

Wann Gott sei Sege in die Welt
Hat ausgedeelt uf Wies' un Feld,
Was batt's?! De Bauer, der leid't Not
Un Angscht un Sorg ums däglich Brot,
Er muß nor zammeraffe
For Herre un for Paffe.

O Baurevolk, wann werschde wach?
Steh uf, steh for dei heilig Sach!
Vor Gott sin alle Mensche gleich,
De Bauer gelt im Himmelreich
Soviel als wie die Laffe,
Die Herre un die Paffe.

O Baurevolk! 's is Zeit, 's is Zeit!
Die Freiheet ruft zum Streit, zum Streit,
Dann liewer dot als wie e Knecht,
Mer wolle nix als unser Recht,
Das dumer uns verschaffe
Trotz Herre un trotz Paffe!

De Bundschuh winkt! Es Baureheer
Schwellt an als wie de Sand am Meer;
De Herrgott selwer steht uns bei.
Frei is de Bauer, stark un frei!
Druflos jetz mit de Waffe
Uf Herre un uf Paffe!! — —

Bleech am Fenschter steht de Junker,
Wie e Doter sieht er aus,
Un mit stiere Aa'e guckt er
Ängschtlich iwers Feld enaus:

Dann do driwwe an dem Waldrand
Schlingt sich's wie e langi Schlang
Gradewegs zum Schloß eriwer
Schwarz un grußlich — endlos lang.

Wie das flimmert, wie das schimmert,
Glänzt un glitzert in de Sunn,
Das sin Speer un Spies un Kolwe,
Sense, senkrecht ufgebunn,

Morjestern un Hellebarde
— E gewaltig Waffemeer —
Un mit große, feschte Schritte
Geht de Heiner vorreher.

Newer em im Bart, im weiße,
Un in lange, weiße Hoor
Tra't e ernschter Mann, e alter,
Groß un stark de Bundschuh vor. —

Un noch immer steht de Junker
Dort am Fenschter, bleech und still.
Ha! — Jetz werd's em klor uf eemol,
Was der Baurehaufe will.

Un er springt de Hof enunner:
„He, ihr Mannen an die Wehr!
Wild wälzt sich ein Bauernhaufen
Feindlich an die Burg daher!" —

Do gebt's Lewe uf em Schloßhof,
Alles springt un laaft un rennt,
Jeder stellt sich uf sei Poschte
Mit de Waffe in de Händ. — — —

Ingeschloß vun alle Seite
Lei't die Borg. — Wie Blut so rot
Sinkt die Sunn. — — —
Die anner Stunn
Gebt's zu dun, Gevadder Dod!

De Storm ufs Schloß

De Storm is los. —
Wild dränge die Baure
Mit Mannesmut
An die mächtige Maure,
Die Lanze sause mit scharfem Gezisch,
Krach! Dunnre die Kolwe ans Dor;
Un Rufe un Johle un Schlachtegekrisch!
Un hoch winkt de Bundschuh vor.

Vun alle Seite
Sterme se rings,
Vun vorre, vun hinne,
Vun rechts un vun links;
Die lange Leetre le'e se an,
Wie Katze krawwle se Sproß for Sproß.
„Hei! Vorwärts, ehr Baure, druf un dran,
Heit muß es noch falle, 'es Grafeschloß!"

„Die Branfackel her!!
Ich schmeiß' se ufs Dach!
'S muß brenne un flackre
Mit Prassle un Krach!
Hui! Wie die Flamm schun am Dachstuhl leckt!
Ehr Baure, doher! De Ingang is frei,
Dot lei'e die Knecht am Bodem gestreckt,
Die Borg geheert unser; ehr Baure ebei!!"

De Heiner ruft's.
Mit 'me mächtige Stoß
Sprengt er 'es Dor,
Die Angel reißt los,
Un witig, schwer sei Schwert in de Hand,

So steht er im Schloßhof voll Ruß un voll Blut,
Un ower em brennt's un prasselt de Brand,
Sei Aa'e leichte vor Schlachtewut.

Un hinner em no',
Do sterme kihn
Die Baure de weite
Schloßhof enin. — —
Do schmeißt sich dapper mit seine Knecht
De Junker entge'e un drängt se ans Dor;
„Halt!" kreischt de Heiner, „jetz steh un fecht
Un denk ans Sterwe, jetz bisch de verlor!!"

Doch horch, do schallt
Vun de annere Seit
E laut Gekrisch
Un e hitziger Streit,
Un mitte im Hof steht in weiße Hoor
De Bundschuhträger mit blutigem Speer;
De Junker sieht's, do gebt er's verlor
Un flicht in de Torm un verammelt de Deer.

De Bundschuhträger
Mit Riesekraft,
Der sprengt die Deer
Mit 'em Fahneschaft.
„He, Junker, geb's uf un geb dich gefang!" —
Doch nerjends kee Junker, kee Laut un kee Wort;
Er sucht in de Stubb, im Saal un im Gang,
In Keller un Kammer — de Junker is fort. — —

Hoch, tormhoch schla'e
Die Feierflamme
Mit Knattre un Praſſ'le
Am Himmel zamme;
Grell schimmert's enaus ins weite Dal,
Grell schimmert's weit in die Berg enuf;
Jetz weh eich, ehr Herre, das is 'es Signal,
Ehr Schlösser, weh!! Alle Dörfer stehn uf!!

Am annre Morje

Am annre Morje sammle
Die Baure sich im Hof;
Do lei't manch armer Daiwel

Bis uf de Dod getroff.

Un manchi Kapp is blutig
Un mancher Wammes rot
Un mancher stehnt vor Schmerze
Un wart nor uf de Dod.

Do heilt so mancher Vadder,
So mancher Bruder aa,
Do muß manch Braitche traure
Un manchi Bauersfraa. —

Was batt's viel dran zu denke!?
Es trefft, wen's treffe soll.
Die Freiheet will's nit annerscht!
So is es halt emol. —

De Junker im Kloschterschutz

„Es is also doch so! — Vun Loscht de Jerg
Is grad eruffkumm uf de Berg
Un hat gesa't, 's wär ganz gewiß,
Daß es in Werklichkeet so is,
Er könnt's uf sei Gewisse sa'e,
Er hätt' en gesiehn mit ei'ne Aa'e,
Er hätt' de Junker selwer gesiehn
Bei Zeeskäm im Kloschter Haimbach drin;
Sie hätten em Schutz versproch die Brieder."
„Was, is das wohr? Die Johanniter?!" —
„Die Herre un Paffe helfe sich halt!" —
„Sa', weeß es de Heiner? Weeß es de Alt?" —
Do kommt de Heiner mit lange Schritt!
Die Baure sin still; er geht in die Mitt:
„Ehr Bauersleit! Ehr wisse, wie's steht,
Un wisse a, wo's jetz anne geht;
Jetz weh eich, ehr Klöschter! Jetz weh eich, ehr Paffe!
De Bauer weeß sich sei Recht zu verschaffe!"

Krieg

Un die Baurehaufe ricke
Glei am annre Da' uf Haimbach
Un verlange fescht un trotzig
Iwergab uf Gnad un Ungnad.

Doch de Prior un die Brieder,
Die verstehn sich uf die Waffe,
Un es setzt e blutig Fechte. —
Awer owends glänzt am Himmel
Rot wie Blut e greller Schimmer —
Kloschter Haimbach lei't in Trimmer! —
Un de Heiner un sei Baure
Suche zwische Brand un Maure
Lang un gierig no em Junker. —
Awer wie un wo se suche,
Er is fort! Is nit zu finne.
Wildi Wut packt do die Baure,
Weiter zieche se un brenne
Alles zamme ohne Rücksicht,
Un kee wehrlos, friedlich Kloschter,
Wo nit raacht. — Stift Klingemünschter,
Hördt un Eußerthal, die Limborg
Brenne se im Zorn im blinde.

Un die arme Kloschterbrider
Zieche draus erum als Bettler
Un doch bete se un bete
For ehr wilde Feind, die Baure,
Bete wie am Kreiz de Heiland:
„Gott im Himmel sei de Baure
Gnädig, weil se doch nit wisse,
Was se dun! Erbarm dich um se!“ —

Doch die Baure brenne weiter,
Brenne zamme Städt un Dörfer
Un 'es Lann verkommt im Elend.
Uf 'em Feld verderbt 'es Futter
Un 'es Korn verfault im Acker. —

Un de Palzgraf packt de Jammer;
Bote schickt er bei die Baure,
Inzustelle Brand un Morde,
Er wollt frei un ehrlich prüfe,
Was se auszusetze hätte. —

Doch de Heiner loßt em sa'e:
„Eher krie't es Land kee Friede,

Bis mei heil'ger Schwur erfüllt is,
Bis de Merder vun meim Mädche
Dot vun meine Hänn im Blut lei't!" —

Uf die Antwort ziecht de Palzgraf
Mit de Landsknecht un mit Reiter
In de Krieg. — De Heiner awer
Sammelt schnell sei ganzi Mannschaft
In de Pedderschemer Maure
Un de Palzgraf un die Baure
Warte mutig, doch voll Sorje
Uf die Schlacht am ann're Morje.

Die Schlacht vun Pedderschem

De Newel lei't dick un schwer im Dal
In weißliche Wolke. Kee Sunnestrahl
Fallt heit erunner uf Stadt un Feld
Un trib un traurig lei't die Welt,
Als dät se schun im Voraus traure
Ums Schicksal, 's harte, vun de Baure.

In Schlachtereihe ufgestellt
Steht's Baureheer dodraus im Feld;
Die lange Reihe sieht mer hinne;
Fascht ohne Enn im Dunscht verschwinne;
Die Waffe sin blank un scharf un gut
Un groß un grimmig de Schlachtemut.

Aha! — Was war das? — Do dringt's dorch de Newel
Wie Rass'le vun Waffe, vun Schwerter un Säwel. —
Jetz Obacht!! 's geht los! Die Feind sin do!
Die Lanze gesenkt un die Schwerter gezo!! —
— De Newel verreißt, e Sunnestrahl
Fallt grell erunner ins Wissedal. —

„Sin das dort die Feind!? Die Handvoll Reiter!?
De Sieg gehört unser! Ehr Baure, weiter!!"
Un vorwärts sterme se Mann for Mann,
De Bundschuhträger schwenkt hoch die Fahn,
Wild wehen im Wind sei weiße Hoor,
Stolz stermt er un stark zum Angriff vor.

„Halt, Vater!“ kreischt de Heiner, „halt!
Ehr gehn in de Dod, 's is e Hinnerhalt!“
Es batt nix. — Wie er a kreischt un wehrt,
's is alles umsunscht. Er werd nit geheert;
Sei Stimm verliert sich im Johle un Krache,
Er kann se nit halte. 's is nix meh zu mache.

Dann do un dort aus 'em Newelmeer
Daucht uf de Feind vun de Flanke her
Un stermt doher mit Iwermacht,
Un hart un hitzig dobt die Schlacht.
Eng schare sich um de Bundschuh die Baure
Un fechte wie Leewe' un stehn wie die Maure.

Do krache die Kolwe, do zische die Speer,
Do braust's un do brillt's wie Storm uf 'em Meer;
Die Baurehaufe fechte mit Macht,
Lang schwankt eriwer, eniwer die Schlacht;
Doch enger un enger schließt sich die Schling
Ums Baureheer wie e eiserner Ring.

Do brecht a noch vun hinne erin
Die Reiterei uf die Baure enin;
Do werre die Reihe zammegeriß
Als wie 'es Ohmet im Herbst uf der Wiß.
Uf eemol! — De Bundschuh wankt, er fallt,
Zu Dod getroff brecht zamme de Alt.

Un dot noch halt er fescht in de Hänn
De Bundschuhfahne trei bis ans Enn.
Do sieht's de Heiner. Do packt en die Wut,
No vorre stermt er mit Schlachtemut —
Un mitte unner de Reiterschar,
Do werd er uf eemol de — Junker gewahr.

„Halt, Mörder!“ kreischt er in schrecklicher Wut,
„Jetz steh un wehr dich, jetz koscht ders dei Blut!!“
Un gräßlich un grimmig fechte die zwee,
Wild baime die Gail sich un gehn in die Heh,
Un Krach uf Krach un Stoß uf Stoß,
Hell hupse die Funke vum Panzerhemd los.

Do packt de Heiner mit Riesekraft
Sei Schwert mit doppelte Hänn am Schaft,
— E Schlag! — In Sticker verkracht die Kling,
Un rot spritzt 'em Junker 'es Blut dorch die Ring,
Dot fallt er vum Sattel, sei Aa'licht brecht. —
„Mei Schatz!" ruft de Heiner, „ich han dich gerächt,

Jetz geh ich froh in Dod un Verderwe
Jetz will ich mit meine Baure sterwe." — —
Dann sammelt er dapper die Iwwerrescht
Vun seine Leit fors letscht Gefecht
Un vorwärts sterme in Dod un Schlacht
Die letschte Baure un singe mit Macht:

„Not! — Not! Nix als wie bittri Not
Vun Kindheet uf bis an de Dod!
Das, Baurevolk, das bleibt dei Los
Kee Freed im Lewe, Sorje bloß
Un Schaffe, nix wie Schaffe
For Herre un for Paffe.

Ehr Baure, vorwärts in de Dod!
Wer dot is, weeß nix meh vun Not,
Wer dot is, der is ewig frei
Vun Knechtschaft, Not un Frohnerei,
Drum mit de letschte Waffe
Uf Herre un uf Paffe!!" — —

Un enger schließt sich die Schling um die Baure
Un schließt sich als enger. — Wie lang soll's noch daure?
So viel schun, so viel sin bleech un blaß,
Un bludige Blume blihn im Gras. — —
Un wie die Sunn sinkt ins Owendrot,
Do sin all die Baure frei — un dot.

Von zween Verliebten



r mündlin rott vß senender nott
mir helffen kan, das mir kain man
mit nichten kan püssen!
Darumb zu ir meins hertzen begir
hatt sich gesant. Es tuot mir andt,
das ich sy nit sol grüssen,
zu allen zeitten, wann ich wil,
eren die vil zarten.
Sy ist mains hertzen saitten spil;
käm ich in iren garten,
darynn so wolt ich frölich sein,
gar friuntlich mit ir kosen.
Wes wolt sy mich engelten lan?
Die wolgetan,
die tugentreich, die erntreich,
sy weißt mich in die Rosen!

O liechte kel! Wie vein, wie gel
ist dir dein har! Dein äuglin clar,
zartt fraw, laß mich an sehen
vnd tuo mir kund vß rotten mund
ain friuntlich wort. Mein höchster hordt,
ich will dir friuntschaft iechen;
laß mich dein wänglin rüren an,
das ich friuntschaft empfinde!
Dein hälslin ist gantz wol getan,
mit worten bist du linde.
Ach, zartes weib, es ist dein leib
ain pild ob allen pilden —
wann ich doch schöners nye gesach!
Groß ungemach
wendest du mir, mein höchste zier,
wer kan dich über milten?

Dein ärmlin weiß, mit gantzem fleiß

geschnitzelt fein, die hennde dein
gar hofelich gezieret;
dein leib ist ran, gar wol getan
sind dir dein prust! Nach manns gelust
bist du geplesenieret.
Dein hertz ist allzeit muotes frey,
wer kan dich über geüden?
Triu und stätt die wont dir by,
du pringst mich dick ze fräden.
So ich sunst wär in sorgen swär,
das pringst du mir ze guote.
Darumb wil ich dir wesen holt,
für alles golt so lob ich dich!
erhör auch mich,
zart lieb, vß freyem muote!

Da antwurt mir vß voller begir
die tugentleich, die erntreich,
vß rosenfarbem munde;
ain friuntlich gruos mit worten süß
ward mir bechannt: ir weisse handt
pot sy mir da ze stunde.
Ir rotter mund mich da berürt
mit röselichen wangen,
ain halsen, ain küssen ward versnürt,
mit armen schon vmbfangen.
Da ward mein hertz von allem schmertz
empunden vnd entlöset —
das macht ir rosenuarber mund,
der mir entzunt das hertze mein!
Trautt fräwelein,
dein leib ist über röset!

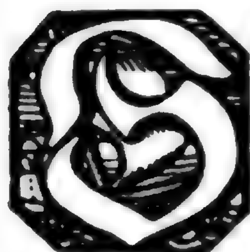
Mein höchstes hail, bis nit ze gail
gen yederman, der doch nit kan
gantz rechte liebe treiben.
Won ainem bey, der muotes frey
in hertzen ist ze aller frist
vnd dienet rainen weiben.
Da antwurt mir die mynneclich
vß rosenfaruen munde:
„mir liebt ain knab, ist frädenreich
in meines hertzen grunde!“

Sprach Muscanpluot: der mir wol tuot
nach willen meines hertzen,
ich will Im wesen vndertan!
Ist er ain man, der mynne strick
manig augenplick,
send ich Im one schertzen!

Karl Gottfried Nadler

E Gardinepreddig

Aus den politischen Idyllen des Herrn Christoph Hackstrumpf, weiland Schuhmacher und Volksredner, Partikulier und Bürgergrenadierhauptmann, Ratsherr und Inhaber einer goldenen Schnupftabaksdose usw.



o! Also Hauptmann vun de Bürgergranadier!
Ei, guck emol! du bringschts zu was! ich graddelir!
Gemeener erscht, dann Korperal, jetz Hauptmann gar!
Ich habbs schun lang gemerkt, daß dirs zu wennig war
Als ordinärer Narr 's Gewehr zu trage,
Keen Schtickerei zu hawwe uffem Krage;
Ja 's is halt schön! die abgenagde Schunkeknoche,
Der Kalbskobb drüwwer, hot dir in die Aage gschtoche, —
Un mit bloß uf de Knöbb, aach uffem Hut!
's schteht freilich so 'me Mann wie dir gar gut! —
Wah sächscht de? „Dodteköbb un Rohrbeen?“ — schäm dich doch!
Geh in der ganze Schtadt erum un frog,
Un sag: die Kumbanie will neu sich equibiere,
Do werd euch jeder rodhe: loßt euch Schwardemage
Un Lewwerwörscht un Blunze uf die Knöbb gravire,
Un saure Niere uf de Fahne schticke,
Un mit Kaßrolle trummle, wann ihr aus dhut rücke! —
Du willscht mer vum „Soldadedodt“ was sage?
Is dein Herr Vorfahr aa vielleicht dran gschtorwe?
Ja, ganz gewiß! Er hot sich jo verdorwe
An Faschtebretzle! — Hoscht nit selwer gsacht:
Wann eener sich darhinner hätt gemacht, —
Mar hätt mim Schtobberziecher des Schtück Bretzel kricht,
Wamm mar gwüßt hätt, daß es do grad licht?
Dofor habt ihr em aach ins Grab nein gschosse,
Der ganze Schtadt die Köbb volltrummle losse!
Letscht hoscht du selwer gsacht: „er war e Schwein,“
Jetz is sein Schtall kaum leer, un du gehscht nein!
„Fra Kabidänin?“ — non! ich sag dodruf jo nix, als: Schtoffel!
Geh hin, kaaf Brot ein mit dem Tiddel, un Kardoffel! —
Ach Gott! wann doch em Mensche nit so schwer
Des erschte Kindsbech rauszutreiwe wär!

Dein Mudder selig hot mers mehr als eenmol gsacht,
Was du als for e Amtsgsicht häscht gemacht,
Wann dich die annre Buwe wie en Affe
Zum König hawwe ausgerufe, un e rußge Haffe
Dir uf de Kobb gschtulpt, for e Kron, —
En alde Kochlöffel in die Hand gschteckt! — der Herr Sohn
Hot als sein eegni Mudder schier nimmehr gekennt;
Des geht der noch bis an dein selig End!
So! „'s koscht nit viel?“ — Was soll ich dozu sage?
Du meenscht, die Erbschaft wär nit durchzuschlage!
Neen, Gott bewahr! — du bischt e Rothschild! Millionär!
Dein Sack werd, wie im Märle, niemols leer.
Du werscht jetz widder aach im Tilbury fahre,
Weil mir noch nie der Schtadtschpektakel ware! —
Mein, Chrischtoph, denkscht dann nimmer an des Bild,
wo drunner schteht: „Ich frog jetz, was Europa gilt?“
„Sei schtill, sei schtill?“ — Neen, grad nit schtill, Herr Kabidän!
Jetz sag ichs erscht recht, erscht recht, wie ichs meen.
Du sitzscht im Tilbury un lahnscht dich hinne wedder,
Die Händ sin nausgeplatscht ufs Schpritzeledder,
Mit schwarze Händsching, — alle zehe Finger
Voll Ring, — un du bischt gschpickt als wie e Has
Mit lauder Vorschtecknodle un so annre Dinger,
Gemolt als Bullebeißer mit 're gschpaltne Nas,
Zum Maul raus hängt e Meerschaumpeif mit langem Rohr,
Un rechts als Kutscher sitzt e Mopsgsicht vumme Mohr!
„E Schmierer?“ so! ei wüßt ich nor, wo der jetz wär,
Der müßt mer aus Sibirie widder her,
De neugebackne Hauptmann noch Gebühre
Wie sellemol de Millionär zu borträdiere!
„Zur Schtadt nausjage?“ — geh mit deine Faxe!
Gell, dorum loßt ihr euch de Schnorrbart wachse,
Daß sich die Leut recht vor euch förchde solle?
E sauwer Corps! die Bäuch sin gschwolle,
Die korze dicke Häls, — die Been sin krumm,
Un euer neue Schnorrbärt tragt 'r rum, —
Weescht wie? Wie'n alder kolleriger Gaul
Doschteht un schloft un hodd e Hampfel Heu im Maul,
So hängt ihr grad aach euer Schwellköbb vor,
Als wär e Zentner Blei in dene Hoor.
Gell, ja, wie der Schtudent vor euer Front is kumme
Un hot e Schtreichholz for sein Zigarr rausgenumme
Un hots am Flüchelmann seim Schtachelbart geriwwe

Un hot sichs angezündt, — un der is schtehn gebliwwe
Un hot geglotzt, genießt, un alles hot gelacht, —
Bischt du nit kumme Owends un hoscht gsacht:
„So was soll uns gewiß nimmehr bassire!
's is bschlosse: 's ganze Corps loßt sich rasire?"
Hots was genutzt?" — 's is kaum e Verdeljohr
Un eure Mäuler schtehne widder voller Hoor;
Nadürlich! alle Mädle sin in euch verlibt,
Weil so e Bart em Mann was Gravidädischs gibt,
Grad wie vor Zeide als e dicker Zopp
En Ratsherrn hot gemacht aus jedem Eselskopp.
Die Hase hawwe Hoor im Gsicht — so gut wie ihr, —
Die werren aach am End noch Bürgergranadier!
Hättscht du dir Hoor als nor uf deine Zähn,
Do könntscht mit Ehre doch ufs Rothaus gehn!
Weescht, was mar sächt? du dhäscht als wie e Fülle,
Odder gar wie sunscht was, wiehere und brülle,
Un wann de ferdig wärscht, do wüßt mar nit
Vor lauder Gschwätz, was anzufange mit.
„Wer sächt des?" — ja! des werr ich dir jetz sage!
Mit dem dhäscht du dich uf Pischtole schlage! —
Neen doch! des dhäscht du nit! — des dhun nor Gawwelier,
Des dhut keen braver Bürgergranadier!
Der muß sich schpare, muß noch Ratsherr werre.
Im grüne Lahnesessel 's Maul uffschperre,
Muß schöne Rede halde, Vorschläg mache
Zum Brückebau, — nit wohr? un wann die Leut aa lache,
Was dhuts? nit wohr? „Herr Chrischtoph Defizit," was dhuts?
Mar muß sich opfre? — 's Lache hot doch aa sein Guts,
Vorab for den, wo lacht! — Seh ich die Brück,
Do denk ich immer an dein Cummission zurück,
Wie du so gravidädisch bischt ufs Rothaus gange
Als häscht de in deim Hut de Weisheitsvochel gfange:
„Ihr Herren, ich bericht jetz üwwers Defizit" —
O! schnarch du nor! ich weeß, du schlofscht noch nicht! —
„Ich haww e sicher Middel gfunne for die Schulde:
Die Brück trächt jährlich zehedausend Gulde,"
Non Chrischtoph, helf mer doch, die Nuß uffkaue! —
„Mir brauche also nor e zweddi newedran zu baue," —
Du brummscht? is 's so nit recht? — curgier mich nor!
„Do hammer zwanzigdausend" — ei so knorr! —
Ja, gell! hättscht du zu mir e Wort als vorher gsacht,
Hättscht du dich nicht so lächerlich gemacht! —

Schnarch du iu Goddes Name wie e Schreinerssäg,
's is morge noch e Dag, — die Woch hot siwwe Däg,
Un du muscht all dein Sünde vun mer höre;
Ich habb de Krobb jetz voll, und will dich lehre
Zu dhun, als hättscht um mich dich nix zu schere; —
Hausworschtelshauptmann werre, ohne daß ichs weeß!
Wart nor, Herr Hauptmann, ich mach dir die Höll jetz heeß!
Auswärts do sächt mar nix als Guts vun so 'me Loddel, —
Dofor krichscht du darheem dein Fett! — Wart nor bis morge,
Do wollemer des Ding noch weider bsorge!

Anton Nagel

Grundriß des Schelmenländels der Roßdiebe in der Hallertau.


s war schon seit uralten Zeiten nicht allein unter den gelehrtesten bayerischen Geographen und Historikern, sondern sogar unter den Spießbürgern der Städte und Marktflecken in und ringsum der Halletaue eine überaus große Kontrovers, wo die eigentliche Halletaue und ihre Gemeinschaft und Grenzen zu suchen und zu finden wären. Weiland unsere selige Voreltern, die ihre Hände nicht gern in Menschenblut wuschen, lebten und leben ließen, schränkten daher dieses Schelmenländchen bloß in diesem Reimspruch ein:

Wollnzach, Nandelstadt und Au
Sind die drey Hauptstädte in der Halletau.

Das mag ihren biederen Herzen und ihrer Duldung zwar zu verzeihen sein: allein ihr Ehrenwort auf eine goldene Schüssel und einen purpurnen Polster gelegt, da sie als Bürgermeister und Ratsherrn nach den alten Rechten der Städte und Märkte mit ihren Stadt und Marktschreibern den heimlichen Halsgerichten der Malefikanten noch beizusitzen befugt waren, so war doch ihre Meinung und ihr Vorgeben erstunken und erlogen, und einem Hehler und Stehler so ähnlich, wie des heil. Zunftmeisters Crispinus seine Schuhe und Stiefel einer gestohlenen Eselshaut, woraus Meister Eulenspiegel bei einem grimmigen Winter den Schafen, Schweinen, Ochsen und Pferden Schuhe und Pantoffel und Stiefel verfertigte.

Hätten diese Patres conscripti, obschon sie weder lesen noch schreiben konnten, sich bloß das Martyrologium der Galgenpater und Urgichten der bayer. Landgerichte von ihren Frauen vorlesen lassen, oder bei ihren Wallfahrten die Votivtafeln bei dem heiligen St. Kastel zu Moosburg, zu St. Salvator und zu Altenötting usw. genau angesehen: so wären sie ohne Wegweiser auf die echte und wahre Spur gekommen, wo der Hallertauerschelm seinen Aufenthalt und Lueg hat. Die uralten Eisenfronvesten zu Landshut, Moosburg, Ärting, München, Crantsperg, Pfaffenhofen, Neuburg an der Donau, Ingolstadt, Vohburg, Abensberg, Kelheim und Regensburg usw., wo insgemein die heiligen Ritter von der Halletaue unter dem Galgen rasten und ihre Marterkrone unter dem Totengesang der Raben und Dohlen empfingen, liefern uns also die wahrhaften und zuverlässigen Urkunden, wo die Hallertau und ihre weitschich-

tigen Grenzen zu suchen und zu finden sind. Dieses Argumentum ad hominem allein schon ist unumstößlich gewiß; denn es erörtert und erklärt zugleich die Galgenregel, wodurch ein Roßdieb seine Himmelfahrt erwerben kann:

Jussio, Consilium, Consensus, Palpo, Recursus;
Participans, Mutus, Non obstans, Non manifestans —

und das sowohl nach den geistlichen, als weltlichen Rechten.

Beobachtet ferner der Geograph und Biograph die festgeketteten Rosenkränze, deren sich die gewandten Roßhändler als Zäume und Steigbügel und Peitschen bedienten, und die unterirdischen Pferdställe und die Gaukapellen, wo manches Pferd verhungerte, weil man die Ritter mehrmal in flagranti aufhob und mit Weib und Kind in der Eisenfronveste verhaftete: so findet man sogar die Raubnester der Individuen in allen Einödhöfen zwischen der Abens, Ilm, der Wolnzach, Amber, Glan, der großen und kleinen Laber. Soviel quoad Generalia ausgesagt.

Obige Schelmereien im Pferdehandel und Wandel lassen sich daher nicht alle in die sogenannte eigentliche Halletaue einschließen, wovon das Herz und der Kern der Marktflecken Aue und das nächst dabei gelegene Dorf Hallesberg und Nandelstadt sind, wie auch der Markt Wollnzach am Wollnzachflüßchen, der bei Königsfeld sich in die Ilm ergießt. Der Markt Mainburg bekennt zwar und leugnet sogar nicht, daß er den Hauptschlüssel zur Halletaue besitze; behauptet aber, daß er die Grenze schließe. Da aber rings um diesen Markt bei und auch ohne Tortur diese Herrn Vetter der Halletauer im diebischen Pferderennen ertappt wurden, die sie nach Nürnberg, Neumarkt usw. den Juden zuritten; so weiß man schon, wie viel es geschlagen hat und diesen ehrlichen Leuten bei ihrem Leugnen Glauben beizumessen sei. Wäre der Hehler nicht, wäre auch der Stehler nicht!

Die bayerischen Landkarten des Peter und seines Sohnes Philipp Apian und des Fink, die jener i. J. 1560, dieser i. J. 1684 herausgaben, enthalten den Distrikt der Halletaue von Aue und Hallesberg bis an die Amber hin nach Zolling und Ambertshausen und Paunzhausen. Ein alter Kanonikus von Neustift, der viele Jahre auf der Pfarr Kirchdorf an der Amber Pfarrer war, erzählte mir aus einer uralten Tradition, daß die Halletaue sich auf seiner Filial Hirschbach auf einem Berge endigte, worauf ein altes Kruzifix steht: „Da“, sagte er mit diesen kraftvollen und vielbedeutenden Worten, „wo unser lieber Herr Gott am Kreuz den A . . hinzeigt, ist gegen Süden die Grenze der Halletaue.“ Man muß diesen vermessenen Ausdruck dem Spaßmacher vergeben, so unartig er ist, den er jagte den Dieben an diesem Platze sein Reitpferd ab.

Mein Vater erzählte mir öfters, das der steinalte Einödbauer Gallus Auer, der Großvater seiner Familie, samt seinen Söhnen und dreien Enkeln an einem Tage zu Moosburg nebeneinander wegen Roßdiebereien

an dem lichten Galgen aufgeknüpft wurde. Die Enkel und Söhne mußten zuerst daran, zuletzt der Ahnherr mit einem langen, schneeweißen Spitzbart. Die Familie ward zwar aus dem Sattel gehoben, allein die übrigen Halletauer wurden nur behutsamer. Die Berge, die Wälder, Einöden sind ganz dazu gemacht zu dieser Pferdjagd.

Der Salzhandel von Reichenhalle ging auf den Saumpferden vor Uralters schon über Freising und Moosburg über Nandlstadt nach dem Markt Aue und Hallesberg und Wollnzach und Mainburg nach dem Nordgau, ins Franken usw. Da ließ sich was fischen im Trüben und im Nachtnebel. Doch auch ich will meine Hände nicht im Blut meines Freundes Ertmaiers waschen und den Straßenräuberhof (vulgo Straßhof) am Hunnelbach, vulgo Hendlbach, zwischen Gundelzhausen, Hebranshausen, Leubersdorf, Hörenau, Grafendorf und Rudeltshausen nicht anmerken; denn diese armen Teufel stehlen heutzutage nur Ziegen, Böcke, Schafe und Schweine und treiben diese auf den großen Viehmarkt nach St. Albigan (St. Alban oder Albing) bei Hörgertshausen (Herigoltshausen olim), da die raffinierteren Pferdediebe auf den dreien großen Roßmärkten zu Moosburg am St. Ursulatage, an Mitfasten- und Pfingstmarkte in Grosso Handel treiben und einer dem andern, wie im Spiele: Stirbt der Fuchs, so gilt's den Balg — die geraubten Pferde in die Hände spielen. Das Wallfahrtliedel der Halletauer zum heil. St. Castulus nach Moosburg ist ohnehin weltbekannt:

„O heiliger Sankt Castulus
Und unsre Liebe Frau,
Ihr kennet uns schon lange,
Und unsre Halletau:
Es waren unser Tausend,
Izt sind wir unser Drey,
Errettet uns vom Galgen,
Steht unsern Kindern bey."

Auch die Landgerichte Rottenburg und Kirchberg sunt sub eadem damnatione.

Ich sah einen alten Jäger aus der Halletaue aufhenken, der Pferdefüllen statt Hirschfleisch verkaufte. Die Schergen, Abdecker, Pfannenflicker machten mit den Halletauern mehrmal gemeine Sache, ja sogar die Meister im Pferderennen und die ansehnlichsten Pferdehändler:

„Hier kömmt der beste Reiter
Mit Peitsch' und Sporn nicht weiter;
Der Vogel Greif bringt in der Klau'
Exempel aus der Halletau."

Ein Plagiat aus Minna von Barnhelm



De la Spada: Servitore humilissimo de la sua Signoria — verzeien mir, ik kommen so grad in der Zimmer...

Pralin: Wer sind Sie, mein Herr? Fanden Sie keinen Bedienten, der Sie melden konnte?

De la Spada: Ik 'ab er niemand gesehn als der Schweiz' an der Tür sagen mir: montez monsiu!

Pralin: Aber Ihren Namen, mein Herr, und Ihr Verlangen?

De la Spada: Ik bin er der Marchese de la Spadas Signore di Romantados, ein welsche Edelmann, der sie reist, um die Welt zu bekick. Ik bin Offizier gewesen in der Dienst von Seiner 'eiligkeit und 'ernach bei der Konföderiert — jetzt kommen ik sie aus der Feld, bin sik ein reduzierter Offizier von der Freikorps.

Pralin: Nun — was wäre zu Diensten?

De la Spada: Ah! Servitore humilissimo, ik weiß nit, mit wem ik sprik? Vielleicht die 'err vom 'aus, il padrone de la casa?

Pralin: Nein, ich bin's nicht, aber Sie dürfen mir frei Ihr Begehren sagen.

De la Spada: Gut, si vo Signoria commanda, ik sagen, daß ik kommen 'ier in die 'aus, um zu sprek mit die Baron von Rosenoff; sin wir gewes gester zusammen in compagnia, 'aben per passare il tempo spielen Pharao.

Pralin: Nun, und Sie haben ihm zum Zeitvertreib sein Geld abgewonnen?

De la Spada: Ah! Una miseria! Bagatella, es is er nit der Müh wert, davon zu sprek — allein ik reisen fort und ik muß er mein Geld 'aben, ik 'ab lassen gehn der 'err Baron auf sein parolle d'Honnor und 'at er mir versprok zu bezalen 'eut gli cinquanti Zechini.

Pralin: So — also fünfzig Dukaten...

De la Spada: Si, Signore, fünfzig Dukat in Gold — denn ik 'aben auf Gold gesetzen. Ik muß er in Zeit von Stund bezahlt sein, sonst ik warten 'ier in 'aus auf die Baron, ik sie prostituier!

Pralin: Das wird nicht nötig sein — hier sind die fünfzig Dukaten. — Schreiben Sie dahin, daß Sie bezahlt sind.

De la Spada: Ha, korsamer Diener! (Für sich.) Per dio, un galant huomo! Is sie charmant Kavalier!

Pralin: Schreiben Sie, schreiben Sie!

De la Spada (schreibt): Il Marchese de la Spadas, Capitano. Ik sehe, daß Sie der Welt kenn' — vielleikt auk spielen?

Pralin: Nein, ich haße das Spiel so wie den Spieler selbst — — und nun, mein Herr, sind Sie bezahlt. Sie nehmen nicht übel — — meine Geschäfte . . .

De la Spada: Mi commando humilissime. (Er will gehen, kehrt aber wieder um.) Dok weil ik sehen, daß Sie so charmant Kavalier sind, so will ik mak, daß Sie der Spiel lieben soll und auk der Spieler — perche ik weiß, daß Sie darum der Spiel nit lieben, weil 'aben verspielt gli sui denari, sein Geld. Aber ik maken, daß Sie per il futuro allzeit gewinn, Notabene, wenn Sie im Pharao Banco 'alten.

Pralin (für sich): Der Schurke! Nun??

De la Spada: Wenn Sie Geduld will 'ab, in ein 'albe Stund ik ihm lerne, perche 'aben spirito, ik kann er sehen in der H'aug, daß Sie 'aben gut Begriff, ik will Sie mak zum Virtuoso in der Spiel. Für ein fünfßig Dukat, mak ik Sie gewinn i Sseit von ein Jahr 'undert, sagen: centa mili Zechini!

Pralin: Und alles auf die ehrlichste Weise, nicht wahr?

De la Spada: Sagen freilik die einfältig Welt, daß er wäre nit rekt Spiel, aber was versteht sik die Einfaltpins, man mus leb — man muß mangiare.

Pralin (für sich): Ich will ihn doch weiter ausholen . . . Also sind Sie Meister im Pharao?

De la Spada: Sono Professore, ik kann er auf der neueste Art der Volt schlag mit einer 'and, die Zahl in der chart changier, filier con delicatezza. Mit einem Wort, ik 'aben alle Grad in meine Kunst.

Pralin: Ja, das höre ich! Ein ausgelernter Schurke!

De la Spada: Was, was sagen? Ik Schurke? Ik bin er Offizier, obschon reduziert — ein reduziert Offizier is er auk Offizier!

Pralin: Ja — aber ein so niederträchtiger wie du verunehrt die Uniform, die er trägt. Fort aus meinen Augen!

De la Spada: Mein 'err! Ik 'aben 'eut Ader gelaß — sonst ik fordere reparation d'honore! Ik bin er bekannt mit alle große 'errn in Italia, sono Marchese de la Spadas!

Pralin: Herr Marchese de la Spadas, aus meinen Augen, oder — —

De la Spada: Patientia, Signore, ik will Sie nit incommodir. (Will gehen.)

Pralin: Doch halt, Herr Marchese, noch ein Wort im Vertrauen: mir fällt ein, daß du mir selbst bekennt hast, daß du ein falscher Spieler bist — so sind die fünfzig Dukaten, die ich dir bezahlt habe, mit Unrecht gewonnen worden, und es ist billig, daß du sie zurück gibst!

De la Spada: Ik die fünfzig Dukat?

Pralin: Ohne Umstände! Nicht eine Minute gesäumt, oder ich lasse Leute kommen und Stöcke genug — —

De la Spada: Das brauk nit, ik 'assen alle Weitläufigkeit — da sind der funfzig Dukat . . .

Pralin: Und hier zerreiß ich den Schein und dort ist die Tür, Herr Marchese de la Spada — ohne Komplimente . . .

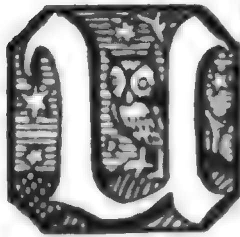
De la Spada: Das 'aben ik gut mak: um funfzig Dukat zu gewinn, ik verlieren alle Teuf'.

Pralin: Noch hier?? Gehst du noch nicht?? He! Bediente!

De la Spada: Ando, signore, ando! (Läuft ab.)

Her Nithart von Riuwental

Es maiet


f dem berge und in dem tal
hebt sich aber der vogele schal;
hiwer als ê
grüener klê.
rûme ez, winder, du tuost wê.

Die boume die dô stounden grîs
die habent alle ir niuwez rîs,
vogele vol:
daz tuot wol.
dâ von nimmt der meie den zol.

Ein altiu mit dem tôde vaht
beide tac und ouch die naht.
diu spranc sider
als ein wider
und stiez die jungen alle nider.

Heinrich Noë

Von eines armen Männleins Tod und Begräbnis



Der Schober setzte sich, nachdem von den Dienstleuten ein Vaterunser gesprochen worden war, an den Tisch, auf welchem eine große Schüssel voll kräftiger Fleichbrühe dampfte. Sie waren eben im Begriff, mit ihren Löffeln daraus zu schöpfen, als ein Männlein in die Stube trat, welchem alle die größte Armut und Müdigkeit ansahen. Der Greis trug ein fast ganz zerrissenes Gewand, seine Lippen bebten, und seine zusammengesunkenen Kniee schlotterten, als wenn er sich nicht mehr auf den Beinen halten könnte. Er nahm seinen durchlöcherten Hut ab und sagte in einer Mundart, die fremdartig klang:

„Ich bittet Euch schön darum, wenn ich bis morgen dableiben dürft', ich bin so müd, daß ich schier nimmer weiter komm."

„Ist schon recht, Mandl," entgegnete der Schober, „setz dich nur gleich her zu uns und tu da mitessen."

Der Greis folgte der Aufforderung, aber alle Aufforderungen der Leute vermochten ihn nicht, mehr als einige Bissen zu essen. Und doch kamen die fettesten in Schmalz gesottenen Nudeln, die teilweise mit Kirschen gefüllt waren und am Ende noch eine große Schüssel voll saurer Milch. Der Greis schützte immerwährend seine große Ermüdung vor und war auch wirklich nicht mehr imstande, das lange Gebet, welches nach Tisch hergesagt wurde, stehend mitzubeten.

Der Schober und sein Weib ermahnten ihn nun noch einmal, er möge etwas essen, damit er zu Kräften käme. Das Männlein aber sagte:

„Laßt mich nur schlafen, vielleicht wird es nachher wieder besser mit mir sein!"

Nun breitete ihm die Frau auf der Ofenbank, die breit wie ein Bett war, ein gutes weiches Lager und lud ihn ein, dort auszuruhen. Der Greis ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern streckte sich unter Danksagungen auf die Lagerstätte. Nach wenigen Augenblicken war er fest eingeschlafen.

Die Bauersleute dachten, wenn er nur ruhig fortschliefe, so würde er sich wohl von der Müdigkeit erholen, unter welcher der Arme so sehr gelitten hatte. Sie achteten deshalb nicht viel auf ihn und gingen ihren Beschäftigungen nach. Das Weib beaufsichtigte die Mägde, welche heute eine Menge Linnenzeug zu waschen hatten, und der Schober, der sich

gerade zu keiner rechten Arbeit mehr aufgelegt fühlte, aber doch nicht gern müßig ging, setzte sich auf die Schattenseite des Hauses auf einen Holzblock, der mitten im abgemähten Grase unter dem Holunderbaum stand, an welchem die Beeren bereits dunkel zu werden begannen, und gab sich dem schläfrigen Geschäfte des Sensendengelns hin, welches gar keine Aufmerksamkeit erfordert und über welchem die Gedanken ebensowohl auf dem Hundsstein spazieren gehen, als bei der Grummeternte anwesend sein können.

So kam allmählich die Zeit des Abendessens heran.

Der Schober meinte, die gewöhnlichen Speisen, welche er und die Seinigen verzehrten, die Erbsen, die Bohnen und die Krapfen mit Sauerkraut möchten für den schwachen, alten Mann nicht zuträglich sein. Er ließ ihm deshalb besonders eine recht kräftige Suppe kochen. Aber auch von dieser nahm der fremde Bettler nur einige Löffel voll.

„Wie geht's dir denn, Mand'l?" sagte der Schober, indem er ihn teilnehmend bei der Hand faßte.

„Jetzt bin ich noch recht müd, Bauer, aber über Nacht wird mir's gut werden", entgegnete der Bettler mit schwacher Stimme und ließ sogleich den Kopf, den er etwas erhoben hatte, wieder auf das Polster zurücksinken.

Als man sich zum Schlafengehen vorbereitete und der große Rosenkranz gebetet war, befahl der Schober einer Dirne, über Nacht neben dem alten, kranken Manne zu wachen. Er fürchtete, es möchte ihm noch weher werden, und für diesen Fall sollte der Greis nicht ohne augenblickliche Hilfe bleiben.

Doch verstrich die Nacht, ohne daß sich der Fremde weiter beklagt hätte. Als der Schober in der Frühe aufstand, war sein erster Gang zu ihm.

„Wie geht's dir denn heut, Mandl?" fragte er, sich über ihn hinbeugend.

„Mir ist schon recht übel," antwortete der Greis.

Mag wohl recht haben, dachte sich der Schober — aussehen tut er völlig wie eine Leiche.

Er war eben im Begriffe, ihn durch Zuspruch aufzumuntern, als er wahrnahm, daß der Kranke zu röcheln begann. Rasch hob er ihm den Kopf in die Höhe — wenige Augenblicke, und — sein Gast war tot.

Darob entstand unter dem Weibervolk großes Wehklagen. Der Schober aber, nachdem er sich von seiner großen Bestürzung erholt hatte, befahl, sie sollten den Verstorbenen in der großen Stube aufbahren, wie es sich für einen Christenmenschen gehört, sollten nichts sparen und die Leiche so behandeln, wie wenn eines von ihnen im Hause selbst gestorben wäre.

Sodann betete der Schober ein andächtiges Vaterunser zu Füßen

der Leiche, ließ sich seine Sonntagskleider reichen und machte sich auf den Weg zum Herrn Vikar, um mit ihm das Weitere von wegen des Begräbnisses und der Seelenmessen zu verabreden.

Die Köchin verwunderte sich, den Schober heute am Werktage im festtäglichen Gewande und mit ernster Miene das Widum betreten zu sehen. Sie war schon daran, ihn auszufragen, welche Angelegenheit ihn hereinführe, als sie barsch aufgefordert wurde, ihn sofort zum Herrn Vikar zu führen.

Dieser, ein lustig dreinschauender Herr von etwa vierzig Jahren mit rötlichen Wangen und wohlbeleibtem Körper, empfing den Schober, indem er ihm seine Tabaksdose hinhielt.

„Guten Morgen, Herr Vikari," sagte dieser mit lauter Stimme. „Heute hätt ich recht eine Bitte —"

„Nu, was sollt denn sein?" entgegnete der Geistliche neugierig, indem er sich die Brillen von der wulstigen Nase zurückschob.

„Ja, ein fremdes Mandl ist gestern über Nacht gehalten worden bei mir. Zuerst war's ihm nicht schlecht — er hat bloß gesagt, er sei so müd, und da hab ich ihm zu essen gegeben — aber er hat fast nichts genommen. Erst nachher hat er gesagt, es wäre ihm auch recht übel —"

„Ich seh schon", unterbrach ihn der Vikar, „da ist wieder kein End. Kurz, was ist mit dem Mann?"

„Heut früh, vor einer Pois, ist er auf einmal gestorben. Da tät ich halt recht schön bitten um's Eingraben und um die Gottesdienst."

„Ja, wer zahlt denn für den Mann?"

„Das ist so eine Sach," erwiderte der Schober, sich in sein struppiges Haar fahrend. „Wer der Zahler sein soll, das weiß ich nicht. Es ist halt ein bärenfremdes Mandl, Aufweisung hat er auch keine und keinen Heller Geld bei sich. Nu, ich will schauen. Ich bin selber grad ein Kleinhäusler — alles könnt ich auf keinen Fall zahlen, aber ein Weniges zu tun, davon red ich mich nit weg. Vielleicht kommt's am End doch noch auf, wo er her ist, wenn ihn die Schreiber auf dem Gericht ausschreiben."

„Also ein armer Mann ist heute bei Euch gestorben!" sagte der Vikar, sich eine Prise in die Nase schiebend. „Hm, ein eigentümlicher Fall."

„So ist's, Herr Vikari, wie ich gesagt hab. Haben tut er gar nichts."

„Nu," fuhr der Vikar fort, die Augen gegen die Decke des Zimmers gewendet, als ob er den verstorbenen Greis oben unter den Seligen des Himmels erspähen wollte, „der Mann ist ganz gewiß im Himmel! Was kann so ein armer Mensch für Sünden begangen haben! Sein ganzes Leben hat er ohne Zweifel in Not und Elend fortgefristet und sich mühsam durchgebracht auf seiner Wanderschaft. Wer es nie gut gehabt auf dieser Welt, der hat auch gewiß keine schweren Sünden auf dem Gewissen. Und wenn er solche begangen hat, so hat er sie durch seine Armut und

durch seinen Jammer schon zehnfach abgebüßt, und außerdem ist uns ja Gottes Barmherzigkeit Bürge, welche verheißen hat, daß diejenigen, welche in Tränen säen, in Freuden ernten werden."

„Gott sei Dank," sagte der Schober, „wenn's so ist, dann bin ich der Sorge ledig. Ich glaub's auch, daß er sich nicht viel versündigt haben wird, das arme Mandl — mein Gott, es wird ihm —"

„Wie ich gesagt hab," unterbrach ihn der Vikar, „eine Meß wird glaub ich grad genug sein für so einen armen Tropfen. Das Begräbnis kann übermorgen stattfinden. So, jetzt behüt Euch Gott, Schober, ich muß jetzt hinüber in die Kirche zum heiligen Gottesdienst."

Der Schober ging getröstet aus dem Pfarrhause und bestellte sofort einige Kirchensänger, welche neben dem Toten Nachtwache halten sollten. Da ihn der Weg beim Stöckel-Wirtshause vorüberführte, so versäumte er nicht, dortselbst einzukehren und die wunderliche Geschichte zu erzählen. Alle versprachen, der Beerdigung beizuwohnen.

Als er endlich nach Verlauf einiger Stunden in sein Haus zurückkehrte, fand er den Toten schon aufgebahrt und alles so sauber hergerichtet, daß man in der Leiche kaum mehr das armselige Bettelmännlein von gestern erkannt hätte.

Die Schoberin hatte aber auch keine Mühe gespart. Der Körper war gewaschen und mit schönen Kleidern angetan, das Gesicht rasiert worden. Zur Seite des Leichnams waren Blumen und Heiligenbilder angebracht worden, und auf einem mit schwarzem Tuch behängten Tischchen stand eine brennende geweihte Wachskerze nebst einem Gefäß mit Weihwasser.

Den Schober überkam, wie alle schlichten Menschen, beim Anblick der Leiche ein Gefühl wehmütiger Andacht. Er nahm den aus Stroh gefertigten Weihwedel in die Hand, tauchte ihn mehrmals in das Wasser, besprengte nach Christenbrauch damit die Leiche und betete still eine Weile, indem er sich niederkniete.

Kurze Zeit darauf trat sein Weib ins Zimmer.

Da erhob sich der Schober, lächelte und sagte:

„Ich habe es mir gleich gedacht, du laßt es ihm gewiß nicht entgelten, daß er kein unseriger ist. Bist recht brav gewesen, Mutter."

„Ja," entgegnete die Bäuerin — „wir haben ja auch Kinder und wissen nicht, wo sie überall noch herumkugeln müssen in der weiten Welt. Warum soll man da nicht an einem Armen ein gutes Werk ausüben?"

„Was ich dich noch hab fragen wollen, Mutter, hast du denn auch Brot und Branntwein hergerichtet für die Nachtwächter? Ich hab schon die Kirchensänger eingeladen und es auch beim Stöckel erzählt, und ich denk, wenn die Leut hören, beim Schober liegt einer auf dem Laden, da kommen eine Menge aus der Dienten, wer nur gehen kann. Da darfst dich schon auf viele gefaßt machen, Mutter."

„Ich hab schon an alles gedacht und alles in Bereitschaft gehalten," erwiderte die Bäuerin, und die beiden verließen miteinander die Stube, nachdem sie die Leiche nochmals mit Weihwasser besprengt hatten.

Und wirklich begannen abends, als es anfing zu dämmern, sich fast alle Bewohner Dientens im Hause einzustellen. Es wurden nun lange Bänke für alle diese Leute in die Stube getragen, damit sie während des Betens, bei dem sie alle auf den Knieen liegen, ihre Ellenbogen aufstützen konnten und auch, wenn die Gebete vorüber wären, einen Sitz- und Ruheplatz hätten.

Das Beten begann. Man sagte zuerst einen Psalter her, welcher aus drei Rosenkränzen der Litanei besteht, sodann andere Gebete, und nachdem diese Andacht etwa eine Stunde gedauert hatte, begann der Schober sämtliche Anwesende mit dem bereitgehaltenen Brot und Branntwein zu bewirten.

Bald taten sich nun die Sänger zusammen und ließen sich nicht lange auffordern zu singen. Man zündete ihnen an einem besonderen Tische ein eigenes Licht an, und sie begannen nun einen jener feierlichen Chorale, welche noch im vorigen Jahrhunderte in den Kirchen des Berglandes gesungen wurden, und von denen heute die Schulmeister sagen, sie seien „aufs Gehör komponiert worden".

Auf die Anwesenden brachte sowohl dieser Gesang im Angesichte der Leiche als die nochmaligen Erzählungen des Schober von den letzten Stunden des Bettlers, der in flackerndem Kerzenlicht dalag, einen ernsten und tiefgehenden Eindruck hervor. So geschah es denn, daß sie sich nicht, wie sonst üblich, nach dem Gesange entfernten, sondern daß sie späterhin — manche von den Anwesenden freilich auch aus Dankbarkeit für die reichliche Bewirtung — für das Seelenheil des Verblichenen nochmals einen Rosenkranz beteten und so etwa erst nach einer weiteren Stunde das Sterbehaus verließen.

Nachdem sich die Andächtigen entfernt hatten, hüteten die Hausbewohner den toten Gast.

In dieser Wache lösten sich der Knecht, der Bauer und dessen größere Kinder ab. Es ist eine durch den Brauch der Altvorderen geheiligte Sitte, daß die Leute des Hauses nicht arbeiten dürfen, während sich eine Leiche unter dem Dache befindet, und so geschah niemandem ein Weh, daß er einen Teil der Nacht hindurch zu wachen hatte, weil er nicht, wie sonst, mit dem Anbruche des Tages seinen Arbeiten nachgehen mußte.

Wie an diesem Tage, so wurde es auch am nächsten Tage und in der nächsten Nacht gehalten. Die einzige Abwechslung war die, daß unter Tags von Zeit zu Zeit irgendeine alte Frau mit ihrem Enkelkind vorbeikam, welche die Leiche besuchten und zu ihren Füßen beteten oder auch der und jener alte Bauer, der sie andächtig besprengte.

Endlich am dritten Tage wurde die Leiche in einen Sarg gelegt, der Deckel geschlossen und auf einen Wagen durch die holperigen Wege zwischen den Zäunen hin zum entfernten Bergfriedhofe befördert. Der Herr Vikar sprach seine Gebete, hielt aber in Anbetracht dessen, daß der Verstorbene sich ohne Zweifel im Himmel befand, keinerlei Grabrede oder Nachruf an den Verunglückten.

Vom Friedhofe zurück ging es unmittelbar zum Stöckelwirt. Dort bewirtete der Schober seine nächsten Freunde und Bekannten, sowie die Kirchensänger, es verging der ganze Tag, und erst am Abend verließ der Schober sowohl wie die Gäste des Leichenschmauses die enge Stube beim Stöckel.

Mittlerweile aber hatte sich zu Hause etwas Seltsames ereignet. Die Schoberin wollte die Kleider, welche der Verstorbene hinterlassen hatte, reinigen und ausbessern, um sie einmal gelegentlich einem anderen armseligen Vorüberwandernden zu schenken. Als sie dieselben zu diesem Berufe genau und in allen Falten untersuchte, um Insekten auf die Spur zu kommen, falls sich solche in den Nähten oder sonstwo eingenistet hätten, entdeckte sie zu ihrer größten Überraschung in einem Zipfel des Rockes zweihundert Gulden in Banknoten versteckt und künstlich eingenäht. Sie traute anfangs ihren Augen nicht, doch schwieg sie gegenüber ihren Kindern und dem Knechte so lang, bis am Abend der Schober nach Hause kam.

Als sie nun diesem ihren Fund weitläufig und haarklein erzählte, geriet auch er in die höchste Verwunderung. Er schaute sein Weib starr an und sagte endlich nach langem Nachdenken:

„Weib, das müssen wir dem Herrn Vikari anzeigen!"

„Bauer," antwortete die Frau, „du bist der Mann, du mußt das selbst am besten verstehen, was du in diesem Falle zu tun hast. Das ist meine aufrichtige Meinung."

Der Schober ließ sich nicht einmal Zeit zum Abendessen, sondern ging sofort in denselben Kleidern, in welchen er von dem Gottesdienst, der Beerdigung und dem Leichenschmause gekommen war, stehenden Fußes hinüber ins Widum.

Als ihn der Herr Vikar bei ihm eintreten sah, vermeinte der geistliche Herr, der Schober komme abermals in Angelegenheiten des Gottesdienstes für den verstorbenen Bettler.

„Was soll's?" fragte er etwas unwirsch.

„Denkt Euch, Herr Vikari," erwiderte der Schober hastig, „mein Weib hat in dem zerrissenen Rock von dem Mandl, das wir heute begraben haben, Geld eingenäht gefunden, und gleich zweihundert Gulden in lauter Banknoten."

„Und was soll ich dabei?"

„Ich tät halt den Herrn Vikari recht schön bitten, daß er sagt, was ich damit tun soll."

„Ja so wohl!“ erwiderte der Geistliche, dem Bauern über die Brille hinüber noch einen prüfenden Blick zuwerfend, „du willst wissen, was mit diesem Geld zu geschehen habe. Hm, hm!“

Dabei nahm er eine Prise Tabak, zog seine Stirn in tiefe Falten und murmelte vor sich hin:

„Auf welche Weise mag der Mann das Geld wohl erworben haben?“

Sodann verbreitete er über sein Gesicht den Ausdruck der wichtigsten und ernstesten Miene und sagte langsam, Wort für Wort betonend, als ob er vor seiner Gemeinde auf der Kanzel stünde:

„Gottes Ratschläge sind unergründlich und seine Wege wunderbar. Unser Leben aller, wie wir Menschen sind auf der Erde, liegt in den Händen Gottes. Niemand von uns weiß, ob er am morgigen Tage noch zu den Lebendigen gehört, ob wir den morgigen Tag erleben werden oder nicht. Darum ist es notwendig, daß wir unser unsterbliches Teil, unsere Seele, je mehr und mehr vom Irdischen losreißen und uns durch solche Trennung vom Tand der Erde Gott nähern. Wer von uns weiß, welches das Vaterland jenes Fremden, welches sein Name war? Noch weniger haben wir eine Ahnung von den Sünden, ja von den Verbrechen, deren er sich schuldig gefühlt haben mag, von den Lasten des Gewissens, die ihn vielleicht im Leben gedrückt haben werden und dann jetzt noch mehr im Reinigungsorte drücken werden, wenn die Gnade Gottes ihn dorthin verwiesen hat. Und dann, lieber Schober, ist nicht zu vergessen, daß der Unglückliche ohne den Empfang der heiligen Sakramente, ja selbst ohne jeglichen priesterlichen Beistand, aus diesem irdischen Leben geschieden ist. Wir vermögen nicht darüber zu entscheiden, ob er sich im Stande der göttlichen Gnade befunden habe, oder ob er derselben seit kürzerer oder lägerer Zeit verlustig geworden sei. Ja, man kann nicht einmal mit Bestimmtheit behaupten, ob er wirklich ein Christ und infolgedessen würdig war, im geweihten Erdreiche bestattet zu werden.“

„Dasselbige glaub ich doch,“ warf der Schirmtanne schüchtern ein.

„Gut für ihn, wenn es so ist, lieber Schober. Aber über solchen Vermutungen darf ich die Pflichten meines heiligen Berufes nicht außer acht lassen. Meine erste und wichtigste der mir von Gott anvertrauten Aufgaben ist aber, daß ich für das Seelenheil derjenigen sorge, die in meinem Vikariate leben oder sterben, mögen es nun Gemeindemitglieder oder Fremde sein. Ich bin Gott verantwortlich für die mir übergebene Herde und habe alle meine Kräfte aufzubieten, daß keines der Schafe verloren gehe. Nach meiner Überzeugung kann also das Geld des Verstorbenen in keinem Falle besser verwendet werden, als indem dafür heilige Messen zum Seelenheile des armen Sünders gelesen werden. Das heilige Meßopfer, lieber Schober, hat eine wunderbare Kraft und kann den Christgläubigen in allen Fällen, besonders aber wo es sich um das Heil

der abgeschiedenen Seelen handelt, nicht eindringlich genug empfohlen und ans Herz gelegt werden."

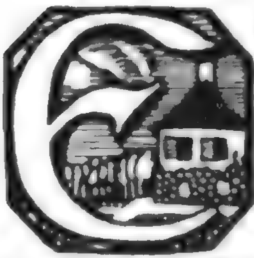
„Ja, ja, ich seh's wohl ein, es wird das beste sein," entgegnete der Schober, „ich hol das Geld gleich und geb's Euch, Herr Vikari! Wenn's dem Mandl nur hilft, nachher ist mir schon alles eins."

Und eine Viertelstunde später waren die Banknoten des Bettlers im Widum. —

Der Erzähler hat dieser Geschichte nur weniges beizufügen. Der Herr Vikar war, wie so viele seiner Amtsgenossen, den Bauern alles: Arzt, Rechtsanwalt, Schlichter in häuslichen Streitigkeiten zwischen Mann und Weib. In ihm ist die weltliche und geistliche Herrschaft tatsächlich vereinigt. Es gibt kein Geheimnis, welches ihm nicht enthüllt würde. Ehe sich der arme Bergbewohner in irgendeine Unternehmung einläßt, erholt er sich seinen Rat. Damit der Segen des Himmels ihm bei dieser nicht fehle, wird stets ein heiliges Meßopfer bestellt. So hält es der Schober, und so halten es die andern Bauern von Hintertal, Mühlbach und St. Veit und werden es wohl so halten, solange die Berge stehen.

A. de Nora

Die Amme



Es wird notwendig sein, daß Sie eine Amme nehmen," sagte der Arzt.

Ein alter erfahrener Arzt, der das Notwendige stets erst ganz am Schlusse empfahl. Denn wo käme die imponierende Macht der Wissenschaft hin, wenn das Notwendige immer sofort getan würde! Darin liegt ja die hohe ärztliche Kunst, daß sie Hindernisrennen gewinnt, über alle Verhaue, Gräben und Stacheldrähte eines Falles spielend hinwegsetzt, um das Ziel auf dem schwierigsten Wege zu erreichen; und daß sie den nächsten Weg also erst dann beschreitet, wenn das Rennen schlechte Aussichten zu zeigen beginnt.

Das „Notwendige" demnach war die Amme.

Wir vertrauten dem guten Doktor mit jener blinden Zuversicht, welche guten Menschen eigen ist, die Besorgung dieser Amme an. Anfangs allerdings wollte meine Frau selbst an die Frauenklinik schreiben. Aber der Doktor riet ab.

„Sie bekommen nichts Ordentliches dort," sprach er. „Wie sollten Sie auch! Es ist die Stätte, wo die Menschen gratis zur Welt gebracht werden, und Sie können sich denken, was für Menschen das sind. Und erst die Mütter! Nein! Sie müssen etwas Extrafeines bekommen! Ein Mädchen aus gutem Hause, das natürlich einen Fehltritt begangen hat. Denn ohne Fehltritt könnte sie ja nicht Amme werden, nicht wahr? Aber doch nur einen vorübergehenden, kleinen, ganz unbedeutenden, und das im übrigen sich nichts zuschulden kommen ließ, gesund ist, gebildet, anständig — höchstens unglücklich. Nun, das Unglück schadet nichts, wenn es ihr nicht den Appetit verdirbt. Ich kenne ein Säuglingsheim in der Stadt, worin prächtige Mädchen ihre Kinder deponieren. Ich werde mich dorthin wenden."

Wir dankten ihm tränenden Auges, und er wendete sich dorthin.

Am nächsten Tage erhielten wir vom Säuglingsheim die telephonische Nachricht, daß die Amme auf dem Wege sei.

Wir waren glücklich.

Zur bestimmten Stunde waren wir alle drei am Bahnhofe, meine Frau, ich und der Säugling. Festlich gekleidet! Meine Frau hatte einen hübschen kleinen Rosenstrauß mitgebracht.

„Man muß dem Mädchen eine zarte Aufmerksamkeit erweisen," sagte sie, „die Unglückliche ist doch aus einem besseren Hause!"

Ich trug eine Flasche Wein in der inneren Rocktasche, in der äußeren ein Schoppenglas: „Damit sie sich gleich stärken kann, wenn sie von der Fahrt erschöpft ist; denn die Unglückliche ist doch aus einem besseren Hause!"

Nur unser Säugling hatte nichts mitgebracht, als sein hungriges und mageres Gesicht eines alten, blasierten und rasierten Diplomaten, der sich nichts verspricht und nichts ablehnt. So lag er in seinem Steckkissen und schaute gelangweilt zum Frühlingshimmel empor. Ich habe ihn später bewundern gelernt.

Damals aber hatten wir beide nur Aug' und Ohr für den ankommenden Zug mit der Amme.

Plötzlich störte unsere Erwartungsfreude der peinliche Gedanke, daß wir kein Erkennungszeichen verabredet hatten. Wir wußten ja gar nicht, wie sie aussah; wie sollten wir sie empfangen?

Meine Frau meinte: „Ich stelle mir vor, sie ist ein schlankes, blondes Mädchen von etwa zwanzig Jahren, das etwas blaß aussieht ..."

„Blaß?! unterbrach ich sie. „Das wäre noch schöner! Wir können doch keine blutarme Person als Amme brauchen!"

„Aber bedenke doch, so kurz nach der Entbindung ..."

„Papperlapapp, kurz oder nicht kurz, ich bin überzeugt, daß uns die Ärzte kein Mädchen schicken werden, das blaß aussieht. Das wäre ja gegen alle Zweckdienlichkeit: sie kommt doch, um gutes Blut in den Kleinen zu bringen. Und dann: schlank? Ich begreife nicht, wie du erwarten kannst, daß sie schlank sein wird. Im Gegenteil! Sie wird Büste haben. Es gehört doch zu ihrem Metier, Büste zu haben ..."

„Ja, das allerdings. Daran habe ich nicht gedacht," sprach meine Frau. „Sie wird also ein blühendes, volles, rotwangiges Mädchen sein —"

„Nicht gerade rotwangig, aber von jenem feinen, ein wenig durchsichtigen, doch immerhin rosigen Ton, den Mädchen aus besseren Häusern zeigen, wenn ihnen ein derartiges Unglück zugestoßen ist!"

„Du hast wohl Erfahrung in diesen Dingen?" bemerkte meine Gattin spitzig. „Vielleicht hast du selbst schon solche Mädchen —"

— „zu Ammen gemacht?" erwiderte ich ebenso schnell und spitzig. „Nein! Wie käme ich dazu! Du bist wahrhaftig die erste, bei der ich es versuchte — und es ist mir nicht gelungen, wie du weißt ..."

Siehe da, nun hätten wir uns beinahe gestritten, meine Frau und ich. Schon zogen Zeichen des Gewitters an den Schläfen herauf; ich beeilte mich daher, ihm zuvor zu kommen.

„Unsinn!" sagte ich. „Wie können wir uns überhaupt über diese Person streiten, die wir gar nicht kennen. Weißt du was? Das beste ist, wir gehen nach Hause und erwarten sie dort. Sie weiß ja unsere

Adresse. Weshalb sollen wir uns hier der lächerlichen Mühe aussetzen, unter all den Aussteigenden diejenige zu erraten, die unsere Amme ist!"

„Bitte, Bubis Amme!" warf meine Frau energisch ein; und plötzlich lachte sie, „nein, wie konnten wir nur so dumm sein! Bubi ist doch das beste Erkennungszeichen, nicht wahr? Es ist doch nicht nötig, daß wir die Amme suchen — sie muß doch uns suchen. Und sie wird jedenfalls gleich erkennen, daß dieses Kindchen hier im Steckkissen ihr Schutzbefohlenes ist!"

Damit war nun allerdings die Frage gelöst. Und wäre sie's nicht gewesen, so würde das Rasseln des hereinfahrenden Zuges alle weitere Erörterung abgeschnitten haben. Wir verfolgten jeden Aussteigenden — oder besser jede Aussteigende — mit den Blicken gespanntester Erwartung. Da waren verschiedene Personen: Bauernmädchen mit steifen Miedern und seidenen Kopftüchern; Landbötinnen mit Hühnerkörben; ein paar Sommerfrischlerinnen in eleganten Toiletten; eine alte Dame in Schwarz; eine reisende Tierbändigergesellschaft in knallroten Blusen oder zweifelhaften Lawn-Tennis-Kostümen; Italiener von einer Eisenbahnkolonie; aber keine Amme. Keine einzige blonde, volle und rosige Dame mit dem Zug des Unglücks im Gesichtchen. Niemand sprang auf uns zu, nahm meiner Frau das Steckkissen ab, küßte den armen kleinen Kerl, der darin lag. Niemand nahm die Rosen in Empfang oder bediente sich meiner Weinflasche. Ich hatte gute Lust, das selber zu tun. Denn nach der hochgespannten Erwartung und ihrer Enttäuschung waren wir selbst in eine Art Schwäche verfallen.

Meine Frau mußte sich sogar setzen.

„Die Amme wird mit dem späteren Zuge ankommen," tröstete ich sie. „Ich halte es sogar für wahrscheinlich. Sie wird den Postzug benutzen, da ihr der Schnellzug zu teuer ist. Bedenke nur: ein Mädchen, das solche Dienste annehmen muß, um sich durchzuschlagen, sieht sicher jeden Pfennig an."

Rosa nickte.

„Wollen wir auf den Postzug warten? Er kommt in einer halben Stunde. Wir könnten einstweilen einen kleinen Spaziergang in den Park machen. Die warme Luft kann dem Kleinen nichts schaden, und auch dir wird der Aufenthalt nur gut tun."

Rosa war einverstanden, und so verließen wir den Bahnsteig und gingen in den Park. Wir saßen eine halbe Stunde auf den Bänken umher, dann kamen wir wieder, erwarteten den Postzug und fanden wieder keine Amme. Dann entschlossen wir uns endlich, nach Hause zurückzukehren.

„Die Amme ist da," sprach das Dienstmädchen, sobald es uns die Türe geöffnet hatte.

„Die Amme ist da?" riefen wir beide wie aus einem Munde, „wo ist sie?"

„Im Salon, gnädiger Herr."

Wir besitzen einen allerliebsten Salon. Meine Frau hat ihn sich gewünscht, um hier und da Freundinnen bei sich zu sehen, und ihre Eltern haben ihn der Mitgift beigefügt. Er ist mehr ein Boudoir, als ein Salon. Die Möbel sind aus Palisanderholz im Stil Louis' XVI. geschnitzt und alle Stühle mit weißem geblümtem Damast bezogen. Der Tisch ist eine besondere Seltenheit. Er stammt aus einem Schlosse Ludwigs II. und war als Spieltisch vom Könige selbst benutzt. Die fein polierte Platte zeigt Embleme der Musik, der Malerei, der Schauspielkunst und der Poesie, mit verschiedenfarbigem kostbarem Holze eingelegt, und meine Frau ist stolz auf dieses Prunkstück. Sie versäumt nicht, es ihren Gästen zu zeigen. Aber wenn kein Besuch da ist, bleibt die Tischplatte von einer dicken Hülle bedeckt.

Wir stürzten in den Salon. Die Amme war richtig da, nur konnten wir sie zuerst nicht sehen. Sie saß auf dem Diwan hinter dem Tisch Ludwigs II. und war ganz verdeckt von einem großen Maßkruge, der auf der wertvollen blanken Platte stand. Denn die Tischdecke hatte sie zur Seite geschoben, damit sie nicht beschmutzt würde. Ein Teller mit Schinken, einer mit Butter und Käse, und ein halber Laib Brot vervollständigten das Stilleben, das jeden Maler sicher erfreut hätte, meine Frau aber fast in Ohnmacht versetzte. Sie schrie: „Mein Tisch!!" und sank in den nächsten Stuhl, unfähig, ein weiteres Wort hervorzubringen.

Allein ihr Schrei war von belebender Wirkung auf das Stilleben. Zwischen dem Maßkrug und dem Laib Brot hervor löste sich ein brennroter Fleck, den ich anfangs für eine Sehtäuschung gehalten hatte, für ein Flammenbild, wie es die Augen auf dunkelm Hintergrunde erblicken, wenn man plötzlich aus dem Sonnenlicht in ein Zimmer tritt. Jetzt erkannte ich, daß es eine Bluse war, und dann stand die Person vor mir, die zu der Bluse gehörte. Sie ging ganz einfach und selbstbewußt auf mich zu, maß mich von oben bis unten mit einem einzigen und sicher äußerst sachkundigen Blicke und sagte ruhig, das heißt, ihre Stimme klang wie die eines lang gedienten Wachtmeisters der schweren Reiter:

„Also Sie sind der Herr?"

„Und Sie — und — Sie —" stammelte ich, „Sie sind also — die Amme?"

„Die Amme," gab sie geschäftsmäßig zurück. „Vom Säuglingsheim ‚Innocentia' herausgeschickt auf Grund Ihres Telegramms von vorgestern. Hier ist meine Beglaubigung."

Dabei griff sie in ihre Bluse und überreichte mir ein Papier. Es enthielt die Austrittsbestätigung aus dem Heim und ein kurzes Signalement. Sie war sechsundzwanzig Jahre alt, einhunderfünfundzwanzig Zentimeter hoch, Künstlerin, ledig, katholisch und vor acht Tagen von einem Knaben entbunden. Im Detail aber glich sie einem bekleideten

Affenweibchen, das von einem Kamel heruntergesprungen ist. Zwar ihr Gesicht war, von seinem Mulattentypus abgesehen, nicht einmal ganz häßlich. Die Augen und Zähne konnte man sogar hübsch finden. Ein kleiner Schnurrbart auf der Oberlippe hätte den Neid jedes Fähnrichs erregt. Ihr schwarzes Haar a la mode überragte die Stirne wie eine Bärenmütze. Das alles ist schon zuweilen dagewesen. Entschieden eine Sehenswürdigkeit jedoch war ihre Figur. Sie hatte die Größe eines zehnjährigen Mädchens, nur daß Schultern und Hüften von sehr weiblicher Breite waren. Aber so kurze Füße, daß sie wie eine Ente watschelte, wenn sie im Zimmer ging. Ich erinnerte mich jetzt, sie auf dem Bahnhof gesehen zu haben, doch nie hätte ich mir eingebildet, es würde meinem Sohne bestimmt sein, am Busen dieses Scheusals zu liegen. Wenngleich er bei näherem Zusehn nicht ungeeignet erschien. Der rote Stoff der Bluse wogte nämlich bei jeder Bewegung wie die Meerleinwand eines Vorstadttheaters bei der Parole „Sturm", wenn sie von fünf kräftigen Männern auf und nieder gehoben wird.

Das alles überblickte ich natürlich in wenigen Sekunden. Dann sah ich mich um, ob meine Frau schon zu sich gekommen wäre. Sie war es. Sie erhob sich, das Baby auf dem Arme, aus dem Stuhl und frug nun ihrerseits:

„Also Sie sind die Amme? Wie sind Sie denn hierhergekommen?"

„Mit dem Schnellzuge (bitte!)."

„Aber haben Sie uns denn gar nicht bemerkt? Ich bin mit meinem Mann und dem Kleinen auf dem Bahnhofe gewesen, um Sie zu erwarten —"

„Ich habe Sie für ein Kindermädchen gehalten, (bitte!)." Damit hatte die Amme meine Frau wieder für einige Minuten sprachlos gemacht, ich nahm daher die unterbrochene Unterhaltung weiter auf:

„Sie sind Künstlerin, wie hier steht. Darf ich fragen, welche Kunst sie ausüben?"

„Ich bin die ‚Dame ohne Unterleib' (bitte!). Sie haben gewiß schon von mir gehört und meine berühmte Pièce gesehen. Ich präsentiere mich als Büste auf einer schwebenden Glasplatte, die von allen Seiten beleuchtet wird, damit man sieht, das kein Schwindel nicht dahinter ist."

Das hatte ich allerdings schon irgendwann gesehen. Aber das Bewußtsein, einer Dame ohne Unterleib persönlich gegenüberzustehen, machte mich doch einigermaßen verwirrt. Sie bemerkte es und lächelte gütig:

„Amme bin ich nur vorübergehend. Ich kehre jedesmal gerne zu meinem Beruf zurück."

Ich stammelte: „Jedesmal? Es ist also — es ist demnach nicht — — nicht das — — das erste Mal, daß Sie . . ."

„Nicht im geringsten," sprach sie. „Im Gegenteil! Es ist heuer das — warten Sie mal —" sie zählte an den Fingern ab — „das

sechste Mal, ganz richtig! Aber das ist ja gerade das günstige für Ihren Fall, nicht wahr? (bitte?)"

Ich war überzeugt, daß es das günstigste sei. Meine Frau schien allerdings noch an das schlanke, blonde und blasse Mädchen zu denken, dem es zum ersten Male passiert ist. Ich sah, daß eine gelinde Wut in ihr aufstieg.

Sie rief: „Wie? Und eine solche Person schickt man mir als Amme heraus? Eine Dame ohne Unterleib, eine . . ."

„Beruhige dich doch, Rosa!" unterbrach ich, „es ist ja nicht so schlimm. Die Dame hat es doch sechsmal bewiesen, nicht?"

Und die Dame ohne Unterleib sprach brüsk und kühl: „Wenn es Ihnen nicht recht ist, so reise ich einfach wieder ab. Die Rechnung wird Ihnen vom Säuglingsheim gestellt werden (bitte!)."

Das wirkte wie ein kalter Wasserstrahl auf meine Frau. Sie zog gelindere Saiten auf.

„Wie heißen Sie denn?" frug sie einlenkend.

„Mit meinem bürgerlichen Namen: Käthi Wurzelgraber, (bitte); in meiner Künstlertätigkeit: Fee Aventrosa, die schwebende Sylphide der Nacht."

„Dann wollen wir Sie doch lieber Käthi nennen," warf ich ein. „Es ist kürzer, und nachdem Sie bei uns doch nur in Ihrem bürgerlichen Beruf als Amme tätig sind, wohl auch passender —"

„Nennen Sie mich einfach Fräulein!" entschied die schwebende Sylphide der Nacht, „und erlauben Sie nun, daß ich mein Frühstück fertig verzehre! Es war mir auffallend, daß nichts für mich vorbereitet war, Gott sei Dank bin ich solchen Situationen gewachsen und habe mir daher gleich eine Kleinigkeit servieren lassen."

Sie kehrte ruhig hinter den Tisch zurück, goß sich einen tüchtigen Schluck hinter die Binde und begann sich in Butter und Käse gütlich zu tun. Eine Zeitlang hörte man nur ihr wohlgefälliges Schmatzen, dann erklärte sie uns gütigst unter fröhlichen Kauen das Folgende:

„Ich möchte Ihnen gleich mitteilen, wie meine Ernährung zu regeln ist, (bitte), denn es ist wichtig für die Ernährung des Kindes, das Sie mit mir füttern wollen. Also: morgens acht Uhr bekomme ich eine Schüssel Milch mit Sahne, Butter, Honig und gutem Weizenweißbrot; um zehn Uhr ein zweites Frühstück aus Eiern, Fleisch, Kompott und einer Flasche Rotwein; um zwölf Uhr Suppe, Fleisch, Braten, Gemüse, Dessert und Obst oder Käse. Dazu trinke ich am liebsten Bier, einen Liter. Um zwei Uhr Kaffee mit Backwerk, Honig und einigen Semmeln. Um vier Uhr kaltes Fleisch mit süßen Beilagen, genügend Wein, manchmal auch Bier, ich werde es Ihnen schon sagen. Um sechs Uhr erstes Abendessen, warm, mit Geflügel, kalten und warmen Beilagen, weichen Eiern und einer Flasche Rotwein. Um acht Uhr zweites Abendessen; warme

Mehlspeise mit Tee, belegten Brödchen und zum Schluß einen guten Likör."

Sie schwieg und schien nachzudenken, ob sie nichts vergessen habe.

„Um zehn Uhr wünschen Sie dann nichts mehr?"

„O doch! Für die Nacht soll etwas kaltes Fleisch, Pastetchen und dergleichen bereit gestellt sein und ein Gläschen guter alter Sherry, da ich sonst Schwächen bekomme. Nachts ist mein Magen besonders empfindlich. Außerdem muß beständig bei Tag und Nacht ein Glas frischer Milch auf meinem Nachttischchen stehen, denn Milch ist, wie Sie wissen werden, das beste Mittel, Milch zu erzeugen. So!" erhob sie sich, „und nun weisen Sie mir (bitte), mein Zimmer an" — sie trank den Maßkrug aus —, „die Reise hat mich erschöpft, und ich möchte etwas ruhen."

„Wollen Sie nicht das Baby vorher ansehen?" wagte meine Frau noch schüchtern einzuwenden.

Aber die schwebende Sylphide der Nacht watschelte bereits ebenso stolz als energisch zur Türe und sprach, ohne sich umzusehen: „Jetzt noch nicht. Es hat ja Zeit, (bitte)!"

Wir ließen sie durch das Dienstmädchen aufs Zimmer führen, denn wir waren beide mindestens ebenso erschöpft, als die Amme. Besonders meine Frau konnte sich nicht trösten, sowohl wegen des mißhandelten Tisches als der Zwergfigur. Ich erklärte ihr zwar wiederholt, daß diese letztere keinen Einfluß auf das Wachstum unseres Jungen ausüben würde, denn schließlich hätte er den Körper ja doch von uns empfangen und nicht von der Amme. Was aber die Ernährung anlange, so schienen die Verhältnisse günstig zu liegen. Die Ausbildung der betreffenden Organe erwecke volles Vertrauen. Es müßten wahre Hochalmen sein: immer Milch zu bekommen.

„Jedenfalls," sagte ich, „haben uns die Ärzte auch aus diesem Grunde das Mädchen überwiesen. Denn tatsächlich kommt's ja nicht auf die Hülle an, sondern auf die Fülle. Daß sie es bereits fünfmal geübt hat, kann uns nur angenehm sein. Eine Jungfrau wollten wir uns ja nicht engagieren."

„Allein der Doktor versprach uns doch ein Mädchen aus besserem Hause." Frauen verzichten ungern auf erträumte Ideale.

Ich tröstete sie mit dem Hinweis, daß bessere Mädchen als Feen und Sylphiden überhaupt nicht existieren. Schließlich hatten wir uns so weit beruhigt, daß es uns nützlich und notwendig deuchte, die Sache zu nehmen, wie sie war, und uns mit der Amme auszusöhnen.

Das wurde uns allerdings etwas schwer gemacht. Gerade als meine Frau ihren Tisch von Bierflecken gereinigt hatte, als ich meine Weinflasche verstaut und Bubi trocken gelegt hatte — ich bin für diese Dienste ehrenamtlich angestellt —, als Bubi zu jammern und hungrig das Mündchen aufzureißen begann, — klingelte es heftig aus dem Zimmer

der Amme, und wir stürzten beängstigt in den Korridor hinaus. Was war passiert? Gottlob nichts. Die Amme lag im Bette, bekleidet mit einem durchbrochenen Spitzenhemde, und hatte nach dem Kindermädchen geklingelt. „Wir haben kein Kindermädchen,“ entschuldigte sich meine Frau, „wir dachten, Sie würden selbst ...“

„Ich? Bitte! Ich bin die Amme! Wer soll mir denn das Kind bringen, wenn ich zu Bette liege; denn ich lege stets die Kinder im Bette an die Brust! Wer soll das Kind trocken legen, baden, anziehen und spazieren tragen, bitte?!“

„Das haben wir nicht gewußt — das haben wir — nicht — gewußt —“ stießen wir zerknirscht hervor, und ich wagte beizusetzen:

„Wenigstens spazieren getragen werden doch Kinder gewöhnlich von ihren Ammen ...“

„Das verstehen Sie nicht, mein Herr —, glauben Sie, daß es mir gut tun würde, wenn ich ein Kind herumtrüge? Glauben Sie, daß ich dann noch stillen könnte? Also, bitte, schaffen Sie sich auf der Stelle ein Kindermädchen an, und dann lassen Sie mir den Säugling bringen.“

Wir waren entlassen. Es gelang uns, nach drei Stunden angestrengtester Umfrage im ganzen Städtchen, endlich ein fünfzehnjähriges Mädchen aufzutreiben, das Liebe zu Kindern haben wollte, und um fünf Uhr nachmittags führten wir es bei der Fee Aventrosa ein.

Sie hatte gut Mittag und zweimal Vesper gegessen und lag wieder zu Bett, um den Säugling zu empfangen. Da dieser der Nächstbeteiligte an der Sache war, so erwarteten wir mit großer Spannung, wie er sich benehmen würde. Die Bescheidenheit verböte mit eigentlich, es zu sagen, aber ich muß es aussprechen: ein verständigerer Junge seines Alters ist mir überhaupt noch nie vorgekommen. Er betrachtete sich einen Augenblick das ungeheure Areal, das ihm zur Verfügung gestellt wurde, dann wandte er den Kopf zur Seite, verzog das Gesicht und begann ein fürchterliches Geschrei. Ich glaube, er hätte am liebsten ausgespuckt, aber kleine Kinder sind dazu bekanntlich nicht imstande. Jedenfalls lehnte er das Anerbieten so glatt und unzweideutig ab, als es mit so wenig Ausdrucksmitteln möglich ist. Leider ohne Erfolg. Denn er war ja nun einmal verdammt, Säugling zu sein, wie andere zum Galeerensträfling, und seine Amme war nicht die Person, sich durch irgendeine Kritik aus der Fassung bringen zu lassen.

Sie sprach: „Er geniert sich vor Ihnen, mein Herr (bitte!),“ und gab mir einen energischen Wink, das Zimmer zu verlassen.

Ich hätte nie geglaubt, daß kleine Kinder ein derart entwickeltes Schicklichkeitsgefühl haben, wenn ich es nicht hie und da lesen würde, und so entfernte ich mich gehorsam.

Bald darauf erschien auch meine Frau und das Kindermädchen. Der Junge — freilich hieß er ja Aloys — hatte sich vor ihnen ebenfalls geniert.

Allein in der Tat hörte bald hernach sein jämmerliches Schreien auf, und als die Klingel aus dem Zimmer der Amme erscholl, zum Zeichen, daß man das Kind wieder wegnehmen könne, lag es wirklich befriedigt und satt in seinem Kissen, und ein paar Tropfen Milch liefen ihm noch weiß und glänzend aus dem Mündchen heraus. Dieser Anblick söhnte uns mit allem aus, was wir bisher an der Amme getadelt hatten, und wir beglückwünschten uns im stillen zu der Akquisition, trotz ihrer Schwierigkeiten.

Deren gab es in den nächsten Tagen noch manche. Vor allem mußte ein zweites Bett im Zimmer aufgeschlagen werden, denn während der Nacht mußte ebenfalls das Kindermädchen da sein, um den Säugling seiner Nährmutter zu überreichen und wieder abzunehmen. Niemand konnte verlangen, daß die schwebende Sylphide der Nacht in der Nacht aufstehen sollte, um zum Kinde zu schweben.

Dann mußte meine Frau in ihren Wäscheschrank greifen, um die Blößen der Fee einigermaßen zu bedecken. Sie behauptete zwar, in ihrem Koffer — einem umfangreichen, aber wenig eleganten Möbel, das im Zimmer stand — befänden sich ein Dutzend der feinsten Hemden, Jupons und Bühnentoiletten, allein sie sei nicht verpflichtet, diese Garderobe für ihren bürgerlichen Beruf zu verwenden, und sie hätte das alle vorhergehenden fünf Male so gehalten, daß ihre Bekleidung Sache der Herrschaft sei. Wir fügten uns also diesem Brauch und statteten sie mit allem aus, was eine Dame ohne Unterleib braucht, um sich zwischenhinein anständig als Dame mit Oberleib zu produzieren.

Am vierten Tage erschreckte sie uns durch ein heftiges Klingeln während des zweiten Frühstücks. Man hatte ihr zum Schinken und Butterbrot nur drei weiche Eier gebracht! Sie war darüber außer sich. „Sie können doch kaum erwarten," rief sie, „daß Ihr Kind genug Nahrung bekommt, wenn Sie die Amme hungern lassen! Die Leute im Hause haben ohnedies schon zu mir bemerkt, daß ich schlechter aussehe. Wenn ich infolge der unzureichenden Ernährung erkranke, müssen Sie mich sechsundzwanzig Wochen im Spital verpflegen lassen (bitte!)."

Das wäre noch schöner gewesen! Wir versprachen ihr natürlich auf der Stelle fünf weiche Eier, und meine Frau eilte selbst in die Küche, um sie nachliefern zu lassen. Es war merkwürdig, wo sie all das Zeug hinbrachte.

Trotzdem begann der Junge nach einer Woche wieder unruhiger zu werden und viel zu schreien. In den nächsten Tagen trat sogar häufig Erbrechen ein, und wir zogen einen Kinderarzt zu Rate. Er untersuchte das Erbrochene und erklärte, daß es von lauter guter, dicker Kuhmilch herrühre. Wir wiesen entrüstet auf unsere vorzügliche Amme und das schwere Geld hin, das sie uns koste, und die Fee Aventrosa war nicht minder empört über die Zumutung, sie gebe Kuhmilch von sich. Allein der Jünger Äskulaps ließ nicht locker, sondern wünschte zu untersuchen.

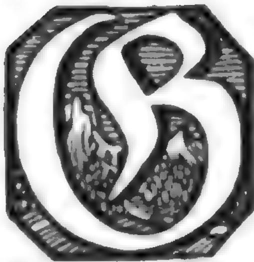
Trotz ihres Sträubens und einer Fülle von Verbalinjurien, mit denen sie den „Quacksalber und Pflasterschmierer" überschüttete, und trotzdem sie mir wegen Schändung ihrer Frauenehre, Mißhandlung, Nötigung und Verleumdung mit Klage drohte, fand die Untersuchung statt und ergab ein überraschendes Resultat: was wir für das Land Kanaan gehalten, war die lybische Wüste gewesen.

Nun wurde uns auch klar, weshalb sie beständig Kuhmilch auf dem Nachttischchen haben wollte. Sie goß dieselbe dem Säugling aus einer Saugflasche ein, die sie unter den Armen vorwärmte. Diese geheime Saugflasche war der ganze und einzige Apparat, dessen sie sich zu den Produktionen ihres bürgerlichen Berufes bediente. Es war eine einfache Sache, so einfach wie ihre Künstlerpiece, nur daß die Beleuchtung von allen Seiten dabei ausgeschlossen blieb.

Die Folge der Entdeckung war natürlich, daß wir die doppelseitige Künstlerin ersuchten, sofort ihren Koffer zu schnüren und sich nach ihrem Heim zurückzubegeben. Ich besorgte ihr selbst das Billett, denn es ist Bestimmung, daß man für die Amme so lange weiter bezahlen muß, bis sie wieder angekommen ist. Dann meldete ich sie bei dem Direktorium telephonisch ab. Als ich schüchtern dabei einfließen ließ, daß ich eigentlich erwartet hätte, eine ordentliche Person als Amme zu erhalten, wurde mir die Aufklärung, daß eine solche überhaupt keine Amme mache. Trotzdem habe ich später folgendes Inserat in die Zeitung gegeben: „Ordentliche Person als Amme zu sechs Wochen altem Kinde gesucht."

Feen oder Sylphiden nahmen wir aber prinzipiell nicht wieder.

Ich bin versichert!



nä Herr, der Herr da ist ein alter Freund vom gnä Herrn und laßt fragen —" Auf der Karte stand der Name Roderich Plötz.

„Aber, natürlich! Herein mit ihm!"

Und schon saß er mit meiner besten Zigarre auf dem Sofa meines Schreibzimmers. Plötz mit seiner prächtigen Glatze, auf der ein isolierter Petrusschopf zu einem Scheitel verarbeitet war, mit seinem wehenden Feldherrnschnurrbart und der blühenden Röte seines Antlitzes, die nicht allein vom vielen Aufenthalt in freier Luft kam —

„Na und nun sage, alter Freund, in welcher polakischen Grenzgarnison liegst du jetzt eigentlich?"

Ein Schatten auf seinem Heldengesicht.

„In keiner. Abschied genommen. Intrigantes Scheusal von Kommandeuse hat mich weggebissen. Schwamm drüber!"

„Armer Kerl — und was treibst du jetzt?"

Ein grimmiges Hohnlachen. „Ha ha ha! Was ich treibe? — Da?" Er warf mir eine Visitenkarte hin, die anders lautete, als die erste: Roderich Plötz, Rittmeister a. D., Inspektor der Versicherungsgesellschaft Polyhymnia in Schnackenburg."

Ich wurde kühl! Kalt! Eisig!

„Lieber Alter!" sagte ich, „damit wir uns gleich von vornherein verstehen: ich bin absolut kein Versicherungsobjekt; im vorigen Jahr war einer hier, von einer Lebensversicherungsgesellschaft in Hamburg, beehrte mich mit Besuchen, bombardierte mich mit Briefen, Prospekten, und schließlich, als ich mich hatte breitschlagen lassen, wies die Gesellschaft meinen Versicherungsantrag ab, wegen meiner gesundheitlichen Vergangenheit. Sie hatten erfahren, daß ich im Jahre 1878 ein Zahngeschwür gehabt hatte!"

„Bande!" sagte Roderich.

„Jawohl, Bande! Und da schwor ich mir: Nie wieder!"

„Begreife! Übrigens, wie hieß die Hamburger Gesellschaft damals?"

„Sekuritas, glaube ich."

„Die Hamburger Sekuritas! Na, ich danke! Die Blase hat mich auch haben wollen, habe aber abgewunken. Bei unserm Fach muß man große Verhältnisse, loyalen Betrieb haben, wie wir. Übrigens das mit

dem Zahngeschwür mußt du verstehen. Was Zahngeschwüre angeht, sind die Lebensversicherungen grundsätzlich ablehnend. Man weiß da nicht, was werden kann. Karies, Zahnausfall, beeinträchtigtes Kauen und Verdauen, Magenleiden, Blinddarmgeschichten, Leberleiden, Gallenstein, Karzinome, verschluckte Gebisse — kurz, Risiko sehr groß! Bei uns übrigens hätte das nicht geschadet. Aber du bist ja gesund, Alter! Trag' dein Geld auf die Bank! Selbstversicherung — der Effekt ist der Gleiche! Und gegen Unfall bist du ja außerdem doch versichert."

„Nein!"

„Nicht gegen Unfall? Ei! Ei! Ei! Mit so großer Familie."

Roderich wurde ernst. Er fing an mit den Fußspitzen zu wippen und so vielsagend zwischen den Zähnen durchzuzischen, daß ich mich ordentlich zu schämen begann.

Und nun plauderte er von den Gefahren des modernen Verkehrs, von den Neubauten, von welchen Steine und Balken herabfallen, von Theaterbränden, eingestürzten Eisenbahnbrücken, losgehenden Revolvern, rasenden Automobilen, durchgehenden Pferden, entgleisten Schnellzügen, Gasexplosionen — von einem Menschen, dem ein Meteorstein auf den Kopf gefallen war, und von der wachsenden Möglichkeit, daß einem ein Aviatiker auf den Kopf fallen könne.

Roderich wurde weich. Er sprach von trauernden Witwen und Waisen. Von einem blutüberströmten Totenbett und den verklärten Mienen eines Sterbenden, der die Police in der Schreibtischschublade weiß, von gesicherter Zukunft der Kinder, von liebevollem, dankbarem Andenken.

Roderich wurde warm. Er sprach von der alten Universitätszeit, vom Rausch der Jugend und anderen Räuschen, den Sorgen des Alters und der Freundschaft. Er sprach von dem unverdienten Glück, das ich erfahren durch sein rechtzeitiges Eintreten in mein Leben. Er hatte plötzlich die Drucksachen seiner Gesellschaft aus der Tasche gezogen, entfaltete Tabellen und ein etwas schmutziges Notizbuch, addierte, subtrahierte, multiplizierte und dividierte mit schwindelerregender Behendigkeit, zog Wurzeln aus und erhob in schwindelnd hohe Potenzen — und plötzlich hatte er mir ausgerechnet, daß ich für die verächtlich geringe Zahlung von jährlich hundertdreißig Mark mit zwanzig Mark im Tag und xtausend Mark für den Sterbefall mich gegen Unfälle allerart versichern lassen könne.

Als er ging, hatte er meinen Antrag in der Tasche.

Unter der Türe wandte er sich noch einmal um und fragte:

„Wann war die Geschichte mit dem Zahngeschwür?"

„1878!"

„Bande!" sagte er noch einmal voll Verachtung gegen die „Sekuritas".

Mir war ein Stein vom Herzen. Ich sah ein, wie leichtsinnig ich gewesen, daß ich nicht früher dazu getan. Freigebig aus Schuldbewußt-

sein, kaufte ich noch am gleichen Tage meiner Frau einen hübschen Theaterkragen und bemühte mich auch sonst, recht nett zu sein.

Nach acht Tagen war Roderich wieder da. Ein wenig verlegen. Ganz so glatt ging es leider nicht. Er hatte sich's gleich gedacht — wegen des vermaledeiten Zahngeschwürs. Die Gesellschaften stehen untereinander in einer Art Kartell und teilen sich solche wichtige Warnungen gegenseitig mit. Unfallversicherungsgesellschaften sind besonders in bezug auf Zahngeschwüre rigoros. Ein Mensch, der Zahnschmerzen hat, ist Unfällen so leicht ausgesetzt; er denkt nur an seinen Zahn, achtet nicht auf den Weg, gerät unter stürzende Balken, purzelt in Abgründe, bleibt schmerzversunken vor heranbrausenden Schnellzügen auf den Schienen stehen —

Kurz: ehe Weiteres erfolgen könne, müsse ich mich einer gründlichen Untersuchung fügen!

„Meinetwegen!" Ich war schon ordentlich gierig auf die Versicherung und ließ mich untersuchen.

Ein Herr, der nach Jodoform roch, was längst aus der Mode ist, maß meinen Brustumfang, untersuchte meine Mundhöhle, notierte mein Längenmaß und Gewicht und drückte so lange auf jeden einzelnen meiner Rückenwirbel, bis ich quiekste. Ehe ich mich recht besann, war ich am ganzen Leib massiert. Dann entließ mich der Herr mit einer unergründlichen Miene.

Nach weiteren acht Tagen war Freund Roderich wieder da.

Noch verlegener.

Mit meinem Fall sei das recht unangenehm. Der Arzt hätte ja nichts gefunden. Aber ein Zahngeschwür in so jungen Jahren — die Gesellschaft müsse sich vor Verlusten schützen, und ich müsse einen Fragebogen ausfüllen.

Schwupp — war er draußen!

Es war sein Glück, denn ich hätte ihn samt seinem Fragebogen aus der Türe geworfen. So hatte ich Zeit, mich zu sammeln und dann füllte ich den Fragebogen geduldig aus. Sie wünschte u. a. zu wissen, ob ich mit Muttermilch, Amme oder Soxhlet aufgezogen worden sei? Wenn mit Amme, war ein ärztliches Attest über die Qualität ihrer Milch und eine Bescheinigung der betreffenden Gemeinde über ihr Vorleben beizubringen. Es war anzugeben, wie alt, wie groß, wie schwer meine sämtlichen Vorfahren bis ins viertletzte Glied geworden, ob und an was sie jemals erkrankt gewesen seien, was für schlechte Gewohnheiten sie gehabt, ob sie getrunken hätten, wann, wie, was, wie oft, wieviel und warum, ob ich selber trinke, ob meine Geschwister trinken, ob mein Tauf- oder Firmpate Alkoholiker gewesen sei? Ob Geisteskrankheiten in meiner Familie und Bekanntschaft vorgekommen seien? Oder die englische Krankheit? Die Cholera? Die Pest? Das Kindbettfieber? Die Lepra? Beri-Beri? Elephantiasis? Farbenblindheit? Sie wünschten den Durchmesser

meiner Impfblattern und meine durchschnittliche Morgentemperatur seit dem Säuglingsalter zu wissen. Ob ich Hühneraugen hätte? Wie viele? Wie dick sie seien? Ob ich meine Haare noch vollzählig besäße? Wenn nein, warum nicht? Und wie viele fehlten? Ob ich verheiratet sei, Kinder hätte, wie viele? Wie viele ich noch zu bekommen hoffte? Welchen Charakter meine Schwiegermutter habe? Was ich frühstücke, Tee, Kaffee, Kakao oder Brennsuppe? Ob ich rauche, und bei wem ich meine Zigarren kaufe? Ob ich autle, radle, jage, fische, schwimme, segle, bergsteige reise, im Luftballon oder im Aeroplan fahre, auf Stelzen gehe, rodle, turne, schieße, kegelschiebe? Wie lange schon, wie lange noch, mäßig, leidenschaftlich, gut, schlecht? Ob ich Wagnerianer sei? Oder Skatspieler? Oder sonst irgend etwas, was die Nerven aufregt? Ob ich im Reichstage sei oder hineinkommen werde? Oder in den bayrischen Landtag? Ob ich Ansichtskarten sammle? Wie ich bade? Kalt? Warm? Zu Hause? Römisch-irisch? — So ging es weiter noch viele Seiten lang.

Ich konnte nicht ganz einsehen, warum eine Unfallversicherung das alles wissen wollte. Wenn mir ein Dachziegel auf den Kopf fällt, so ist's doch nicht weiter von Belang, ob mein Urgroßonkel mütterlicherseits mal ein Glas über den Durst getrunken hatte? Und wenn mich ein Lastwagen überfuhr, was lag daran, wenn ich als Kind die Schafblattern gehabt hatte? Aber ich schrieb und schrieb. Freund Roderich hatte mir die Vorteile der Unfallversicherung zu rosig geschildert!

Wieder nach acht Tagen war er wieder da.

Heiter, verheißungsvoll von Ausdruck: Die Sache war en marche! Bloß ein paar Kleinigkeiten waren da noch zu erledigen. Ein Vorschuß war zu zahlen behufs Recherche bei sämtlichen Ärzten, die mich jemals behandelt hätten. Namentlich bei dem Zahnarzt von damals, von 1878! Der war tot. Dann bei seinen Erben! Und noch einmal sollte ich untersucht werden. Und die Tauf-, Trau-, Impfscheine und Steuerquittungen meiner sämtlichen Verwandten und näheren Freunde waren einzusenden. Und womöglich Proben von den Zähnen meiner verstorbenen Eltern und Großeltern. Und ein selbstgeschriebener Lebenslauf! Und noch einiges!

Wieder über vierzehn Tage erschien Freund Plötz: Noch eine Bagatelle sei in Ordnung zu bringen: Bei dem außerordentlichen Risiko, das die Gesellschaft angesichts meines verzweifelten Gesundheitszustandes mit mir einginge, müsse ich mich auf eine außerordentliche Erhöhung der Gebühr gefaßt machen. Und dann müsse ich mich auch sonst noch bei der Polyhymnia versichern gegen alles, was sie dort auf Lager halten, gegen Feuer, Haftpflicht, Hagel, Klauenseuche, Schweinerotlauf, Transportschäden, Schiffbruch und Diebstahl!

Auch gut! Ich hatte A gesagt und sagte auch B.

So vergingen Wochen, und jeder Tag brachte Neues. Um meine Unfallversicherungsantragskorrespondenz prompt erledigen zu können, reser-

vierte ich mir die Stunden von acht bis zehn Uhr vormittags ausschließlich für diesen Zweck. Roderich kam noch oft und rauchte von den großen Manuel Garcias. Auch über meine Likörkassette kam er regelmäßig. Die Gesellschaft war in bezug auf meine Vergangenheit von einer unergründlichen Wißbegierde. Sollte ich einmal so berühmt werden, wie Johann Wolfgang von Goethe — das Archiv der Polyhymnia spart den Literarhistorikern jede Arbeit!

Endlich erschien Roderich mit strahlendem Gesicht:

„Es ist gemacht! Du brauchst nur noch diesen Revers zu unterzeichnen!"

Ich unterzeichnete eine Erklärung, daß ich mich nie mutwillig in eine Gefahr begeben, mich nie selbstmorden, duellieren, nie mit dem Automobil, einem Luftschiff, einer Rutschbahn oder Looping the loop fahren werde. Ich unterschrieb, daß ich von vornherein auf jede Entschädigung verzichte für den Fall, daß körperliches Übelbefinden, z. B. Zahnschmerzen, mich für die Erleidung eines Unfalles prädisponiert haben sollte.

Ich verpflichtete mich, nie bei Regenwetter oder Glatteis aus dem Hause zu gehen, mein Gleichgewichtsgefühl nie durch Alkohol zu beeinträchtigen, auf keinen Berg zu steigen, mich in kein Gedränge zu begeben und mich von Dynamitattentaten grundsätzlich fernzuhalten.

Ich willigte in eine Karenzzeit von fünfundzwanzig Jahren, während derer ich bloß zu bezahlen und nichts zu bekommen hätte.

Nun war's erledigt.

Gestern erhielt ich die Police und bezahlte die erste Rate. Nicht ohne Seufzen: es zeigte sich, daß mir mit meiner Familie, wenn wir unseren Verpflichtungen gegen die Polyhymnia pünktlich nachkommen, fünfundsiebzig Mark monatlich zum Leben bleiben.

Es ist nicht viel — aber dafür sind wir auch versichert und können der Zukunft beruhigt in die dunkeln Augen sehen!

Ich werde Roderich Plötz das nie vergessen!

Josef Anselm Pangkofer

D'Landsleut



Drei Handwerksbuasch af oana Roas
Zosamma finden si,
Landsleut von allen Enden san s'.
Da Viart, a Boar, bin i.

Da Schneida is a langa Schwab,
Da Schreina is von Rhein,
Da Kampelmacha is a Frank,
I thua a Schmidknecht sein.

Dees is a Kaudawelsch durchnand
Vo Sprüchen und Manian,
Gleichnuß nimmt Jeda vo sein Stand,
und thuat sei Redn zian.

Da Schneida stellt s' af d'Nadelspitz,
Da Schreina hoblt s' glatt,
Da Kampelmacha kampelt Witz,
Und i, i schlag s' halt platt.

Von Deandl san ma kemma z'redn,
Sein Gusta Jeda sagt,
Und wo a hat de Schönste gsegn,
Und wo eahm d'Liab hat plagt.

A Jeda hat a Landsmannin
Am Schönsten gfunden halt,
Und i a kernfests Weibsbild d'rin
Z'tiafast im boarschen Wald.

Dem Schwabn den Sei is drutschali,
Da Frank hoaßt s' gschlank und frisch,
Da Speiera kokett und hübsch —
Dee Mei is sakerisch.

I laß schö bschoaden Jeden recht
In seina Liabhabrei,
Sie aba hoassen mein Gusta schlecht
Und springa nanda bei.

Da Schneida stichelt fuat und fuat,
Da Schreina hobelt mi,
Da Kampelmacha rupft mi durch,
De Teufels Sakrati.

Lang halt i aus, da wiad's ma z'dick,
Da fang i's schimpfa an,
Und stell mi fest in Positua,
Gegn Drei a oanzla Mann.

Af d'Letzt, deß kann net anderscht sein,
Da gibt's a kloane Schlacht,
Und af dee Köpf und Bugel nein
Habn d'Stecka pumpst und kracht.

I kriag no freili aa mein Thael,
Doh wiar an Hamma hob
Mein oachan Knittel gschwunga i,
Da schreia s': dees is z' grob!

„Grob hi, grob hea, san enka Drei,
Da muaß si Gwicht und Zahl,
Soll kemma Koana z'kurz dabei,
Ausgleicha allamal."

Af oamal fallt 's en Schwaben ei,
Daß mia All Landsleut san,
Und daß mia, wael ma lauta Boarn,
Koa Recht uns z' prügeln han.

Und wael uns dees begreifli is,
Daß da koa Untaschied,
So habn ma uns glei druckt und kußt
Und gmacht an schöna Fried.

Dazwischen kimmt a Preuß daher,
An Oestereicha aa,
Dee habn dee Schlacht vo weiten gsegn,
Und staunat stehna s' da.

Da Weana fragt treuheazi uns,
Da Potsdama voarnehm;
Mia oba macha a Ghoamnuß draus
Aus unsan Schlachtproblem.

Mia alle Sechse ziagn van Weg
In's nächste Stadtl nei,
Und trink alle af va Zech
Heut ausnahmsweis an Wei.

Und af de deutsche Danigkeit,
Dee iatza Mode grad,
Der Preuß, dea bringt den Trinkspruch aus:
As helf uns Gottes Gnad!

Auerhahnfalz

as ist etwas ganz Eigenes mit dem „Hahnfalz," etwas was ich von allen andern Jagdarten völlig trennen möchte. Ein Separatgenuß für Eingeweihte, von dem alles profane Volk ausgeschlossen gehört. Ein Kultus für die wahren Pan-Verehrer, für die, die das Gras noch nicht wachsen hören, aber dafür allerhand anderes, für irdische Ohren eigentlich gar nicht Bestimmtes. Für die, die Märchen lieben und noch an Erdgeister und Feen glauben und an allerhand Unfaß- und Unwägbares, für die es noch ehrfürchtige Geheimnisse gibt, verschlossene Türen, an die man nur mit andächtigem Finger klopft.

Oh, ich wäre unerbittlich, wenn ich die „großen Hähne" zu vergeben hätte. Keiner käme mir daran ohne gewissenhafte Prüfung, kein noch so prunkvoller Name, kein noch so echt gefärbter Weidmann, kein noch so lieber Freund, kein Vor- und kein Nachteil tät mich erweichen — — Ein Adept müßte er sein des geheimnisvollen kleinen Bundes der „Eingeweihten". Es gibt Augen, aus denen das Vereinszeichen leuchtet, es gibt Worte, die das Geheimsiegel lösen — Losungsworte!

Was bedeutet da der Schuß, die Beute, gegen die mise en scène des ganzen großen Dramas, eigentlich ein letzter Akt, den der Mensch verpfuscht mit seinem rüpelhaften Eingreifen.

Alle Jagdarten haben ihren Reiz, der Falz im dämmernden Moor, wenn der Sonnenball hinter dem zarten Frühling der Birken sich erhebt, von tausend Vogelstimmen begrüßt. — Die Frühbirsch im sommerlichen Buchwald, wenn der Rehbock, wie eine rote Flamme, hinter seinem zarten Liebling dahinjagt, — der Gang auf den schreienden Hirsch und den brunftigen Gemsbock im Hochgebirg, — so gut wie die Feldjagd im Schweiße des Angesichts, wenn es fröhlich knallt auf allen Seiten — — aber das gehört alles dem banalen Leben an, der realen Wirklichkeit — — anders der Gang auf den „großen Hahn" in ahnungsvoller Frühlingsnacht. Da öffnet sich dem Adepten das geheimnisvolle Zwischenreich zwischen Sein und Werden. „Ich werd ein Teil von dem, was mich umgibt," wie Byron singt.

Es ist bezeichnend, daß der Hahnfalz erst im Laufe des letzten Jahrhunderts so hoch eingeschätzt wurde, während er in früheren Zeit-

läuften, der Geringfügigkeit der Beute entsprechend, ganz in den Hintergrund trat.

Der Grund liegt eben in der gegen damals völlig veränderten Wertung der Jagd, die ihre Reize ganz wo anders sucht wie einst.

An Stelle des Kampf- und Beutereizes, männlicher Kraftentfaltung, tritt jetzt noch ein anderer bei weitem überwiegender, — der Natur- und Stimmungsreiz, auf den unsere differenzierten Nerven reagieren. Das tiefere Verständnis für die All-Einheit in der Natur, von unserer Zugehörigkeit, schuf ein ganz neues ästhetisches Gefühl, mehr ein neues Sehen, wie uns ja auch in der darstellenden Kunst die Landschaftsmalerei zeigt, die kaum zweihundert Jahre alt ist, während sie früher nur als völlig nebensächliches Beiwerk diente.

Die Grade des Reizes sind ja bei allen Erlebnissen und Geschehnissen verschieden, obwohl ihr Inhalt der gleiche ist. Das hängt von dem Zusammenwirken unzähliger Umstände ab, die unsere Nerven in Bewegung setzen.

So geht es auch mit dem Hahnfalz: kein Morgen gleicht den andern, der eine wird zum unvergeßlichen Erlebnis, der andere verflüchtigt sich rasch im Gewoge der Dinge. Der Erfolg allein macht es gewiß nicht aus. Es gibt eben auch unter den Hähnen allerhand Herrn: eingefleischte Romantiker, die nur auf uralten Wetterfichten falzen, mit weitem Ausblick auf das dämmernde Land, und fade Spießbürger, die nur auf dem Boden unter ihren Hennen ihr Spiel treiben, wie irgendein bunter Bauerngockl auf dem Misthaufen. Erotiker voll wilder Glut in ihren Strophen, Schlafmützen, die nur im Halbschlaf lallen, schüchterne Werber und kühne Kämpfer um den Preis.

Das macht ihn ja so ewig reizvoll und spannend, den Hahnfalz: diese abwechslungsreiche Charakteristik, nur die Hennen sind sich immer gleich, immer verliebt, immer dasselbe Gegacker.

Ich will nun von einem ganz besonderen Morgen erzählen, wie sie so dann und wann in einem ganz besonders beglückten Jahre vorkommen.

Jakl, der Jäger, war nicht in bester Laune, er behauptete: „Mit die Hahna geht 's alleweil mehr arschlings, s' is halt koan Schneid mehr drinn, drei auf oan Platz, da meinst doch a — nix — an Schnackler und gar is."

„No nachher geh'n wir halt auf den faulen Schnackler, ich hab' nicht lang Zeit, wer weiß, wie's oft geht."

„Ganz ob'n auf der Schneid' wär no oaner, Sie kenn'n 'hn ja, auf der Feuchten — wia hoben's 'n jetzt glei' g'hoaß'n, richti' den ‚Romanisch'n'."

Ich mußte lachen. Ich hatte jedem seinen Namen gegeben, wie oben. Die „Schlafmütze" hatte ich geschossen, die andern waren alle noch am Leben: auf den „Romanischen" aber freute ich mich vor allem, er sollte einen Ehrenplatz bekommen in meiner Sammlung.

Ein stiller Morgen, von jener Stille, die tausend Stimmen hat, Sterne, ganze Heere, die ihre Strahlen wie blitzende Klingen kreuzen vor ihrem nahen Erlöschen.

Das Dorf schläft noch, die Nacht hüllt es noch in ihren weichen Mantel, nur ich und der Jakl — selbst er, der treue Genosse, stört mich jetzt, ich möchte lieber allein sein. Weil ich alle Wesen ehre, darum scheuen mich die Geister nicht.

Er kennt mich und schweigt. Das Waldgebirge nimmt uns auf, Wasser rauschen, irgendwo ein leiser Wind, kaum ein Hauch, belebt die Luft, der kleine Lichtstern in Jakl's Laterne zittert vor mir her, weiße Stämme leuchten auf, verschwinden wieder, auf dem feuchten Weg kriechen goldbetupfte Salamander, einer sitzt auf einem morschen Strunk und glotzt mich an. Er hat ein Krönchen, — ja, er hat ein Krönchen auf dem Kopf. Ich sehe ihn mir genau an. Sein kleines Herz schlägt so groß, jetzt spricht er gar. „Zertritt mich nicht, du häßlicher, dummer Ungefüger! Ich bin ein König, siehst du nicht das Krönchen auf meinem Kopf? Ihr beugt euch doch vor Kronen!"

Jakl will ihn eben mit dem Bergstock beiseite schleudern, gerade noch recht hindere ich ihn daran. „I kann 's amal net leiden, die schiache Sach'."

Ich ziehe meinen Hut und grüße den Kronenträger, ehe ich vorüber gehe, und das Herzchen klopft noch höher. Wer weiß, was dein innerstes Wesen in dem bunten, glitschig glatten Kleide? So viel weiß ich, der kleine König auf dem grünsamtnen Trone öffnete mir sein geheimnisvolles Reich. Was ich da alles sah, was ich nie gesehen. — Ein rindenloser Baumstrunk leuchtet und flimmert mir schon von weitem entgegen, ein zarter, bläulicher Schimmer webt darum.

Ich ließ Jakl die Laterne mit dem Wettermantel decken. Das wirkte! Ein großes Loch saß in dem Faulholz, da leuchtete es heraus. Loch! Wie brutal das klingt. — Es krabbelt und kribbelt heraus und hinein und winzige Fünkchen dazwischen — Loch! „Wie schlecht du siehst," hätte der kleine König gesagt. — „Ein Festmahl, der ganze Adel ist versammelt, mir ist die Gesellschaft zu trocken, so träumte ich lieber auf meinem grünen, kühlen, feuchten Samt—jag sie zu Bett, es naht der Morgen."

Ich trat näher, der bläuliche Schimmer verschwand, das Licht der Laterne traf einen morschen Strunk, in dem ein tiefes schwarzes Loch gähnte — der Eingang zum Saale.

Jetzt ist es aber höchste Zeit, und Jakl pressiert — da weichen die Gesichter. Das geheimnisvolle Reich liegt hinter mir — ich wittere Morgenluft — und da ist auch schon der Platz zum „Auslus'n", wohl von längsher dafür bestimmt, ich wenigstens saß schon ein dutzendmal darauf. — Da wird tief Atem geholt und gelust.

„Hörst ihn links ob'n, Jakl?"

„Das war i," meint der Jakl, auf seinen Magen deutend, „'s taugt nix, das neue Bier beim Schnapperwirt."

Der Morgenstern steht jetzt allein, gerade über der schlanken Fichte vor uns, ihr Wipfel berührt ihn fast — — aber jetzt!

Jakl unterdrückt einen Hustenanfall unter seinem Hut.

Drei Schnakler in langen Intervallen.

„Das is der ‚Romanische', da feit si nix," meint der Jakl. „Den lob i, der halt sein Platz ein, glei pack ma 'n an."

Wir brechen auf, der Schneid zu. Es ist noch ein weiter Weg, und der Morgen zieht schon ganz leise in den Wald, der allmählich seinen Schlaf abschüttelt. Das ist der Augenblick, wo ich ihn am tiefsten empfinde. Dieses geheimnisvolle Nesteln und Rücken in den dunklen Fichten, hoch oben schlagen Flügel in irgendeinem Nest, es huscht und raschelt, — ein leises Pipsen, ein kurzes Präludieren, und dazwischen der Hahn, Schlag für Schlag — der Vorhang teilt sich, das uralte Drama vom Werden beginnt. Die betrogene Lust und die geahnten Schmerzen zittern durch die Morgenluft, der Schleier der Maja hebt sich leise — man ahnt Dinge — — da — der Hahn! Die Schläge schwellen an, überhasten sich, dann das konvulsivische Zischen und Wetzen der höchsten Leidenschaft. — Der Schleier sinkt nieder, der „Wille" jauchzt durch den Wald, immer stürmischer, immer heißer — vorwärts, ehe die Erkenntnis über ihn kommt.

Jetzt heißt es schon Vorsicht und die Ekstase abgewartet, in der der Wahn ihn blind und taub macht — zwei, höchstens drei Schritte. — Doch er setzt Strophe an Strophe, sein heißes Wollen ist ganz auf die Zukunft gerichtet, auf die Erhaltung seiner Art. Was liegt an ihm, ein zerstäubendes Atom gegen die ewige Idee „der Auerhahn".

Jetzt aber Schluß mit der verdammten Philosophie, sie hat mir schon ein paar Hähne verpatzt, — das macht das gefährliche Milieu.

Schon sehe ich die einsame Fichte. Sie hat sich etwas nach vorn geneigt seit dem vorigen Jahr, und aus ihrem dichten Wipfel ertönt der Liebessang. — — Und plötzlich wird ihm Erwiderung, ganz dicht vor uns, wie aus dem Boden heraus.

Wir stehen still. Es raschelt im Laub — Hennen kommen ängstlich gluckfend gelaufen, ducken sich, in ihrem Mimikry ganz verschwindend.

Da tritt e r heraus, den Stoß gebreitet, den Hals gebläht, fauchend, zischend, schnakelnd.

Mich ärgerte der Kerl, der seiner Art zuwider am Boden herumkollert. Da ist der da oben ein ganz anderer Geselle auf seiner Fichte; es springt und tanzt dicht vor mir, und doch kann ich in dem Dämmerlicht des Bodens nicht das Ziel fassen, er reizt mich auch nicht, der niedere Geselle, der herumkollert wie der Gockl auf dem Miste. Damals taufte ich ihn „Spießbürger elendiger".

Ich nahm es wohl nicht genau genug, prasselnd ritt er ab, nach abwärts. — Ich seh ihn gar nicht mehr, oben jauchzt jetzt der „Romantiker".

Höchste Zeit, die Formen lösen sich, der nüchterne Tag droht im Osten, sein pompöser Aufzug, purpurverbrämt, ist rasch vorüber, und dann — dann entpuppt sich nur zu oft der graue, öde Werkltag, der allem heimlichen Zauber ein Ende macht.

Die Fichte steht ganz einsam auf dem Grat; blitzdurchfurcht, feierlich senkt sie die mächtigen Wedel, durch deren Lücken es schon purpurrot glüht. Wenn so ein Baum nicht ein lebendiges Wesen ist, das atmet, fühlt, schläft und wacht, — wem das »tat twam asi« (das bist du) nicht die Liebe weckt zum leidenden Genossen, der gehört nicht zu unserem Bunde.

Und jetzt das brünstige Lied, das aus ihm erschallt, das Lied aller Lieder, aus dem die Sehnsucht künftiger Geschlechter klingt — Jahrhunderte vergehen, Jahrtausende, längst ist der letzte Hahn auf der Schneid geschossen, aber die „Idee" lebt noch immer und findet irgendwo ihre neue lebensvolle Form. Herrgott, wie da die Fichte zum Lebensbaum wächst bei solch' innerem Schauer.

Ein Zweig kracht unter meinem Stiefel.

„Sakra, ab'r grad a bißl aufpassen!" flüstert Jakl.

Der Hahn verstummt, dreht sich, beugt sich vor, reckt den Hals —

Wir atmen nicht mehr, senken den Blick. Und in acht Tagen schießt ihn der Herr Forstrat, mein Nachfolger, und der gehört nicht einmal zu unserem Bund. —

Da kommt die Erlösung — ein Schnakler, der Hauptschlag — zwei Sprünge vorwärts, noch einmal — dann langt's! Oder was! mein linker Fuß ist zwischen zwei Steinbrocken geklemmt. — Das ernüchtert. Na wart', Tropf!

Lange dauert's, dann reckt er sich, pludert sich, ein Prasseln, das einem ein Vorgefühl für einen Herzschlag gibt. Der Hahn wechselt den Platz. Jetzt sitzt er mitten in der verglimmenden Glut des Morgens. Ich muß im Kreis um den Baum herumspringen, aber Vorsicht ist nicht mehr nötig, der Hahn ist jetzt auf dem Höhepunkt seines Paroxysmus. Ich sehe jedes Federchen am Halse sich blähen, das Glühen des Kammes. —

Einen Augenblick zögere ich — doch, welch' schöneres Los kannst du erkiesen, als im Wonnetaumel plötzlich zu zerfließen — —

Blitz und Knall! — Da stürzt er herab von Ast zu Ast, der kühne Werber, ein Zucken durchrieselt noch den Körper, vielleicht die letzte Wonne, dann hebe ich ihn an den Füßen empor gegen den pomphaft heraufziehenden Morgen, und des Lichtes leuchtendes Kind schmückt ihn noch im Tode — die Farbe, das schillernde Grün der Brust, das Karmoisinrot des Kammes, die feinsten Nuancen von Schwarz und Blau.

Also da hast du ja dein stolzes Weidmannsheil, Menschlein! —

Oder glaubst du, das gilt alles dir, der liebliche Jubel im Geäst ringsum — dir, dem Helden des Tages! —

Einmal war es mir so, beim ersten Hahn, jetzt bin ich längst recht bescheiden geworden. Aber der Jakl triumphiert.

„Hab'n wir di' amal Tropf eiskalt'r, verhört hab' i di' oft g'nua, a Luad'r war' er scho', der Romanische!"

Das lieb' ich so am Jakl, das Skrupellose, das der Fluch der Erkenntnis noch nicht ergriffen.

Heimwärts ging's jetzt, vor mir der Jakl, das Stückchen Liebesglück geschultert, Tropfen auf Tropfen tröpfelt es aus dem Hakenschnabl des Hahnes und zieht eine blutige Spur.

Da bei einer Biegung des Weges bleiben wir jäh stehen — ein dritter Hahn!

„Heut' müaſſ'ns a Konferenz hab'n da herob'n," meint Jakl. „Sakra, daß s' grad oan schiaß'n derf'n — weit is er net —" Das ging Schlag auf Schlag, der Romantiker war ein Zahmer dagegen. — Das zischte und fauchte wie toll. — —

Ich sprang ihn an. Wahrhaftig keine Kunst: er hätte keine nahende Armee gehört. Schießen durfte ich nicht, so war ich ganz Beobachter.

Jetzt verstand ich ihn erst, den Hahnfalz, losgelöst vom eigenen Wollen.

Der Purpur des Morgens erlosch, der Hahn strich ab zu seinen Hennen — es war wieder Wald um mich, die Meisen zirpten, und eine Amsel stritt im Busch.

Auf dem Heimweg überkam mich der Schlaf. Wir setzten uns auf einen Baumstrunk, mit weichem Moos gepolstert.

Langsam duselte ich ein. — Sonderbar, ich träumte von dem leuchtenden Festsaal und seinen kleinen Besuchern, die aus und ein strömten; immer mehr kamen, ganze Scharen, winzige Kerlchen mit Degen an der Seite — aber was stechen sie denn immer nach mir — Gesindel verdammtes, ein Tritt mit dem Stiefel, — und — — Au — au — sakra — ich springe jäh auf, in meinen Ärmeln, nnter Hose, Hemd ein Gekribbl und Gekrabbl — — au — ich schlage und drücke — da halt ich einen der Kavaliere zwischen den Fingern — — — eine schwarze Waldameise. —

Und der Jakl klopft und drückt mich ab. „Die Luad'r, die schiachn! Die könna ein an."

„Schweig, Jakl, sie haben ganz recht, was brauchte ich ihr Fest zu stören."

Er sah mich groß an. „Herr, die drei Hahn' — is aa z'wider, und grad oan schiaßn dürfn."

Der samtene Thron meines kleinen Königs ist leer, der nüchterne Tag hat ihn verscheucht.

Unten lärmt das Dorf, und der Geruch von Dung und Menschen steigt herauf.

Aphorismen
aus seinen Werken



Ich glaube, sogar das schlechteste Leben hat mehr schöne Augenblicke, als es den Anschein hat, wenn man es versteht, nicht am Oberflächlichen zu haften. Man soll „keine Luftschlösser bauen, aber es giebt doch Gedankentempel, in denen man sich gerne aufhält.

Der Verstand ist nur ein kläffender Hund, der störenden Lärm macht und doch nicht den Weg weist.

Im Grunde ists mit aller Lebensweisheit so: sie muß immer aufs neue erprobt werden, denn kein Mensch ist wie der andere, und jedem paßt nur seine Haut.

Alles Mögliche lernt der Mann, alles Unmögliche weiß er, aber mit dem Weibe umzugehen, das lehrt man ihn nicht. Wenn er es verdirbt und wenn er es mißhandelt, dann nennt er das Lebensklugheit. Stimmt die Rechnung aber einmal nicht, dann knickt er zusammen und macht in Philosophie.

Ein Weib hat zu tragen, was sein Geschlecht mit sich bringt ... Das und nur das ist das Natürliche für das Weib, das sich schenkt. Das andere ist die Sklavin, die der Mann gebraucht.

Weiber haben kein Rechtsbegriffe, sie handeln immer nur nach Gelüsten und mit der Freude an Heimlichkeiten. Das sind Unarten, die man bestrafen, aber nicht vor Gericht schleppen soll.

Das wird einmal eine nette Wirtschaft werden, wenn wir noch weiter in dieser feministischen Entnervung gekommen sind. Die ungeschickten Blaustrümpfe mit den plumpen Reformkitteln und den Mannesimitationen sind dann verschwunden, und die kluge Rasse, die jetzt sich darauf besinnt, daß man die Weiblichkeit nicht aufzugeben braucht, macht das Fleisch zum Helfer des Geistes, wie's ja bei den Komödiantinnen

von jeher der Brauch war. Die Blaustrümpfe werden von den Seidenstrümpfen verdrängt werden.

Liebe läßt sich nicht erklären, die muß empfunden werden. Und was dabei vielleicht an Erfahrungen gesagt werden könnte, ist eben nur das Zufällige, das Persönliche. Man richtet höchstens Unheil an, wenn man eigenes Erlebnis anderen zur Richtschnur machen will.

Man muß in der Ehe mehr oder minder Philister werden, und wer sich nicht dieser Erkenntnis fügt, der hätte besser getan, unverheiratet zu bleiben.

Auf der einsamsten Wanderung, in dem Blau des Waldes, macht mir der von ferne kommende Pfiff einer Lokomotive dieselbe Freude wie der Ton einer fernen Kirchenglocke oder der Gesang irgendeines unsichtbaren menschlichen Wesens. Der Genuß der Naturschönheit hat unmittelbar gar nichts mit der Weltflucht zu tun, und der hohe Reiz der Einsamkeit wird nicht gestört durch solch flüchtige Grüße der menschlichen Gemeinschaft, sondern diese erwecken eher das Gefühl, daß der Einsame noch nicht der Verlassene sondern nur der sich Sammelnde ist.

Wie haben wir uns eigentlich der Hinterlassenschaft unserer Vorfahren gegenüber zu verhalten? Bedenklich ist es, weil es eine freie Entwicklung hemmt, wenn mit Liebhaberei gemischte Kunstgelehrsamkeit die Schaffenden der Gegenwart zwingen will, aus altem nicht bloß Anregungen zu holen, sondern darin zwingende Muster zu sehen, die ein für alle Zeiten bindendes Gesetz enthielten. Man darf nie so gelehrt und nie so alt sich gebärden, daß man dem notwendigen Wechsel der Dinge eigensinnig widerstrebt. Aber nicht minder läßt sich gegen den Radikalismus der Jugend ein ernstes Bedenken ins Feld führen. Das alte Übereinkommen hat noch einen andern Wert als den eines Musters und den einer geschichtlichen Merkwürdigkeit. Von Sentimentalitäten braucht man dabei keinen Gebrauch zu machen ... Diese alten Dinge erinnern uns an den festen Zusammenhang, der uns mit der Vergangenheit verbindet, und geben uns ein gewisses aristokratisches Gefühl, das uns vor dem Snobismus und dem Emporkömmlingsgeist schützt, der sich mit selbstgefälliger Großmannssucht als weltstädtisch bezeichnet, weil er keine Überlieferungen hat und in Ermanglung dieser sich immer an der Mode anklammern muß. Dieses Modernseinwollen um jeden Preis ist aber eben die große Gefahr für unsere moderne Gesamtbildung.

Ältere Freunde brauchen die jungen Leute, und das müssen ihnen im Alter noch einigermaßen näherstehende Leute sein, frische Naturen,

warme Herzen, und zehnfach mehr Lehrer brauchte es auf allen unseren Anstalten, wenn diese freundschaftliche Erziehung durchführbar sein soll. Es sind mehr Erzieher nötig als Beamte.

Die Juden verstehen es, reich zu sein, die einen aus alter Gewöhnung, die andern, weil sie wissen, daß nur Besitz sie vor Mißachtung schützt.

Es gibt kein allgemeines über alle Einzelumstände rücksichtslos hinweggehendes Moralgesetz. Die Gesinnung ist der Maßstab der Tat.

Die falsche Scham Unglücklicher ist ja im allgemeinen hinreichend gerechtfertigt durch die Herzlosigkeit der sogenannten soliden Leute ... Wie ist doch unser Denken und Fühlen verwirrt, daß sich die Menschen so schwer zueinander finden. Richter und Angeklagter spielen sie statt dessen, sie, die sich gegenseitig voll Mißtrauen ansehen.

Das ist der Wert des Erfolgs, daß er das Banausentum niederwirft, das sich an den Erfolglosen frech mit seiner Weisheit heranwagt und seine Kraft zu lähmen droht, während es dann sich dumm verlegen in die Ecke drückt. So gibt der Erfolg dem Künstler nichts Neues, was er nicht schon besessen hätte, er lehrt ihn nichts, aber gibt ihm Ellenbogenfreiheit.

Ausstellungen werden nicht gemacht für genialisch tuende Kunstschreiber, sondern sie haben den Zweck, das Publikum für moderne Kunst zu interessieren ... Der Kampf gegen den Philister ist vom Standpunkt der Kunstpflege aus eine der größten Albernheiten unseres Zeitalters; denn ihn zu gewinnen, zu überzeugen gilt es, nicht ihn zu ärgern.

Max v. Pettenkofer

In der Heimat


Erblick' ich deinen stillen, öden Grund,
Wo ich geboren, weit gedehntes Moor,
Dann drängen selt'ne Bilder sich hervor,
Wie ich als Knab' auf deinen Steppen stund.

Oft trat ich mir die nackten Füße wund,
Wenn ich der Herde nach durch tiefes Rohr
Mich in Nomadeneinsamkeit verlor,
Doch heiter klang das Lied aus meinem Mund.

Arm und genügsam wie das Heidekraut,
Das blühend sich dem kargen Land entringt,
Hab' damals ich zum Himmel aufgeschaut.

Warum mir jetzt kein frohes Lied gelingt?
Sehnsucht und fromme Wünsche werden laut,
So oft ein Nachhall jener Zeit erklingt.

Pflanzenreich

Ihr Pflanzen all! wie wird mein Herz erweitet,
So oft zu euch sich das beengte wendet!
Ihr seid wie Friedensprediger gesendet,
Und Wohltun ist das Werk, das ihr verbreitet.

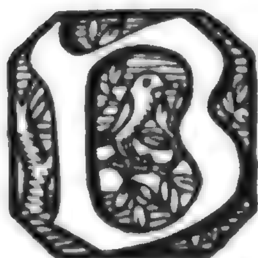
Was euer stiller Riesenfleiß bereitet
So wunderbar aus totem Stoff, das spendet
Ihr an ein fremd Geschlecht, deß Leben endet,
Wenn ihr nicht Blut in seine Adern leitet.

Drum ist mir heilig jede Blumenkrone,
Und heilig jedes grüne Blatt am Baum,
Wie Lotos einem frommen Hindusohne.

Prophetisch war der alte Mythentraum,
Daß in dem Baume eine Gottheit wohne.
Laßt beten mich in seinem Schattenraum!

Aus den Tagebüchern

Erlangen, 23. April 1825


Vorgestern habe ich „Treue um Treue" glücklich und zu meiner Zufriedenheit vollendet. Dabei ärgere ich mich, etwas Gutes gemacht zu haben; denn das Publikum wird es nicht anerkennen, die Theaterdirektoren werden es nicht aufführen, und die Rezensenten werden mir Sottisen sagen. Das ist das Schicksal eines dramatischen Dichters.

Erlangen am 10. Mai 1825

Seit Fünften haben wir Theater hier, die Bamberger Truppe, die weder zu den schlechtesten noch zu den besten gehört. Auf Schellings Rat und auf eigenen Antrieb habe ich diese Gelegenheit benutzt, mein neustes Stück auf die Bühne zu bringen. Heute übergab ich ein Exemplar dem Direktor, Herrn Weinmüller, der es sehr devot annahm, teils weil Engelhardt, der als Prorektor über das Theater zu verfügen hat, es ihm rekommandiert hatte, teils weil die Studenten ihm schon davon gesprochen hatten, und dann, weil er sich, wenigstens hier, mit diesem Stück ein volles Haus versprechen darf, während gegenwärtig das Theater fast immer leer ist.

Erlangen, 18. Juli 1825

Es ist heute eine prägnante Zeit für mich. „Treue um Treue" ist an allen Straßenecken angeschlagen.

Erlangen, 23. Juni 1825

Wie ich später hörte, hatten schon nach dem dritten Akt die Studenten beschlossen, mich herauszurufen. Nach dem vierten kam Professor Döderlein, wie mir Hermann erzählte, in die Loge, wo letzterer war, und munterte auf, den Dichter herauszurufen. Aber man machte ihm merklich, daß dergleichen nur vom Parterre ausgehen könne, weil die Logen keine zusammenhängende Partei bildeten und nichts durchzusetzen vermöchten.

Der fünfte Akt ging ebenfalls gut von statten, die letzte Erzählung Florestans, Aucassins Antwort, die Entschleierung, die Zurückgabe des Schwerts und endlich die letzten Worte des Troubadours vollendeten den

Eindruck. Engelhardt und Pfaff hatten mir geraten, gleich nach gefallenem Vorhang Loge und Theater zu verlassen, was ich auch im Begriff war zu tun. Aber kaum befand ich mich im Korridor, als ich meinen Namen so gellend im Theater widerhallen hörte, daß es mich stutzen machte. Ich klopfte an die Schellingsche Loge, wo ich des Lärms wegen nicht gleich gehört wurde. Schelling kam mir endlich entgegen und sagte mir, daß ich gerufen würde. Ich bat ihn um Rat, was ich tun solle. Er meinte, daß ein Fremder hierüber unmöglich einen Rat geben könne, und daß ich ihn sehr in Verlegenheit setzte. Oberst Masson, der dabei war, riet mir, mich an der Loge zu zeigen; aber niemand würde mich gesehen haben, da alle Blicke aufs Proszenium gerichtet waren. Der Lärm dauert fort. Die Schauspieler wollten mir helfen; man zog die Gardine auf und kündigte die „Zauberflöte" für den folgenden Tag an. Aber kaum war der Vorhang wieder gefallen, so verdoppelte sich das Geschrei, Gestampf, Geklatsch, und es war ein Aufruhr, als ob das Haus einfallen sollte. Engelhardt als Prorektor war schon im Begriff, hinunterzueilen, um die Studenten zu beruhigen. Auch aus den Logen schallte es nun häufig: „Der Dichter, der Dichter!" Ich fühlte, daß mir keine Wahl gelassen war, und eilte auf die Bühne. Dort wurde ich von Schauspielern und anderen empfangen, die um mich herumschrien, das Zeichen zum Aufziehen des Vorhangs gaben und mich ins Proszenium hinausschieben wollten. Ich bat sie, nur einen Augenblick ruhig zu sein, damit ich mich sammeln könne. Sie wurden endlich still, und in kurzer Zeit erschien ich auf der Bühne, von einem unmäßigen Beifall begrüßt. Eine tiefe Stille erfolgte, als ich stehen blieb, und ich hatte nun Fassung genug, um folgende Verse zu sprechen:

Ihr, deren Gunst der Dichter heut besaß,
Vielleicht in keinem ganz gemeinen Maß,
Ermuntert ferner ihn mit Lieb' und Gunst,
Damit er steigre seine schwache Kunst!

Verse, auf welche ein hundertstimmiges Bravo erfolgte, wiewohl sie weniger durch sich selbst gelten konnten als durch die begeisterte Stimmung, durch den Ausdruck, mit dem sie gesagt wurden, durch die feierliche Steigerung des zweiten und den korrespondierenden Fall des vierten Verses. In der Tat würde die ganze Vorstellung äußerst unbefriedigend geendigt haben, wenn ich nicht auf den Brettern erschienen wäre. Ich eilte nun in die Garderoben, um den Schauspielern zu danken, und von da aus dem Theater durch den Hofgarten zu Schellings.

Erlangen, 9. März 1826

Ich habe über zwei Monate nicht geschrieben, auch schleppte sich mein Leben ziemlich bedeutungslos und ganz ohne dramatische Produktion

hin. Jetzt rufen mich Frühling und Liebe wieder ins Leben. Die Tage sind unbeschreiblich schön, der Himmel blau, die Knospen brechen hervor. Ich habe in dieser schönen Zeit einen Freund gefunden, auf den ich später zurückkommen werde. So oft ich mich in diesem Punkte getäuscht habe, so hoffe ich mich diesmal nicht zu täuschen. Und wie könnte ich die Ideale aufgeben, die mich seit meiner Kindheit begleiten? Gesehen habe ich ihn schon im November vorigen Jahres, am 30. Januar auf einem Balle zum erstenmal mit ihm gesprochen; aber die Umstände verhinderten uns, einander näher zu kommen, und näher kennen gelernt habe ich ihn erst gestern abend, wo ich ein paar Stunden bei ihm zubrachte. Da dieser Besuch zufällig war, so hat es mich hinterher gefreut, daß es am Jonathanstage geschehen ist. Heute morgens schickte ich ihm mehrere meiner gedruckten Sachen, wovon ich gerade Exemplare vorrätig hatte, und legte ein gestern entstandenes Sonett über den Tod des Pindar bei, das an ihn selbst gerichtet ist, wiewohl ich ihn dies nicht erraten ließ. Es ist das zwanzigste Sonett, das ich an ihn geschrieben, und so habe ich ihn mehr als irgendeinen früheren Freund gefeiert, und durch Gedichte, die meine früheren hinter sich lassen. Gott mag wissen, weshalb dieser Mensch mich so begeistert; aber aus den Sonetten geht hervor, daß ich nie so ganz, so edel, so uneigennützig geliebt habe. Leider wird er diese Tage eine Ferienreise antreten. Er heißt Karl Theodor German und ist in Rheinbayern zu Hause. Er studiert Theologie. Unglücklicherweise hat er sich an eine Landsmannschaft angeschlossen, was unsern Umgang außerordentlich erschwert.

Erlangen, 18. Juni 1826

Eine so traurige Frühlings- und Rosenzeit wie dieses Jahr habe ich noch niemals zugebracht. Ich kann wohl sagen, daß ich keine frohe Stunde habe, und daß mir jeder Augenblick zur Last wird. Ich bin ungern und selten unter Menschen.

Am Letzten des vorigen Monats hatte ich zufällig des Abends auf der Straße noch ein Gespräch mit Jonathan, wo er mich härter und liebloser als je behandelte. Ich habe die Nacht in einem fürchterlichen Zustande hingebracht und einen Schmerz empfunden wie vorher nie empfunden im Leben. Ich ging den anderen Tag nach Fürth, von da nach Ansbach, wo ich ein paar Tage bei meinen lieben Eltern zubrachte, und über Kadolzburg wieder zurückging. Diese kurze Zerstreuung bewahrte mich vor dem Ärgsten; aber sie konnte die grenzenlose Gemütsleere und Hoffnungslosigkeit, die ich empfinde, nicht lindern. Endlich glaubte ich jenes von frühester Kindheit ersehnte Ideal eines Freundes gefunden zu haben, nie hat mir ein Mensch besser gefallen als German. Nur M—y und B—n aus früherer Zeit kann ich mit ihm in eine Linie stellen. Auch diese liebte ich über alles, und es ist merkwürdig, daß sie

alle drei blond waren und eine entfernte Ähnlichkeit der Gesichtszüge unter ihnen obwaltet. Selbst Liebig kann ich nicht mit ihnen vergleichen, wiewohl er der einzige Mensch in der Welt ist, der mich wahrhaft geliebt hat.

Erlangen, 19. Juli 1826

Seit beinahe zwei Monaten besuche ich keinen öffentlichen Ort mehr, das Theater ausgenommen, wo German nicht ist. Seitdem ich gar keine Hoffnung mehr auf seinen Umgang habe (denn seit unserer letzten Unterredung grüßt er mich nicht einmal mehr), wird mir jede andere Gesellschaft auf eine Art zur Last, die ich nicht auszusprechen vermag, und alles ist mir wie abgestorben. Wenn ich ihm vollends, was jedoch selten geschieht, einmal begegne, so falle ich in die gehässigste Stimmung von der Welt. Unglücklicherweise sehe ich ihn täglich, wenn er seine Kollegien besucht, vorübergehen, und er verfehlt nie, wenn er allein ist, zu mir heraufzublicken. Dennoch liebt er mich nicht, und dennoch hat mir nie ein Mensch ein so himmelschreiendes Unrecht zugefügt wie dieser, der mir die gemeinsten Saufbrüder unter den Studenten vorzieht. Ich kann ihn als ein personifiziertes deutsches Publikum betrachten. Einer behandelt mich wie der andere. Und so wurde mein Leben in den innersten Wurzeln angegriffen, und Ruhm und Freundschaft, wovon eines wenigstens für das andere trösten könnte, mir auf gleiche Weise verweigert.

There died the best of passions, love and fame.

Wer kann sich wundern, daß mir jeder Tag in Deutschland zu lang wird?

Erlangen, 22. August 1826

Vorgestern, Sonntag vormittags, klopfte es an der Tür, und German trat herein. Er bedankte sich nach ungefähr vier Wochen für das überschickte Buch, und es wurde über einige gleichgültige Dinge gesprochen. Es war das erste und wahrscheinlich das letztemal, daß er bei mir war. Ich versprach, seinen Besuch gestern oder heute zu erwidern, und fragte ihn, ob er des Vormittags zu Hause wäre, was er bejahte. Ich ging gestern hin; aber er war nicht zu Hause. Des Abends begegnete ich ihm auf der Straße und sagte ihm, daß ich heute morgens kommen würde, und er meinte, ich würde ihn antreffen. Ich ging daher heute wieder hin, und er war wieder nicht zu Hause. Diese neuen Kränkungen waren mir nicht unerwartet; allein wiewohl ich keinen lebhaften Schmerz darüber empfand, so verschlechterten sie doch unwillkürlich meinen Gemütszustand aufs äußerste, und eine so schneidende Kälte, wie ich in diesem Augenblicke über die Menschen überhaupt empfinde, war mir neu bis jetzt. Es ist höchste Zeit, daß ich Deutschland verlasse; alle Bande sind gelöst, alle Liebe hat sich ins Innerste meiner Brust geflüchtet, um nie mehr hervorzutreten.

Brixen, 10. September 1826

Ich fühle mich sehr melancholisch gestimmt in diesen Gebirgen und ich fürchte auch, daß das Glück in Italien so wenig wohnt als anderwärts. Heute habe ich wenigstens den Brenner überschritten und die ersten Vorboten einer südlicheren Natur gesehen. Etwa eine Stunde von hier teilten sich die Straßen. Auf der einen Tafel las man: Nach Italien! Auf der andern: Nach dem Pustertal! Ich weiß nicht, ob ich nicht lieber den Weg ins Pustertal eingeschlagen hätte, so gleichgültig scheint mir in diesem Augenblicke, wonach ich mich so sehr gesehnt habe.

Franz Graf von Pocci

Kasperl in der Türkei

Ein konstantinopolitanisches Lustspiel in zwei Aufzügen

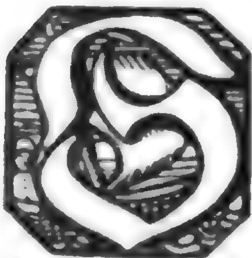
Personen:

Der Sultan Schurimuri
Mumurikarbatschi, Hofprofos
Pfeifistopfiri, Pfeifenstopfer
Mimikatzi, Leibmohrin
Kislar-Fagotschi, Kapellmeister
Kasperl Larifari
Ein türkischer Trommler

Erster Akt

Gemach des Sultans

(Sultan Schurimuri sitzt auf dem Thron und raucht aus einer langen Pfeife)



Schurimuri: Potztausend Mond- und Sternhagelelement, geht die Pfeife schlecht! Wieder nicht ordentlich geputzt! Ich muß ja ziehn, daß mir der Atem ausgeht! Beim großen Propheten Mohammed, ich bin schlecht bedient. Jetzt hab ich dem Sklaven Pfeifistopfiri erst fünfzig auf die Fußsohlen geben lassen, und doch sorgt er nicht besser für meine Tabakpfeifen! Ich bin noch all's zu gut und nachsichtig mit dem Sklavengesindel! Muß wieder ein paar spießen lassen, dann wird's schon besser gehn. Mumurikarbatschi! Hofprofos! Herein! Bring mir den Pfeifistopfiri! Augenblicklich!

Ihr Hunde, ich will euch Mores lehren.

(Mumurikarbatschi und Pfeifistopfiri erscheinen.)

Pfeifistopfiri: Großer Sultan! Stern des Orients! Sonne des Okzidents! Verzeih! Ich vernahm in deinem Rufe, daß du ungehalten bist.

Schurimuri: Elender, warum hat die Pfeife keinen Zug? Fehlt's am Röhrl?

Pfeifistopfiri: Allmächtiger! An meiner Sorgfalt hat es nicht gefehlt. Ich habe die Pfeife heute beim Sonnenaufgange geputzt.

Schurimuri: Einerlei. Vielleicht war der Tabak zu naß. Kurz und gut: es muß einmal ein Exempel statuiert werden. Mumurikarbatschi! Führe den Burschen in das Wichszimmer Nr. 121, dort hat er hundert Streiche in Empfang zu nehmen und auf Stempelbogen abzuquittieren.

Mumurikarbatschi: Wie du befiehlst, Erhabenster, so soll es geschehen. Fort mit dir, Sklave!

Pfeifistopfiri (fällt auf die Knie): Erbarmen, großer Sultan! Verschon deine treuesten Sklaven mit der Strafe, die er nicht verdient zu haben zu glauben sich untersteht.

Schurimuri: Was? Remonstrieren auch noch? — Noch ein Wort, und ich lasse dich hängen!

Pfeifistopfiri: Weh mir! (Ab mit Mumurikarbatschi.)

Schurimuri: Es ist nicht zum aushalten! Wie hab ich mich jetzt echauffiert! Nichts als Ärger und Verdruß! Ich will meine Leibsklavin, die Mohrin Mimikatzi rufen, damit sie mich etwas besänftige. Sie soll mir ein Lied mit Gitarrebegleitung vorsingen!

Mimikatzi! Mimikatzi!

Mimikatzi (mit einer Guitarre): Was befiehlt mein hoher Gebieter?

Schurimuri: Zuerst streichle mir ein wenig den Bart; dann singe mir das Lied von der Lotosblume.

Mimikatzi (streichelt ihn, dann singt sie):

Einsam blüht die Lotosblume
und drei Nummern träumt sie still;
rate, wer gewinnen will!
Ach, du dunkle Lotosblume,
du, der schönsten Blätter voll,
sag mir, was ich setzen soll!
Und es haucht die Lotosblume
in der milden Abendluft
die drei Nummern aus in Duft!

Schurimuri (heftig): Wie heißen die drei Nummern? Ich will sie in die Lotterie setzen.

Ein Terno wär' nicht übel!

Mimikatzi (singt):

Frage nicht die Lotosblume!
Wenn die Ziehung ist vorbei,
dann weißt du sie alle drei!

Schurimuri: Ich will aber die Nummern vorher wissen, oder ich laß dich und die Lotterieblume köpfen. Wozu ist die Lotosblume gewachsen, als daß sie mir die Nummern vorher sagt?

Mimikatzi: Großer Sultan! Das Lied ist zu Ende; es ist ein sinniger Rätselspruch aus den Weisheitsbüchern des Mirza Schaffy.

Schurimuri: Dummes Zeug! Ich will keine Rätsel! Fort mit dir, falsche Katze! In dem tiefsten Kerker sollst du schmachten, bis dir die Nummern eingefallen sind. Fort, oder ich vergesse mich und werf dir meinen Pantoffel an den Kopf! (Mimikatzi ab.)

So hat sich denn heute alles verschworen, mich zu ärgern! Heda!

Heda! Türkische Musik will ich haben. Spielt mir den Marsch von dem großen Propheten auf! Wo ist mein Kapellmeister Kislar-Fagotschi?

Fagotschi (stürzt herein): Großer Sultan, verzeihe! Die große Trommel hat ein Loch im Fell! Der Halbmond hat einen geschwollenen Backen. Die Trompeten leiden an Verstopfung! Es ist mir heute unmöglich, ein Stück aufführen zu lassen.

Schurimuri: Auch das noch! Beim Allah, ich möchte wütend werden, wäre es für den Großsultan nicht unschicklich! Augenblicklich soll die Trommel geflickt werden! Dem Halbmond gebe man Überschläge oder Schläge allein, damit er kuriert werde! Die Trompeten sollen zum Abführen einnehmen, Verstopfungen leid' ich nicht!

Fagotschi: Alles soll pünktlich vollzogen werden. Doch vernimm, erhabener Sultan! Soeben haben deine Wachen einen Fremdling arretiert, der in dem sultanischen Hofgarten aufgefunden wurde. Man fürchtet, es sei ein Spion. Vielleicht gewährt es dir einige Unterhaltung, ihn vor deinen allerdurchlauchtigsten Augen strangulieren zu lassen.

Schurimuri: Gut, schleppt ihn herbei, damit ich einen Spaß habe auf meinen Ärger. Schnell, schnell! (Fagotschi ab.)

Schurimuri: Ich wollte mir heute ein sanftes stilles Vergnügen veranstalten; allein es scheint, daß Mohammed, der große Prophet, es anders bestimmt hat. Gut! So will ich Blut sehen!

Ah, da kommt der Fremdling; zuvor will ich mich mit ihm unterhalten.

Kasperl (wird hereingestoßen): Das bitt' ich mir aus! Das ist keine Manier, einen Reisenden so zu behandeln!

Schurimuri: Wie kommst du hierher? Wer hat dir gestattet, meinen Hofgarten zu betreten?

Kasperl: Wie ich herkomm'? No, das sehn S' ja. Man hat mich verirretiert. Und in Ihren Hopfengarten bin ich hineingekommen, ich weiß nit wie. So auf einem Spaziergang am Phosphorus hintenüber und vornherein ums Eck.

Schurimuri: Wer bist du, Hund? Was wolltest du hier?

Kasperl: Erhabener Türkenkopf, nix will ich hier. 'naus möcht' ich wieder.

Schurimuri: Du scheinst mir ein englischer Spion. Eine rote Jacke und gelbe Hosen sind englische Uniform.

Kasperl: Die hab' ich schon mit auf die Welt bracht, wir mir meine Mama gsagt hat.

Schurimuri: Ha! Verstellung! Diplomatischer Kniff?

Kasperl: Was? Ein zipflomatischer Pfiff?

Schurimuri: Weise deinen Paß vor!

Kasperl: Einen Spaß kann ich gleich vorweisen. (Macht dem Sultan eine Verbeugung von rückwärts.)

Schurimuri: Was soll das heißen? Ist dies englische Sitte?

Kasperl: Das heißt man bei uns ein Kompliment von der Schokoladiseiten, verstanden?

Schurimuri: Aha, du hast dich verraten. Lady ist ein englisches Wort. Schurke, gestehe, oder ich lasse dich strangulieren! Wer bist du? Ich lasse dich mit glühenden Zangen zwicken.

Kasperl: Zwicken spiel' ich nit ungern, aber Tarockn ist mir lieber.

Schurimuri (beiseite): Ha! Er spricht von Marokko! (Laut) Edler Prinz! Seid Ihr vielleicht der Fürst von Marokko, den ich längst zum Besuche erwartete?

Kasperl: Oho, jetzt wär' ich gar ein Prinz! (Beiseite) Aber ich muß ihm doch was sagen, sonst könnt's wenigstens Prügel absetzen.
(In Positur und affektiertem Tone) Erhabener Großtürke, ich bin kein Prinz, sondern ein reisender Professor à la botanique, ich mache in Blumen! Ich bin Doktor der Blimiblamisophie!

Schurimuri: Darüber bin ich sehr erfreut. Ich habe längst einen Botanikus gesucht zur Aufsicht über meine Hofgärten, Treibhäuser und Holländerkästen.

Kasperl: Ja, ich habe mich auch sehr auf die Mistbeeteln gelegt, besonders habe ich mich mit der Kultur der Sommerradi buschäftigöt.

Schurimuri: Diese Pflanze ist mir neu. Erklären Sie mir.

Kasperl: Diese Pflanze oder Radi ist ein Worzelgewächs, welches sehr gut zum Bier schmeckt. Man schneidet dasselbe in Schoiben, wölche man mit Salz zu gunießen pflegt.

Schurimuri (für sich): Dieser Fremdling scheint wirklich große Kenntnis der Botanik zu besitzen.

(Zu Kasperl) Wenn Sie wollen, Herr Professor, so nehme ich Sie als Hofgartenbostandschi?

Kasperl: Bostandschi! Was ist das für ein Tier?

Schurimuri: Sie haben die Leitung der sämtlichen Gärten und stehen im Range eines Paschas von zwei Roßschweifen mit weißem Turban!

Kasperl: Ich wünsche lieber einen Federbuschen.

Schurimuri: Meine Beamten tragen keine Federbüsche, sondern nur Roßschweife.

Kasperl: Auch gut, allein ein Eichkatzlschweif würde mich noch mehr freuen.

Schurimuri: Nun, von heute an bist du mein Diener!

Kasperl: Oh, sehr ja! Allein vorderhand empfinde ich ein loises Gefühl von bedoitendem Hunger.

Schurimuri: Beim großen Propheten! Dein gemeiner Trieb soll gestillt werden. Man führe den Hofgartenbostandschi in die Hofküche und füttere ihn. Marsch! Dann wieder zu mir herauf!

(Kasperl ab.)

Jetzt mein Glockenspiel! Ich will etwas schlummern.

Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt

Garten

(Kasperl hat einen ungeheuern Turban auf, an welchem ein Eichkätzlschweif hängt.)

Kasperl: Also bin ich wirklich konstantinopolitanischer Hofgartner! Mir wär alles recht; schlafen kann ich so viel ich will; z'essen hab ich auch gnug; aber mit dem Trinken, da sieht's schlecht aus. Nix als Lemonad und Mandelmilch! Der Wein ist in der mahonitanischen Religion verboten. Bisweilen laßt mir der Oberkellermeister ein Flaschl zukommen; denn der Großsultl sauft heimlich, was er nur grad mag; aber die Sklaven und sonstigen Untertanen kriegn Schläg, wenn sie sich unterstehn, einen Wein zu verkosten. Wenn's aber niemand sieht, gschieht's doch; grad als wie bei uns z'Haus mit die Fastenspeisen.

Jetzt soll ich wieder bei meine Radiplantaschen nachschaun. Wenn ich dem Sultl in vier Wochen nicht einen Mordssommerradi auf die Hoftafel liefere, so werde ich karbatscht. Das ist aber unmöglich.

Also entweder Karbatschi oder heimliche Flucht!

Aber wie? Überall stehn Schildwachen! Lauter Heiducken und Mamelucken! Die lassen niemanden hinaus!

Holla! was kommt da? Eine Muhrin? Eine kohlpechrabenschwarze Sklavin! Ha! — — ich will sie belauschen. (Versteckt sich.)

Mimikatzi: Ich unglückliche Mimikatzi! Wann werde ich aus dieser türkischen Sklaverei befreit werden? Zwei Jahre bin ich schon hier im Serail des Sultans eingesperrt! Ein schändlicher Sklavenhändler hat mich schwarz lackiert, obschon ich von Haus aus eine Weiße bin, weil er erfahren hatte, daß der Sultan Schurimuri eine schwarze Leibsklavin gesucht hat. Oh, wär ich in meiner Heimat! Fänd sich doch ein Retter, der mich entführen wollte!

Kasperl (stürzt ihr zu Füßen): Der Retter ist da! Auch ich möchte entführt werden! Entführen Sie mich, dann bin ich entführt, und entführe ich Sie, so sind Sie entführt! Zweimal zwei ist vier, also sind wir nachher alle zwei entviert.

Mimikatzi: Unverschämter! Wie haben Sie mich erschreckt!

Kasperl: Oh, schrecken Sie nicht er! Weder Er noch Sie! Sagen Sie du zu Ihrem Rötter und Ritter! Ja, wir wollen Hand in Hand diese Mauern überstoigen; ein Schiff steht bereit, uns aufzunöhmen und durch das Schwarze Meer hinaus werde ich dich hinausschwärzeln!

Mimikatzi: Edler Unbekannter! Du flößest mir Vertrauen ein.

Kasperl: O nein! Es gibt hier keine Flöße, sondern nur Sögelschiffe, allein dennoch! — —

Mimikatzi: Wer bist du, der du dich der Unschuld annimmst?

Kasperl: Ich habe noch keine Unschuld angenommen, allein der Augenblick ist günstig. Wenn der Mond mitternächtlich durch die Wolken

bricht, wenn die Mitternachtsstunde schauerlich auf den Wolken zittert, dann erwarte mich hier!

Mimikatzi: Es sei! Um Mitternacht finde ich mich hier ein! Ich werde die Wachen zu bestechen suchen.

Kasperl: O ja! Und ich werde alles mögliche aufbieten, um unerkannt zu bleiben. Ich werde mich in den dunklen Schleier der Nacht einhüllen. Ha! — laß uns nun das Nähere besprechen. Fort von hier, denn der Sultl wird jetzt seinen Abendspaziergang machen.
(Beide ab.)

Schurimuri: Ein recht angenehmer Abend heut abend! Wenn nur die verdammten Schnaken nicht wären; die verderben mir immer meine Promenad. Und da hilft gar nichts, nicht einmal das Tabakrauchen. Ich glaub, die Bestien sind den Rauch schon gewohnt und machen sich nichts mehr draus. Ich werde mir eine eigene Leibschnakenwache organisieren, die mir die Bestien vertreibt. Es ist wirklich unerhört, daß ein solcher Potentat, wie ich, der Großsultan, von so einem miserablen Gesindel insultiert werden kann! Vielleicht weiß der Hofgartenbostandschi ein Mittel dagegen. Holla, wo bist du? (Pfeift.)

Kasperl: Was schafft Euere Hoheit?

Schurimuri: Schaffe du mir die Schnaken da weg.

Kasperl: Dös wird gleich gschehn sein. (Für sich.) Jetzt wär die Gelegenheit da, den Lümmel totzuschlagen. Kuraschi!

(Laut) Haben denn Euer Großtürkl noch nichts von der neuerfundenen Schnakenvertilgungsmaschin gehört?

Schurimuri: In der Tat noch nichts.

Kasperl: Na, so warten S' a bißl. Dös werden wir gleich haben. (Geht hinaus.)

Schurimuri: Bin doch wirklich begierig, was das für eine Maschinerie ist. Ei, ei, ei! Gewiß recht sinnreich!

Kasperl (kommt mit einem großen Prügel herein): Sehn S', da habn mir's schon. Jetzt paßn S' auf: Wie sich ein Schnak auf Ihre Nasen setzt, nachher sagn S' nur: „Pim".

Schurimuri: Gut! Wollen doch sehen! Aha, da ist schon so eine unverschämte Bestie.

Pim!

Kasperl (schlägt ihn auf die Nase): Pim!

Schurimuri: Oho! Das war ich! Gib etwas mehr acht! Schon wieder einer!

Pim!

Kasperl: Pim, Pim! (Schlägt ihn zu Boden.)

Schurimuri: Auweh! Das ist eine kuriose Maschine!

Kasperl (immer zuhauend): Pim, Pim, Pim! So, hast noch nit genug?

Schurimuri: Weh mir! Zu Hilfe, zu Hilfe! Der Schurke schlagt mich tot!

Kasperl: Pim, Pim, Pim, Pim! (Schlägt ihn tot.)

So — die Schnakenjagd ist vorbei. Der muxt nimmer. Den brauch ich nimmer zu fürchten! Jetzt hol ich die weiße Muhrin, 's kommt ohnehin gleich der Zapfenstreich. (Ab.)

(Ein türkischer Trommler marschiert über die Bühne und trommelt den Zapfenstreich. Es wird Nacht. Der Mond geht auf. Es schlägt Mitternacht.)

Mimikatzi: Die Stunde der Befreiung schlägt! Alles ist vorbereitet! Die Wachen sind bestochen. Wenn nur mein Retter nicht ausbleibt! Pst! Pst! Pst!

Kasperl (in einen Mantel gehüllt, eine große Laterne in der Hand): Hier bin ich! Es ist zwar sehr pressant, daß wir fortkommen, allein auf dem Theater ist es üblich, daß man vorher noch eine Stund lang diskurriert und dem Publikum sagt, daß man geschwind fort soll — also höre und fasse dich (deklamierend):

Ringsum deckt die Nacht mit schwarzen Flügeln die Erde,
Und der schweigende Mond zittert auf bläulicher Flut.
Hier aus den Büschen vernimmst du der Nachtigall heimliches Liedchen,
Und aus taufeuchtem Gras zirpt die Grill ihren Sang.
Schlummernde Wächter auf zinnenumkränzten Türen dort schnarchen,
Hundegebell auch erschallt, Kater auf Dächern miau'n.
Fern auf den wogenden Wellen vernehm' ich der Ruder Geplätscher,
Und es harret der Kahn, der uns zur Rettung bereit.
Funkelnde Sterne erleuchten die Bahn auf schwankender Welle,
Schweigend entfliehn wir dem Ort; Freiheit verheißt uns die Nacht!

(Während der letzten Worte fällt langsam der Vorhang.)

Ende des Stückes

Die freiwillige Feuerwehr zu Polykarpszell



Ich pflegte mein Wochenblatt gerne mit Gedichten auszustatten, die in der Sprache der Polykarpszeller Bauern gehalten waren und von Dingen handelten, die im Bereich der Polykarpszeller Flur lagen.

Aber sie fanden keine allgemeine Liebe, so gerne auch die Bauern sonst mein Blatt lasen. Lediglich der Herr Kaplan sah mit Wohlgefallen auf meine dichterische Begabung und förderte sie dadurch, daß er mir von Zeit zu Zeit besondere dichterische Stoffe empfahl: Osterglocken, Pfingstglaube, Weihnachtsgebet und andere Vorwürfe, die ihm neu erschienen.

Was ich sonst noch in Verse brachte, war meist weltlichen Charakters; er fand diese Art von Poesie indessen unschön und verderblich und strafte sie verschiedene Male durch Abonnementsabsage.

Dagegen war es des Gablhofers — des Bürgermeisters — Tochter, die Gefühl genug besaß, um dem Dichter ihrer Heimat auch bei Entgleisungen Interesse entgegenzubringen.

Oft frug sie mich: „Wann machst denn wieder amal aso a schöns Poesiegedicht? Ih lees dees Sach sovui gern!“

Das Wort Poesiegedicht tat weh. Aber die Sympathie des Mädels war mir wertvoll und spornte mich oft zum Schaffen an. Und überdies sorgte das Mädel für meine Popularität, indem sie meine Gedichte gut auswendig lernte und im Burschenverein und bei den Veteranen und Kriegern vortrug. Und da war immer viel Beifall zu hören.

Sie hieß Annamirl, und ich sah sie gerne.

Aber der Gablhofer liebte das nicht. Er trat oft mit seinen schweren Stiefeln, die der Kreuzwegschuster gemacht hatte, auf meinem Herzen herum und sagte: „Ih mag halt dee Speanzlerei net! Und bal ih enk zwoa amal derwisch, na verhau ih ihr an Buckl, und dir schlag ih's Kreuz ab!“

Sprechen alle Bürgermeister so?

Aber eines Tages kam er in meine Redaktion und redete hinum und herum, als ob er ein Anliegen hätte.

So aber redete er hinum und herum:

„Waruma hast denn allaweil solchane Gedichtn im Blattl? Neambd versteht s'! Warum druckst denn sowas Saudumms?“

Ich lenkte die Rede auf das Roß über, das er auf dem Barthlmarkt in Oberstimm gekauft hatte und das nun am Grimmen verendet war.

Aber er: „Du bist doh finscht net so dumm! Waruma bist nachat a solchana Hanswurst, wo Gedichtn macht?"

Ich bemerkte darauf, daß das Schweinerotlauf im Stall des Siebnerhansl nach einer uns vorliegenden amtlichen Meldung erloschen sei. Die Stallsperre sei also —

„Ja," sagte er, „balst a schöns Gedicht macha kunntst, wo unseroana sei Freud droh hätt und wo alles gern hörn taat! Aba allaweil an solchan Schmarrn, als wia du machst!"

Ob vielleicht beim Burschenverein und bei den Kriegern und Veteranen nicht immer die Begeisterung groß gewesen sei? Ob die Annamirl nicht viele Erfolge meinen Gedichten zu verdanken habe? Ich beschloß, mir von dem Gablhofer keine Kritik meiner Gedichte mehr bieten zu lassen.

„Ih wüßt, was ma dichtn sollt!" rief er plötzlich.

„Bürgermeister?"

„Ih wüßt's!" Dann dachte er einen Moment nach und fragte: „Wia hat dir denn mei Gselchts gschmeckt?"

Ich schnalzte mit der Zunge.

„Warum zahlst es nachat net? Auf Georgi hast es kaaft, und heunt is schoh Peter und Pauli — warum hast es nachat noh net zahlt?"

Hm — das hatte ich wohl vergessen.

„Ghaut ghörast, weilst nia nix zahlst! Hab ih recht oder net?"

„Herr Bürgermeister —"

„Aba balst mir a schöns Gedicht machst, wo d' Annamirl auffsagn muaß, nachat redn ma nimma voh dem Gselchtn. Und im weißn Kleidl muaß sie's auffsagn, dees mirkst dir! Und acht Mark kost dees Gselchte — warum hast es denn net zahlt?"

„Ein Gedicht, Bürgermeister?"

„Ja. Indem daß dee freiwilli Feuerwehr Polykarpszell vor dem hochn und festlichn Tag steht, wo ihr fimfazwanzigst Jubileum begeht. Dees muaßt dichtn. Da gibt's schoh an Vers drauf."

„Freilich!"

„Und ih will a Red auffsagn an dem hochn und festlichn Tag, dees siehgst ei! Machst du mir dee Red?"

„Gern!"

„Und an Jakobi is der festliche Tag, daßt es woaßt!"

Und dann verließ der Gablhofer meine Redaktion.

Am Gartenzaun machten ihm die acht Mark gselchtes Fleisch noch einmal Kummer, das sah ich deutlich; aber gleichwohl ging er seines Weges weiter.

* * *

Am andern Tag las ich ihm seine Rede vor. Sie gefiel ihm sehr.

„Und's Gedicht?" frug er dann.

„Ja, das will ich der Annamirl vorlesen."

„Ih muaß 's zerst hörn!"

Das Gedicht gefiel ihm ganz und gar nicht. Er erklärte, es sei unverständlich und bringe die Annamirl ins Gespött.

„Aber —"

„Nix aber! Wiast mei Gselchts gfressn hast, hast aa net aber gsagt!"

So blutete mir das Herz, und so änderte ich das Gedicht um.

Es gefiel ihm auch in zweiter Fassung nicht. Ich hatte es der Annamirl vorher vorgelesen, und sie hatte geweint, so gut gefiel ihr das Gedicht. Er aber behauptete: „Nix is's!"

„Daßt jetz du dees net verstehst?" brummte er. „Du muaßt mehra von der Tapferkeit schreim, und daß unserne Feuerwehrleut san als wia dee tapfern Bayern im Jahre Anno Siebzig und koan Teifi net ferchtn! Dees muaßt schreim!"

In sechster Fassung erst fand das Poem seinen Beifall. Und so lautete es in der sechsten Fassung:

Wer is's, wo unserne Häuser rett, bal's brinna tuat?
Wer anderst als wia unser weltberühmte Feuerwehr!
Dee rettn unserne Küah, Ochsn, Roß, Hennan, Säu, Bettna, Schuah, Strümpf und Huat,
indem weil sie kemma als wia dee rettatn Engl vom Himmi daher.
Was aber den heilin Sankt Florian anbelangt, auf den konnst dih aa nimma verlassn,
der hat weiter noh net weni Höf abbrenna lassn,
und will aso d' Versicherung vom Zahln nix hörn
und sagt, wann wieder oana abbrennt, lass' ma'n glei eisperrn.
Unter dene Umständ derf ma's oan net in Übl nehma,
wann d' Feuerwehrn allweil mehra und mehra auffema;
aba jetz könna ma halt wia d' Ratzn schlaffa:
bal's brinnt,
werd sih d' Feuerwehr scho zuawiraffa.

Und nachat steigt da Schaffler Toni aufs brinnate Haus
und bal er droma is, na laßt er sei Wasser aus;
und der wo moant, er fürcht sih, der kennt 'n fei schlecht,
da Schaffler Toni ferchtat sih net, und wann's bis zum heilinga Himmifirmament brinna möcht!

Aba der ehrngeacht Herr Beittinger Wiggl, Kaufmann, Kramer und Kolonialwarenhandlung allhier,
der is von unserner tapfern Feuerwehr die schönste Zier;

der rennt als wia da helliacht Teufi am Brandplatz umanand,
indem er is von unserner tapfern Feuerwehr da Kommadant.
Und da kraxln s' als wia dee schneidign Gamsböck an der Loatern nauf
und tragen stolz auf dem Buckl die Wasserspritzn,
wann in Gottes unerforschlichem Ratschluß oana abifalln möcht —
der taat anderst spitzn!
Und darum, so habt's ös aa dee gräuslichn Wundn von der Tapferkeit,
da Schmied Kasper, der hat s' an der Nasn,
und da Schreiner Lenzl hat sih sei links Ohrwaschl verbrennt,
und da Bachstoana Gidi am Sebastiostag sei greane Hosn.

Aber darum, oh stolzes Herz, verzage nicht!
Indem daß wir unsern ehrngeachtn Bader Flinserer ham,
der hat dee Nasn und dees link Ohrwaschl wieder zsammgricht,
und der ehrngeacht Schneider Bitzerl flickt dee grea Hosn aa wieder zsamm.

Und darum, so schaung wir ruhig hin auf das unschuldig Kindlein in der Wiagn,
bal's brinnt, na wern s' es scho kriagn,
indem daß unserne tapferne Feuerwehr
über dee unschuldign Kindlein wacht als wia a Engelsheer.

Wer aba san dee Mannerleut, dee wo dem gräuslichn Feuertod aso tapfer ins Auge schaun?
Dees san dee Mannerleut vo Polykarpszell!
Dee san so tapfer als wia dee tapfern Bayern im Jahre Anno siebzig,
da konn ma sagn, was ma wöll!

Oh, ös tapfern Feuerwehrleut,
mir ferchtn net das Brinna,
mir ham ja dee tapfer freiwilli Feuerwehr Polykarpszell,
wo löschn kinna!

Es ereignete sich aber noch eine siebente Fassung des Gedichtes, und zwar auf Antrag des Herrn Kaplan, der die zwei Verse über den heiligen Sankt Florian durchaus nicht billigte und acht andere zum Lobe des Patrons verfaßte und einzurücken befahl. Er besorgte diese Änderung schließlich selbst, um seiner Sache sicher zu sein, und als ich mein Manuskript wieder zurück erhielt, merkte ich noch eine andere Zutat an Versen, die zum fleißigen Besuch der heiligen Christenlehre aufforderte.

Aber ich weigere mich, die Verse des Herrn Kaplan hier abzudrucken.

* * *

Der Gablhofer trug in seinem Gesicht eitel Freude zur Schau.

„Siehgst es," sagt er, „du konnst schoh was, balst magst. Warum magst denn nachat nia, du Lump?"

„Ja, Bürgermeister . . ."

„Und siebn Loab Brot hab ih noh guat von dir, wost gholt hast bei meiner Bäurin, und d' Oar und da Butta, wost uns schuldi bist, san guatding an dee achthalb Mark. Waruma zahlst denn nia nix, du Lump?"

„Das Brot und die Eier und die Butter —"

„Aba balst mir mei Red schö eilernst und meina Annamirl dees Gedicht, nachat redn ma nimma voh dee achthalb Mark. Weilst a Gstudierta bist, derfst es uns eilerna — lernst es uns schö ei?"

„Freilich!"

„Daßt jetz du nia nix zahlst?" sagte er noch einmal vorwurfsvoll, und dann ging er.

Andern Tags begann das Einstudieren. Es ergaben sich sofort Schwierigkeiten, weil der Gablhofer darauf bestand, das Studium seiner Tochter überwachen zu wollen. Aber schon zu Anfang verwirrten sich Rede und Gedicht, und die Annamirl erzwang durch fürchterliche Tränen die Abwesenheit des Vaters. Ihm war auch wohler zumut; denn schon hatte sich in die Einleitung seiner Rede eine Strophe des Gedichtes schwer verstrickt.

„Aber ihr verhau ih an Buckl, dees mirkst dir, wann a Speanzlarei rauskimmt, und dir schlag ih's Kreuz ab!" So verabschiedete er sich.

Also durfte ich Vater und Tochter gesondert vornehmen. Ich behandelte die beiden durchaus nicht nach einem Schema. Der Tochter brachte ich eine zärtliche Geduld entgegen, und den Vater behandelte ich mit der Härte des Pädagogen, der mir dereinst das Lesen und Schreiben und die Unempfindlichkeit gegen körperliche und geistige Qualen beigebracht hatte.

Ich schimpfte höllisch auf den Gablhofer ein und fütterte mich bis zum Platzen mit Rache. Der Gablhofer war zuzeiten niedergeschlagen und manchmal der Verzweiflung nahe — ich hatte für jeden Laib Brot, für jedes Ei, für jedes Lot Fleisch und Butter eine rhetorische Qual ersonnen und hing an des Gablhofers Stirne breite, schwere Schweißtropfengirlanden auf. Ich sorgte dafür, daß ihn seine Rede wie ein Gespenst verfolgte am Tage und in der Nacht, und daß er am Sonntag beim Obern Wirt plötzlich laut aufstöhnen mußte vor allen Leuten.

Und schon tuschelten die alten Weiber: es druckt ihn das böse Gewissen, und er hat einmal was recht Schlechtes angefangen.

So behandelte ich den Gablhofer, Bürgermeister von Polykarpszell.

Anders behandelte ich des Bürgermeisters Töchterlein.

Meine Milde machte sie reich. Mit Freuden kam sie jeden Abend

in meine Redaktion, und der Korb, den sie trug, enthielt Dinge, wie sie mir der Gablhofer mit rechnerischer Schärfe ins Gedächtnis zu rufen pflegte.

Und: ich küßte sie auch.

Darum lernte sie so tapfer, daß ich nach acht Tagen die Instruktion bequem hätte abbrechen können.

Da aber sprach die Annamirl: „Kunntst net noh a paar Versch ohänga?"

Ich küßte sie und reihte vier Verse ein.

Drei Tage später fand ich abermals vier höchst gelungene Verszeilen, die meine begeisterte Schülerin im Nu auswendig lernte. Dann strich ich die acht Verse zum Lobe des heiligen Sankt Florian, die der Herr Kaplan gedichtet hatte, mit frecher Hand und schrieb acht andere hinein. Schließlich merzte ich auch seine Empfehlung der heiligen Christenlehre aus und betonte dafür die Tapferkeit der freiwilligen Feuerwehr um ein Erkleckliches mehr.

Aber immer waren noch drei Wochen bis zum Jakobitag abzuwarten, und die Annamirl bat: „Kunntst net noh an Versch ohänga?"

Und ich dichtete weiter und küßte die Kleine. Als aber ihrer einhundertundzwanzig Gedichtzeilen geworden waren, da fing sie zu schluchzen an und sagte: „Du heiratst mih ja doh net! Du heiratst mih ja doh net! Du nimmst ja doh oani voh da Stadt, und mih laßt nachat sitzn!"

So hemmte sie den Strom meiner Dichtkunst.

Ich beschloß, es bei den einhundertundzwanzig Versen bewenden zu lassen und den Unterricht vorläufig zu sistieren bis zur Generalprobe am Tage vor Jakobi.

Da mir aber Butter und andere Dinge schon viel früher ausgingen, veranstaltete ich noch einige wichtige Vorproben und hing neuen Schweiß an des Gablhofers Stirne und tröstete die Annamirl in ihren Schmerzen.

So sättigte ich mich an Küssen und Rache und konnte in Ruhe dem Jakobitag entgegensehen.

* * *

Die Generalprobe nahm einen glänzenden Verlauf; die Annamirl kam noch am Abend im Auftrag des Vaters mit einem schweren Korb. Er enthielt ein sehr großes Stück aus dem Rauchfang des Gablhofers.

Gleichwohl verpatzte der Gablhofer seine Rede fürchterlich an dem großen Tage.

Ich stand in schwerem Schrecken da, wie er die Fragmente meiner Rede herauswürgte. Dann aber geriet ich in ein ungeheures Staunen, als die Leute beifällig brüllten wie nach großen, bedeutenden Worten.

Man konnte sagen: er stieg als Sieger von der Rednertribüne.

Aber in dem Blick, mit dem er mich ansah, lag für acht Mark geselchtes Fleisch, sieben Laib Brot und für achthalb Mark Eier und Butter.

Dieser Blick machte mich bleich — aber ich raffte mich auf, um ihn zu der feinen Art zu beglückwünschen, in der er sein Amt als Festredner erfüllt habe. Er sah mich verdutzt an und war voll Unglauben. Aber seine Stirne verlor ein wenig an Falten, und ein leises Selbstvertrauen keimte wieder in ihm auf.

Und dann sah er mit unruhigen Hoffnungen zu seiner Annamirl, die jetzt zitternd das Podium bestieg. Die Mädel musterten neidisch ihr weißes Kleid, das wußte sie; und die Burschen sahen sie auch an und überlegten die Möglichkeiten der Liebe.

„Stilentium!" schrie der ehrengeachtete Herr Beittinger, Kaufmann, Kramer und Kolonialwarenhandlung.

Es herrschte eine Ruhe wie in den Gräbern, aber die Annamirl begann noch nicht.

Da schrie auch der ehrengeachtete Herr Schneider Bitzerl: „Stilentium!" und drängte sich vor, daß es die Leute auch sehen mußten, daß der Schneider Bitzerl Stilentium gerufen hatte.

Ich aber sah, wie die Annamirl verzweifelt nach dem Anfang ihres Gedichtes forschte und sprang hinter das Podium und soufflierte. Und da gewann sie Tapferkeit und begann zu deklamieren.

Der Herr Kaplan stand dem Rednerpult gegenüber und sah feierlich aus und harrte des Wohlklanges seiner Verse zum Lobe des heiligen Sankt Florian und zur Aneiferung für den fleißigen Besuch der heiligen Christenlehre. Ich freute mich seines Anblicks sehr.

Er verlor die Feierlichkeit seiner Mienen langsam, und hinter seiner Brille preßten sich seine Augen angstvoll heraus, und seine Finger nestelten an den vielen Knöpfen seines langen Rockes.

Es half ihm aber nichts.

Ich erinnerte mich seiner wiederholten Abonnementsabsagen und freute mich königlich über seine Seelenqualen. Jetzt wurde er blaß und steckte die leidvolle Miene eines Seekranken auf. Und jetzt zog er sein großes blaues Schnupftuch und trocknete den Schweiß von seiner Stirne.

Aber bei der Verfolgung von alledem vergaß ich zu soufflieren, und die Zunge der Annamirl kam ins Stolpern. Dabei fielen achtzig Verse unter das Podium; vierzig kamen an ihre Adresse, lediglich vierzig.

Aber immerhin schloß das Mädel ganz gut ab; denn als sie mit ihrem Gedächtnis einen furchtbaren Kampf kämpfte, in dem ihre Niederlage sicher schien, gab ich der Musik das Zeichen für den Tusch, den ich für alle Fälle vorausgesehen hatte — und alles wurde wieder gut.

Die Annamirl sah sich verwundert um, als die Burschen des Ortes sich heiser schrien, und strahlte, als ich sie energisch lobte. Es war ihr noch ein bissel schwindelig zumute, und die Sache erschien ihr wie ein

böser Traum — da war leicht lügen: sie glaubte an meine Worte und an die Schönheit ihres Vortrages.

Aber mit eisigen Mienen sah der Herr Kaplan uns beide an und verließ den Schauplatz seiner Mißachtung, um in der Stille seiner Schreibstube die Abonnementsabsage niederzuschreiben.

Aber er konnte meine Seele nicht mit Bitterkeit erfüllen; ich wandte mich dem Gablhofer wieder zu und flüsterte: „Das heißt man Beifall!"

„Sakramentisch guat hat s' es hergsagt!" sagte er.

„Andere schon auch! Respekt vor solchen Talenten!"

Er sah mich von der Seite an und erfüllte sein Gesicht mit Befriedigung. „Moanst doh?" gab er zögernd zurück.

Da sprach ich zum drittenmal von seinem großen Erfolg, und nun erkannte er die Wahrheit meiner Worte und glaubte an sein Rednertalent.

Ganz glücklich saß er hinter seinem Maßkrug.

Ich setzte mich neben ihn und rühmte die herrliche Feier des Tages. Und meinte, es sei nur eine Stimme des Lobes. Und die müsse noch oft, noch oft laut werden! Daß der Gablhofer mit nächstem einige passende Worte auch im Veteranen- und Kriegerverein sprechen müsse, sei klar — das könne man mit Recht von ihm fordern. Desgleichen im Burschenvereine und anläßlich der Fahnenweihe der Matthäusbruderschaft.

Er nickte vor sich hin.

„Und dann in rebus politicis — warum nicht einmal in rebus politicis?"

„Wo?" sagte der Gablhofer ängstlich.

„Gablhofer," sagte ich und erhob meine Stimme, „kennst du das Haus in München, wo die Vertreter des Volkes tagen?"

Er atmete schwer; sein Gesicht hatte sich gerötet und seine Augen hafteten stier am Maßkrug.

„Gablhofer — willst du diesen Weg gehen?"

„Wast du heunt saufst und frißt, dees zahl ih!" schrie er begeistert.

Dann tanzte ich mit der Annamirl; es gefiel den Burschen gar nicht, aber die Gablhoferin sagte zur Zillibrantnerin: „A schöns Paarl! A schöns Paarl!"

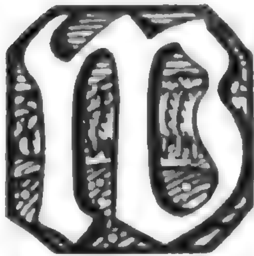
Ich hörte es und wurde des Tanzens müde.

Auch hatte das Raufen schon begonnen, und der Gablhofer schlug den Hauser Jörgele von Wolfertsgrün, der am Rednertalent der Polykarpszeller gezweifelt hatte, windelweich.

Und der Moment war gekommen, wo ich den Festplatz zu verlassen geschworen hatte.

Im Austrag

(Aus „Herrle und Hannile")



ie ein General, dem man, während die Armee ins Feld gezogen, die Besatzung eines unbedeutenden Platzes übertragen, halb mit Wehmut, halb mit Ingrimm über die wirkliche oder vermeintliche Zurücksetzung, die Operationen der diversen Korps verfolgt, die draußen von Sieg zu Sieg schreiten — mit solchen oder ähnlichen Empfindungen saß da der Schloßbauer am Tore seines Hofes — will sagen des Hofs, der ihm früher gehört — er lebte jetzt nur als Auszügler, nicht mehr als Besitzer darauf — und mußte müßig zusehen, wie sie draußen unter der lachenden Huld der Erntesonne ohne ihn schnitten, umkehrten, aufsäumten, Garben banden, aufluden und mit vollen und leeren Wagen hin und wider fuhren. Die ganze Ebene glich vor ihm einem wimmelden Ameisenhaufen und lebte nur so von Schnittern, Säumern, Garbenbindern und Ährenlesern. Kein Wunder, wenn dem Bauern war wie einer eingesperrten Biene, und wenn ihn in allen Gliedern die Lust zu zwicken anfing, auch mit zuzugreifen, zu binden, aufzugabeln, zu laden und zu fahren. Er war erst sechsundfünfzig Jahre und noch lang nicht invalid. So viel wie ein Knecht von jetzt getraut er sich noch auszurichten und sechsmal so viel wie das Mädchen, das man statt seiner mitgenommen, eine vierzehnjährige Truchtel, die nichts konnte als höchstens Ähren lesen. Die mußte mit, er wurde brach gelegt.

Er durchschweifte im Geiste die Zeit, seitdem er seinem Sohn den Hof gegeben, und alle Unbill trat ihm vor Augen, die er seitdem erduldet; das Herz quoll ihm. Hätt' er jetzt jemand gehabt, um seinen Gram vor ihm auszuschütten, einen Schulfreund oder einen Bekannten! Wirtshausfreunde hatte er nicht, da er selten ins Wirtshaus ging. Im Hunger ist man aber nicht grad' auf Fleisch aus, sondern nimmt mit jedem Backelchen Brot vorlieb, und so kam ihm denn auch bald einer, der als Ausgußrohr dienen konnte.

Eine Stimme weckte ihn auf einmal aus seinen Gedanken: „Guten Abend, Bauer."

Wie er hinschaute, fiel sein Blick auf einen Zwerchsack, der einer Person von der Schulter hing. „Nichts da," rief er gleich und winkte

mit der Hand ab, ein so gesundes Mannsbild und heut betteln — der vordere Stümmel konnte nämlich seinen Inhalt nicht verbergen; er statzte von Stücken Brot, deren Kanten hinausbüllten. — „Kann ich doch solche Faulpelzerei nicht leiden. Unsereins kann nicht Hände genug kriegen, und das Volk streicht im Land rum. Weiter!"

Der Mann mit dem Sack blieb demütig sechs Schritt vom Bauern stehn. „Ich bin ja nur der Totengräber von Mausloch," sagte er, „und wollt nur fragen, ob die Bäuerin daheim ist. Ihr Vetter ist gestorben, und weil ihre Mutter sein Bäschen war, so soll sie mit der Leich."

Nun erst schaute sich der Bauer das Mannsbild näher an und sah, daß es einen Schlot auf hatte, freilich einen, den Wind und Wetter schon hart mitgenommen, dessen Haut sich schon in Falten legte, und dessen Haare wie wettergeschlagene Gerste, die sich kreuzweis gelagert, nach allen Richtungen durcheinanderfuhren. An mancher Stelle waren sie auch schon völlig aufgerieben.

„Mir ist's selbst nicht recht," fuhr der im Schlot fort, „daß ich bei dem Wetter rumlauf'. Mich windet's förmlich an, wenn ich an daheim denk'. Alle Hände voll zu tun, und die Bäuerin hat nicht viel Leut, und ich und meine Alte müssen fort. Aber so'ne Leich wart't nicht. Laßt ihr sie bei der Hitz drei Tage stehn, gebt sie euch über."

„Nimm mein Gered nicht übel," wollte der Bauer sagen. Da ihm aber zumut war, als ob er sich was vergebe, wenn er einen Totengräber um Entschuldigung bitte, so schluckte er das Wort hinunter und besann sich auf was anderes, die Kränkung zu verwischen: er lud ihn ein, sich neben ihn zu setzen und rückte zu.

„Wenn's erlaubt ist," sagte der Leichenbitter und lud sogleich seine beiden Stümmel mit Brot und Mehl ab; dann setzte er sich an die äußerste Kante der Steinbank, eine ganze Armslänge vom Bauern. Er saß recht unbequem, nur mit einem Viertel des Gesäßes — der Rest ragte in die stützelose Luft — aber der Respekt ließ ihn nicht näher rücken. — „Wenn's erlaubt ist," sagte er noch einmal und sah den Bauern fragend an, in der Meinung, der werde sich jetzt erkundigen, wie alt der Vetter geworden und was ihm gefehlt, und er überlegte sich, ob's geraten sei, dem Alten etwas aufzubinden. Denn in seines Herzens Freude, daß es einmal wieder eine große Leiche gab, bei der ein Brocken zu verdienen war, hatte er nach solchen Richtigkeiten selber nicht gefragt.

Indes der Bauer überhob ihn gleich der Wahl. „Die ist nicht daheim," nahm er das Gespräch wieder auf. „Die könnt von mir aus auch ganz der Kuckuck holen." Dann fand er es für nötig, dem Mauslocher die beiden Sätze zu erläutern, warum er „die" gesagt hat und nicht „sie" oder die „Bäuerin" oder „Bärbel" oder seine „Schnur". Das ging nicht ab, ohne daß er ihn ein wenig zum Vertrauten seines heutigen Ärgers machte, und als er das Gefäß seines Zornes einmal

geöffnet, gab er nicht mehr Achtung, was herausfiel, und polterte seinen ganzen Gram hin vor den erstaunten Lazarus, der mit Bewunderung vernahm, daß der reiche Mann auch seinen Kummer habe.

Es ist nicht recht möglich, hier seine Rede ganz zu wiederholen. Erstlich war sie lang, und dann brauchte er als Bauer gar manchmal eine Redewendung, die ihm die Huld des Lesers kosten könnte. — Auch wird ein kurzer Abriß die Geschichte des Bauern genugsam erhellen. Er erzählte seinem Hörer, der aufmerkte wie ein Spitzenhäkler, etwa folgendes.

Vor zwei Jahren war er noch Herr vom Schloßhof, und trotzdem sein Sohn damals bereits die halben Zwanziger überschritten, hätt' er noch lang nicht dran gedacht, ihm das Zeug zu übergeben, hätt' ihm nicht seine Frau, die anfing zu kränkeln, Tag und Nacht angelegen, dem Buben den Hof abzutreten. Er würde sonst zu alt zur Eh. Wenn einer einmal dreißig sei und habe noch keine Frau, so hab' er schon gar keinen rechten Eifer mehr zur Heirat. Die jungen Mädchen sagten „Hu der alte Kerl," und wenn's auch ältere geb', so sei ihm doch aus vielen Gründen dazu nicht zu raten. Eine, an der was sei, die reich sei und gesund und schön, die habe das Gereiße und sei mit zwanzig Jahren fort, und was übrig bleibe, sei Ausschuß und tauge nicht auf ihren Hof. — Er hielt ihr zwar gleich das Wort entgegen: „Übergeben und nimmer leben"; er habe noch keinen Auszügler gesehn, der nicht das gleiche Lied gesungen: Wenn ich mein Sach noch hätt', eher sterben als übergeben. — Sie aber ruhte nicht; sie malte ihm's Auszüglerleben in glänzenden Farben vor: wie er nicht mehr angekettet; aufstehn könne, wann er wolle; tun könne, was ihm beliebe; sich um nichts mehr zu sorgen brauche, nicht um das Vieh, nicht um die Felder; wie sie nicht mehr untern Leuten, den Dienstboten rumkugeln und sich ärgern müßten, sondern ihr eigenes, stilles Stübchen hätten; wie sie ihm alles Gute herrichten wolle, Leberklöße, Nudel, Einlaufsuppe, Sauerbraten, Schöpsenfleisch und Schweinernes, Tauben, Hühner, Enten, Gänse und Krapfen, dürre Küchlein und Gogelhopfen, alles in der Welt. Sie habe ja dann ihre Aufmerksamkeit auf niemand mehr zu richten als auf ihn, und dumm wären sie ja beide, wenn sie sich nicht gute Tage machten, nachdem sie sich so viel geplagt. Dann könne er endlich auch in Ruh die Bibel lesen und sie nicht nur einmal Wort für Wort durchnehmen, nein gleich zehnmal. Denn das war sein Herzenswunsch, vor dem Sterben noch die Bibel von Anfang bis Ende durchzunehmen. Durch so viel Gründe ließ er sich betäuben, abzutreten, um, wie er dachte, in stiller Beschaulichkeit sein Leben zu beschließen.

Aber ach! Kaum hatte ihn seine Alte ins Paradies geführt, so trieb ihn schon ein Cherub wieder fort, und nur sie behielt er: sie starb nämlich ein paar Tage nach der Übergabe. Da es ihm allein in seinem

Stübchen nicht gefiel, mußte er doch rumkugeln untern Leuten und war nun nicht mehr der Bauer, sondern nur der Alte oder gar der alte Knauzer; sogar der Ochsenjunge wollte ihm nicht mehr parieren. Dann tat ihm sein Bub den Tort und wählte nicht unter den frommen Kindern, wie er sie ihm empfohlen, sondern nahm die Tochter eines Heiden, der zu vielen Malen schon gespöttelt über den Heiligen und Gerechten. Diese seine Schnur gefiel ihm nun auch gar nicht, weil er sie stets mit seiner Lies verglich. Wie war die sauber in der Arbeit und wie akkurat! Im ganzen Haus ließ sich kein Spinnweb blicken, und jeder Hader hatte seinen Platz. Doch diese Junge! Fleißig war sie ja, das wollte ihr der Alte gar nicht nehmen, aber welche Ruschebuschel: deckte sie zum Mittagessen auf, so schaute sie nicht erst, ob auch die Tafel sauber wär', ob nicht die Hühner ihre Spuren drauf gelassen — was gar oft vorkam — sie schmiß das Tuch ganz einfach drüber. — Patschte sie Käse, so sollt er recht rasch trocknen, und sie tat ihn auf den Ofen, wenn der Herd nicht mehr so heiß war — und dann vergaß sie drauf, und schürte wacker ein, und erst nach zwei, drei Tagen ging's ihr plötzlich durch den Kopf: „Potztausend, jetzt ist der Käs gewiß verhutzelt." Der war natürlich immer Stein, bis sie nachschaute. Immer: denn nach acht Tagen wiederholte sie das Kunststück. — Und wenn sie kochte — sie hatte nicht eiliger im Garten oder wo zu tun, als wenn die Milch oder der Brei im Ofen stand. Die nützten denn auch stets die Freiheit und stiegen aus dem Hafen und sausten in der Röhre rum; und erst wenn Tubel und Gestank das Haus und sein Weichbild auf hundert Schritte verpesteten, daß man keinen Odem kriegte, kam sie gelaufen: „Sternsakra, jetzt die Milch. Nicht 'ne Sekunde darf man weg." Und sie war vielleicht schon eine halbe Stunde 'naus.

Solche Beispiele legte der Bauer dem Mauslocher dutzendweise vor. Dessen Kopf ging wie der eines pappenen Weihnachtsesels fortwährend auf und nieder, dem Bauern jeden Pulsschlag zu beweisen, daß er aufpaßte. Nur zuweilen wechselte er die Richtung und ging hin und her, wenn er Verwunderung zeigen wollte. Dann und wann, wenn er sich baß verwunderte, schnalzte er mit der Zunge zzzz, oder er lachte hihi, über die Torheit, deren Menschen fähig sind. Bis der Bauer zur Kocherei kam, hatte er auch, Zoll für Zoll, noch zwei Spannen von der Bank in Besitz genommen und saß nun ganz bequem.

Ach ihre Kocherei! Die hatte der Bauer vollends aufgeschrieben. Jetzt mit bald sechzig Jahren sollt' er seinen Gusto ändern! Dreiundfünfzig Jahre, solange er sich denken konnte, war auf dem Hof die Suppe dünn zu Tisch gekommen, und sie kochte sie auf einmal dick, daß beinah der Löffel drinnen stehn blieb, ohne umzufallen. „Das ist nahrhafter," sagte sie, und wenn's keine Suppe ist, so nehmt's halt als Gemüs." Aber zehnmal nahrhaft, ihm war dicke Suppe ein Greuel. —

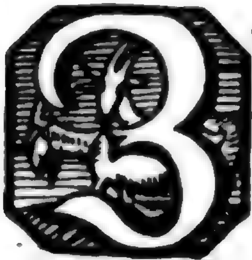
Dann schmalzte sie auch schlecht, und's fiel ihr gar nicht ein, ihm was extra aufzukochen, trotzdem ihm eine so stattliche Ausnahme beschrieben war, daß er billigerweise manchmal was Leckres hätt' verlangen können. Sie habe auch nicht vier Hände zu zweierlei Kocherei, war ihre Red. Soll er sich selber kochen. Und wenn er dann Eier, Butter, Mehl verlangte und auf seinem Stübchen selber kochte, wußt' er sich nicht anzustellen. Er versalzte den Eierkuchen, oder er ließ ihn halb verbrennen, oder das Gericht fiel aus unbekannten Gründen nicht zu schmackhaft aus.

Überhaupt gefiel's ihm nicht auf seinem Stübchen: es war nie aufgeräumt, er konnte seine Schnur vor Nacht nicht dazu bringen, auch nur das Bett zu machen. Wenn er sie einmal dringlich mahnte, erlaubte sich das grüne Ding ihn anzufahren, er werde sich ja doch vor Nacht nicht niederlegen. Sie habe ihre Zeit auch nicht gestohlen. Die Mägde hatten auch notwendig. Was wollt' er tun? Selbst Bett machen in seinen alten Tagen? Das Stroh aufschütteln und Kissen überziehen? Und zankte er ein wenig, wie er nicht anders konnte, wenn er sie's Haus umstülpen sah, so trug sie ihn aus, und wie — man trug's ihm heimlich wieder zu: Der Alte habe unglaublich eigensinnige Nicken und sei nicht auszustehn mit seiner Knauzerei. Wenn sie nur bald der Herr erlöste — und der Bauer war überzeugt, die Erlösung sei auf ihn gemünzt, daß er den Weg des Fleisches geh'. Denn daß sie sich gemeint — wie sie's nachher drehte — mocht' er nicht glauben. Sie stand mit dem Herrn auf zu gespanntem Fuß.

Er hätt' ihr viel verziehn, wenn sie nur heiliger gewesen wär'. Aber sie war so erstaunlich unwissend in der Bibel — sie war schon Frau und hatte noch nichts gehört von Jeremia, daß das ein Prophet gewesen, und noch dazu ein großer. Und als er sie so weit gebracht, daß sie sich schämte und Belehrung wünschte, und er es unternahm, sie ein bißchen in Bibelkunde zu unterrichten, da mitten in seinem Vortrag, mitten im Satze fiel ihr ein „Sakra, ich hab die Säu noch nicht gefüttert," stand auf und ging, und ließ sich nicht mehr blicken, und er saß da mit seiner Bibel.

Benno Rauchenegger

A nachdenkliche G'schicht


Zwei brave Bürgerfrauen einer kleinen Stadt im Gebirge, in der noch der gesunde Sinn für das Althergebrachte herrschte, begegneten sich beim nachmittäglichen Ausgange. Sie hatten es sehr eilig, und deshalb grüßten sie gegenseitig nur kurz: „Grüaß God, Frau Huber."

„Auch so viel," entgegnete Frau Meierberger. „Was gibt's Neus?"

„O mei," erwiderte die Frau Huber, „das Neueste wissens eh' schon!"

„Was denn, was??"

„Dö Schweinerei da draußen im Institut!"

„Im Institut — wär net übl, ja was hat's denn da geb'n?"

„Dös wissens no net? Dös wundert mi! Dös is a nette G'schicht! Also passens auf. Mei Greti, die in d' Klosterschul in die fünfte Klaß geht, is heut um volle zwei Stund z'spät heimkomma. I nimms glei ordentli dazwischen, und da vazählts, daß alle haben dableiben müassn. Und warum? Ehvor die Stund angangen is, kommt die Hittinger Resl, ein ganz verdorbenes Gschöpf — ihr Vater is a guattüchener, so a neumodischer — ins Zimmer und schreit: ‚Diarndln — i hab was g'sehen! Auf der Stiegn hat oana der Frau Oberin a Bußl gebn!' Auf dös nauf habn die Fratzn einen Mordsspektakl angfangt, und glei drauf kommt d'Fräuln zu Tür rein. Die hat jetzt gfragt und hat natürli alles erfahren. Sie hat der Resl gleich a paar gsteckt und is nachher zur Oberin gangen und hat's ihr gsagt. Die is glei als a Woanade in d' Schul kemma, hat dort eine rührende Ansprach g'halten; die Resl hat am Bodn kniegln müssen, und nachher habns den hochwürdigen Herrn Pfarrer gholt. Der hats nochmal gfragt, obs wahr is, was g'sagt hat. Da hat das verworfene Geschöpf die Frechheit und sagt: ‚Ja, i habs ganz deutli gsehgn!' Jetzt habens sie's glei ins Ratzenkammerl gsperrt, und die andern haben an Rosnkranz betn müssen für die Bekehrung von dem Fratzen. Erst wie die Resl eingstanden hat, daß sie sich g'irrt haben konnt, habn die Madl fortdürfen. Was sagens jetzt da derzua, Frau Nachbarin?"

„Ja mei Gott," versetzte Frau Meierberger — „dös is ja aus der Weis'! So verdorben, wie heutzutag die jungen Madln san — da hört sich alles auf! Aber dös kommt davon. Z'haus hörens nix guats, sehgn nix g'scheids, und nachher kommans auf solchene Sachen!"

Die Pappenheimer



Zwei Pappenheimer ritten kampfmüde durch den Haag,
die hatten bei Lützen gestritten, wo tot ihr Obrist lag.
Halt an! Da steht eine Schänke! Gott segne dieses Haus;
gäb's Schlesier zum Getränke, er schmeckt nach solchem Strauß.

Sie stiegen von den Rossen und schlugen an das Tor,
bis schläfrig und verdrossen die Wirtin trat hervor.
Die Wittib den Reitern brachte vom Keller Krug um Krug,
wobei sie nicht mehr dachte, daß sie noch Trauer trug.

Sie nippte: zur Gesundheit! Und eilte hin und her,
geschäftig in draller Rundheit zu stillen der Gäste Begehr.
In ihren Augen flammte ein nächtlich greller Blitz,
wenn aus den Lagern stammte der Reiter loser Witz.

Sie lauschte den Gesängen und wurde selber froh;
doch wollte sie einer drängen — sie zeigte auf das Stroh,
das ausgebreitet zum Schlafen am Ofen in der Eck,
um sein Gelüst zu strafen, wenn dieses wurde zu keck.

Da sprach der ältre von beiden: was schiert mich Kaiser und Reich?
Statt Hunger und Durst zu leiden, da frei ich lieber sogleich.
Am Morgen ritt der eine, zurück der andere blieb
und trank vom besten Weine und herzte sein bräutlich Lieb.

Er ließ sich gut verpflegen mit Trunk und leckrer Kost,
zum Wirte ward der Degen, den Küraß fraß der Rost.
So saß er einst beim Glase, am Ofen hockte sein Weib,
sie schauten auf die Straße zu Langerweile Vertreib.

Da kam des Wegs ein Reiter, der hielt nur kurze Ruh
beim alten Freund, und weiter zog er dem Heere zu.
Die Waffen sah noch blinken der Wirt im Sonnenschein,
zwei Tränen ließ er sinken ins volle Glas hinein.

Urplötzlich sprang er vom Tische und hatte in toller Hast
die Waffen in rußiger Nische mit bebenden Händen erfaßt.
Rasch wurde der Rappe im Stalle gesattelt, bepackt und gezäumt,
der bei dem gewappneten Schalle kampfmutig und feurig sich bäumt.

Als wie das Wetter jagte der Wirt dem Freunde nach,
der ihn darob nicht fragte und keine Silbe sprach.
Wie's seinem Weib ergangen — dran hat er nie gedacht.
Die hellen Trompeten klangen. Er fiel in der Reiterschlacht.

Ein unflätige, aber doch ein schöne histori



n den zeiten do besassen Longobardi Forum Julii, das ist Frigaul. Do verriet Admilda, Gisulphi des herczogen hausfraw, den Avaribus, daß sy gewunnen Forum Julii.

Darumb versprach der kunig Avarium, er wolt Admilda zu eelicher hausfrawn nemen.

Nu, da Longobardi gevangen und erslagen warden, da hyelt sy der kunig ain nacht zu einer hausfrawen, dy andern nacht gab er sy zwelf gesellen aus seinem gesind, also da sy ye einer nach dem andern nüczzet, damit sy irm lußt genugtäten.

Zum leczten hyes er sy pinden zu einem phal und sprach:

Es ist pilleich, das sy ein sölchen man hab, der lieber ist gewesen, das sy iren unfurleichen lust volprächt, dann das land und lewt behalten würden.

Dy herczoginn het zwo töchter, dy underchomen kündigleich, das sy von Avaribus nicht geschamt wurden.

Und also Sie nummen roches hünerfleisch und punten das zu iren prüsten in den sinn, das es also faulet und übel smekchet.

Da nu Avares oder Huni dy junkchfrawen berürten, da wanten sy, es wär von art, das sy also stünkchen, und sprachen: dy longwärdischen frawen stünkchen.

Und behielten dy junkchfrawen ire käuschikait unversert.

Darnach nam ir aine zu eeleichem mann den künig Alemanorum und dy ander ein fürsten in Bayren.

Der Burcgrâve von Regensburc

Allein im Winter — im Lenz zu zweien

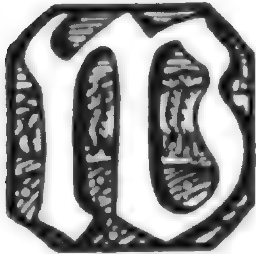


ch lac den winter eine:
wole trôste mich ein wîp,
für daz mir vrôide kunten
die bluomen und diu sumerzît.
daz nîdent merkaere:
dêst mîn herze wunt.
ezn heile mir ein frowe mit ir minne,
ez enwirdet niemer mê gesunt.

* * *

„Nu heizent si mich mîden
einen riter: ine mac.
swenn ich dar an gedenke
daz ich sô güetlîchen lac
verholne an sînem arme,
des tuot mir senede wê.
von im ist eine alse unsenftez scheiden:
des mac sich mîn herze wol entstên.“

Lied aus dem Singspiel: Hochzeit auf der Alm


er kann, als ein Wildbrätschütz, lustiger seyn?
Sein Stutzerl, sein Stutzerl und er sind allein.
Er nimmt auf den Buggel sein Stutzerl in's Holz,
Und geht,
Und dreht
Bald hinum, bald herum sein Stutzerl ganz stolz.

Es wird ihm kein Rehbock, kein Gäms zu gescheid;
Sein Stutzerl, sein Stutzerl ist gleich bey der Schneid.
Er rückt seinen Hut nach der Quere vor's G'sicht,
Und steht,
Und speht,
Bis sausend und brausend sein Stutzerl losbricht.

Er darf nur ein wenig im Wald herum gehn,
Sein Stutzerl, sein Stutzerl wird bald etwas sehn.
Er höret den Hirschen gleich brechen und schießt:
Der fallt,
Wenn's knallt,
Und grabbelt und zappelt, wenn's Stutzerl hat g'nießt.

Und kömmt auch ein Jäger, was frägt er darnach?
Sein Stutzerl, sein Stutzerl versteht schon die Sach.
Trotz! Jäger! geh, nimm mir mein Stutzerl und poch?
Geh bald!
Vom Wald!
Sonst krachet und machet mein Stutzerl ein Loch.

Drum ist mir vor allen mein Stutzerl so lieb,
Mein Stutzerl, mein Stutzerl! du herziger Dieb!
Ich hab dir's geschworen, ich bleib allzeit dein:
Du mein,
Ich dein;
Du mein seyn, ich dein seyn. Du Stutzerl! bist mein.

Jean Paul Friedrich Richter

Des Feldpredigers Schmelzles Reise nach Flätz

Erste Station, von Neusattel nach Vierstädten



Der 22. Juli, oder Mittwochs nachmittag um fünf Uhr, war von der Postkarte der ordentlichen fahrenden Post selber zu meiner Abreise unwiderruflich anberaumt. Ich hatte also etwa einen halben Tag Zeit, mein Haus zu bestellen, welchem jetzt zwei Nächte und drittehalb Tage hindurch meine Brust als Brustwehr, der Verhack mit meinem Ich abgehen sollte. Sogar mein gutes Weib Bergelchen, wie ich meine Teutoberga nenne, reisete mir unaufhaltsam den 24. oder Freitags darauf nach, um den Jahrmarkt zu beschauen, und zu benutzen; ja sie wollte schon sogleich mit mir ausreisen, die treue Gattin.

Ich versammelte daher meine kleine Bedientenstube und publizierte ihr die Hausgesetze und Reichsabschiede, die sie nach meinem Abschiede den Tag und die Nacht erstlich vor der Abreise meiner Frau und zweitens nach derselben auf das Pünklichste zu befolgen hatten, und alles, was ihnen besonders bei Feuersbrünsten, Diebseinbrüchen, Donnerwettern und Durchmärschen vorzukehren oblag. Meiner Frau übergab ich ein Sachregister des Besten in unserm kleinen Registerschiffe, was sie, im Falle es in Rauch aufginge, zu retten hätte.

Ich befahl ihr, in stürmischer Nacht (dem eigentlichen Diebswetter) unsere Windharfe ans Fenster zu stellen, damit jeder schlechte Strauchdieb sich einbildete, ich phantasierte harmonisch, und wachte; desgleichen den Kettenhund am Tage ins Zimmer zu nehmen, damit er ausschliefe, um nachts munterer zu sein.

Ich riet ferner, auf jeden Brennpunkt der Glasscheiben im Stalle, ja auf jedes hingestellte Glas Wasser ihr Auge zu haben, da ich ihr schon öfter die Beispiele erzählet, daß durch solche zufällige Brenngläser die Sonne ganze Häuser in Brand gesteckt. Auch gab ich ihr die Morgenstunde, wo sie Freitags ab und mir nachreisen sollte, so wie die Haustafeln schärfer an, die sie vorher dem Gesinde einzuschärfen hätte.

Meine liebe, kerngesunde, blühende Honigwöchnerin Berga antwortete ihrem Flitterwöchner, wie es schien, sehr ernsthaft: „Geh nur Alterchen, es soll alles ganz charmant geschehen — Wärest du nur erst voraus, so könnte man doch nach! Das währt ja aber Ewigkeiten.“

Ihr Bruder, mein Schwager der Dragoner, für den ich aus Gefälligkeit das Passagiergeld trug, um auf dem Postkissen einen an sich tapfern Degen und Hauinsfeld, sozusagen als körperlichen und geistigen Verwandten und Spillmagen vor mir zu haben, dieser zog über meine Verordnungen (was ich leicht dem Hage- und Kriegsstolzen vergab) sein braunes Gesicht ansehnlich ins Spöttische, und sagte zuletzt: „Schwester, an deiner Stelle täte ich, was mir beliebte; und dann guckte ich nach, was er auf seinem Reglementszettel hätte haben wollen.“ — „O, versetzte ich, Unglück kann sich wie ein Skorpion in jede Ecke verkriechen; ich möchte sagen, wir sind den Kindern gleich, die am schön bemalten Kästchen schnell den Schieber aufreißen und — heraus fährt eine Maus, die hackt“ — „Maus, Maus, Raus, Raus! (versetzte er, auf- und niedertrabend). Herr Schwager, aber es ist fünf Uhr; und Sie werden schon finden, wenn Sie wiederkommen, daß alles so aussieht wie heute, die Hunde wie die Hunde, und meine Schwester wie eine hübsche Frau: allons donc!“

Er war eigentlich schuld, daß ich aus Besorgnis seines Mißdeutens nicht vorher eine Art von Testament gemacht.

Ich packte noch entgegengesetzte Arzneien, sowohl temperierende als erhitzende, gegen zwei Möglichkeiten ein — ferner meine alten Schienen gegen Arm- und Beinbrüche bei Wagenumstürzen — und (aus Vorsicht) noch einmal so viel Geldwechsel, als ich eigentlich nötig hatte. Nur wünschte ich dabei wegen der Mißlichkeit des Aufbewahrens, ich wär' ein Affe mit Backentaschen, oder ein Beuteltier, damit ich in mehr sichere und empfindungsvolle Taschen und Beutel solche Lebenspreziosen verschanzte. Rasieren lasse ich mich sonst stets vor Abreisen aus Mißtrauen gegen fremde mordsüchtige Bartputzer; aber diesmal behielt ich den Bart bei, weil er doch unterwegs, auch geschoren, so reich wieder getrieben hätte, daß mit ihm vor keinem Minister wäre zu erscheinen gewesen.

Ich warf mich heftig ans Kraftherz meiner Berga an, und riß mich noch heftiger ab, aber sie schien über unsere erste Ehetrennung weniger in Jammer als in Jubel zu sein, viel weniger bestürzt als seelenvergnügt, bloß weil sie auf das Scheiden nicht halb so sehr als auf das Wiedersehen und Nachreisen, und die Jahrmarktsschau ihr Augenmerk hatte; doch warf und hing sie sich an meinen etwas dünnen und langen Hals und Körper fast schmerzhaft als eine zu fleischige derbe Last, und sagte: „Fege nur frisch davon, mein charmanter Attel (Attila) — und mache dir unterwegs keine Gedanken, du aparter Mensch! — Haben wir denn zu klagen? Einen oder ein paar Püffe halten wir mit Gottes Hilfe schon aus, so lange mein Vater kein Bettelmann ist“ — „Und dir aber, Franz, fuhr sie gegen ihren Bruder ordentlich zornig fort, bind' ich meinen Attel auf die Seele, du weißt recht gut, du wüste Fliege, was ich tue, wenn du ein Narr bist, und ihn wo im Stiche lässest.“ Ich verzieh ihr hier

manches Gutgemeinte; und euch Freunden ist ihr Reichtum und ihre Freigebigkeit auch nichts Neues.

Gerührt sagt' ich: „nun, Berga, gibt's ein Wiedersehen für uns, so ist's gewiß entweder im Himmel oder in Flätz; und ich hoffe zu Gott, das letztere."

Stracks ging's rüstig davon. Ich sah mich durch das Kutschenrückfenster um nach meinem guten Städtchen Neusattel; und es kam mir gerührt vor, als richte sich dessen Turmspitze ordentlich als ein Epitaphium über meinem Leben oder meinem vielleicht tot zurückreisenden Leichnam in die Höhe: — wie wird alles sein, dacht' ich, wenn du nun endlich nach zwei oder drei Tagen wiederkommst? Jetzt sah ich mein Bergelchen uns aus dem Mansardenfenster nachschauen; ich legte mich weit aus dem Kutschenschlage hinaus, und ihr Falkenauge erkannte sofort meinen Kopf; Küsse über Küsse warf sie mir mit beiden Händen herab, dem ins Tal rollenden Wagen nach. „Du herziges Weib, dacht' ich, wie machst du deine niedrige Geburt durch die geistige Wiedergeburt vergeßlich, ja merkwürdig!"

Freilich das Postkutschengelag und Pickenick wollte mir weniger schmecken; lauter verdächtiges, unbekanntes Gesindel, welches (wie gewöhnlich die Märkte tun) der Flätzer durch seine Witterung einlockte. Ungern werd' ich Unbekannten ein Bekannter; aber mein Schwager, der Dragoner, war, wie immer, schon mit allem, mit Himmel und Hölle herausgeplatzt! Neben mir saß eine höchst wahrscheinliche Hure — auf ihrem Schoße ein Zwerg, der sich auf dem Jahrmarkte wollte sehen lassen — mir gegenüber blickte ein Kammerjäger mich an — und unten im Tale stieg noch ein blinder Passagier mit einem roten Mantel ein.

Mir gefiel gar niemand, ausgenommen mein Schwager. Ob nicht die Hure meine Bekanntschaft zu einer eidlichen Angabe benützen, ob nicht Spitzbuben unter den Passagieren mich und meine Eigenheiten und Zufälle studieren würden, um auf der Tortur mich in ihre Bande zu flechten — dafür konnte ich mir niemand verpfänden. An fremden Orten schau' ich schon ungern — und aus Vorsicht — an irgendein Kerkergitter lange empor, weil ein schlechter Kerl darhinter sitzen kann, der eilig herunter schreiet aus bloßer Bosheit: „Drunten steht mein Spießkamerad, der Schmelzle!" — oder auch weil ein vernagelter Scherge sich denken kann, ich suchte meinen Konföderierten oben zu entsetzen. Aus einer wenig davon verschiedenen Vorsicht dreh' ich mich daher niemals um, wenn ein Staar mir nachruft: Dieb!

Was den Zwerg selber anlangt, so konnt' er meinetwegen mitfahren, wohin er wollte; aber er glaubte ein besonderes Frohleben in uns zu bringen, wenn er uns verhieße, daß sein Pollux und Amtsbruder, ein seltener Riese, der ebenfalls der Messe zur Anschau zuzog, gegen Mitternacht uns unfehlbar mit seinem Elefantenschritte nachkommen,

und sich einsetzen oder hintenauf stellen würde. Beide Narren beziehen nämlich gemeinschaftlich die Messen als gegenseitige Meßhelfer zu entgegengesetzten Größen; der Zwerg ist das erhabne Vergrößerungsglas des Riesen, der Riese das hohle Verkleinerungsglas des Zwergs. Niemand bezeugte große Freude an der Aussicht der Nachkunft des Maßkopisten des Zwergs, ausgenommen mein Schwager, der (ist das Wortspiel erlaubt) wie eine Uhr blos zum Schlagen gemacht zu sein glaubt, und mir wirklich sagte: „Könn' er einmal oben in der ewigen Seligkeit keine Seele zuweilen wamsen und koram nehmen, so fahr' er lieber in die Hölle, wo gewiß des Guten und der Händel eher zu viel sein werden."

Der Kammerjäger im Postwagen hatte, außerdem schon, daß uns niemand sehr einnimmt, der blos vom Vergiften lebt, wie dieser Freund Hain der Ratten und diese Mäuse-Parze, und daß ein solcher Kerl, was noch schlimmer, sogleich ein Mehrer des Ungeziefferreichs zu werden droht, sobald er nicht dessen Minderer sein darf — dieser hatte überhaupt so viel Fatales an sich, zuerst den Stechblick wie eines Stilets — dann das hagere scharfe Knochengesicht in Verbindugg mit seinem Vorrechnen seines ansehnlichen Giftsortiments — dann (denn ich haßte ihn immer heißer) seine geheime Stille, sein geheimes Lächeln, als seh' er in irgendeiner Schlupfecke eine Maus, ähnlich einem Menschen — wahrlich mir, der ich sonst ganz andern Leuten stehe, kam endlich sein Rachen als eine Hundsgrotte vor, seine Backenknochen als Untiefen und Klippen, sein heißer Atem als Kalzinirofen und die schwarzhaarige Brust als Welk- und Darrofen — —

Ich hatte mich auch — glaub' ich — nicht viel versehen; denn bald darauf fing er an, der Gesellschaft, worin ein Zwerg und ein Mädchen war, ganz kalt zu berichten, er habe schon zehn Leiber mit dem Dolch nicht ohne Lust durchstoßen — habe gemächlich ein Dutzend Menschenarme abgehauen, vier Köpfe langsam gespalten, zwei Herzen ausgerissen, und mehr dergleichen — und keiner davon, sonst Leute von Mut, hab' ihm im Geringsten widerstanden — „aber warum? setzt' er giftig hinzu, und nahm den Hut vom häßlichen Glatzkopf — ich bin unverwundbar — wer von der Gesellschaft will, lege auf meiner Glatze so viel Feuer an, als er will, ich lass' es ausbrennen."

Mein Schwager, der Dragoner, setzte sogleich einen brennenden Tabaksschwamm auf den Schädel, aber der Jäger stand es so ruhig aus, als wär' es ein kalter Brand, und er und der Dragoner sahen einander wartend an, und jeder lächelte sehr närrisch — „es tue ihm blos sanft, sagt' er, wie eine gute Frostsalbe, denn dies sei überhaupt die Winterseite an seinem Leibe." Hier griff mein Schwager ein wenig auf den nackten Schädel umher und rief verwundert: „er fühle sich so kalt an wie eine Kniescheibe." Nun hob der Kerl auf einmal nach einigen Vorrüstungen zu unserem Entsetzen den Viertelsschädel ab und

hielt ihn uns hin, sagend: „er habe ihn einem Mörder abgesägt, als ihm zufällig der eigene eingeschlagen gewesen;" und erklärte nun, daß man das erzählte Durchstechen und Armabhauen mehr als Scherz zu nehmen habe, indem er's lediglich getan als Famulus auf dem anatomischen Theater.

Inzwischen wollte der Scherztreiber doch keinem von uns sehr schmecken und zu Hals, so daß ich, als er den Kapselkopf, den Repräsentationsschädel, wieder aufsetzte, schweigend dachte: diese Mistbeetglocke hat gewiß nur den Ort, nicht die Giftzwiebel verändert, die sie zudeckt.

Am Ende wurde mir's überhaupt verdächtig, daß er, so wie sämtliche Gesellschaft (auch der blinde Passagier), gerade demselben Flätz zuschifften, wohin ich selber gedachte; besonders Glück brauchte ich mir davon nicht zu versprechen; und mir wäre in der Tat das Umkehren so lieb gewesen als das fortfahren, hätt' ich nicht lieber der Zukunft getrotzt.

Ich komme endlich auch auf den rot gemantelten blinden Passagier, wahrscheinlich ein Emigré oder ein Refugié (denn er spricht das Deutsche nicht schlechter als das Französische), entweder Namens Jean Pierre oder Jean Paul ungefähr, oder ganz namenlos. Sein roter Mantel wäre mir ungeachtet dieser Farbenverschmelzung mit dem Scharfrichter — der in vielen Gegenden trefflich Angstmann heißt — an sich herzlich gleichgültig geblieben, wäre nicht der besondere Umstand eingetreten, daß er mir schon fünfmal in fünf Städten (im großen Berlin, im kleinen Hof, Koburg, Meiningen und Bayreut) wider alle Wahrscheinlichkeit aufgestoßen, wobei er mich jedesmal bedeutend genug angesehen, und dann seines Weges gegangen.

Ob er mir feindlich nachsetzt oder nicht, weiß ich nicht; nur ist auf alle Fälle der Phantasie kein Objekt erfreulich, das mit Observationskorps oder aus Schießscharten vielleicht mit Flinten hält und zielt, die es Jahre lang bewegt, ohne daß man weiß, in welchem es abdrückt. — Noch anstößiger wurde mir der Rotmantel dadurch, daß er auffallend seine weiche Seelenmilde pries; dies schien beinah auf Ausholen oder Sichermachen zu deuten.

Ich erwiderte: „mein Herr, ich komme eben, wie hier mein Schwager, vom Schlachtfeld her (die letzte Affaire war bei Pimpelstadt), und stimme vielleicht deshalb zu stark für Markkraft, Bruststurm, Stoßglut, und es mag für manchen, der eine brausende Wasserhose, eigentlich Landhose von Herz hat, gut sein, wenn seine geistliche Lage (ich bin darin) ihn mehr mildert als wildert. Indes gehört jeder Milde ihr eisernes Schrankengitter. Fällt mich irgendein unbesonnener Hund bedeutend an, so tret' ich ihn freilich im ersten Zorn entzwei und nachher hinter mir treibt's mein guter Schwager vielleicht noch zweimal weiter, denn er ist der Mann dazu. Vielleicht ist's Eigenliebe, aber ich beklag's (gesteh' ich) noch heute, daß ich als Knabe einmal einem anderen Knaben drei erhaltene Ohrfeigen nicht derb zurückgereicht, und mir ist oft, als müßt' ich sie seinen Enkeln nachzahlen. Wahrlich, wenn ich auch nur einen

Jungen vor den schwachen Kräften eines ähnlichen Jungen feig entlaufen sehe, so kann ich das Laufen nicht fassen, und will ihn ordentlich durch einen Machtschlag erretten."

Der Passagier lächelte indes nicht zum Besten. Er gab sich zwar für einen Legationsrat aus, und schien Fuchs genug dazu sein, aber ein tollgewordener Fuchs beißt mich am Ende so wasserscheu als ein toller Wolf. Übrigens fuhr ich unbekümmert mit meinem Anpreisen des Mutes fort, nur daß ich absichtlich statt des lächerlichen Bramarbasierens, welches gerade den Feigen recht verrät, fest, still, klar sprach. „Ich bin, sagt' ich, bloß für Montaignes Rat: man trage nur Furcht vor der Furcht."

Ich würde (versetzte der Legationsmann unnütz spitzfindig) wieder fürchten, daß ich mich nicht genug vor der Furcht fürchtete, sondern zu feig bliebe."

„Auch dieser Furcht, erwidert' ich kalt, steck' ich Grenzen. Ein Mann kann z. B. nicht im geringsten Gespenster glauben und fürchten; gleichwohl kann er Nachts sich in Todesschweiß baden, und zwar bloß vor Angst, wie sehr er sich entsetzen würde (besonders mit welchen Nachwehen von Schlagflüssen, fallenden Suchten usw.), falls nichts als bloß seine so lebhafte Phantasie irgendein Fieber- und Vexierbild vor ihn in die Lüfte hineinhinge." — — „Man sollte daher, fiel mein Schwager wider Gewohnheit moralisierend ein, das so arme Schaf von Mann auch gar mit keinem Geisterspuk foppen, der Hase kann ja auf der Stelle auf dem Platze bleiben."

Ein lautes Gewitter, das dem Postwagen nachfuhr, veränderte den Diskurs.

Ihr, Freunde, erratet wohl alle — da ihr mich nicht als einen Mann ohne alle Physik kennen lernen — meine Maßregeln gegen Gewitter: ich setze mich nämlich auf einen Sessel mitten in der Stube (oft bleib' ich bei bedenklichem Gewölk' ganze Nächte auf ihm), und decke mich durch mein Reinigen von allen Leitern, Ringen, Schnallen usw. usw. und durch mein Absitzen von allen Blitzabsprüngen immer so, daß ich kaltblütig die Sphärenmusik der Donnerpauke vernehme.

Diese Vorsicht hat mir nie geschadet, da ich ja dato noch lebe; und ich wünsche mir noch heute Glück, daß ich einmal aus der Stadtkirche, ob ich gleich Tags vorher gebeichtet hatte, ohne weiteres und ohne vorher das Abendmahl zu nehmen, ins Gebeinhaus hinausgelaufen, weil ein schweres Gewitter (was wirklich in die Kirchhofslinde einschlug) darüber stand; — ich kam auch sogleich nach der Entladung der Wolke aus dem Gebeinhaus in die Kirche zurück und war so glücklich, noch hinter dem Henker (als dem Letzten) zu kommen und das Liebesmahl zu genießen.

So denk' ich für meine Person; aber leider im vollen Postwagen traf ich Menschen, denen Physik wahre Narretei ist. Denn als die Ge-

witter sich fürchterlich über unsern Kutschenhimmel versammelten, und prasselnde Feuerklumpen, als wären's Johanniswürmchen, im Himmel umher spielten; und als ich endlich ersuchen mußte, das schwitzende Postkonklave möchte nur wenigstens Uhren, Ringe, Gelder und dergleichen zusammenwerfen, etwa in die Wagentaschen, damit kein Mensch einen Leiter am Leibe hätte: so tat's nicht nur keiner, sondern mein eigener Schwager, der Dragoner, stieg gar mit gezogenem nacktem Degen auf den Bock hinaus, und schwur, er leite ab. Ich weiß nicht, war der desperate Mensch ein gescheiter oder keiner; kurz unsere Lage war fürchterlich und jeder konnte ein gelieferter Mann sein.

Zuletzt bekam ich gar einen halben Zank mit zweien von der rohen Menschenfracht der Kutsche, dem Vergifter und der Hure, weil sie fragend fast zu verstehen gaben, ich hätte vielleicht bei dem angepriesenen Pretiosenpickenick nicht die ehrlichsten Anschläge gehabt. So etwas verwundet die Ehre mit Gewalt, und in mir donnerte es nun stärker als oben; dennoch mußt' ich den ganzen nötigen Erbitterungswortwechsel so leise und langsam als möglich führen, und haderte sanft, damit nicht am Ende eine ganz in Harnisch gebrachte Kutsche in Hitze und Schweiß geriete, und in unsere Mitte so den nahen Donnerkeil auf Ausdünstungen durch den Kutschenhimmel herabfahren ließe.

Zuletzt setzt' ich der Gesellschaft das ganze elektrische Kapitel deutlich, aber leise und langsam — ich wollte nicht ausdampfen — auseinander; und suchte besonders von der Furcht abzuschrecken. Denn in der Tat vor Furcht konnte jeden der Schlag — ja ein doppelter, mit dem elektrischen ein apoplektischer — treffen, da aus Erxleben und Reimarus genug bewiesen ist, daß starkes Fürchten durch Dünsten den Strahl zulockt; ich stellte daher in ordentlicher Angst vor meiner und fremder Furcht den Passagieren vor: daß sie jetzt durchaus bei unserer schwülen Menge, bei dem die Blitze spießenden Degen auf dem Kutschbock, und bei dem Überhang der Wetterwolke, und selber bei so vielen Ausdünstungen anfangender Furcht, kurz bei so augenscheinlicher Gefahr nichts fürchten dürften, wollten sie nicht samt und sonders erschlagen sein.

„O Gott," rief ich, „nur Mut! Keine Furcht! Nicht einmal Furcht vor der Furcht! — Wollen wir denn als zusammengetriebene Hasen hier seßhaft, von unserem Herrgott erschossen sein? — Fürchte sich meinetwegen jeder, wenn er aus der Kutsche heraus ist, nach Belieben an anderen Orten, wo weniger zu besorgen ist, nur aber nicht hier."

Ich kann nicht entscheiden — da unter Millionen kaum ein Mensch an der Gewitterwolke stirbt, aber vielleicht Millionen an Schnee- und Regenwolken und dünnen Nebeln — ob meine Kutschenpredigt auf Menschenrettungspreise Anspruch zu machen hatte, als wir sämtlich unbeschädigt einem Regenbogen entgegen in das Städchen Vierstädten einfuhren, wo ein Posthalter in der einzigen Gasse wohnte, die der Ort hatte.

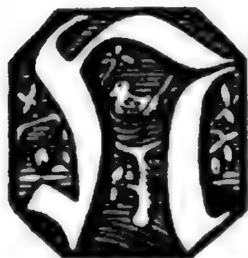
Der Burcgrave von Rietenburc

Die Nachtigall schweigt


iu nahtegal ist gesweiget
und ihr hôher sanc geneiget
die ich wol hôrte singen.
doch tuot mir sanfte guot gedinge
den ich von einer frowen hân.
ich wil ir niemer abe gegân
und biete ir staeten dienest mîn.
als wil ich iemer mêre sîn.

Johann Friedrich Riederer

Von den Reif-Röcken

ahmst du, Freund Theophrast! nie einen Augenschein
Von jener großen Glock Susann in Erfurt ein?
Sahst du nicht etwan gar die ungeheure Glocke,
Die man Cardeillac heist im Land von Languedoque,
Die nach gemeiner Sag fünffhundert Centner wiegt,
Dran viele Männer zieh'n, wie es am Tage liegt,
Wenn man sie läuten will, da sie sich so empöret,
Dann man derselben Klang auff etlich Meilen höret?
Nein, sagst du; wohl, so schau nur einen Reifschurtz an,
Der dir dann ein Modell bald geben kan,
Du weißt ja ohnehin, und ist nicht Noth zu sagen,
Daß unsre Weiber jetzt die Fischbein-Röcke tragen
Und daß auf ihrem Leib ein dünner Canefaß,
Drein Fischbein wird genäht, zur neuesten Mode paß,
Das steiff und weite Ding von Leinwand und von Schetter,
Darinnen sich verbirgt so manches Donnerwetter,
Von diesen Glocken macht der Reifschurtz die Figur,
Fehlt was daran, so fehlt ein starker Schwengel nur.
Man will die Mode her von Carl des Fünfften Zeiten,
Die er aus Spanien bracht, zu uns nach Teutschland leiten,
Das Frauenzimmer ging so damals an den Rhein,
Die Röcke mußten durch und durch gefüttert seyn,
Gefüllt und ausgestopft, damit die stolze Krähe,
In solcher Leibs-Gestalt was dick und prächtig sehe,
Nachgehends machte man davon sich wieder quitt,
Jetzt bringt es auff das Neu die tumme Mode mit,
Doch weiß ich nicht woher; Madame la galante,
In Ihrer Schwangerschaft erdacht sie und erfande;
Der Reifrock mußte vor; so bald als ihr Galan,
Das Schuldbuch in der Liebe zu tieff hat aufgetan,
Darein sie künstlich sich fünff Monat noch versteckte,
Als sie par grand malheur was Junges drunter heckte;
Camilla folgte nach, gestalt sie raisoniert:
Daß diese Mode nichts zur Unzeit bey sich führt,
Nachdem das Frauenvolk zur Ungebühr vor diesen,

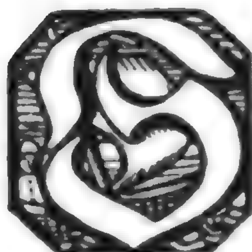
Ein gantz Schock Unterröck hat um sich hängen müssen,
Das dann war ungeschickt, absonderlich so schwer,
Daß man darunter halb erdrucket worden wär.
Ein Reifrock gegentheils entfernt vom Hembd und Leibe,
Macht daß man ruhiger in allen Kleidern bleibe,
Und wann uns Flora zu ein sanfftes Lüfftgen bläst,
Das Fischbein-Kleid auch das dem Leib genießen läst,
Daß unser sehnend Hertz sich drüber gantz erquicket,
Wann so ein Zephir-Wind die nackte Haut entzücket,
Murmelia hat noch viele andere Raison,
Sie meynt: Sieht eine aus als wie ein Sceleton,
Daß man die Glieder müßt mit Drath zusammenfügen,
Sie würde nimmermehr Amanten zu sich kriegen,
Wann nicht ein Reifrock sie so starr und steiffe macht.
Daß man am wenigstens hat auff das andere acht,
Da sie den Kopf, der sonst gar nichts charmantes heget,
So grad und in der Höh als wie ein Rehbock träget,
Als wie die Bauren fast, wann sie im Dorff sich bleh'n,
Da wann sie vor der Kirch zum Sonnenzeiger seh'n,
Es sey Commodität, sie wären so bequeme,
Daß sie, so arm sie sey, nicht tausend Thaler nähme,
Und müßte sie zwey Tag, im Dantzen und im Geh'n,
Werd einer solch ein Rock noch einst so schöne steh'n,
Man sollte doch einmahl ein Mädgen nur betrachten,
Die keinen Reifschurtz trägt, und ob nicht alle lachten,
Wann sie so dünne sieht, und wann um ihre Bein,
So viele Lumpen sind, die ihr beschwerlich seyn,
Daß ein Heraclitus, wann er den Handel wüßte,
So viel er sonst geweint, unfehlbar lachen müßte,
Ja, ja, ich sag es selbst: du haupt galante Tracht!
Hast du das Fischbein gleich ein Bißchen theuer gemacht,
Ist doch der Nutz so groß bey hundert tausend Proben,
Daß dich die Polycey gantz ungemein muß loben;
Den Schmuck von Diamant sperr ich behutsam ein,
Der guldne Becher muß im Schrank verschlossen seyn,
In Eisen und in Band der schweren Cassa ruhen,
Muß ein beliebter Stumpff der Bancho-Thalern ruhen,
Ein Ausbruch, Stein-Moscat, auch ein gemein Faß Wein
Muß wohl mit Holtz und Reiff und Band verwahret seyn,
Wie weit mehr ist es dann der Billigkeit gemäße,
Daß man das Haupt-Juweel, das köstlichste Gefäße,
Ich meyn, die Jungfrauschafft von manchem schönen Kind,
Mit einem Reif verwahr und um mit Leinwand wind,

Daß man den nächsten Ort, worauf vermög des Rechtes
Die Keuschheit und die Ehr des Weiblichen Geschlechtes
Beruht, so wohl versorgt, verbollwerckt und verzäunt,
Weil schöne Kinder doch nicht sonder Anfall seynd.
Es weiset sich so gar, daß auch die Schaar der Flöhe
Um ein sehr merckliches der Reif-Röck Lob erhöhe,
Gestalt, da von Natur das Weiber-Fleisch ist süß,
Dieselbe neulich erst sich dran erinnern ließ,
Und an das Frauen-Volk sandt eine Ambassade,
Ein Floh im Jungfern-Peltz bedanckt sich vor die Gnade,
In ihrer aller Nahm vor jetzig weit Quartier
Und schützte sonderlich darbey der Reif-Schürtz für,
Daß da sie hiebevor im Kreyß so enge lagen,
Sie unterthän'gen Dank vor diese Wohlthat sagen,
Sie thaten allerseits jetzt manchen lust'gen Sprung,
Und hätten Motion bey dieser Änderung,
An statt daß sie vorher im längsten Tag und Stunden,
Kaum etwan zweymahl sich heroisch räuspern kunten,
Da jeder dieser Zeit in's offne Feld spazier,
Sie blieben Lebenslang demüt'ge Knecht dafür
Und wolten wiederum im Stechen und im Beissen
Sich allezeit real und patriotisch heißen.
Sobald der Floh-Gesandt ab die Supplique laß,
Fand in Commissis er noch im Post scripte das:
Das Frauenzimmer sollt großmüthig sich nur fassen
Und Idioten bloß auf Reif-Röck brummen lassen.
Man thäte sündlich dran, wann ihnen ein Gebieß
Ins Maule wird gelegt, da er gestehen müß,
Daß er nicht achten wollte sein kleines und schwaches Leben
Den zarten Fingerchen desselben Preiß zu geben,
Dafern er seines Orts nur dieses noch erleb,
Daß man auch künfftig hin den Rang dem Reif-Schurtz geb.
Wie er jetzt zum Beschluß, das sey der ganze Stolle,
Gar angelegentlichst gebeten haben wolle;
Und weil das alles war, was ihm sein Principal
Nachdrücklich und mit Ernst beim Land-Tag anbefahl,
Gab man ihm ein Praesent, drauf dann zwo Compagnien,
Zu seiner Sicherheit vom Weibs-Volk mit ihm ziehen
Und sehen musten, ob der Paß nicht wär verrennt,
Und man an jedem Ort ihn defrayren könnt.
Der Herr Gesandte war ein Männlein schwartz, doch munter,
Manierlich, etwas fett, noch mehr als Kugelrunter,
Beredt, darbey er nicht Authorität vergaß,

Als er auf einer Mück in vollen Küriß saß,
Und viel Geschicklichkeit und solche Gaben wieße,
Das sich auf dieß Papier ohnmöglich zeichnen ließe;
Wann dieses große Heer schickt Deputirte her
Und aber nur ein Rülz und Menschenfresser wär
Und par caprice nicht wär einem Reif-Rock holde,
Den man in aller Welt doch billig tragen sollte:
So heiß ich Eigensinn, daß einer nur allein
So gar will super-klug und so gescheute seyn;
Hat ein und anderer dafür sehr großen Eckel,
Der Reif-Rock bleibet doch der Mädgen Schande-Deckel,
Der muß der Cherub seyn in der genehmen Tracht,
Der vor dem Paradieß des Frauenzimmers wacht.
Doch still, es wird mir weh, drum gönnt daß ein Morale
Der Reif-Rock Herrlichkeit bey diesem Schluß bezahle:
Wie ärgerlich ist's doch, wie wird man nicht bewegt,
Daß Frauenzimmer jetzt die garst'ge Reif-Schürtz trägt!
Darinnen es so frech und hurisch sich erzeiget,
Und sich, wer läugnet es, den Dantze-Docken gleichet,
(Gesetzt, das Tadelsucht sonst nicht fiel an die Tracht),
Die man zu Schellenberg und Berchtolsgaden macht,
Sie sind so gäng und gäb, gleich man bisher erfahren,
Als wie sonst in Paris die Müntz-Billete waren,
Da leyder jetzt damit, wiewohl noch was versteckt,
Des Schachtel-Mahlers Magd die grind'ge Drüsen deckt,
Seitdem Lupinien der Hochmut kam so theuer,
Bey der ein Mühl-Knecht sich gab an zu einen Freyer,
Thut sie es dieser nach, gestalt sie wohl vermißt,
Daß sie so gut als wie des Wächters Tochter ist.
Ihr Werckleut, traget an, daß man doch hies'ge Gassen
Der Reif-Röck halber ja mög weiter bauen lassen,
Dann wann derselben drey auf einer Reyhe seyn,
So nehmen sie damit so sehr den Fuhrweg ein,
Daß auf demselben bald kan keine Kutsche fahren,
Wie geht es, soll ich nicht die edle Wahrheit sparen,
Im Hauß des Herren zu, biß man sich setzen kan?
Man rückt, man zieht, man greifft, man zupfft, wann das getan:
So wird es gleichwohl noch ein Viertelstündgen dauern,
Biß alles ist gerecht, die Haut möcht einem schauern,
Darüber mancher sich so in der Andacht irrt,
Daß es ihm grün und gelb vor seinen Augen wird.
Der Weg ist eng und schmal und klein zur Lebenspforten,
Was machen Weiber dann mit diesen Röcken dorten?

Wer öffnet euch die Thür, wo man sich durch mich drängt,
Da an der Ewigkeit ein kleines Pünktlein hängt.
Die Kinder müssen sich so närrisch schon geberden
Und jener großen Rott der Weiber gleiche werden,
Allein wie sehn sie aus? Von unten dick und breit,
O großer Unverstand! gezwungne Seltenheit!
Soll man die Kinder dann zu Mißgeburten machen?
Steckt da den Müttern nicht der Teufel in den Rachen?
Wann jener Unter-Leib mit schlechten Unterschied,
Bald einen Zucker-Faß von Hamburg ähnlich sieht;
Wie David sich nahm für zu kämpffen mit den Riesen
Und sich in seinem Leib ein tapffer Hertz gewiesen,
Bot Saul die Rüstung zwar dem kleinen David an,
Ihm wurd dieselbe Stund ein Pantzer angetan,
Sein edles Haupte soll ein ehrner Helm bezieren
Und er des Sauls Schwerd gar an seiner Seite führen,
Doch ihm war's unbequem, drum gab er zu versteh'n:
Ich bin es nicht gewohnt, ich kan nicht also geh'n,
In einem Augenblick muß dann der schwere Plunder,
Der Pantzer von dem Leib, der Helm vom Haupt herunter,
Den Stab fäßt seine Hand, fünff glatte, schlechte Stein
Und eine Schleuder muß das gantze Werckzeug seyn.
Daß alle Mädgen doch, der künfftgen Ehr zu retten,
Bey ihrem Reif-Rock auch dergleichen Entschluß hätten!
Daß eine jede spräch, wann sie der Tugend frohnt:
Ich kan nicht also gehn, ich bin es nicht gewohnt,
Ich mag nicht, wann ich steh die erste Treppe droben,
Daß jeder mich betracht biß an den Gürtel oben,
Der unten tritt herauf, und daß, wann ich mich bück,
Mann meine nackte Knie, und wohl noch mehr erblick,
Ich mag nicht, daß ich bin der Modestie zuwider,
Ich bin es nicht gewohnt, ich leg den Reif-Schurtz nieder,
Ich prang nicht mit dem Kleid, daß meine Blöße deckt,
Von nun an hab ich mir ein ander Ziel gesteckt;
Allein es wird doch wohl beim alten Löchern bleiben.
Doch, dächt ich, ließe sich der Kützel bald vertreiben,
Wann man den Reif-Schurtz nähm, ihn an den Pranger hieng,
Wo etwan jedermann vorüber täglich ging.
Was gilt's: ein Ehrenweib soll dieses Kleid verlachen,
Und künftig nimmermehr Parade drinnen machen.

Die Tinte, ein Schwank


chweigt ain weyl vnd horcht her,
so wil ich euch sagen ain neuß mer
Von eim münch vnd einer frawen,
Wie das yn wurd jr er verhauwen,
Das sie zu schanden wurn vor lewten,
Als ich euch wil hernach pedewten.

Der münch, der pulet ümb das weib
vnd warb so ser ümb iren leyb,
Dat sie ain nacht newr pey im leg,
Das er ainß solchen mit ir pfleg,
Des man peginnt pey der naht.

Die fraw dem münch des nit versagt
Vnd sprach:
allerliebster herre mein,
Nu greyfft yn ewrn pewtel hin nein
Vnd gebt ainn gotzpfenning drawff,
So pestetigt ir den kawff —
So wil ich heint pey euch sein,
Vnd denckt vns ümb aynn guten wein,
Vnd das wir payde werden vol,
Wann herr: yr wißt das selber wol,
Das alle pferd ziehen gar vngern,
Wenn man sie dürsten lest vnd hungern.

Der münch, der wart gen in gar millt
Vnd nam aynn pfenning, der siben gillt
Vnd der ain pehemisch ist genant,
Vnd trügt yn der frawen in yr hant.

Da es naht ward, da man sich leyt,
Die fraw sich auff die vart pereyt
Vnd hub sich in das closter schnell
Vnd fund den münch in seiner zell.

Da enpfieng ers schon vnd swangs nider
Vnd sprach: es trawreten all mein glider,
Wann ich forcht ser, ir würt mir feln
Vnd möcht euch dahaim nit auß steln.

Da sprach sie: lieber herr, mein trawter,
Nu offenpart ich euchs doch lauter,
Das ich wolt kumen, als ich euch seyt,
Wenn sich die dy lewt heten schlaffen geleyt.

Der münch da pey der frawen lag
Vnd seins willen mit yr pflag
Vnd dient yr da auff den knyeen,
Bis das man metten wurd an ziehen.

Da gedawcht yn, wie er sich het entpferbet,
Wann er so trewlich het geerbet
Imm graben, da man dy lewt ynn machtt,
Des enpfand er wol an seim gesicht,
Da er schlug er pald auß ain licht
Vnd sucht ain glas da an der want,
Darynn was Rosenwasser geprant;
Dasselb, das straych er an sein stirn,
Damit derkrefftigt er sein hirn,
Das ym der schwintel da vergieng.

Das glas er wider an dye want hieng
Vnd sprach zu ir: nu hin, mein Bülein,
Nu schlaff dy weil vnd thu ain rülein,
So wil ich pald dy metten auß der kutten schütteln.
Ob yemant dy weil an der tur würd nütteln,
So erschreckt nit, wann ich kum wider
Vnd wird mich denn wider legen nider.

Der münch gieng hin, sein metten er sank.

Die weil wirt das weib auch krank;
Den schwindel, den der münch da het,
Der selb ir auch ymm kopff wee thet
Da von sie schwach ward, gel vnd plaich;

Da gedahtz daran, das sich der münch pstraich,
Vnd stayg da auß dem pett zu hant

Vnd sucht das Rosenwasser an der want
Vnd dergrayff da ain ander glas —
Dasselbig voller tinten was.

Do wurd sie fra, da siß vant,
Vnd goß der tinten vol ir hant
Vnd pestraych sich da mit auff der vart,
Das sie eim tewffel gleich sehen wart
Vnd legt sich nu wider ans pett nider.

Über ain weil, so kümpt der münch wider
Vnd trug ein liehtlein in seiner hant —
Die frawen er da schlaffen vant,
Wann sie da ym pett noch läg.

Da er yr vnter yr augen sach,
Da erschrak er, das er hinter sich sprang
Vnd ym der schwayß für her drang.
Hin zu der tür auß er da lieff,
Seinn prüdern er da zu ym rieff
Mit lawter stymm er zu yn redt:

Der tewffel, der ligt an meim pett!

Da komen dy münch gelawffen schnell
Hin für desselben münches tzell
Vnd gutzten hinnein zu der tür.

Dye fraw erwacht vnd sach herfür
Vnd was nu schwertzer denn ye kain mor.
Do schray ain münch: er hat wor!

Dy münch da von der frawen flugen
Vnd in dy winckel sie sich schmugen.

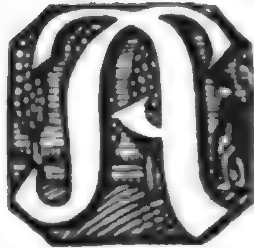
Die weil, da machtt sich auff das weyb
Vnd schlug ayn leylach umb irn leyb
Vnd sprang da hin reht sam ain pok
Vnd ließ da hinten irn mantell vnd rok
Vnd lieff da zum closter auß
Vnd kam hin haym hin in Ir hauß
Vnd wurd in aynn Spiegel sehen,

Da wurd sie gewar, wie ir was geschehen.
Vnd wusch dy tinten von ihr ab.

Darůmb sie mantel vnd rok gab,
Das sie yederman wurd verschmehen.

Nu wolt ich, das allen den also solt geschehen,
Die auff yn tragen solch schanden pürden,
Vnd auch also öffenlichen würden
gefangen in der schanden segen,
Die sich des nachtz in dy closter legen
Vnd solche půberey darynn treyben,
So würd offt ains vnter wegen pleyben,
Damit man verschult gotes gůt.
So hat geticht Hanns Rosenplüt.

Die Lieblingsspeise des Franken


Bauer aus'n Frankaland,
Des wäß mer nauf-a-no,
Dar mog von alla Speis'n nur,
A-n-Enzig-Ena ho.
Fröagst harador und hest-a-gest:
„Wos mogs für ena sei?"
„'s senn Knöchli," höarst vo-n-alt und jung,
„Mit Kraut und Arbesbrei."

Und wia die Läus' zon Russ'n ghöarn,
Zon Pud'l ghöarn die Flöa,
Wia tiaf'r Schnää, Nüss', langa Necht
Und Nab'l nei die Rhöa;
Zon Tog die Sunn, zor Nacht die Starn,
Zon Frühjohr ghöart der Mai,
Sou ghöarn 'n Frank'n Knöchli just
Mit Kraut und Arbesbrei.

It wua a flotta Kinnleskerm,
A Hachzi in 'n Haus, —
Und auf die höchsta Feiertäg,
Da geits ken bessern Schmaus,
Als wia die Knöchli von-ra Sau
Mit wädli Fläsch derbei,
Jungs Sauerkraut vo Naf'ld doum
Und dick'n Arbesbrei.

A Landrot, dar gelod'n war
Mittog zon Präsendent,
Dar hat voul Ärger weiters nit
Ü's Ass'n später gschent:
's hat „Störchli" gam und allerhend,
Zon Trink'n Bier und Wei,
Doch 's Best: die Knöchli, dia ham gfahlt
Mit Kraut und Arbesbrei!

Der Jak'l Anno Siebzig war
Als Jäger vor Paris,
Dar hat amol 'n Brief hemgschriem
Sein Schatz, der Schmittles-Lies:
„Die Sehnsucht, ach, die brengt mi üm,
I kann d'r schier nit blei!
Oh, wär i nur a Stun derhem
Bei — Knöchli, Kraut und Brei!"

Der Balsa-Dick war stärbeskrank,
's geit kes nix für sei Lam.
Doa hats amol bei seiner Leut
Kraut, Fläsch und Arbes gam.
„O, laßt mi wengst'ns schmeck da drou!"
Tiaf ziagt der Balser ei. —
Und besser wörd's! Ar dankt's alleh
'n Fläsch mit Kraut und Brei.

„Drüm sogt, wos geits denn Bessers no
Als wia a Sauerkraut,
Draus wie a Starn in dunkler Nocht
A Schweinaknöchla schaut;
A Knöchla: safti, zoart und wäch —
Wos söll denn besser sei,
Gor, wenn derzua, wia Gold sou klar,
Kumt no a-n-Arbesbrei!

Wos senn dergäig'r Knöadel, Wörst,
Kalbsbroat'n, Geuker, Taum,
Genslaber, Antavert'l, Hos',
Konditerwarn mit Schaum?
Drüm war a Frank, a-n-echter, it,
Stimm tapfer mit mir ein:
Nur „Knöchli, Kraut und Arbes" dörf
Des Franken Leibspeis sei!

Hochdeutsche Liebesnot



wenn ich doch nur rede könnt
gut fränkisch, wie mei Mädle,
daß sie besser mich verständ
des Nachts am Fensterlädle —
red ich noch so schöne Sachen,
fängt sie halt hell an zu lachen,
sagt: sei still, i bitt,
i versteh di ja nit!

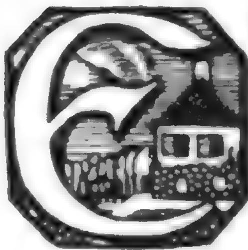
Und wenn ich nur e Wämsle hätt
und so e fränkisch Jäckle,
daß sie mich herzhaft drücke tät
beim Tanz an's Buseflecкle!
Dünk ich mich gleich recht geputzt,
schaut sie quer mich an und stutzt,
sagt: das is mer e Schnitt —
geh, du gefällst mer nit!

Und wenn ich nur könnt Waffe führn
als wie e fränkischer Bauer;
wenn ich einmal was an will rührn,
sieht sie gleich drein so sauer.
Greif ich nur nach ihrem Rechen,
schreit sie: Ruh', du wirst dich stechen,
kennst mein' Rechen nit,
sollst mir nit rechen damit!

O, du hochdeutsch Vaterland,
wie bringst du Sorgen mir leider.
weil ich hab hochdeutschen Verstand,
hochdeutsche Sprach und Kleider!
Hätt ich Art wie'n fränkisch Büble,
ließ mich's Mädle nachts in's Stüble,
schrie nit gleich immer: nit, nit!
Sobald ich sag: i bitt!

Ursprung der Affen

Ein Schwanck



Ein Doktor fraget ich der Mär,
Von wann die Affen kemen her,
Weil sie ohn vernunfft Thierlein wild
Sind, tragen doch samb menschlich bild;
Obs auch im Anfang wern erschaffen?
Er antwort mir her: „Von den Affen
Hab ich von eim Zygeuner ghort
Gar wunder und seltzame wort,
Wie sie haben jre vrsprieng.
Sagt: „Weil Christus auff Erden gieng,
Kehrt er eins Tags mit Petro ein,
Woltn bey eim Schmid zu Herberg sein,
Der nams willig zu Herberg an.
Nun kam ein armer Bettelmann
Hinein gangen an zweyn Krucken
Mit grawem Haar und bogem rucken
Vnd mit dem alter hart beschwert,
Das Allmuß von dem Schmid begert,
Deß erbarmet sich Petrus sein
Vnd sprach: O Herr vnd Meister mein,
Erbarm dich deß uralten Mann,
Heyl ihm sein Plag, daß er mög gahn
Vnd sein brodt selber mög gewinnen!
Der Herr mit senfftmütigen sinnen
Durch sein bitt erbarmet sich deß
Vnd sprach zum Schmid: Leih mir dein eß
Vnd leg mir deiner Kolen an,
Daß ich den alten, krancken Mann
Verjüngen mög zu diser zeyt!
Der Schmid gantz willig war bereyt
Vnd Kolen in die Esse trug,
Vnd sanct Petrus die Blaßbelg zug.
Als nun auff funcket das Kolfewr
In der Eß groß vnd vngehewr,

Da nam der Herr das Mennlein alt
Vnd schub es in die Eß gar baldt
Hinein das flammend fewer rott.
Drinn saß das Mennlein, lobet Gott
Vnd glûet wie ein Rosenstock.
Nach dem der Herr zu dem Leschbrock
Das glûend Mennlein hinein zug
Daß das Wasser ob jhm zsamb schlug
Vnd kühlet es fein sitlich ab.
Nach dem jhm seinen Segen gab.
Zuhand das Mennlein herauß sprung
Schön, zart, gerad, gesund vnd jung,
Ein Jüngeling bey zweintzig Jarn.
Deß sie alle verwundern warn.
Der Schmid die ding gar eben sach
Vnd lud sie zum Nachtmal darnach.
Als man zu Tisch nun sitzen thet,
Der Schmid ein alte Schwiger het,
Bogrucket, hincket, vnd halb blind,
Die setzt sich zum Jüngling geschwind,
Welchen der Herr verjunget hett,
Vnd jhn gar fleißig fragen thet,
Ob jhn das Fewer hart hett brennet.
Er aber jr warhafft bekennet,
Nie baser jhm gewesen wer,
Denn in dem Fewer, da wer er
Gesessen, wie in eim külen thaw.
Das vast zu ohren die alt Fraw
Vnd gar durchauß die gantzen Nacht
An das verjungen stets gedacht.
Frû zog der Herr wider sein straß,
Dem Schmid der Herberg dancken was.
Der Schmid dacht: die kunst ist nit schwer,
Ich kan sie gleich als wol als er,
Ich wil mein Schwiger auch verjûngen,
Daß sie auch geht daher in Sprûngen,
Wie ein Meidlein bey achtzehn Jarn.
Nun wolt ers auch an jr erfarn,
Sprach: „Schwiger, ich hab in der nehen
Die Kunst gelernet von dem gsehen,
Wie er mit dem Kolfewer geschlacht
Das alt Männlein hat jung gemacht.
Sag mir, ob du nit gern auff Erden

Wolst auch also verjunget werden,
Wollest auch in die Eß hinein?"
Sie sprach: „Von gantzem Hertzen mein."
Wann sie hett vom Jüngling vernommen,
Wie es jhn wer so sanfft ankommen,
Samb wer er in eim Thaw gesessen.
Bald sie nun Suppen hetten gessen,
Der Schmid ein große glut auffbließ,
Sein alte Schwiger darein stieß.
Der schmid gar schwind die blaßbelg zug,
Die alt sich hin vnd wider bug
Vnd schryr das mord sehr grausamlich
Vnd waltzet auß dem Fewer sich.
Der Schmid der schrey: „Sitz darinn still;
Erst ich weidlich zublasen will.
Was schreyst vnd thust hupffen vnd gumpen?"
Da brunnen all jr Haderlumpen,
Erst schryr das Weib ohn alle rhu.
Der schmid dacht: Kunst geht nit recht zu,
Vnd sie herauß der Esse zog
Vnd warff sie nein in den Leschtrog.
Noch schryr vnd kars laut vberauß.
Das erhörten droben im Hauß
Die Schmidin vnd ir Schnur zanger,
Die waren beyde sehr groß schwanger
Vnd loffen beyd herab die Stiegen,
Sahen die alten im Leschtrog liegen,
Doch noch thet klagen, weyn und heuln,
Zsam gschnurt, gerumpffen, thet sich meuln.
Ir angsicht gleich sah einem Affen,
Geruntzelt, gfalten vnd vngschaffen.
Darob die zwo entsetzet warn,
Vnd beyd dieselbig Nacht gebarn
Zwey junge, das waren zwen Affen,
Auch also murret vnd vngeschaffen,
Die bald nauß in die Wildnuß loffen;
Von den ander Affen außschloffen.
Von den kompt her der Affen gschlecht.
Weiß doch nicht, ob mir war vnd recht
Der Zigeuner hat zugesagt,
Weil jedermann sonst ob jn klagt,
Wie all Zigeuner liegen gern.
Jedoch solt dus annemen wern

Allein für einen guten Schwanck."
Ich sagt dem Docktor lob vnd danck.

Auß disem Schwanck finden sich sehr
Zwo gar getrewer, nutzer Lehr.
Die erst Lehr, daß ein schwanger Weib
Hab fleißig acht auff jren leib,
Daß sie nicht so fürwitz vnd gech
Ein jeglich ding lauff vnd besech,
Vorauß was grewlich schröcklich ist,
Dafür enthalt sich alle frist,
Daß nicht im Leib die frucht hernach
Schaden oder vngestalt entpfach,
Wie denn täglich dergleich geschicht.
Zum andren nem darbey bericht
Ein Mann, der lehren wil ein Kunst,
Daß ers nicht faß mit blawen dunst,
Von hören sagen oder zusehen,
Wie das sey von eim Künstner geschehen,
Doch ohn allen grundt vnd verstandt,
Sonder mit hertzen, mund vnd hand
Erforsch den grundt vnd all vmbstendt
Von Anfang zu mittel vnd endt,
Versuch die Kunst auch wol mit prob,
Als denn jm rhum, ehr, preiß vnd lob
Von seiner Kunste auferwachß,
Weil er den grund hat, spricht Hans Sachs.

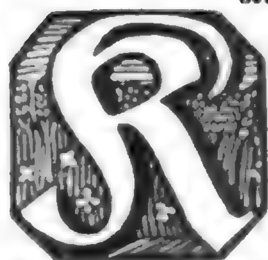
Anno Salutis 1562, am 4. Tag Augusti

Sebastian Sailer

Die schwäbischen heiligen drei Könige

Erster Auftritt

Knecht des Herodes. Bedienter der drei Könige



Knecht. He gmach! Wohi so schneall?

Bedienter. Was goht as dih a? Ih hau di au itt gfroget, was du do rumlimmleschdt, du Narr, du!

Knecht. Nu gmach, Kerle, oder i stauß di über da Hausa. Du muascht wissa, da laufscht in koi Baurahaus nei. Du moischt gwiß, ih sei au so a grober Knolle, wia du? Dös ischt s Königs Palasch und ih bi sei Bedeanter.

Bedienter. Du muascht wissa, ih bi au a Königsbedeanter, und dös derzua an anderer Kerle as du. Ih hau drei, dia ih bedeana muaß, und du moischt gwiß, ih käm dohear, wenn dös itt s Königs Palasch wär: mithi laß mi nei, oder —

Knecht. Was oder? Moischt, ih fürcht di? Ih friß, bi Goscht, so zeha ufam Kraut, wia du bischt. Ih laß di itt nei, und wenn da schau s türkescha Koisers sei Eselpasche wäreschdt. Da muascht wissa, as ischt jetz bei is so der Brauch, und ih bleib beim alta Sprichwoat: Ländle, sittle. Da muascht jetz halt wata, bis ih di wear agmealdt hau bei meim Herra König; noh gang meitweaga, mo da witt. Aber saga muascht mers halt, wear da bischt, und wohear da bischt, denn ih muaß älles meim Herra saga.

Bedienter. Der Gscheiter muaß halt jetz noahgea. Aber komm mer nu amol uff mei Mischte, ih will di gwiß noh Mores leana. Jetz, wear ih sei, hau der schau gsait, und wear mi dohear gschickt hot, will der au saga: meine Herra haut mi gschickt.

Knecht. Esel! Was für Herra?

Bedienter. Meine Herra König, Stockfisch!

Knecht. Was denn für Herra König? Grober Knolle!

Bedienter. Ih moi, ih hair an groba Knolle. Dia hoilige drei König.

Knecht. Jetz woiß is aischt: deine Herra König, di hoilige drei König haut die hergschickt. Aber, wohear kommet sie, und wia hoißet sie?

Bedienter. Sie kommet us am Morgaland. Der aischt hoißt Kaschper, der zwoit hoißt Melcher, und der dritt hoißt — so viel ih moi — Balthas. Sie weant äll drei zum Herodas.

Knecht. Bleib jetz nu derweil do huß uf deam Plätzle stauh, und waat a Weile. Ih will der gau glei a Antwut bringa. Aber noh ois: Wenn wearet sie komma?

Bedienter. Uma halba feisa uff dan Oabed; so um Beatläutzeit rum.

Knecht. Jetz muaß is gauh probieara, ob ih älles woiß. Dia Herra König, dia hoilige drui König us am Morgaland, Kaschper, Melcher und Balthas weant zum König Herodes uma halba feisa uf dan Oabed, so um Beatläutzeit rum. So ischt as schau reacht. Aber potz Blitz! bald hätt ih noh s beschtvergeassa: Reitet se oder fahret se, oder fahret se oder gauht se?

Bedienter. Was moischt denn, beim Strohl! sie wearet gauh wohl gauh? Narr! sie reitet.

Knecht. So! und wia viel haut sie Roß beiana?

Bedienter. Drui Roß, und drui Kamel.

Knecht. Was seand dös für Tierer?

Bedienter. Se haut lange, lange Häls, und Burra uff am Buckel, wia ma's uff am Krippale seah ka.

Knecht. Woiß ih jetz gauh älles! Dia Herra König, dia hoilige drei König us am Morgaland, Kaschper, Melcher und Balthas weant zum König Herodes uma halba feisa uf dan Oabed, so um Beatläutzeit rum. Se reitet; haut drui Roß und drui Kamel; dös seand so Tierer, sie haut lange, lange Häls, und Burra uff am Buckel, wia ma's uff am Krippale seah ka. Waat nu, ih bi glei wieder do. (Geht ab.)

Zweiter Auftritt

Bedienter (allein). Jo, gang nu amol! s ischt jo so kalt, daß oim s Vaterunser möcht im Maul gfriera. Dös ischt mei Sail a Kerle, wia a Hund um an Groscha. So geit ma sechs um an Batza. — Ei, ei, ei, wia ischt as doh so kalt. O Jesulein süaß, wia friearts mi an d Füaß! Ih muaß nu gauh derweil ois raucha.

Dritter Auftritt

Herodes. Knecht

Knecht. Guaten Oabed, Herr König, ih hau eabbes agmealdet.

Herodes. Was geit as Nuis?

Knecht. As ischt voar a Kerle zua mer komma und hot wölla schneall zua ui. Ih haun a aber brav itt rei glau; denn ih woiß wohl, was bei di grauße Herra der Brauch ischt. Ma muaß d Leut voar amelda. Nu, dös Ding wär guat! So hau ehn denn gfroget, was er wöll, und was er z teant häb. Er hot mers müassa bstauh, und dernoh hot er gsait: as schicket ehn seine Herra, dia Herra König, dia hoilige drei König us Morgaland, Kaschper, Melcher und Balthas, hot er gsait.

Und sie lasset deam Herra König Herodes an guata Oabed saga, und sie wöllet zua ehm komma uma halba feifa uff dan Oabed, so um Beatläutzeit rum. Sie reitet, hot er gsait, und sie haut drui Roß und drui Kamel bei ana. Jahr wearet schau wissa, was dös für Tierer seand; ar seand jo gscheiter as ih. Sie haut lange, lange Häls und Burra uff am Buckel, wia mas uff am Krippale seah ka, hot er gsait, sag ih.

Herodes. Hoscht ehn itt au gfroget, ob sie wöllet bei mer über Nacht bleiba.

Knecht. Potz Strohl! dös haun ih vergeassa. Doh ih glaub dänischt, sie wearet nimme us am Haus gau; as ischt jo schau Nacht uma halba feifa; und sie wearet gwiß au d Hexa und Goischter fürchta, daß is Gott bhüat!

Herodes. So gang jetz nu woitle, und sag meim Weib, der Frau Könige, sie soll gschwind zua mer komma. Dernoh gang zum Bota und sag ehm, der Herr König Herodes laß seine hoilige drei Herra König grüaßa, und sie sollet nu komma. Hol aber glei dernoh am Botta beim Rößleswiat a halb Moaß Bier. Do hoscht s Geald derzua.

Vierter Auftritt

Herodes (allein). Dös wead jetz gauh a schöas Gsicht bei meim Weib agea. Sui tuat mer jo ällaweil, as wia ama Buaba und Schelma. Wenn ih nu amol zum Bier gang, so hoißt as glei: du Lump, du Bierpantscher, du Aushauser! Es ischt a Kreuz, sui goht mit mer um, wia d Juda mit ensarem Herrgott. Potz tansed! ih moi, ih hair sie schau brummla.

Fünfter Auftritt

Herodes. Seine Frau

Frau. Schatz, was witt?

Herodes. Nu, dös lot se haira! Was moischt jetz, was ih vo der wöll?

Frau. Ih will's haira. Nu eabbas guats, oder —

Herodes. Nu, nu! sei nu itt glei drübert naus und neana na. As ischt weiters noitz Bais. Ih komm halt huit Nacht Gäscht über: jetz sotteschst halt au a bitzle eabbes z Nacht kocha, und d Vetter a bitzle frisch überzieha. — Nu mach nu koi so Gfriß, ih bi jo dei Ma.

Frau. Du Lump, du Bierpantscher, du Aushauser! älle Lumpabagasche loscht rei. So müassa mer zletscht älle z Grund gauh. Wenn ma auh a Stückle Geald verhauset hot, so freassets di Fremde wieder. Ja wohl! Hoscht gmoit, d Vetter frisch überzieha? Ma hot gwiß noitz z teant, as ällaweil nu wäscha, und derzua jetz, wo d Soifa so gräusele

tuir ischt. Wennana dia schwaze Vetter itt guat gnua seand, so könnet sie uff da Boda liega, oder könnet gau, wo sie weant.

Herodes. He, gmach, gmach Weible! Laß mih nu au vor ausschwätza. Da moischt gwiß, der Sauhiat vo Ulm komm? Da muascht wissa, as kommet König, und derzua drei zmol.

Frau. Landlaufer seand es, und Lumpa wia du, dia sih für König ausgeant. Du bischt doh au schau über sieba Johr, und bischt noh so oifältig, und loscht di so afüahra. Ih laß s jetzi gar itt amol rei.

Herodes. Ih aber hau schau gsait, sie sollet nu komma. Mithi a Ma, a Woat. Es wär jo a Schand in der ganza lieaba Chrischtawealt, wenn ihs itt über Nacht bhielt. A klei's Nachteassele wead is au itt glei zua Beattler macha.

Frau. Nu meitweaga! As ischt so älles hi. Was soll ih denn jetz deane Freasser kocha?

Herodes. Tua nu jetz itt so wüascht, suscht hoißt as im ganza Land, da seieischt a grobs Tier, wia as au wohr ischt. Mach nu, daß da au an Aihr aufhebscht. Ih will der koin Kuchezeattel macha. Tua, was da witt, du tuascht es so.

Frau. Jo, es ischt wohl der Müah weat, daß ma weaga deane Tropfa viel verköschta tuat. Bis wenn kommet sie?

Herodes. Uma halba feifa, haut sie saga lau.

Frau. Nu meitweaga. (Geht ab.)

Sechster Auftritt

Herodes (allein). Es ischt halt doh a jämmerlis Kreuz mit so sakara baise Weiber. Ma sott ällamol lieaber in an Dreck beißa, as a Weib agucka. Dia Narra moinet, d Ma seiet nu ihre Pudel. Enser Herr Pfarr hot derzua aischt am letzta Sonntig prediget, daß s Weib nu ussera Rippa vom Adam gmachet sei, und doh seand dia Narra so haufärtig, und weant älles regieara. Ih muaß aber amol andere Soita aufzieah, und mit meim spanisch Rauhr meim Weib zoiga, daß ih Herr und Moischter im Haus bi.

Siebenter Auftritt

Herodes. Knecht

Knecht. Herr König Herodes! Se reitet schau rei.

Herodes. So gang und watana uff. As dauret mi nu dia hoilige drei König; se weaeet gau schau müassa an Strudel ausstauh vo meim baisa Weib. Gang nu! Worum gohscht denn itt?

Knecht. Ih gang oimoal itt zuana. Ih glaub, se haut da Tuifel bei ana.

Herodes. Was saischt? An Tuifel? Dös wär mer grad reacht,

wenn er nu mei Weib hola tät. Ih wettana, bi Goscht, acht Tag lang z freasset und z saufet gnua gea.

Knecht. As ischt amol a kohlschwaazer derbei, und er siehcht grad so aus, wia ma da Tuifel amola tuat.

Herodes. D Sonn wead an halt so verbrennt hau. Gang jetz nu, er wead di itt freassa. Da deascht di nu brav mit am hoiliga Dreikönigwasser seagna. Sag, se sollet jetz nu komma, und d Roß in Stall stella.

(Knecht geht ab.)

Achter Auftritt

Herodes. Kaspar. Melchior. Balthasar

Herodes. Ih will gau jetz gean seah, was dös für Gspana sei wearet. As deucht mi afanga seall, as wear a schöana Bagasche sei. Aha, se kommet derzua schau. Nu rei!

Alle drei. Globt sei Jeses Chrischt, Herr König Herodes!

Herodes. In älle Ebigkoit, ihr Herra König beianand! Wohear bei deam staubiga Weatter?

Balthasar. Enser Kneacht wead is jo au reacht agsait hau?

Herodes. Jo wohl, redle! Ihr haut koi Naut; es wead älles reacht weara. Jahr müasset halt mit Schleachtem verlieab neahma. Ih woiß zwor itt, was mei Weib kochet hot, ih will aber doh amol vorläufig abbeatta hau. Ih hau iahr zwor gsait, sui soll dösmal reacht auftischa, daß au an Aihr derbei sei. Aber iahr wisset seall — denn es wead bei ui halt au itt besser sei — d Weiber laut halt oin nu schwätza, und teant, was sie gean weant. Doh, ih hoff s Besser.

Melchior. As hungeret is weiter itt stark, denn mer haut aischt vora Stunda vier ima Wiatshaus a jeder a Dutzed Nüarabergerwüschtla geassa, und a halb Dutzed Wusela in d Brüah nei tunket. Aber a guats Tränkle könnt gwiß itt schada, denn mei Gurgel ischt wia a zsämmagschnorreter Dudelsack.

Herodes. Beim Strohl! Vom Tränkle hot uier Kneacht koi Wöatle gsait, und ih bi derzua grad dösmol reacht übel verseah. Doh ih willana gea, was ih im Haus hau. A Fläschle guata Bränntawei vo di Klauschterfraua haun-ih noh im Kear. Doh, ih willana noh a halbs Bier derzua hola lau; as kommt mer ufan Groscha eaba itt a. Ar deafetna itt fürchta, daß es eabba möcht z wenig sei; as ischt a grauße Moß, a Wiataberger Moß.

Melchior. Haut ar koin Käs oder an Wei im Kear?

Herodes. Jo, ma hot freile noh a bitzle, aber er ischt halt z feindle tuir, und ih komm a ums bar Geald itt über. Doh a Schöpple willana gea, aber wohl gmerkt, iahr müasset mi glei derfür zahla.

Melchior. Nu, was koscht as denn?

Herodes. Zwölf Kreuzer, und dös ischt noh reacht wollfel.

Melchior. s ischt ziemle tuir. Doh, do haut ars.

Herodes. Ih nimm koi Kupfermünz, a Konventiansgeald will ih noh us Gnoda aneahma; denn ih muaß dänischt noh an ganza Kreuzer dra verlieara. — Aber he! wo haut ar da dritta hoiliga drei König glau?

Balthasar. Er hot, schätz wohl, noh am Steara z'putzet. — Wia, Kaschper, komm fürre und laß di au seah!

Herodes. Dea höllischa Fuirtuifel haun ih schau lang gseah. Bischt denn du der dritt König?

Kaspar. Dös bin ih mit Haut und Hor. Haut iahr denn noh niea koin Mohra gseah?

Herodes. Ghairt haun ih schau viel dervo, aber gseah haun ih noh koin.

Kaspar. s ischt doh a wunderlis Ding! Ih bi doh uff älle Bildla agmohlet, und an älle Türa agnaglet. Ih haus derzua eaba vor gseah; as ischt so a Bildle an uirer Stalltür.

Herodes. Es ischt derzua wohr; da hoscht reacht. Ih hau jetz nu itt dra docht. Ih haus grad vor am Johr bei di Franzischkaner am hoiliga Dreikönigtag weiha lau. — Aber wenn iahr nix derwider haut, so will ih gau mein Kneacht hoißa rei komma. — He, Michel! gschwind komm rei. (Er kommt.) Jetz los, hol hutig a halbs Bier; und dernoh gohscht zua meim Weib, und guckescht, ob sui mitam Kocha noh itt fetig sei. Sag iahr nu, sui soll afanga arichta, daß ma bald eassa könn. (Der Knecht geht ab.) Aber jetz hairet! Iahr wearet wohl müad sei, drum hocket derweil nieder. Ih kas itt berga, as nimmt mi doh au Wunder, was jetz ihr in deam Land teant? Wenn iahrs saga und bstauh deafet, so laut mis au wissa.

Melchior. Es ischt halt noh s Nui Johr, und es ischt an alter Brauch, daß ma anander s Nui Johr asingt. Mer weant gau derzua nu glei dra, vors Eassa kommt, so könnamer au rüahbig eassa.

Balthasar. D Franzosa singet mit am nüachtera Bauch, aber ih itt.

Kaspar. Wenn mer derweil nu eabbas z'trinket hättet, s könnt sei, as tät's.

Herodes. Do kommt jetz grad zua älligem Glück s halbs Bier. Jetz saufet, bis iahr gnua haut. (Sie trinken, hernach singen sie.)

Chor

Dia hoilig drei König mit ihrem Steara
dia kommet dohear, weil s Nui Johr noh tuat wäahra.
Sie bringet koin Weihrauch, koi Myrrha, koi Gold,
drum wearet sie schwerle sei agnehm und hold.
Herodes weads dänischt ahaira ganz geara,

weil sie ihm awaischet viel Glück und viel Steara.
Glück stearavoll zwor
er leaba soll ällzeit im huiriga Johr!
Herodes, wia gsalltas?
Dös waischt ui der Kaschpar, der Melcher, der Balthas.
Jetz haut iahrs!

Neunter Auftritt

Die vorigen. Der Knecht des Herodes

Herodes. s ischt schau reacht, daß iahr aufhairet. Jahr haut ana wohl ghalta. D'Hofmusikanta vo Paris seand nu Leirer gega ui. Mer weant jetz gau zum Tisch beata, d Suppa kommt grad.

Kaspar. Haut iahr huit in deam Land Faschttag?

Herodes. Potz Blitz! As ischt beim Strohl a Milsuppa. Dös wead gau a schöana Gaschterei agea. Gang, Michel, trag se wieder naus, und sag meim Weib, sui soll glei a Floischsuppa arichta. — — Es wead gau a schöas Komplameant zruck komma. Hairet ar se pfutzga? — — Was hot sui gsait?

Knecht. Ih deafs faschi itt saga vor so grauße Herra. „Freasset an Dreck," hot sui gsait, „wenn dös itt guat gnua ischt. Ma ka ui gwiß glei a Floischsuppa küchalä," hot se gsait. Dernoh hot se au noh gsait, er sollet d Nasa in Kolender nei stecka, so wearet ar glei seah, daß am Vorobad vo hoilig drei König a Vigil, mithi a Faschttag, sei.

Herodes. 's ischt beim Ackermeant wohr! Dösmol hot mei Weib reacht. Nu, Michel, hol nu di vorig Suppa wieder.

Knecht. Dös wär freile a grauße Kauscht. Zaischt müaßt ih si mit am Beasa zsämma wischa, und dernoh müaßt ih a nuia Schüssel hau; denn d Frau hot voller Zora d Schüssel mit samt der Suppa an d Wand na keit.

Melchior. Jetz hau mer d Suppa schau gfreassa. Hätt ma se nu do glau, se wär guat gnua gsei für da Hunger.

Herodes. Nu itt verzagt, Herr Melcher! s wead au noh eabbas anders gea as nu a Suppa. Gang, Michel, hol! (Er geht und bringt Salat.)

Balthasar. Da Salot geit ma bei mir zletzschta rei.

Herodes. Nu zuaglanget, und itt verzagt! Dös ischt halt a französische Aat: mei Weib will nu' zoiga, daß sui au groist sei.

Zehnter Auftritt

Die vorigen. Knecht. Frau

Knecht. Jetz bring ih d Frau seall.

Frau. Jahr müaßet halt verlieab neahma, ihr Herra! s ischt huit Faschttag.

Herodes. Worum hoscht jetz itt au a paar Oier eigschlaga?

Frau. Ma hot gwiß übrig Schmalz zum verdreckla.

Herodes. Jo, ihr Herra, es ischt mer loid, daß iahr so schleacht bedeant wearet. Doh, mer weants im Tränkle eibringa. Gang Michel, hol noh a halbs Bier, mer weant dernoh reacht derbei flankiera. Hock jetz nieder, Weib, und mach deane Herra au an Aseah. Gang, hock zum sealla Schwaza na!

Frau. Ih ma itt; er möcht mi nu ruaßig macha.

Kaspar. Bei Leib itta, mer seand jo fascht gleich schwaz.

Herodes. As nimmt mi jetzt dännischt au nohmol Wunder, was ihr Herra doh bei mer teant. 's Niu Johr awaischa alloi hot ui gwiß itt dohear trieba. Was soll aber der seall Steara bedeuta, dear im Winkel stoht?

Kaspar. Jahr haut reacht; es ischt eabbes derhinter verdeckt. Ih willanas gau kuz verzähla. Vor zwölf Täga augfähr bin ih spazieara ganga ganz alloi, und dös bin ih. No wia os halt goht, do sieh ih uff oimol an reachta schöana Steara. Do sag ih zua mer seall: „Kaschper, dös ischt beim Blitz a feiner Steara, so haun ih mei Leabtig noh koin gseah." In deane Gedanka gang ih zum Melcher, und sag, haun ih gsait: „Los, Melcher, hoscht du noh noitz gseah?" „Jo, sait er, ih hau mei Leabtig schau maih gseah as du, weil ih älter bi," hot er gsait. „Jo," haun ih gsait, sag ih, „ih moi am Himmel. Hoscht da sealla Steara noh itt gseah," sag ih? „Noi," sait er. „Ih will aber gauh da visis repertis glei eineahma, und gau luaga, was dös Ding sei." Nu, dös Ding wär guat! Der Melcher gucket da Steara a und hot gsait, sait er: „Dös ischt a rarer Steara; es muaß eabbes bedeuta." „Jo," haun ih gsait, sag ih, „was möcht es denn bedeuta?" Und weil mer so mitanand schwätzet, so kommt der Balthas. „Grüaß Gott, Balthas," haun ih gsait; „da kommscht grad reacht," sag ih. „Hoscht da sealla Steara au schau gseah," sag ih? „Jo, redle," sait der Balthas, „weaga deam bin ih zua ui komma, und hau ui grad wölla froga," sait er, „was es z bedeutet häb." Nu wia sott as weiter ganga sei! Weil mer so äll drei beianand seand, so guck ih halt da Steara nohmol a: do sieh ih an schöana Buaba drin hocka, und hot a Kreuzle in der Hand ghett. „Balthas," sag ih, „luag! Siehscht da sealla Buaba dötta?" „Jo, freile," sait er, „sieh ehn." Der Melcher gucket halt au noh amol, und sait glei: „Jetz woiß ih, was es ischt. Dös ischt grad dear Steara," sait er, „vo deam miar mei Näne gsait hot; denn er hat zuamer gsait, as wear a Steara komma; und wenn der Steara komm, so wear im Judaland a nuier König uff d Wealt komma. Und uff am Taudbett hot er noh zuamer gsait: „Bua," sait er, „wenn da noh leabscht, wenn der Steara komma tuat, so gang nu glei ins Judaland, und suach da nuia König, bis an hoscht, und veraihra fei reacht." — Do sag ih zum Melcher und zum Balthas: „Mer weant gau äll drei mitanand gauh,

so verzehret mer itt so viel.“ Dös Ding wär guat! Ih schrei denn glei meim Kneacht, und ih schrei: „Hans, tua gschwind d Roß sattla. Mer weant gau a bitzle spaziera reita!“ Derweil aber haun ih mein Hofmoler bschickt. Der hot mer müaßa in äller Eil da Steara amola, daß mer a Muschter bei is häbet. Nu haut ars verstanda, und jetz seammer halt do, und weant afroga.

Herodes. Weib, gang gschwind, und hol dein kleina Buaba! s ka sei, as ischt der nui König.

Frau. Freile wead er's sei. Ih willa gau seah lau, denn as ischt gar a heazigs Engele. (Geht ab.)

Herodes. Laut mi derweil s Muschter seah vo deam Agmolta, so sieh ih au, ob er meim Buaba gleich sieht.

Frau. Do bin ih schau wieder, und jetz könnet iahr dös nui Königle seah.

Balthasar. Noi, noi, dös ischt es itt. Es hot jo koi Kreuzle, und as enser hot a Kreuzle.

Herodes. O, wenn as nu am Kreuzle fehlt, so ka ih dös vo meim Rausakranz ra tua: oder ih kan am ois macha lau; es kommt mer jo uff a paar Batza itt a. Muaß as hülze oder eise sei?

Balthasar. Und wenn iahr am au a guldigs geant, so ischt as doh itt. Dös ischt jo nu so a schwazer, rotziger Bua, und as euser ischt a so a feis atigs Schätzle.

Frau. Was, ihr Lumpa, ihr Landlaufer, ihr Leutebetrüager, ihr Schelma, ihr Dieab! Jetz haut ar gfreassa, und richtet noh d Leut derzua aus. So ischt es, wenn ma so ar a Lumpabagasche eabbas tuat; do hot ma Tuifels Dank dervo.

Herodes. Jetz haut ar salve veni da Dreck. Hättet ar lieaber gschwiega.

Frau. Und du bischt der graischt Lump. Älles loscht rei. So müaßa mer verderba. Da stiehlscht di Kinder s Braut weag. Da bischt a Kindermärder, a Stock, a Esel, a Ochs, a Büffel.

Herodes. Jetz halt mer beim Akermeant amol s Maul! Ih hau dös Prediga schau lang gnua ghairt. Dia Kanali ka noitz as poltera. Pack di naus, oder ih will der gau da Bschluß vo deiner Predig macha mitama halb Dutzed Auhrfeiga.

Frau. Jo, dös ging mer noh a.

Herodes. Ha, wenn ders agoht, do hosch! — — Gang und beall jetz, so lang da witt. Ih will der zoiga, wear Moischter im Haus sei.

Frau. Was! du sollescht mi schla! Wat nu! Gift tua der ins Freassa. (Geht ab.)

Herodes. An Dreck muascht nei tua.

Elfter Auftritt

Die vorigen, ohne die Frau

Herodes. Aber jetz wieder uff s vorig z komma, so muaß ih au-parteiisch saga: „Mei kleiner Bua ischt halt der nui König itt. Hu hu, s ischt a wunderlis Ding. Ih bi doh König; hu hu, und mei Bua soll itt König sei? Hu hu! Und wear wead denn no der nui König sei? Hu hu, und wo ischt er uff d Wealt komma? Hu hu!“ — — Ihr Herra König, iahr müaßet halt jetz a bitzle Geduld hau; ih will gau afroga lau. Michel, gang gschwind zua di zwea fürneahmschte Schriftglaihrte, und sagana, se sollet bälder as bald zua mer komma und ihra Bibel mitbringa: ma häb grauße Sacha mitana auszmacha.

Knecht. Zua di zwea fürneahmschte, haut ar gsait? Aber wear seand se, und wia hoißet se? Ih muaß dös Ding gnau wissa, suscht geit as an höllischa Streit a; denn es will afanga a jeder der Für-neahmscht sei.

Herodes. Da hoscht au reacht. Gang jetz nu zum Deismus und zum Freudakehr. Dia halt ih für die fürneahmschte und glaihrteschte unter äll.

(Knecht geht ab.)

Zwölfter Auftritt

Die vorigen, ohne den Knecht

Herodes. Jo, iahr Herra, iahr müaßet halt jetz a Weile wata; denn guat Ding braucht Weil. Aber iahr sehet's schau seall, mer machets itt aus unteranander. Mer weant aber, damit ana Zeit itt z lang wead, vo deam Ding schweiga und an Staatsdischkurs afanga wia as König astoht. Nu, so saget mer denn, was sait ma in uirem Land vom Krieag?

Balthasar. O ih woiß itt. D'Leut weant saga, der Türk wöll uffstauh.

Melchior. Jo, dös haun ih au schau ghairt. Er sei fürchtig zoarig, sait ma, weil am d Ruassi da Ochsakopf weaggnomma häb.

Herodes. O dös macht mir koine Sorga. D Ruassi hot Leut gnua, und derzua reachte Kerle. Dia haut maih schwaz Muas gfreassa as älle Türka. O do deafet ar itt dra denka.

Kaspar. Jo, aber Türka haut dänischt schau oft gwunna.

Herodes. Jo, aber ällamol mit ihrem oigena Schada. Wenn se schau haut so a kloina Feschting eignomma, so haut se zwua derfür ver-laura, und seand ällamol wüascht hoigschickt wora. Noi, noi, da Türka fürcht i itt; d Kätter ischt ananders Mensch. Aber ih fürcht ällaweil eabbes anders. Ih moi' ällaweil, as geab noh an Religiauskrieag a; denn seit ma d Feitig agschaffet hot, so goht halt älles hintersifür. s will jetz afanga a jeder Moischter sei in der goischtlicha Juris. Und um da Popst geit ma sa au nimme viel. Doh, mer weant s Besser hoffa.

Dreizehnter Auftritt

Die vorigen. Knecht. Deismus. Freudenkehr

Herodes. Nu, was geit as, Michel!

Knecht. D Herra Pharisaier stauht schau dussa. Se möchtet geara rei. Soll is rei lau?

Herodes. Weaga was haun is denn bschickt? Gschwind sollet se rei komma! — — Wo trimmlet ar denn so lang rum?

Deismus. Ih hau d hoilig Schrift verlaura ghett, drum haun ih se halt müaßa vor suacha.

Herodes. Nu, was ischt as? Wisset ar au, was ar do z teant haut, und worum ih ui hau hoißa komma?

Freudenkehr. Dös will ih haira. Ih hau koi Hundsnasa und ih schmeck itt, was iahr in uirem Grind haut.

Herodes. Do gucket dia drei Ma a! Se kommet us am Morgaland; und ih willanas nu glei saga, was se weant. Se suachet an nuia König im Judaland; aber jetz wisset se noh Wischt, noh Hott, noh mo aus, noh mo a. Jetz sottet ar halt rota, mo ar möcht eaba geboara sei. Schwätzet nu seall a bitzle mitanand. Ih will derweil uff d Seita gauh. Michel, komm mit, und hol mer a halbs Bier, bis se grea seand.

Vierzehnter Auftritt

Die vorigen, ohne den Herodes und Knecht

Deismus. Nu, ihr guate Froid, wia hoißet Jahr!

Kaspar. Ih hoiß Kaschper, der seall Melcher und der do Balthas.

Deismus. So, so, Kaschper, Melcher und Balthas. Und woher seand Jahr, mit Verlaub z froga.

Kaspar. Us am Morgaland.

Freudenkehr. Merkscht es jetz noh itt, wear se seand? Narr, dia hoilige drei König seand es. Hoscht denn im Psalma itt gleasa: „Dia König vo Tharsis, Orbis und Saba wearet Schankunga bringa."

Deismus. Jo, dös sait der Psalmischt vom Messias.

Freudenkehr. Dös woiß ih, wean suachet se denn anderscht, as da Messias? Guck nu da Steara a, da weascht noh bald wissa, wean se suachet.

Deismus. Was bedeut denn der seall Steara und der Bua drin?

Balthasar. Wenn mers wußtet, so wurdamer ui itt froga. Ih ka ui noitz saga, as, do haut ar s Muschter vom Steara, so is im Morgaland aufganga ischt. Jetz aber, wia oder wenn, dös woiß ih itt.

Freudenkehr. Ih glaub, Herr Kollega, d Hoilig Schrift geit ui itt viel z schaffet. Dös ischt schau verbei: se suachet neamed as da Messias. Jetz ischt nu d Frog, wo er sei. Und um dös stauht iahr a, gealtet ihr Herra?

Melchior. Jo, weaga was denn? Ferget as nu bald, so kommet mer weiter um a Haus.

Deismus. Dös ischt jetz bald verrota, wenn iahr da Messias hau weant, so maüsset iahr in Egypta zruck reite; denn d Schrift sait ausdruckle: „Us Egypta haun ih mein Sohn bruafa."

Kaspar. Akermeant, so seand mehr umasuscht dohear gritta. Ischt es wohr, bischt du au der Moining?

Freudenkehr. Ih ka ui noitz anders saga, as mei Kamerad hot reacht; denn dös stoht gschrieba, und do goht koi Silba dervo weag.

Balthasar. So weamer halt a Gotts Nama weiter um a Haus; aber führet iahr is a, so danks ui der Tuifel.

Freudenkehr. He gmach, ih hau noh an Zweifel. Wia lang haut ar da Steara schau gseah?

Kaspar. As ma eaba zwölf Täg sei beim beilicha.

Freudenkehr. Worum saget ar denn d Sach itt au glei reacht? As wärana jetz grad uff da Buckel nauf reacht gscheah, wenn iahr umasuscht umgritta wäret. Ih hau gmoit, dös Ding sei schau vor sechs Johra gscheah. Ar weant jo wissa, wo er gebora sei, und ih hau gmoit, ar suachet, wo er se eaba möcht aufhalta.

Melchior. Saget jetz ihr nu amol, wo ar gebora sei, as wead noh oi Red di ander gea, wenn mer an dött itt findet.

Deismus. Unter drui Oat will is wohl verrota. Oitweders z Jerusalem, oder z Nazareth, oder z Beatlahem.

Balthasar. Jetz wisset mer weder gix noh gax. Kascht du itt anderscht rota, as dear do?

Freudenkehr. Noah meiner Bibel, und se ischt gwiß guat, ischt er z Beathlahem gebora; denn as stoht ausdruckle: „Und du Beathlahem, bischt itt di mindescht Stadt im Judaland; denn us dir wead ausgauh, dear mei Volk Israel regiera wead."

Melchior. Dös lot se haira. Dös ischt a bitzle anderscht gschwätzt.

Deismus. Stoht as itt gschrieba: ear wehr Nazarener gnennt weara? Mithi ischt er us Nazareth. Grad a so, as wenn ih oin frog: Was bischt für a Landsma? und wenn ear mir sait: „Ih bi a Schwob," so ischt er halt im Schwobaland gebora.

Freudenkehr. Dös verstoht se itt a so; denn wenn ih Exemplis gratis da Stoffel frog: „Wohear bischt?" und aber der Stoffel z Ulm gebora und tauft wora, z Augschburg aber sei Leabtig auferzoga, so wead er halt saga: „A Augschburger". So ischt as grad do auh. Der Prophet hot döt verstanda sein Aufathalt, und im voariga sei Geburt. Gauht ihr jetz uff mei Gfohr uff Beathlahem. As wead ui gwiß itt ruia, und ka ui itt fehla; denn mit Jerusalem ischt es bald aus. Ih und mei Kollega müaßtet au dervo wissa.

Kaspar. Nu dös ischt danksweat. Do hoscht a Trinkgeald!

Deismus. Ih nimm noitz a, und mei Kamerad au itt. Mer hauts für an Aihr, daß ma is für die glaihrteschte und fürneahmschte hot agseah.

Kaspar. Ei, neahmets nu! As ischt itt viel. As ischt nu a Groscha zuar a Moß Bier. Ar hauts müassa wohl verdeana. Bhüat ui Gott! Mer müasset weiter. Mer weant gau nu noh Bhüagott neahma beim König Herodes. — Er kommt derzua grad seall, und sei Weib au. Sui gucket nimme so wüatig aus.

Fünfzehnter Auftritt

Alle

Herodes. Haut ars jetz mitanand ausgmacht, mo müasset iahr hi?

Melchior. Ma hot is grota, mer sollet uf Beathlahem. Mer weant derzua glei dra. Machet is nu gschwind d Zeach!

Herodes. Hm! Es macht gar itt viel aus. A Moß Bier ischt a Groscha: da Wei haut ar schau zahlt; s Braud ischt zwea Kreuzer: d Suppa haut ar itt z freasset krieagt; der Salot koscht an Batza. Dös miach neu Kreuzer in ällem.

Balthasar. Laut as noh gschwind a halbs Bier hola uf s Roß.

Herodes. Allo Michel, hol! — Weant iahr itt au noh a paar heet gsottene Oier in d Täscha? Ar könnets uff am Weag anaga.

Kaspar. Noi, noi, machet nu, so kommet mer weiter. D Roß stauht schau dunta und waatet.

Herodes. Trinket nu vor aus. As wead itt gar so naut tua.

Alle drei Könige. Bhüatana Gott, bis mer wieder kommet.

Herodes. Ih weisch ui Glück uff da Weag! Und wenn ar da nuia König gfunda haut, so kaihret wieder bei mer ei. Ih willana schau besser aufwata as dösmol. Kommet fei, so kan ih dernoh au mei Aufwating macha beim nuia König, wia as mei Schuldigkoit ischt.

Frau. Bhüatana Gott, und neahmet so verlieab!

Ludwig Scharf

Der zerstörte Garten


inder der Straße, kommt doch, kommt und seht,
Wie Wettergraus den Blumenflor gemäht!

Entblättert stehn die Rosen. Tief im Kot,
Mit Knospen, die gewaltsam aufgerissen,
Wälzen sich volle Blüten, weiß und rot,
Als hätt ein Blitzstrahl sie vom Stamm gerissen,
Entlaubt, verbogen, gramgebeugt und stumm,
Wie Mütter, stehn die Stöcke ringsherum.

Die Lilien seht, wie sie zusammenbrachen,
Zerfetzt, durchlöchert ist ihr licht Gewand,
Und eine, der das Herz herausgeschlagen,
Hält noch entsetzt zwei Flügel ausgespannt:
Die andre dort, geknickt mitsamt dem Stiel,
Ersäufte sich im Tümpel, drein sie fiel.

Stiefmütterchen, entwurzelt samt den Stöcken
Und fortgeschwemmt aus buxumhegtem Beet,
Bei Kieseln liegen sie in Gartenecken,
Die armen Blättchen faltend zum Gebet;
Und andre scheinen in den Schlamm gedrückt,
Weitauf die Augen, jäh erwürgt, erstickt.

Glatt auf die Erde warfen Tuberosen
Die schlanken Leiber vor dem dunkeln Sturm,
Doch die sein Hauch verschont, trafen die losen
Eiskörner, bogen, krümmten sie zum Wurm:
Und ihr vordem berauschend süßer Duft,
Gewittervögel trugen ihn zur Gruft.

Zierblumen, die man fromm in Töpfen pflanzte
Und lang gehegt in ihrem Haus aus Glas,
Ein einziger Wirbelsturm, der sie umtanzte,
Schlug sie zu Brei — willkommener Schneckenfraß;

In Schmutz und Scherben windet sich ihr Fleisch,
Hinlosch der Blütenaugen sanft Geheisch.

Und mitten durchs Verenden, breit ergossen,
Grub fressend sich ein Rinnsal Bett und Damm,
Drin hundert Leichen jäh hinabgeflossen —
Was übrig blieb, zuckt schwärend unterm Schlamm.
Langhaarige Dolben, schlaff und brandigbraun,
Bacchantisch Wüten schleifte sie zum Zaun.

Kinder der Straße, kommt und weint mit mir
An dieser Totengruft von Duft und Zier.

Fragment aus der „Zauberflöte"

Vierter Auftritt

Papageno in einem Federkleid, auf dem Rücken einen großen Vogelbauer, der sich hoch über seinen Kopf erhebt und verschiedene Vögel enthält, eilt von links herbei. In den Händen hält er ein Faunenflötchen.



er Vogelfänger bin ich ja,
Stets lustig, heisa, hopsasa!
Der Vogelfänger ist bekannt
Bei Alt und Jung im ganzen Land.
Weiß mit dem Locken umzugehn
Und sich aufs Pfeifen zu verstehn.
Drum kann ich froh und lustig sein,
Denn alle Vögel sind ja mein.
(Er pfeift und nimmt dann den Vogelbauer ab.)
Der Vogelfänger bin ich ja,
Stets lustig, heisa, hopsasa!
Der Vogelfänger ist bekannt
Bei Alt und Jung im ganzen Land.
Ein Netz für Mädchen möchte ich,
Ich fing sie dutzendweis für mich;
Dann sperrte ich sie bei mir ein,
Und alle Mädchen wären mein.
Wenn alle Mädchen wären mein,
Dann tauschte ich brav Zucker ein,
Die, welche mir am liebsten wär',
Der gäb' ich gleich den Zucker her.
Und küßte sie mich zärtlich dann,
Wär' sie mein Weib und ich ihr Mann.
Sie schlief an meiner Seite ein,
Ich wiegte wie ein Kind sie ein.
(Er pfeift und wendet sich dann zum Abgang nach rechts.)

Fünfter Auftritt

Tamino. Papageno (bläst während des Auftritts ab und zu auf seiner Flöte.)

Tamino (tritt ihm entgegen.) He da!

Papageno: Was da?

Tamino: Sag' mir, du lustiger Freund, wer du bist.

Papageno: Wer ich bin? Dumme Frage! Ein Mensch wie du. — Wenn ich dich nun fragte, wer du bist?

Tamino: So würde ich dir antworten, daß ich aus fürstlichem Geblüt bin.

Papageno: Das ist mir zu hoch. Mußt dich deutlicher erklären, wenn ich dich verstehen soll.

Tamino: Mein Vater ist Fürst, der über viele Länder und Menschen herrscht; darum nennt man mich Prinz.

Papageno: Länder? Menschen? Prinz?

Tamino: Daher frag' ich dich —

Papageno: Langsam! laß mich fragen! Sag' du mir zuvor: Gibt's außer diesen Bergen auch noch Länder und Menschen?

Tamino: Viele Tausende!

Papageno: Da ließ sich eine Spekulation mit meinen Vögeln machen.

Tamino: Nun sag' du mir, in welcher Gegend wir jetzt sind?

Papageno: In welcher Gegend? (Er sieht sich um.) Zwischen Tälern und Bergen.

Tamino: Schon recht. Aber wie nennt man eigentlich diese Gegend? Wer beherrscht sie?

Papageno: Das kann ich dir ebensowenig beantworten, als ich weiß, wie ich auf die Welt gekommen bin.

Tamino (lacht): Wie? Du wüßtest nicht, wo du geboren, oder wer deine Eltern waren?

Papageno: Kein Wort! Ich weiß nicht mehr und nicht weniger, als daß mich ein alter, aber sehr lustiger Mann auferzogen und ernährt hat.

Tamino: Das war vermutlich dein Vater?

Papageno: Das weiß ich nicht.

Tamino: Hattest du denn deine Mutter nicht gekannt?

Papageno: Gekannt hab' ich sie nicht. Erzählen ließ ich mir's einige Mal, daß meine Mutter einst da in diesem verschlossenen Gebäude bei der sternflammenden Königin gedient hätte. Ob sie noch lebt, oder was aus ihr geworden ist, weiß ich nicht. Ich weiß nur soviel, daß nicht weit von hier meine Strohhütte steht, die mich vor Regen und Kälte schützt.

Tamino: Aber wie lebst du?

Papageno: Von Essen und Trinken, wie alle Menschen.

Tamino: Wodurch erhältst du das?

Papageno: Durch Tausch. Ich fange für die sternflammende Königin und ihre Jungfrauen verschiedene Vögel; dafür erhalt ich täglich Speise und Trank von ihr.

Tamino: Sternflammende Königin? Wenn es etwa gar die mächtige Herrscherin der Nacht wäre! Sag' mir, guter Freund, warst du schon so glücklich, diese Göttin der Nacht zu sehen?

Papageno: Deine letzte alberne Frage überzeugt mich, daß du aus einem fremden Land geboren bist.

Tamino: Sei darüber nicht ungehalten, lieber Freund! Ich dachte nur —

Papageno: Sehen? Die sternflammende Königin sehen? Wenn du noch mit einer solchen albernen Frage an mich kommst, so sperr' ich dich, so wahr ich Papageno heiße, wie einen Gimpel in mein Vogelhaus, verhandle dich dann mit meinen übrigen Vögeln an die nächtliche Königin und ihre Jungfrauen: dann mögen sie dich meinetwegen sieden oder braten.

Tamino (für sich): Ein wunderlicher Mann!

Papageno: Sehen? Die sternflammende Königin sehen? Welcher Sterbliche kann sich rühmen, sie je gesehen zu haben? Welches Menschenauge würde durch ihren schwarzdurchwebten Schleier blicken können?

Tamino (für sich): Nun ist's klar; es ist eben diese nächtliche Königin, von der mein Vater mir so oft erzählte. Aber zu fassen, wie ich mich hierher verirrte, ist außer meiner Macht. Unfehlbar ist auch dieser Mann kein gewöhnlicher Mensch — vielleicht einer ihrer dienstbaren Geister.

Papageno (für sich): Wie er mich so starr anblickt! Bald fang' ich an, mich vor ihm zu fürchten. (Laut zu Tamino) Warum siehst du so verdächtig und schelmisch nach mir?

Tamino: Weil — weil ich zweifle, ob du Mensch bist.

Papageno: Wie war das?

Tamino: Nach deinen Federn, die dich bedecken, halt ich dich — (Er geht auf ihn zu.)

Papageno: Doch für keinen Vogel? Bleib zurück, sag' ich, und traue mir nicht, denn ich habe Riesenkraft. Wenn ich jemand packe — (Für sich) Wenn er sich nicht bald von mir schrecken läßt, so laufe ich davon.

Tamino: Riesenkraft? (Er sieht auf die Schlange.) Also warst du wohl gar mein Erretter, der diese giftige Schlange bekämpfte?

Papageno: Schlange? (Er sieht sich um, weicht zitternd einige Schritte zurück.) Was da? Ist sie tot oder lebendig?

Tamino: Du willst durch deine bescheidene Frage meinen Dank ablehnen. Aber ich muß dir sagen, daß ich ewig für deine so tapfere Handlung dankbar sein werde.

Papageno: Schweigen wir davon still. Freuen wir uns, daß sie glücklich überwunden ist.

Tamino: Aber um alles in der Welt, Freund, wie hast du dieses Ungeheuer bekämpft? Du bist ohne Waffen!

Papageno: Brauch' keine! Bei mir ist ein starker Druck mit der Hand mehr als Waffen.

Tamino: Du hast sie also erdrosselt?

Papageno: Erdrosselt! (Für sich) Bin in meinem Leben nicht so stark gewesen als heute.

Sechster Auftritt

Die Vorigen. Die drei Damen erscheinen verschleiert von rechts; die erste Dame trägt ein Gefäß mit Wasser, die zweite Dame einen Stein, die dritte Dame ein Vorhängeschloß und ein Medaillonbildnis.

Die drei Damen (halten sich noch zurück, drohen und rufen zugleich): Papageno!

Papageno: Aha! Das geht mich an. (Halblaut zu Tamino) Sieh dich um, Freund!

Tamino (halblaut): Wer sind diese Damen?

Papageno (ebenso): Wer sie eigentlich sind, weiß ich selbst nicht. Ich weiß nur soviel, daß sie mir täglich meine Vögel abnehmen und mir dafür Wein, Zuckerbrot und süße Feigen bringen.

Tamino (ebenso): Sie sind vermutlich sehr schön?

Papageno (ebenso): Ich denke nicht! Denn wenn sie schön wären, würden sie ihre Gesichter nicht bedecken.

Die drei Damen (näher tretend, drohend): Papageno!

Papageno (halblaut): Sei still! sie drohen mir schon. (Laut) Du fragst, ob sie schön sind, und ich kann dir darauf nichts antworten, als daß ich in meinem Leben nichts Reizenderes sah. (Für sich) Jetzt werden sie bald wieder gut werden.

Die drei Damen (noch näher tretend, drohender): Papageno!

Papageno (für sich): Was muß ich denn heute verbrochen haben, daß sie so aufgebracht wider mich sind? (Er überreicht den Vogelbauer, laut) Hier, meine Schönen, übergeb' ich meine Vögel.

Die drei Damen (nehmen die Mitte zwischen Tamino und Papageno.)

Erste Dame (reicht Papageno das Gefäß mit Wasser): Dafür schickt dir unsere Fürstin heute zum erstenmal statt Wein reines, helles Wasser.

Zweite Dame (tritt an deren Stelle): Und mir befahl sie, daß ich, statt Zuckerbrot, diesen Stein dir überbringen soll. (Sie überreicht Papageno den Stein.) Ich wünsche, daß er dir wohl bekommen möge.

Papageno: Was? Steine soll ich fressen?

Dritte Dame (an die Stelle der zweiten Dame tretend): Und statt der süßen Feigen hab' ich die Ehre, dir dies goldene Schloß vor den Mund zu legen. (Sie hängt ihm das Schloß vor den Mund.)

Papageno (zeigt seinen Schmerz durch Gebärden.)

Erste Dame: Du willst vermutlich wissen, warum die Fürstin dich heute so wunderbar bestraft?

Papageno (bejaht es durch Nicken mit dem Kopf.)

Zweite Dame: Damit du künftig nie mehr Fremde belügst.

Dritte Dame: Und daß du dich nie der Heldentaten rühmst, die andere vollzogen.

Erste Dame (auf die Schlange zu ihren Füßen zeigend): Sag' an, hast du diese Schlange bekämpft?

Papageno (verneint es durch Schütteln mit dem Kopf.)

Zweite Dame: Wer denn also?

Papageno (deutet an, daß er es nicht weiß.)

Dritte Dame (zu Tamino): Wir waren's, Jüngling, die dich befreiten. Zitt're nicht, dich erwartet Freude und Entzücken. Hier, dies Gemälde überschickt dir die große Fürstin, es ist das Bildnis ihrer Tochter! (Sie überreicht es.) Findest du, sagte sie, daß diese Züge dir nicht gleichgültig sind, so ist Glück, Ehre und Ruhm dein Los. Auf Wiedersehen!

Zweite Dame: Adieu, Monsieur Papageno!

Die zweite und dritte Dame (fassen das Vogelbauer und gehen damit rechts ab.)

Erste Dame: Fein nicht so hastig getrunken! (Sie folgt lachend den beiden andern.)

Papageno (eilt in stummer Verlegenheit nach links ab.)

Ain maisterliches Lied


un fräent eüch, ir freche kinder:
es chomt vns hewr ain kalter winter,
der vns all fräd hie schleicht allhindter.
Des Mayen zeit
vns wider geitt,
wan vns der winter nam.

Ich gieng durch kurtzweilens muot
spacieren, als noch maniger tuot;
da vand ich schon des Mayen pluot
lieplingen stan —
mein hertz gewan
groß fräd vnd wider kam.

Die plömlen hetten schon beknopft,
heruß der erd empor gehopfft,
des Mayen taw darein getropfft
vnd gab gar liechten schein.

Als gen der plumen wider glast
es leichtet schon vnd spiegelt vast,
ain yeglich plömlein sich erwascht
vß mayen taw;
gel, weiß vnd plaw,
praun, rott mengt sich darein.

Die haid mit plömlen was durch gittert,
yegliche vff seinem stenglin zittert;
des Mayens wind sy schon erwittert
mit süssem luft
vß erd gruft
süßlich mit seiner crafft.

Die augelwaid was wol gestalt:
mein trauren hett ich hin gefalt

vnd eylt fürbas gen ainem walt,
der was vmbdeckt,
mit lawb besteckt
vnd wunneclich geschafft.

Frölich die vogel sungen da,
süsslich vß gantzer musica,
als die vt re mi fa sol la —
so stuond das ir gesangk.

Yeglicher sang sein aigen ticht,
nach rechter lyni art gericht.
Die nachtgall ir gesang durch pricht
mit quart vnd quint,
das es erdint
vnd also lautt erclangk.

Die trossel schluog irs schnabels claff,
als vff der quint in die octaff,
herwiderumb so was ir lauff
in dya pent,
durch söllich rennt
prach sy ir melodey.

Die lerch sich in die lüffte schwang,
süsslichen sy ir noten sang,
ir widerhal ze tal erclang
mit süssem schal,
das es erhal,
als ob ir wären drey.

Daruon mein hertz ward fräben satt;
fürbas in das geuild ich tratt
vnd kam vff ain getriben pfat,
der truog mich fürbas.

Durch ain gehag vnd ain gewild,
bis das ich kam vff ain gefild —
da gegnet mir hain weiplich pild:
vff erden hie
besach ich nye
chain schöner weib, dann das!

Als golt gespunnen was ir har,
ir äuglen praun vnd darby clar,
ir wänglen waren wolgeuar,
recht als man tuot
milich vnd pluot,
vnd das ze samen misch.

Zway präwlen vßgestrichen vein,
ir mündlin rott, als ain rubin,
ir zenlen weiß, als helffenpain,
ir örlin vmb
gepogen krumm,
ir gestalt weiplich vnd frisch.

Ir näcklin, als ain härmlin planck,
ir näslin bogen nit zu langk,
ir hälßlin weiß, on argen wanck,
vein vßgeschwaiffet zart.

Zway prüstlin an ir hertz geschmuckt,
in rechter höh empor geruckt,
ain grüblin in ir kyn getruckt
nach reicher zier —
Gott hatt an ir
sein weißhait nit gespart.

Ir ärmlen waren vßgedrollen,
ir leib, der was gantz vßgewollen,
als von der schaittel uff die solen,
das ich nit zalt
kain vngestalt
an ires leibes pild.

Da ich das fräwlin anesach,
„Gott grüß euch, edle fraw!“ ich sprach.
Von fräden mir nye bas geschach:
sy dancket mir,
ich naiget ir
hinwider in der wild.

„Wie haisset ir? tuot mirs bechannt!“
Sy sprach: „„ich bin fraw Er genant

und bin geflogen uß dem lanndt,
das nymant achtet mein!““

„„Der gaistlich stant acht mein nit ser,
so hatt der adel schand für Er,
die gemain hatt ires hertzen ger
von mir gericht.
Durch sölich geschicht
muoß ich hie ewig ainig sein.““

Ich sprach: „zart fräwlin wolgetan,
möcht ichs an ewrer hulde han,
das ir mir gebent zuuerstan
der welte lauff
vnd iren kauff,
den sy ietz treibent ist!“

Sy sprach: „„seid ich dir sagen sol
der welte lauff, den waiß ich wol:
gantz aller vntriu ist sy vol!
Die Welt ietz gat
vf schnöde pfatt
gemainklich zu aller frist.

Die alte schand ist worden Er,
Gottes gepot und seiner ler
der achtet man nur wenig mer,
recht ordnung ist ab.

Ye ains das ander yetz betriugt,
das recht man krümmet vnd pewgt,
vnrecht das recht ietz überziugt,
das war vrtail
ist worden vail
vmb zeittlich guot vnd hab.

Mit valscher myntz vnd bösem gelt
treibt iren wächsel ietz die Welt,
hochuart man für kain sünd mer helt,
vnd mainaid sweren
will nyemant weren,
eeprechen ist gemain.

Mit krieg vn widersagt raysen
tuott man ietz prennen vnd zaysen,
man schirmet clain wittib vnd waisen.
Der rechte hort,
dem es zu pürt,
der achtet des gar clain.

Man dinget nun vnd appelliert,
was ietz zu recht gesprochen wirt,
dardurch der arm wirt dick verfürt,
der nit kan hinderlist.

Geittikait, wuocher vnd fürkauff
ist ietz in der welt der lauff,
mit valschem wächsel ab vnd vff
die welt ietz gat.
Wer es verstatt,
der waiß wol, ob es ist.

Was man vor zeitt hett lieb vnd wertt
desselben ietz man lützel gert,
sich hand die alten recht verchert.
Die newen fünd
yetz worden sind
in aller welt fürgeng.

Gerechtigkait ist gar verspult,
ja das ist vnser sünden schult:
diemütikait vnd gedult,
die leidet not.
Ach, here got,
gerechter triu ist wenig!

Vnkeüsch, wuocher vnd Symoney,
das kartenspil vnd quatter drey
ist der gelerten librey,
da sy studieren ynn.

Durch söliches volgt In laster nach,
die welt gemainclich ietzunt auch
vmb sölich schand vnde schmach
diu fliuch ich ser!""

Redt da fraw Er
vß trauriclichenm synn.

Da sy die sach nun hett erzalt,
ich antwurt ir hinwider palt
vnd sprach: „fraw Er, wa ist der gewalt
der grossen heren,
das sy nit weren
sölich vngerechtikait?"

Ir antwurt gab sy mir ze stund.
Sy sprach: „„die es verpieten sind,
die sind die ersten, die es tuond.
Durch sölich ding
hebt sich vrspring
in lannden weitt vnd praitt.""

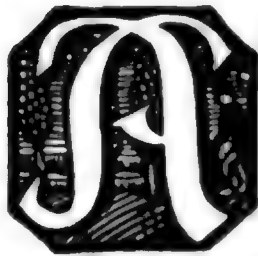
Da sy die sach mir leget für,
ze hannd ich vrlaub nam von ir,
gar züchticlich sy dancket mir
vnd schied hin uff der stett.

Ich huob da an, von der geschicht
ze singen hie all ditz getícht,
als es Jörig Schilher hatt gericht
mit seiner ler,
als es fraw Er
weißlich verchünden tett.

Martin E. Schleich

Szene aus der Tragödie „Nero"

Die Begegnung zwischen Agrippina und Poppäa



grippina: Wer bist du?

Poppäa: Was du einst warst! — Kaiserin!

Agrippina: Aber Claudius nahm mich, als Messalina gestorben war.

Poppäa: Du hast deine Nebenbuhlerin vergiftet, ich lasse sie leben.

Agrippina: Die rechtmäßige Gattin des Imperators nennt sie ihre Nebenbuhlerin. Wäre die Lästerung nicht so ungeheuer, man müßte darüber lachen.

Poppäa: So lache!

Agrippina: Wie geht es meinem Sohne, dem Kaiser? — Du scheinst häufig zu ihm zu kommen.

Poppäa: Du hast ihn ja gestern selbst gesprochen. Es ist seitdem nicht die mindeste Veränderung an ihm vorgegangen. Aber von dir erzählte man, du hättest im Palast einen Fieberanfall bekommen. Du hast recht getan, die Stadt zu verlassen und eine reinere Luft aufzusuchen.

Agrippina: Allerdings ist die Luft hier reiner, als am Hofe zu Rom. — Ist es wahr, daß dein Gemahl auf dein Verwenden einen so ergiebigen Posten bekommen hat und Statthalter von Hispanien wurde?

Poppäa: Du weißt, Agrippina, daß ich von Otho geschieden und nunmehr die Gemahlin des Nero bin.

Agrippina: Also hat Nero dem Thron entsagt?

Poppäa (für sich): Fast bin ich meiner nicht mehr mächtig. (Laut) Nein, Agrippina, wir haben dem Throne nicht entsagt.

Agrippina: Ihr? Also gehörst du auch zum Throne?

Poppäa: Nein, ich folge dir nicht mehr länger auf dem Wege des Spottes. Erkenne mich als Herrin! Ich halte deinen Lebensfaden in der Hand, das Messer ist bereit, ihn abzuschneiden. Du hast mich beschimpft und für unwürdig erklärt, die Hand eines Nero anzunehmen. Wirf dich zu meinen Füßen und flehe um Verzeihung, oder fahre hin!

Agrippina: Morde mich! Hier ist meine Brust — schon oft haben Sklaven ihren Gebieter umgebracht.

Poppäa: Die wenigen Augenblicke vor dem ewigen Schweigen geb' ich dir zur freien Benützung; nenne dich Herrin, es ist ein trostloser Stolz! Du willst dem Schicksal trotzen, aber du genießest nicht die süße Empfindung des Trotzes, denn das Schicksal ärgert sich nicht darüber. Blicke, rede, wie du willst, der Tod ist dir doch Strafe!

Agrippina: Brittanicus lebt! Ein Schwarm der Reiterei hat es vernommen, das Wort wird von Mund zu Munde fliegen und das Heer aufstehen für den echten Cäsaren.

Poppäa: Auch diese Freude kannst du nicht mitnehmen. Der gefährliche Knabe ist in unseren Händen.

Agrippina: O welche Kette von Mord und Greuel!

Poppäa: Schüttle dein Gewissen, Alte, und du wirst eine nicht minder schwere Kette rasseln hören.

Agrippina: Wehe mir!

Poppäa: Auf die Knie! Küsse den Saum meines Kleides und ich erwirke dir eine Verbannung nach Asien.

Agrippina: Sprich nicht so mit Claudius Witwe! Du kannst mich foltern und töten, aber du bleibst doch eine Buhlerin!

Poppäa: Nun ist der Faden entzwei! Dein Blut wird Genugtuung. (Geht zur Türe.)

Agrippina: Nimm noch eines mit nach Rom! Meinen Fluch! Er sei der Schatten, der hinter euch wandelt, der Wind, der euch überall anweht, das Bild, das euch aus allen Spiegeln entgegenlacht, der Traum, der euch auf jedem Pfuhle quält. Meine Zunge ist nicht fähig, alles auszusprechen, was in diesem Fluche liegt, aber es soll hundertfach in Erfüllung gehen an dir und an ihm. Ich aber heiße meine Mörder willkommen. Der Leib, der einen solchen gebar, ist wert, durch das Schwert zu fallen!

Josef Schlicht

Da Heänsd


ine Straffache, die einer wahren Begebenheit entnommen ist. Spielt auf der niederbayerischen Donauleite um die Zeit von 1890. Die Rollenträger sind: Der Michlbauer als Dorfbürgermeister mit seinem Gemeindeschreiber. Der Stöfflbauer und der Schneider, die einander schwer kränken. Zwei königliche Beamte, der Staatsanwalt und der Amtsrichter mit seinen zwei Schöffen.

Erster Aufzug

Eine Gemeindekanzlei. Sühneversuch. Bürgermeister, Gemeindeschreiber, Stöfflbauer, Schneider.

Bürgermeister (zu den zwei Ehrenkränkern): Also, jetz hot von enk zwö a jeda dös sei' vorbraht. Schneida, du dös dei'; und Schdöfflbaua, du ah dös dei'. Und wos is jetz dö ganz Sach? Sunst gor nix wos a hitziga Weiwastreit. (Zum Schneider) Dö dei' is a fiadhoassö; dö hot da Schdöfflbäurin sein Bibgockl dawarfa. (Zum Stöfflbauer) Und dö dei' is ah koa' koltö; dö hot da Schneiderin sein Antvogl dakeit. (Alle nicken dazu.) No ja; grod a so iss, und andast iss nöt. Und nach enkere Weiwa habts enk ös zwö Manna, wos gor nia sei' sollt, ah noh zgifft und zkatzt. Und hot dabei, wia 's gmoiglö hergeht, oana den andan koan vornehma Herrn nöt ghoassn.

Schneider: Da Schdöfflbaua mih an zrissna Hanswurschtn.

Stöfflbauer: Und da Schneida mih an gscheertn Bauan.

Bürgermeister: Ah bah! Wos gschegn is, is nöt geschegn. Wos wa' denn jetz dös? Ös seids ja zwö rächtschaffa Manna; a sölcha Mo wia unsa Schdöfflbaua, dös is koa' gscheerta, und a sölcha Mo wia unsa Schneida, dös is koa' Hanswurscht. Dös kürzast is: jeda wischt sein Titl aus. Manna, seids gscheid und laffts nöt aufs Amtsgricht. Alloa' rächt, dös kriagt von enk zwö koana; Schneida, du nöt, und Schdöfflbaua, du ah nöt. Freilö, an Bibgockl und an Antvogl von Doud aufwöcka, dös kann ih nöt und 's Amtsgricht ah nöt. So göbts also ananda d' Händ und gehts hoam. Schdöfflbaua, dei' Altö soll da dein Bibgockl schö' brau' brotn; Schneida, und dei' Altö dein Antvogl.

So wia Baua, du bist da grössa; mach du ah den gscheidan, halt an Schneida dei' Händ hi!

Schneider (sätzig): Wenn ma da Baua für mein Hanswurschtn an Abbitt tuat.

Stöfflbauer (nun auch sätzig, zieht sogleich seine Hand zurück): An Schneida tuat koa' Baua koa' Abbitt.

Bürgermeister: Oho, no schdad, nöt so hitzö! A Schneida, is a Schneida; und a Baua is a Baua. (Zum Schneider) A Handswerksmo wia du ko vo dö Hüata und Häusla nöt löben; du brauchst uns Bauan. Sei boliddösch und schau, dasd' bei das Bauan in Gnadn schdehst!

Schneider: Ah wos, ös houhgeistigö Bauan ös! Wenns uns Schneida nöt hatts, müaßts all mitanand nackad laffa. (Alle nicken zu.)

Bürgermeister: Vo dem sog ih nöt. (Den Finger hebend und mit Nachdruck) Ih sog no grod: Wenn zerschd an Abbitt gschegn muas, so kimmt voraus dö Abbitt für an gscheertn Bauan; und hint nach dö Abbitt für an zrissna Hanswurschtn.

Schneider (auffahrend): Wos? Dir is also nöt oa' Gmeindsburga wia der anda. Bei dir gilt da Baua mehr wos da Schneida. Auf dei' Sühneamt pfeif' ih! Bist du ah noh a Burgamoasta?

Bürgermeister: Oho Schneida! Wenn ih koa' rächta Burgamoasta bi, wos bin ih denn sunst?

Schneider (erzwild): A Heänsd. (Verläßt polternd die Gemeindekanzlei.)

Bürgermeister (nachdeutend): Ih bin in mein Burgamoasteramt; dös is also an Amtsehrenbeleidigung. Wart no, du houhgeistiga Schneida, dih üwagib ih an Staatsanwalt. (Zum Stöfflbauer und Gemeindeschreiber.) Und enk zwö nehm ih für meinö Zeugn.

Zweiter Aufzug

Ein Gerichtszimmer; Strafsitzung. Quer am Tisch der Staatsanwalt; längs am Tisch der Amtsrichter inmitten seiner zwei Schöffen; vor dem Tisch der Bürgermeister als Kläger mit seinen zwei Zeugen, und der Schneider als Angeklagter.

Amtsrichter: Angeklagter, Sie sind beschuldigt, daß Sie auf dem Gemeindeamt, bei einem Sühneversuch, Ihren Herrn Bürgermeister einen Heänsd genannt haben. Leugnen Sie das nicht? Geben Sie das zu?

Schneider: Dös laugn' ih nöt; dös gib ih zua.

Amtsrichter: Haben Sie dabei den Gedanken, den Willen und die Absicht gehabt, Ihren Herrn Bürgermeister zu beleidigen?

Schneider: Oh gor nöt, Herr Amtsrichta. Ih hob koan Gedanka, koan Willn und koa' Absicht nöt ghobt. Unsa Burgamoaster is ja, gibt gor koan zwoatn, a schmolz brava Mo; wer kunnt denn an sölchan beleidiga?

Amtsrichter: Aber der Heänsd?

Schneider: Herr Amtsrichter, da Heänsd bedeut' nix; der is ma ganz unwisserlöh rausgrumplt.

Amtsrichter: Und wegen was denn?

Scheider: Wögn an Baggadell, Herr Amtsrichta. Da Burgamoasta hot bein Sühnövosuach und in seiner Amtsröd higschbitzt, daß a Baua dös grouß Dramapltier is und a Schneida grod a Schdaunzn.

Amtsrichter: Über das also ist Ihnen der Heänsd herausgerumpelt. Angeklagter, sagen Sie uns jetzt, was ist denn das: ein Heänsd?

Schneider: Wenn ma Bradwürscht ißt, volangt ma dazua an Eintunk; Herr Amtsrichta, dös is da Heänsd.

Amtsrichter: Ei ei, machen Sie uns doch keinen solchen Schwindel vor. Die Eintunke für unsere altbayerische Bratwurst heißen nur Sie allein als Angeklagter einen Heänsd; bei allen andern Leuten aber heißt sie der Senft.

Schneider: Bitt schö, Herr Amtsrichta; dö Leut aus da neua Schual sogn scho Senft, aba dö Leut aus der altn Schual sogn noh allwei Heänsd. Mei Odl und mei Voda san allzwö mitn Heänsd aufgwachsn. Und bei mein Firmtog hot mir ah mei' Död a halbats Dutzad Bradwürscht aufgsötzt und an Heänsd dazua.

Amtsrichter (kopfschüttelnd): Nun Kläger, Herr Bürgermeister, was haben Sie dafür oder dagegen zu sagen?

Bürgermeister: Das a Baua vo da ganz altn Zeit, wenn a bein Bräu oda bein Wirt einkehrt, söh ah heuntztog noh Bradwürscht und an Heänsd göben laßt, Herr Amtsrichta, dös is wohr, dös is koa' Lug nöt. Awa: unsa Schneida is gor hell. Der hot mir mitn Heänsd scho öbbas andas vomoant: an Schimpfnam, der wo a rächtö Ehrenkränkung is. An Eintunk für a Bradwurscht, dö liaß ih mir scho gfalln; awer in mein Burgamoasteramt las ih mih nix hoassn.

Amtsrichter: Das eben glauben wir auch. Nun, Herr Bürgermeister, sagen Sie uns noch Ihre Meinung über den Heänsd; was bezeichnet und bedeutet denn dieser Schimpfname? Wenn einer ein Heänsd ist, was ist er dann?

Bürgermeister (achselzuckend): Dös ko unseroana nia so deutlöh fürbringa. Ih woas no grod so viel: an Ehrntitl auf mih is dös nöt. Und ah koa' Liabszoicha für mih: weil da Schneida dabei auf mich hergfletscht hot wia a rouda Hund. (Abwink.)

Amtsrichter: Nun, erster Zeuge Stöffelbauer, sagen Sie uns, was ein Heänsd ist.

Stöfflbauer: So gnau ko ma dös grod nöt sogn. Awa dö mehrweil iss a so: Wenn ma nöt fredö gleih sogn will, das oaner a Hansdampf, a Doagaff, a Pfundlümml, a rächta Lump is, nacha sogt ma davor noh, das er a Heänsd is. Herr Amtsrichta, dös is mei' Moinigung. (Abwink.)

Amtsrichter: Und jetzt noch zweiter Zeuge Gemeindeschreiber. Sie lassen sich gewiß beim Wirt oder beim Bräu hin und wider eine Bratwurst auftischen. Verlangen Sie dann auch einen Heänsd dazu?

Gemeindeschreiber (lächelnd): Nein, Herr Amtsrichter, ich begehre jedesmal einen Senft. Den Heänsd lerne ich erst heute bei dieser Strafsitzung kennen.

Amtsrichter: Nun sagen auch noch Sie uns Ihre Meinung darüber: was denn der Heänsd dann bedeutet, wenn er kein Bratwurstsenft ist, sondern ein zorniger Schimpfname?

Gemeindeschreiber: Ich habe mir dabei gedacht, Heänsd is so viel wie a rächta Ogschmoch. Ein Lob auf den Bürgermeister war es nicht, eher eine Ehrenkränkung.

Amtsrichter: Und zwar eine hübsch saftige. Das glauben auch wir Richter.

Staatsanwalt (die Hand auf dem Strafgesetz, erhebt sich): Jede unnötige und überstürzte Gerichtsklage in Beleidigungssachen sät nicht bloß den Unfrieden der Gemeinden, sondern schadet auch dem Geldbeutel der Familien. Deshalb schreibt das Gesetz den Sühneversuch vor, und es ist das gewiß ein weises und wohltätiges Gesetz. Wenn also der Landbürgermeister einen Sühneversuch vornimmt, dann ist er kein abgeschmackter Mensch, sondern eine gesetzliche Amtsperson mit Amtsehre. Hören Sie das, Angeklagter! Die Staatsanwaltschaft stellt somit den Antrag, daß ein Schuldig der Amtsehrenbeleidigung zu sprechen ist und wird dafür eine Geldstrafe von neun Mark oder eine Haftstrafe von drei Tagen aufgeworfen.

(Der Amtsrichter und die zwei Schöffen gehen von der Bühne in das Beratungszimmer und kommen dann wieder.)

Amtsrichter: Der Angeklagte ist einer Amtsehrenbeleidigung, begangen an seinem Herrn Bürgermeister, schuldig. Er hat dafür eine Haftstrafe von einem Tag zu erstehen und die Kosten der heutigen Gerichtssitzung zu tragen. (Angeklagter, Kläger und Zeugen gehen ab.)

Stöfflbauer: Schneida, gib dich!

Schneider (kreuzfuchtig): So, jetzt woas ih, wos a Heänsd is.

Johann Andreas Schmeller

Vater und Heimat



Er bleibt des Kürbenzäuners Sohn,
er tische nun mit Hochgebornen,
sei „Bruder du" mit Auserkornen,
zu stehen um des Königs Thron.

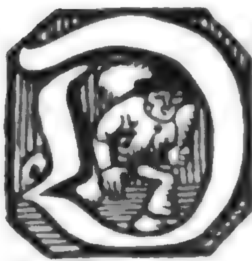
Mit Hohen hoch und vornehm sein,
vergessen in der Säle Mitte
der armen väterlichen Hütte —
er kann es nicht, er bleibt gemein.

Vertrauter mit des Lebens Last
und mit der vielen Kümmernissen
als mit der wen'gen Hochgenüssen
ist er im Saal der stumme Gast.

Christoph von Schmid

Anekdoten aus den „Erinnerungen"

Von einem guten alten Lehrer, von zweien Prügelknaben und deren Schülerstreichen



Den ersten Unterricht erhielten wir von Pater Adrian in dem Kloster der Karmeliten zu Dinkelsbühl. Er war mit uns verwandt und gab uns aus besonderer Gefälligkeit täglich einige Stunden. Man hielt ihn für sehr gelehrt; er war auch Organist der Klosterkirche und hatte seine Stärke vorzüglich in Fugen. Seine Handschrift war überaus schön und zierlich. Die lateinische Sprache hatte er vollkommen inne und machte sogar lateinische Verse, die mein Vater sehr lobte.

Allein von seiner Methode, zu unterrichten, läßt sich nicht so viel Rühmliches sagen. Er hielt sich an die herkömmliche damals noch herrschende Schlagmethode. Für alle und jede Sprachfehler, die er Böcke nannte, gab er uns mit einem Haselstocke zwei derbe Schläge auf die Hand, Tatzen genannt. Da wir aus Ängstlichkeit und aus Furcht vor der Strafe noch mehr Fehler machten, als wir sonst wohl gemacht hätten, so kam er auf den Einfall, nach Art der Türken uns auf die Fußsohlen zu schlagen. Allein da er bei all seiner Gelehrsamkeit auf Dinge des gewöhnlichen alltäglichen Lebens sich wenig verstand, so befahl er uns nicht, die Stiefel auszuziehen, und die dicken Sohlen machten, daß wir von den Streichen gar keinen Schmerz empfanden.

Wir schrien aber so jämmerlich, als wären uns diese Schläge höchst schmerzlich. „Aha," sagte er, „nun komme ich euch einmal recht auf das Leben; nun wird es besser gehen."

Ein anderes Mal befahl er, jeder von uns solle einen der zwei Strohkränze, die er in Bereitschaft hatte, aufsetzen und so nach Hause gehen. Wir setzten die Strohkränze auf, zogen aber, ehe wir aus der Klosterpforte traten, unsere Pelzmützen darüber und schoben jeden hervorstehenden Strohhalm unter die Mütze, damit man nichts davon sehe. Es tat uns sehr leid, daß wir, wenn uns ein Herr oder eine Frau begegnete, die Mütze nicht abnehmen konnten — wir bückten uns aber sehr tief. Als wir wieder in die Lehrstunde kamen, rief er uns sehr aufgebracht zu: „Warum habt ihr die Strohkränze nicht aufbehalten?" —

Wir sagten, daß wir sie aufgehabt hatten. „Nein!" schrie er, „ich sah aus dem Fenster euch nach; ihr habt nur eure Pelzkappen aufgehabt." Wir sagten, daß wir die Strohkränze aufgehabt hatten, aber die Pelzmützen darüber. Was wir aus Schlauheit, um dem Gebote auszuweichen, getan hatten, schrieb er unserer Dummheit zu. „Ihr dummen Buben," sagte er, „so habe ich es nicht gemeint. Ihr habt mich nicht recht verstanden. Ich muß also Nachsicht mit euch haben." Wir kamen ohne weitere Strafe davon.

Obwohl er als lateinischer Sprachlehrer uns — ich darf wohl sagen — grausam behandelte, so hatten wir doch keinen Haß gegen ihn. Er hatte uns ja so oft beteuert, dies müsse nun einmal so sein; anders sei diese Sprache in die Knabenköpfe nicht hineinzubringen. Er selbst sei wohl noch viel schärfer gezüchtigt worden — und wir glaubten es ihm. Da er überdies bei andern Gegenständen die strenge Schlagmethode ganz bei Seite setzte, sich besonders bei dem Religionsunterrichte nie seines Steckens, von ihm Baculus genannt, bediente, da er, wenn er mit uns zufrieden war, uns oft beschenkte, so liebten wir ihn dennoch. Ja, seine Frömmigkeit machte ihn uns ehrwürdig. Als einmal in der Stadt ein Haus abbrannte, sagte er: „Ein so großes Unglück dieses ist — so ist die kleinste Sünde doch ein viel größeres Übel!" —

Den Winter über hatte Pater Adrian gewöhnlich eine Meise in seiner Zelle.

Eines Tages sagte er uns, er habe jetzt ein Geschäft bei dem Pater Prior; wir sollten einstweilen die lateinische Stelle, die er uns vorlegte, in die deutsche Sprache übersetzen. Wir waren mit der Aufgabe bald fertig und ergötzten uns nun an dem Vogel, der aus einer Walnuß, die an einem Faden aufgehängt war, den Kern herauszupicken suchte und dabei allerlei lustige Stellungen einnahm. Pater Adrian hatte die Nuß nur aufgehängt, um uns Freude zu machen.

Auf seinem Schreibtisch stand ein zierliches Wasserkrüglein von Porzellan mit einem zinnernen Deckel. Da kam uns der allerdings sehr kindische Einfall, die Meise in das Krüglein zu sperren, um zu sehen, ob sie den Deckel auflüpfen und herauskommen könnte. Wir gossen das Wasser aus und sperrten den Vogel hinein. Indem wir nun aufpaßten, was das Vöglein machen werde, da trat plötzlich der Herr Pater in das Zimmer und setzte sich an das Pult, auf dem unsere Arbeiten lagen. Indem er nun die Augen beständig auf das Blatt richtete, langte er nach dem Krüglein, näherte es dem Munde und öffnete es. Da flog plötzlich das Vöglein schwirrend heraus und ihm in das Gesicht. Er ließ vor Schrecken das Krüglein fallen, daß es zerbrach und rief: „Was war das?"

„Oh," sagte mein Bruder, „Gott sei bei uns! Etwas kohlschwarzes mit einem langen Schweif!"

Pater Adrian, der vieles in Legenden von Ordensmännern gelesen, die es in der Heiligkeit weit gebracht hatten und denen deshalb der böse Feind nachstellte, schien beinahe meinem Bruder zu glauben. Er fragte mich, was ich gesehen.

Ich erzählte aufrichtig den ganzen Hergang der Sache.

Er hatte wegen unserer Einfalt Nachsicht mit uns und strafte uns wegen des Vorgefallenen nicht. Mich belobte er wegen meiner Aufrichtigkeit, meinen Bruder aber verurteilte er wegen der Lüge, anstatt des zerbrochenen Krügleins ein neues zu kaufen und ihm zu bringen.

Mein Vater machte über die lächerliche Begebenheit die Bemerkung: „Wenn du der Lüge deines Bruder, mit der er euch aus der Verlegenheit helfen wollte, beigestimmt hättest, so wäre es wohl möglich gewesen, daß der Pater euch geglaubt hätte. Und so," sagte er, „sind wohl schon manche abenteuerliche Erzählungen in Umlauf gekommen."

Ein Beispiel für Lottospieler

Mein Vater hatte gehört, daß ein Bauer in der Lotterie setze. Um ihm nun anschaulich zu machen, daß dies unklug sei, sagte er zu ihm: „Wenn draußen im Schloßhofe neunzig Schafe wären, und darunter nur ein einziges schwarzes, und man spräche zu euch: wenn ihr zwei oder drei Groschen bezahlt, so soll euch erlaubt sein, mit verbundenen Augen von den neunzig Schafen das schwarze herauszufangen, und wenn es euch glückte, das schwarze zu erhaschen, so soll es dann euch gehören — würdet ihr den Handel eingehen?"

„Nein," sagte der Bauer, „wie könnte ich blindlings gerade das schwarze Schaf ertappen? Ich bekäme also das Schaf nicht und meine Groschen wären verloren."

„Seht," sprach nun mein Vater, „so ist es mit den neunzig Losen der Lotterie, unter denen nur ein Treffer ist. Ein Spatz in der Hand ist besser als eine Gans auf dem Dache."

Von einem Bettler, der Konzessionen machte

Damals kam mir ein merkwürdiger Mann vor, dessen ich mich noch erinnere, ein Bettler, der nahe bei Ellwangen gewöhnlich an der Straße saß und dafür bekannt war, daß er nie ein größeres Almosen annahm als einen Kreuzer.

Ein junger Baron aus Ellwangen, der mit einem fremden Grafen seines Alters spazieren ging, zeigte ihm den Bettler von der Ferne und erzählte ihm dieses. Der Graf wollte das nicht glauben, sagte jedoch: „Auf dein Wort hin will ich es einmal versuchen" — und warf dem Armen einen großen Taler in den hingehaltenen Hut.

Der Bettler besah den Taler bedenklich, drohte dem freigebigen jungen Herrn mit dem Zeigefinger und sagte: „Herrlein, Herrlein, dies-

mal will ich dieses große Almosen annehmen, kommt mir aber nicht mehr so!"

Der Herr Graf wurde ausgelacht und getadelt, daß er den armen Mann einer zu großen Versuchung ausgesetzt habe. Der Bettler aber verlor am Ruhm seiner Genügsamkeit und Bescheidenheit. Man sagte: kleine Versuchungen konnte er überwinden, einer größeren unterlag er. Eine Tugend, die noch nicht alle Versuchungen besiegt hat, ist noch nicht feuerfest.

Herr Ruf, der Pfarrer von Lustenau, macht einen Witz, der — wie wir heut beurteilen können — ein gutes Jahrhundert überdauert hat

Einmal als wir uns abends zu Tische gesetzt hatten, kam noch ein Klosterbruder aus Dinkesbühl. Der Pfarrer hieß ihn Platz nehmen und fragte ihn: „Woher kommen Sie denn so spät, Herr Frater?"

„Von einem Dorfe zwei Stunden von hier," antwortete er; „es fällt mir jetzt nicht ein, wie es heißt, das Dorf, es liegt mir aber auf der Zunge — auf der Zunge liegt mir das Dorf!"

„So strecke einmal die Zunge heraus," sagte der Pfarrer, „vielleicht kenn ich's am Kirchturm."

Ein anderer kräftigerer Pfarrerwitz, handelt von Lutheranischen und Katholischen

Eines Tages kam Pfarrer Ruf wieder einmal in das Gastzimmer des Posthauses zu Dinkelsbühl. Mehrere Ratsherrn und angesehene Bürger waren bei einem Glase Wein versammelt.

Ein evangelischer Kaufmann unter diesen nannte seinen Hund ‚Papst'. „Papst, Papst!" rief er laut, „komm her, da hast du Brot!"

Die Katholischen unter den Anwesenden sagten zu dem Pfarrer Ruf: „Haben Sie das gehört, Herr Pfarrer?"

„O jawohl," sagte der Pfarrer.

„Ja, leiden Sie dieses?" sagten sie; „haben Sie nichts dagegen einzuwenden?"

„Nicht das geringste," sprach er.

„Das ist uns unbegreiflich," sagten die Katholiken.

„Das ist leicht zu begreifen," sprach Ruf. „Wir Katholischen haben schon unseren Papst zu Rom. Wenn der Herr meint, der Papst hier am Ofen sei für seine Kirche gut genug, was geht das uns an?"

Ein Witz, der etwas älter sein dürfte als Christoph von Schmid

Unter andern Studenten kam gar oft ein Italiener in das Haus, der sich in Dillingen aufhielt, die deutsche Sprache zu erlernen.

Einmal hatten die Studierenden einen Ausflug in die benachbarte

Stadt vor. Drei von ihnen hatten einen viersitzigen Wagen bestellt, und sie bedauerten, daß der Italiener den vierten Sitz, den sie ihm aufgespart, nicht einnehmen könne, weil er schon ein Reitpferd gemietet habe. Er aber sagte: das habe nichts zu sagen — er wolle gleich machen, daß der Pferdeeigentümer selbst die Miete ihm aufkünde.

Er wohnte in dem Haus eines Schneiders und nahm einen Ellenstab unter den Arm. „Sie werden ihn doch nicht schlagen wollen?" riefen die Studenten. — „Warum nicht gar," sagte er lachend, ging in den Stall und fing an, die Länge des Pferdes zu messen.

Der Herr des Pferdes fragte, was das heißen solle.

Er antwortete, er habe im Sinne, ein kleines Köfferlein hinten aufzupacken und wolle bloß sehen, ob dazu auf dem Pferde genug Raum sei. Der Pferdeverleiher ward sehr aufgebracht, sagte ihm den Vertrag auf und jagte ihn aus dem Stalle hinaus.

Die Stadt Mindelheim empfängt den Kurfürsten

Der Kurfürst kam wieder einmal nach Mindelheim.

Die Magistratsräte kamen in Verlegenheit, wer bei der Aufwartung die Anrede halten solle. Er gereicht keinem zur Unehre, sondern zur Ehre, daß er aus Ehrfurcht vor einem so großen Fürsten nicht zu sprechen wagt; man kann das von einem schlichten Bürgersmann auch nicht verlangen.

In der Stadt aber befand sich ein Metzger, der überaus beredt und auch sehr witzig war. Sie ersuchten ihn, die Anrede zu halten und erschienen in ihren schwarzen Mänteln, der Metzger aber in seiner Metzgertracht.

Der Fürst bezeigte sein Wohlgefallen an der schönen Rede und fragte ihn, wer er sei.

Er sagte: „Ich bin ein Metzger. „Und wer sind diese?" fragte der Fürst.

„Diese," sagte der Metzger, „sind meine Ochsen."

Vom heiligen Blasius und von einem kleinen Pfarrer

Ein schon etwas bejahrter Pfarrer wurde auf eine einträglichere Pfarrei befördert. Er lud drei Pfarrer ein, die man für die verständigsten des Landkapitels hielt, um sich mit ihnen über pfarrliche Angelegenheit zu beraten.

Die Blasiusbruderschaft, sagte er, liege ihm zu sehr am Herzen. Da es gerade in diesem Jahre hundert Jahre werde, daß sie errichtet worden, so lasse sich das Fest der Wiederherstellung unmöglich verschieben. Er habe im Sinne, vor der Kirchentüre eine Ehrenpforte aufrichten zu lassen mit der Aufschrift hoch oben: hundertjähriges Jubiläum der in

diesem Jahre erneuerten Bruderschaft des heiligen Blasius. Es sollte da zu Ehren des heiligen Blasius vom Blasen ein Wort angebracht werden. „Ich weiß aber," sagte er, „dieses, so sehr ich darüber schon nachdachte, nicht zu machen. Deswegen eigentlich habe ich meine Herrn Confratres hierher bemühen wollen, mir zu raten und aus der Not zu helfen."

Der Pfarrer Kerler von Dürrlewang erwiderte im Scherze, auf den einen Schild, da könne man etwa einen durchlöcherten und zusammengedrückten Dudelsack malen und darunter schreiben: „Exspiravi: ich habe aufgehört zu blasen." Auf den andern Schild könnte man einen dicken Herrn im schwarzen Rocke malen mit der Unterschrift: „Inflavi: ich habe ihn wieder aufgeblasen."

Diesen Scherz nahm der Wiederhersteller der Bruderschaft für vollen Ernst. Er fand den Einfall ganz vortrefflich und ließ — wer hätte das gedacht — Sinnbilder malen und die Inschriften lateinisch und deutsch so zierlich als möglich an den Säulen aufhängen und so öffentlich zur Schau stellen.

Die Nachricht wurde — ich weiß nicht, durch wen — an eine damals zu Freiburg im Breisgau herausgegebene Zeitschrift „der Freimütige" eingesandt und gedruckt. Sonst hätte ich vielleicht dieser Anekdote nicht erwähnt.

Wie zwei Studenten eine Rehgaiß schießen, was des Stadtjägers Hunde dazu tun, und was endlich der Stadtjäger dazu zu sagen weiß. Ein Geschichtchen, das heute noch dann und wann aufgewärmt wird

Die Jagd war damals ein beliebtes Vergnügen, dem die geistlichen und weltlichen Herrn der Umgegend gerne nachgingen. Auch Pfarrer Kerler liebte sie sehr. Einmal wurde er von dem nächsten Jäger ersucht, einen Rehbock zu schießen. Er ging ein paarmal in den Wald, konnte jedoch keinen auffinden. Da er aber eben eine Festpredigt, zu der er eingeladen war, machen mußte, nahm er sich keine Zeit mehr dazu und gestattete zwei Studenten, seinen Neffen, den Bock zu schießen.

Laut jubelnd kamen sie mit dem Wildbret zurück — allein es war eine Rehgaiß.

Der Pfarrer war darüber höchst unwillig und sprach, sie sollten das Wild aus dem Hause schaffen; kein Bissen davon dürfe auf seinen Tisch kommen. Die Studenten packten das Reh in einen Koffer und machten darauf die Adresse von einem Anverwandten, der ein paar Stunden entfernt wohnte. Sie gedachten, er werde das Geschenk gerne annehmen und ihnen so aus der Not helfen.

Als sie mit dem Koffer auf einem Schiebkarren bei Mindelheim an

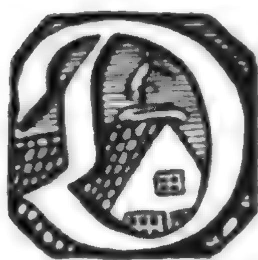
dem Stadttor vorüberfuhren, kam eben der Stadtjäger heraus. Seine Hunde liefen auf das Koffer zu, rochen daran und fingen an zu bellen.

Die Studenten hatten einen Todesschrecken.

Der Jäger aber sprach: „Sehen Sie, meine Herren, was für treffliche Hunde ich habe. Das alte Koffer ist mit Rehhaut überzogen; man sieht aber nur mehr wenige Härlein davon. Dennoch rochen die Hunde davon. Ja, das muß wahr sein, ich wettete darauf: weit und breit gibt es keine besseren Jagdhunde . . ."

Eulogius Schneider

Der böse und der gute Priester



Der Priester, der ein Esel ist
und täglich für's Brevier
An seiner Kirche Krippe frißt,
Ist ein verworfnes Tier.

Der Schelm, der mit dem Chorrock prangt,
Das Volk in Dummheit läßt,
Wenn's nur den Opferpfennig langt,
Ist seines Landes Pest.

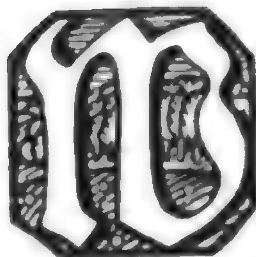
Der Pfaff, der Menschen lächelnd kränkt,
Am rauschenden Altar,
Auf Brudermord mit Wollust denkt,
Ist — Satan im Talar.

Den Priester, der ein Weiser ist
Und lieber sein Brevier
Als seines Bruders Not vergißt,
Den Freund, den lob ich mir.

Der Mann, der mit Verdiensten prangt,
Der Völkerwohl und Licht,
Auch wenn die Kasse schrumpft, verlangt —
Der tut des Priesters Pflicht.

Er opfert, was er immer tut:
Die Welt ist sein Altar.
Ein guter Mensch ist doppelt gut,
Ist — Engel im Talar.

Der Vampir



ährend der Hahnfalz war's in einer entlegenen Hütte hoch oben im verschneiten Gebirg. Mitternacht war nicht mehr weit. Schweigend saßen wir am verglimmenden Feuer, ich und Durlacher, der gräfliche Oberjäger, mein treubewährter Führer und Freund.

Jetzt standen die weißen Zeiger der kleinen Schwarzwälderuhr auf Zwölf ... „Walpurgisnacht, Durlacher!" scherzte ich, der Alte aber zuckte die massigen Schultern und lächelte seltsam:

„.... Geh, laß mi aus mit die Geister! Du glaubst so weng dran wie i ... des heißt, Vampir, die gibt's, da han i selber ein' kennt. Ja, lach du nur! Bal du dessell hättst derlebt als wie i, na tätst du auch nimmer lachn.

I hab's no nie kein verzählt, hab allerhand Ursach dazu; aber iatz schadt's niemand mehr, und druckn tut's mi scho lang, daß i diam amal drüber dischkrier mit ein, der wo si' versteht auf so Sachn.

Heut san's vierzg Jahr seit dera Nacht, wo mer die Gschicht da passiert is. Aber weißt, mir is alls no so gnau im Gedächtnis, wie wann's erst gestert wär gwen ...

I bin um dieselbige Zeit zur Aushilf gwen beim Reichsgrafn Lansky. 's letzt Jahr is 's gwen, bevor daß i außi bin kommen auf Höllbach. Der Graf selm hat d' Gicht ghabt und hat net gehn könnt auf d' Hahnfalz; na is statt seiner a Konsul kommen mitsamt seiner Frau. San a seltsams Gspann gwen die zwei, ganz a seltsams!

Er a kleiner, dicker, no net gar alt, aber hübsch verbraucht, weißt, und a Glatzn hat er ghabt a mordsgroße und scho so a müds Gsicht, wie wann eahm alls zwider wär gwen auf der Welt.

Sie größer wie er um an Kopf ... schlank wie a junge Lärch, aber do woltern fest. Blond is s' gwen und blaß, und blaue Ring unter die Augn hat s' der ghabt und a Gschau, scho so bsonders, wie i 's meiner Lebtag nimmer hab gsehn. Und ihre Augn ham allwei d' Farb gwechselt; bald san s' grau gwen, bald blau und na gar wieder grün wie a See. Und a Gsichtl dazu, grad schmal und jung und dabei do, wie wann alle siebn Todsündn hätten Hochzeit drin gmacht.

Gredt ham s' nix mitananander die zwei ... und ham do ganz gwiß no net lang mitsamm ghaust, scho der Frau ihre Jahr nach.

Sie is allwei voraus, daß i selm kaum hab Schritt haltn könnt, und er is uns nachghatscht schö stad. Er hat's a weng ghabt mitn Schnaufer, hat aber der Frau ihrn Pelzmantl auch no tragn und hat 'hn si net abnehmen lassn von mir, um kein Preis net. Wie a Muli is er der gangen, und sie grad wie nochmal a Gams. An Samtjanker hat s' tragn und Hosn aus Samt, und i hab mei Freud ghabt an ihr und hab s' gern voraus lassn. 's Steign is mer bei denselbign Anblick so viel leicht worn, grad nochmal so leicht als wie sonst.

Umgschaut hat sie si nie nach ihrn Mann; grad allweil auffi und abkürzt die Weg, wo's nur hat sein könnt. No, wie na der Konsul gar z'weit is hintn bliebn, han i zu ihr gsagt: Mir solltn do a weng wartn auf 'n Herrn, meinen S' net?

Da hat sie si umdreht, hat mer in d' Augn gschaut und hat gsagt: Hast vielleicht Furcht vor mir, Bursch, oder meinst wohl gar, er wär eifersüchti!?

Und glacht hats dazu, weißt, ja scho so spöttisch, daß i an brennrotn Kopf hab kriegt vor lauter Verdruß. Aber d' Antwort bin i ihr net schuldi bliben.

I fürcht überhaupts nix und niemand, und Sie scho glei gar net! daß Sie's grad wissn! han i gsagt.

Da hat s' wieder glacht, aber desmal ganz anders, mehr a so, weißt, wie wann ihr des taugt hätt . . . und na hat s' gsagt ganz verächtli: Die Hund, die wo belln, beißn net! Du bist auch net besser als wie mei Hassan! Damit weist s' auf an Schweißhund, der wo allwei hinter ihr her is gschlichn wie nochmal 's schlecht Gwissn.

Da muß i scho bittn; i bin kei Hund net, daß Sie's nur wissn! sag i ganz fuchti.

Alle Männer sind Hund! Und du willst a Ausnahm sei', grad du?! lacht s' und zeigt mer a Biß, des wo an Marder hätt Ehr gmacht.

Da is 's mer auf oamal ganz seltsam worn; an Zorn han i ghabt, scho so an Zorn, daß 's mer d' Red hat verschlagn, aber gfalln hats mer doch auch, woltern gfalln diesell Frau.

Soo muß mer euch Männer dressieren, siehst soo! fahrt s' fort nach a Weil, macht ihr Hundspeitschn los und haut eini damit auf ihrn Hassan, grad nur zum Gspaß; denn weißt, der Hascher der arm hat gar nix angstellt ghabt.

Soo, siehst so! sagt s' und schlagt in einer Tour zu auf 'n Hund. Der heult laut auf und windt si vor ihr am Bodn . . . da lacht s' wieder, setzt eahm ihrn Fuß auf 'n Bauch und tritt 'n Hund umanand wie net gscheidt.

Ja schama Sie Ihna gar net?! a Viech a so z'schindn?! fahr i auf, was hat er denn tan?!

Nix, Bursch, des is 's ja grad! lacht s' ganz verächtli, warum beißt

er denn net, der Tropf! Da beiß doch, Kanaille! beiß! sagt s' und streckt eahm ihr bloße Hand hin, und der arm Hund leckt ihr d' Finger zum Dank dafür, daß s' 'n verprügelt hat.

Derweil is der Konsul auch schö stad nachghatscht. Der kommt grad recht, denk mer i, der wird ihr iatz do an Marsch blasn . . .

Aber nix hat der Siemandl gsagt zu der Frau, gar nix! Grad gschaut hat er ganz eigens, wie wann er dem Schweißhund neidi wär gwen um die Prügl. I vergiß dessell Gschau meiner Lebtag net . . . gieri is 's gwen und do scheu, und grad gflackert ham seine Augn . . . aber net zorni, weißt, 's is überhaupts kei reine Flamm net gwen in dem seine Lichter.

Aber i bin do froh gwen um eahm; i hätt net mehr gwißt, was i redn sollt mit der Frau. Grad kocht hat mer inwendi alls, i weiß heut no net, is 's grad der Zorn gwen oder sonst no was anders.

Wie mer auffikommen ins Schutzhaus, flaggt si d' Frau auf d' Ofenbank hin und sagt zu ihrn Mann: Komm her, du darfst mer die Schuh ausziehn! und streckt eahm dabei ihre Gnagelten hin, die wo hübsch drecki san gwen.

Jatz will i aber do sehn, was er dazu sagt?! denk mer i . . .

Da kniet er scho nieder auch und macht si z'schaffen am Schuhzeug, und gern hat ers tan, des hat mer eahm ang'sehn . . .

Ach, laß! sagt d' Frau auf amal, wie wann s' grad hätt ham wolln, daß er kuscht hat vor ihr . . . des soll nur der Knecht da tun . . .

Mir is 's Blut in'n Kopf gschossn, wie die a so redt . . . Mer tut so an Dienst ja sonst gern, davon is kei Red net, und gar an schön Weib . . . aber daß mi diesell für an Knecht ghalten hat, des hat mi ganz narrisch gmacht . . .

Freili, gsagt han i nix; mei Herr Graf hat s' do amal eingladn, han i mer denkt, sei Gast is s', und a Frauenzimmer dazu, magst nix machn, mußt stad sein. Da streckt s' mer 'n Fuß scho hin auch und herrscht mi an: Wird's bald?!

I schau auf ihrn Mann, ob der d' Frau a so anrührn laß von an Fremdn — i tät so was net angehn lassn, i net . . . und da seh i wieder denselln seltsamen Blick, wie wann mer der Siemandl neidi wär auf des Geschäft . . .

Des is amal a Gspassiger, denk mer i, so ein han i no nie net gsehn, und zieh der Frau dabei d' Stiefel runter, ein nach n' andern.

Jetzt die Strümpf! Ich bin naß! sagt s', lehnt si recht kammod zruck und gähnt, wie wann s' Langweil hätt.

Da is mer a Gfühl durch 'n Leib grieselt, a ganz a eigens, und 's Herz hat mer gschlagn, wie wann i vor 'n stärkstn Hirsch gstand wär.

Wie i ihr den zweiten Strumpf abizieh, stemmt s' mer den nacketn Fuß gegn d' Brust . . . Ah! das wärmt gut! sagt s' und lacht ganz

leis und zwickt d' Augn halb zu. Da nimmt auf oamal der Mann ihrn nacketn Fuß und küßt 'hn voll Inbrunst, wie einer a Bildl küßt, des wo gweicht is. Mir aber is 's gwen, wie wann i lauter Feuer hätt inwendi ghabt. I bin dazumal dreiazwanzg Jahr gwen, weißt, da is so was kei Gspaß nimmer.

Na ham s' gessn die zwei ... Er net anders, wie unsereins auch, sie aber hat an Teller voll Muscheln vor ihr, die macht s' auf mit a Zang und saugt s' aus, grad wie a Marder die Eier.

Gel, des hast du auch noch nie gsehn, weil d' so gaffst wie a Schafl im Gwitter? lacht mi d' Frau an. Und allmal, bal s' glacht hat, is s' wieder anders worn; i kann der des net so beschreibn, weißt, unsereiner kann soviel Farn net machn.

Siehst?! sagst s', was ich da eß, des sind Tier; Austern heißt mer s'; die schluck i lebendig, und dann müssen s' sterbn in meim Magn drin ... Magst eine!?

Jatz bin i aber scho wirkli gwen wie a Salzsäul. Herrgott! die frißt d' Viecher lebendi, so was han i no nie net derlebt ... denk mer i.

Wär mer gnug, han i gsagt, bal die na inwendi 's beißn anfangen, naa!

Die beißn net, die sind zahm und feig wie der Hassan, wenn ich ihn prügle, feig wie Ihr alle! Du bist auch so, ja, hast auch nicht gebissen vorhin und hättst es doch so gern getan! haha! ... Aber, wann du nichts von mir magst, ich will von dir! Gib mal dein Schwarzbrot her! das hat Rass', das ist nicht so eklig und fad, wie das schwammige weiße! sagt s' und schaut dabei ihrn Mann a so an, wie wann diesell Red eahm goltn hätt ... Na nimmt s' mer mei Butterbrot aus der Hand, beißt davon ab, gibt mers z'ruck und sagt: Da ... jetz hast an Andenkn!

I hab net gleich gwußt, wie sie's gmeint hat; bis i na ihre Marderzahndln hab abdruckt gsehn in meim Brot. Da hats wieder glacht und hat gsagt: Schad, daß 's net lebendi is so a Brot, da wär's noch viel besser!

Z'erst han i mer denkt, bei der is 's net richti im Oberstübl; aber wie i die Augn hab gsehn, die wo s' dabei gmacht hat, da is mer a Licht aufgangen. Grad a so grausam hat s' gschaut wie vorher, wie s' ihrn Hund hat verprügelt. Des is kei Gheuerne net! han i denkt und bal s' auch net spinnt, gsund is die meiner Lebtag net. Der ihr Mann möcht i net sei', da wär mer Angst ...

— — — In der Fruh na san mer zu dritt fort auf 'n Hahnfalz.

Wann nur mei Frau schießt! hat der Siemandl allawei gsagt und hat si gschleppt mit ihrn Pelz, den wo die Frau do nie hat umglegt.

Aber no, der Hahn hat net mögn denselbign Tag ... Den andern Morgn um zwei san mer wieder auffi ... Der Siemandl hat's scho bald

nimmer dermacht, mitsamt dem, daß er denselln Pelz von der Frau nimmer tragn hat ... No, der Hahn hat halt wieder net pfalzt ... Kommt ja dieam vor, daß s' allsamt verschweign im ganzn Revier, du weißt net warum.

Ich hab's satt! hat der Konsul gseufzt und hat si glei niederglegt wie mer heim kommen san. D' Frau aber hat d' Lippn z'sammbissn und d' Stirn dazu grunzelt und hat zu mir gsagt: Jetzt muß er erst recht her, der Kerl! und wenn ich zehn Nächt drauf gehn müßt.

Alloa geh i net mit der, han i mer denkt; i hab scho gspürt, daß 's Rechte nimmer ghabt hat mit mir. Wann s' mi angschaut hat, is s' mer ganz damisch worn, wie wann i an starkn Wein trunken hätt. Und sie hat's bald auch gmerkt, wie's in mir ausgschaut hat, weißt. 's is a helle gwen, no und des ham ja überhaupts d' Weiber glei los, wann s' wo a Feuer ham glegt.

Du verschlafst mer gut auf dein Hahn! denk mer i, wie i mi niederleg denselbign Abend. Aber weißt, schlafn han i net könnt. Allwei hab i des Weib vor meiner gsehn mit ihrn seltsamen Gschau und hab ihr Lachen in die Ohrn ghabt und des scharf Riechwasser gschmeckt, des wo s' in ihrn Tüchl hat drin ghabt.

Umanand han i mi gworfn und kei Aug hab i zutun könnt, und heiß und schwer is s' mer inwendi gwen, wie wann i Blei hätt ghabt in die Adern.

Wie a Fieber is 's über mi kommen ... jaa! So hat s' mi verhext ghabt diesell in dene zwei Tag. I scham mi heut no, wann i dran z'ruckdenk; aber schön is 's do gwen, arg schön! ...

Aber weckn tu i s' net, han i mer allawei vorgsagt und hab do kein Blick net verwandt von der Uhr, ob's denn no net bald Zeit wär zum Weckn.

Da auf amal geht d' Kammertür auf ... d' Frau steht fix und fertig vor meiner und sagt: Auf, Bursch! Der Hahn muß fallen!

Aber Eahna Herr?! Soll i 'hn net weckn?! Mir zwei so alloa drauß im Holz ... des könnt sie na do 'leicht net schickn! han i gsagt wie im Traum und hab nur grad a so gwürgt an die Wort ...

Den laß nur schlafn, Bursch! Was sich schickt, weiß ich schon selber! Du hast zu folgen! Mach weiter jetz, marsch! gibt s' mer zur Antwort und geht aus der Hüttn.

Wie i s' einhol hinter'n Almgartn drauß, dreht sie si um und sagt: Gel, Walpurgis is heut?!

Ja wirkli! Da dran hätt i net denkt! sag i, und dabei hat's mi kalt überlaufn. Hast Angst vor mir, Bursch?! lacht d' Frau ganz spöttisch, ich hab gmeint, du scheust dich vor nix und vor niemand?!

Is auch a so! sag i ganz trotzi; aber gheuer is 's mer net gwen dabei.

No, Clas! sagt s' und schaut mi recht lieb an dabei, und der Mond scheint ihr voll auf ihr Gsichtl ... wie wär's na, wenn ich a Hex wär?!

Sell glaub i bald selm! sag i ganz heiser; weißt, daß s' mi beim Rufnam hat gnennt, des hat mi ganz und gar damisch gmacht.

Glaubst des?! lacht s', und ihr Stimm hat si anghört dabei wie a Züngglöckl ... No wann d' des glaubst, na weißt auch, daß d' Hexn reitn in der Walpurgisnacht. Ich will auch reitn, Clas! aber weißt, net auf an Besn, sondern auf dir!

Waas?! han i gsagt, waas wollen S'?! und hab mich hoch aufgricht't.

Reitn auf dir! sagt s' ganz harmlos, wie wann si des von selber verstünd ... Knie nieder, marsch! ich weiß ja doch, daß du's gern tust ... so ...

Da bin i wirkli scho hinkniet gwen auch ... i weiß heut no net, wie des zugangen is ... und sie hockt si rittlings auf mi, stoßt mer die Absätz in d' Seitn und sagt: Auf jetzt, Bursch!

Wie a Mondsüchtiger bin i gangen mit ihr aufn Buckl ... z'erst hab i s' überhaupts gar net gspürt, aber der Weg is weit gwen und schiach, und na is s' mer woltern schwer worn. Aber bal i a wengl verschnaufen hab wolln, na hat s' mi glei antriebn: Marsch, Bursch, nur flott, und hat mi in d' Seiten pufft mit die Gnageltn.

Auf amal sagt s': Halt! jetzt hör i 'n Hahn falzn! springt runter von mir wie a Katz und lust eini in d' Nacht. Er is no hübsch weit, fahrt s' fort, soo ... da hast jetzt dein Lohn ... Damit packt s' mi an beide Ohrn, zieht mi ganz nah herbei und beißt mi in d' Lippn, daß si alls dreht hat um mi ...

Soo Bursch! und jetzt bleibst du da, ich spring allein an! sagt s' und is weg.

I steh no ganz damisch und hätt gar net gwißt, ob i träum oder wach, wann mer 's Blut net wär abiglaufn ...

Da fallt a Schuß, der Hahn poltert abi und glei drauf hör i d' Stimm von der Frau: Daher Bursch, daher!

Wie i zuwikomm, schlagt der Hahn im Schnee umanand, d' Frau aber steht davor, klascht in d' Händ und schaut so grausam dabei, daß 's mer ganz anders is worn. Wie s' mi gwahr wird, ruft s': Apport! Bursch! hörst, apportiern sollst mer den Hahn!

Naa, des tu i net; i bin Eahna Hund net, daß Sie's grad wissn!

Na wart, Tropf! faucht s' wie a Katz und — schlagt mi mit ihrer Peitsch übers Gsicht ...

Da han i nimmer an mir haltn könnt ... Mir is 's gwen, wie wann mer all des inwendig Feuer wär rausgfahrn zum Kopf. Rot und blau is 's mer worn vor die Augn ... packt han i d' Frau, nieder-

gworfn in 'n Schnee und ... no ja — — — den hätt i sehn mögn, der wo 's mit dreiazwanzg Jahr anders hätt gmacht als wie i ...

Ganz narrisch bin i gwen ... sie is selm schuld dran! han i mer denkt, geht's iatz, wie's mag ...

Sie aber hat si net gwehrt, naa! grad allwei gstreichelt hat s' mi mit ihre klein kaltn Handerln und grad lieb tan mit mir und aufgseufzt dazwischn: Endlich amal a Mann, endlich!! — —

No weißt, mir hat des Schneid gmacht, bal sie a so redt; und im Abigehn han i gsagt: Was is 's na, schießn mer morgn nochmal an Hahn mitanander?!

Da hat s' mi angschaut, wie wann ihr graust hätt vor meiner, und Augn hat s' gmacht so feindli und kalt, wie wann s' mi durch und durchstechn wollt, und na hat s' gsagt ganz verächtli: Nein, Bursch! Scharzbort ißt man nur mal zur Abwechslung!! — — —"

Johann Nepomuk Sepp

Was ein Altbayer für eine Stärke hat



Der Präsident der anthropologischen Gesellschaft in Paris, Dr. Pruner-Bey, welcher sich am meisten mit Schädelmessungen abgab, behauptet: die Schädel der Altbayern seien in Europa die größten und gewiß auch die dicksten. Was Größe und Stärke betrifft, so stellt das Tölzergebiet verhältnismäßig in Bayern weitaus die meisten Leute mit sechs Fuß und darüber zum Kriegsheer, Titmoning $^1/_5$, Tegernsee, Traunstein und Berchtesgaden mit der Ramsau $^1/_4$, weniger dagegen das Landgericht Friedberg und Schrobenhausen auf 100 nur drei bis vier Mann zu 6 Fuß.

Mancher Bauernschädel mit seinen Narben predigt noch hie und da in einem Totenkerker von den Schlachten, die der Mann im Frieden und im Kriege geschlagen, oder von den Heldentaten, die an ihm ausgeübt wurden. Wenn auf einem Fotz- oder Schlagring das Bildnis des heiligen Antonius ausgeprägt ist, so schadet der Schlag nicht.

Der Griesmann von Wezel beim „abbrennten Kreuz" hatte 1850 einen Sohn Seppel bei den Kürassieren in München, dem kein Panzer groß genug war, so gewaltig war sein Brustkasten. Der Mann hatte seinesgleichen an den Helden von Morgarten, deren Waffenrüstungen keiner von dem lebenden Geschlechte ausfüllt oder zu tragen vermag. Es gibt in der Längrißer Pfarr Bauern, deren Ahnen nachweisbar seit achthundert Jahren auf dem Hofe sitzen, so der Klaffenbacher, und in ihren Adern fließt das bajuarische Blut am reinsten, sie sind der echte Geburtsadel seit der Einwanderung und sie behalten auch die alte Kraft.

Im Schlierseerwinkel, wie der Vater oft erzählte, hat damals ein Mann gelebt von einer gewaltigen Stärke. Einen Rücken hat er gehabt, du meinst wie ein Elefant, und Hände von einer Breite, daß es zum Verstummen gewesen ist, wie der Wirt von Marbach, den ich selber noch gekannt habe. In seinen Soldatenjahren hat der einmal draußen bei Memmingen Wache stehen müssen, wie die Leute gerade alle in die Kirche gegangen sind. Da kamen die Franzosen herangeschlichen in der Meinung, es brauche nichts, als den Posten aufheben.

Es waren ihrer sieben Mann, und wie sie ihm näher rücken, geben sie Feuer, gleich drei nacheinander.

Der Bayer aber ist auf den ersten Schuß hinter eine Eiche ge-

sprungen, da hat er herfürgezielt, und aber seinen Mann nicht gefehlt. Nachher ladet er erst noch einmal und schießt. Die Franzosen im Gedanken wahrscheinlich, es möchten die Leute in der Kirche von dem Schießen aufmährig worden sein, wollen sich aus dem Staube machen; unser Landsmann aber kehrt seinen Stutzen um, und springt mit gewaltigen Sätzen ihnen nach und erschlägt sie auch richtig einen nach dem andern, weil sie gerade durch ein Moos über einen Steg retirierten, wo nur einer vorankommen konnte. Und von den sieben ist, bis die Leute aus der Kirche kamen, keiner mehr am Leben gewesen.

Wie der König Max davon gehört hat, hat er ihm erlaubt, sich eine Gnade auszubitten.

Der bittet, daß er vom Militär frei werden möchte. Da hat aber der König gesagt: „Ich bin selber Soldat. Solche Leute, wie du, könnt' ich mehr brauchen. Ich darf dich nicht freigeben, dies wäre gefehlt."

Später einmal hat derselbe in Miesbach beim Kutscherwirt eine ganze Stube voll Raufer ausgetrieben, indem er einfach ein Tischel von der Wand riß, einen Strohriegel und die Platte auf den Kopf, dann das Tischbein in der Linken von einem andern Tisch um sich geschlagen hat, während die Schläge, die es auf ihn hagelte, ihn nicht trafen. Freilich ist ein Mann bei dieser Gelegenheit tot geblieben.

In der Kaiserklause ist es von jeher üblich gewesen, daß die Bayern und Tiroler einander zulieb gereist sind, sich in der Kraft zu messen, wer der Stärkste sei. „Zuerst gehen die Burschen in die Messe, und nachher geht's Raufen an," das war so herkömmlich. Der Brigadier, der es hindern wollte, mußte selber zuvöderst zum Opfer gehen; einem andern, der zu hitzig über die Buben her war, brachen sie den Säbel entzwei, und er mußte ihnen kniefällig Abbitte leisten.

Beim Häckeln, wer hinzieht, hat sich mancher schon den Finger verstaucht; bei jenem Raufen ging es aber zu, als wollten die Ringer einander die Rippen brechen. Geordneter sind vielleicht die schweizerischen Schwingfeste. Bei uns ist die Auswahl unter den Söhnen zum Ringkampf mit dem Riesenstarken geschichtlich, in der Urschweiz taucht sie bereits als Sage auf. Berserkerwut oder der den Römern sprichwörtliche furor teutonicus (bar sark, d. i. Raufer, „Wüten ohne Rock"), scheint wenigstens noch den Oberländern einzuwohnen, soweit der Heldenspruch geht, wie besonders in der bayerischen Zell: „Heut' ist's lustig, heut muß noch einer hin wer'n."

So weit kommt es doch nicht, aber das ganze Kraftgefühl sprudelt der Bursche in dem Schnaderhüpfel aus:

Wennst amal raffa magst,
därfst es nur sagn:
ziahg ih mein Janker aus,
nimm dih beim Kragn.

A frischer Bua bin ih,
hon d' Federn aufgsteckt,
jetz mach mih nit wini,
sunst bist scho derschreckt.

Im Raufen hat sich besonders der Kammerloher von Kammerloh von der Kaiserklausen her einen Namen gemacht. Als nach dem ersten Tirolerkrieg König Max sich gerne in Tegernsee aufgehalten, ist ihm auch in den Sinn gekommen, ein Wettringen zu geben, und er hat eine Einladung ins Tirol erlassen, sie sollten ihren stärksten Mann herausschicken. Aber in Gegenwart der hohen Herrschaften ist der langbeinige Tiroler auf den Boden hingelegen, als wenn er gar nie gerad gestanden wäre. Nicht umsonst ist in der Gegend der Schlagring daheim, womit man fast einen Ochsen niederschlagen könnte. Bei meinem Heranwachsen hat man's gar nicht anders gewußt, als daß alle Sonn- und Feiertage gerauft wurde, und die steinernen Maßkrüge hätten an deu Hirnschädeln entzwei gehen mögen.

Namentlich haben sich die drei Kammerlocher Buben hervorgetan und sind wie die Alten ordentlich aufs Raufen gereist.

Der Alte hat einmal gehört, daß in München drinnen ein überaus starker Wirt sei, der sich wenigstens mit seiner Stärke „progle"; reiste er also hinein und stellt ihm vor: ich hab' drei Söhn', der eine ist so viel, der andere so, der dritte so alt, da kannst du dir itzt einen herauswählen. Wie sich aber der Wirt lang bedenkt, sagt der sechzigjährige Kammerlocher: wenn du dich lang besinnst, so mein' ich, probier es gleich lieber ich noch, und hat ihn auch richtig geworfen.

Der Landrichter von Miesbach hat mit den Raufern einen harten Stand, aber auch seine stille Freude gehabt. Sein Aktuar verliest einmal vom Fenster aus das Urtel auf Schläge. Da ruft der alte Vater: Buben, wollt's kammerlocherisch sey, schlagen lassen wir uns nit. Na! schlagen lassen wir uns nit, schreien die Drei aus Leibeskräften. Will aber doch sehen, ob's im Protokoll so drinnen steht, spricht der Jüngere und springt die Stiegen hinauf, daß der Aktuar sich kaum noch einschließen konnte.

Der Gerichtsvorstand hielt selber auf Land und Leute und mußte, um mit dem Volk sich nicht zu überwerfen, zu den Kraftproben oft ein Auge zudrücken. Als aber Anfang der Dreißigerjahre die Verfolgung gegen die Haberfeldtreiber losging, ist auch der letzte Kammerloher zugekommen. In München hat man jeden starken Burschen auf der Straße angehalten in der Meinung, er wäre es, und viele Leute trauten sich gar nicht mehr aus dem Hause. Wie man so auf ihn fahndete, kehrte er abseits der Straße am Reutberg zu, aber der Wirt von Piesenkam, der unter den Gästen saß, sticht es dem Gendarmen, welcher ihm sogleich den Weg abgeht und durch einen heimtückischen Hieb über's Knie ihn

zum Krüppel machte. Für den Todesfall gab der alte Kammerlocher seinen Söhnen die gute Lehre: Wenn ihr halt in's Fegfeuer kommt, so leidet auch gutwillig, was andere leiden, damit es nachher nit heißt: Die Kammerlocher sind so wehleidig und können nichts aushalten. Im Allgäu beschränkt sich das Raufen auf Ringen und Hosenlupfen. Geh in's Bayern zum Stechen! heißt es, wenn ein Fremder das Messer ziehen will.

Im Isarwinkel ist noch vom starken Lambrechtbua von Hohenwies die Rede, wie er Eisenstangen brach und ihm nichts widerstand. Ein Probestück seiner Riesenkraft lieferte er, als einmal ein Mittenwalderfloß auffuhr und die sechs Löder ihn nicht von der Stelle brachten. Sie schickten also zum Lambrecht um Rosse, der Alte aber meinte: ich laß gleich mein Buben gehen. Und richtig hob und schob er allein den ganzen Floß mit seiner Ladung ins Wasser.

Ich kannte den Müller Vogl von St. Georgen bei Dießen, der drei Schäffel Waizen zu tragen stark genug ist, eines auf der Schulter, eines je unter dem rechten und linken Arm. Sein Bruder ist noch stärker und hat einmal mit einem Stier gerungen, und da keiner nachgab, mußte man den Stier erschießen.

Die Tochter vom Loderer in der Ramsau, dabei ein sauberes Mädel, war so stark, daß sie einen drei Zentner schweren Schäffelsack Getreide im festen Schritt vom Wagen auf die Tenne getragen hat. Im Hexenlandel sind als Hauptrobler berühmt die Raggen von Scharnitz (der Fuchs und der Franzl), die Kathler von Gerold, von Krin und Walgau der Beckle und Scheckenwastel. Riesenstämmig zum Ringkampf und dabei bildschön. Vor Zeiten ließ man förmliche Ladschreiben zum Roblertag beim Dachsen in Mittenwald ausgehen nach Tirol hinein. Als 1866 der unglückliche deutsche Krieg ausbrach, protestierten die wackeren Rekruten des Gerichtes Rosenheim gegen die körperliche Untersuchung und erklärten, sie alle seien kriegstüchtig und wollten sich ins Feld stellen. Lustiger ist es schon, daß die Altbayern in Zukunft an den Franzosen ihre Kraft probieren können. So hat in der Schlacht bei Weißenburg (August 1870) ein Altbayer aus den französischen Reihen mit germanischer Kraft einen afrikanischen Wildling herausgeholt und seinem Hauptmann gebracht mit dem Rufe: Herr Hauptmann, hab'n S' schon an Turko g'sehn? Nicht minder spricht sich dies Kraftbewußtsein in Worten aus, wenn ein bayerischer Soldat nach der Schlacht bei Wörth zum Kronprinzen von Preußen sagte: Aber Sie wenn unser Anführer gewesen wären Anno 1866, nachher hätten wir Bayern denen Preussen weiter nit heimg'leucht.

Als der französische Minister Thiers 1840 die Deutschen mit Krieg überziehen wollte, kam ihr stärkster Ringer gleichsam zur Probe ihrer Überlegenheit über den Rhein, ein Mann von herkulischer Gestalt, um sich in Kassel, Berlin, Dresden und andern Hauptstädten mit den stärksten

Deutschen zu messen, und er überwand allenthalben: der Schrecken wandelte vor ihm her. So gelangte er schließlich nach München, schrieb sich Jean Dupuis aus und setzte einen Preis von nahe tausend Gulden aus, wenn ein Stärkerer auftrete als er. Der Schimpf brachte alle stämmigen Bursche auf, der Fechtmeister Gruber gab einigen Unterricht, und so sollte auf der ersten Schaubühne des Landes das Ringen vor sich gehen. Kopf stand an Kopf, es galt eine Ehrensache für das ganze Volk.

Der Vorhang rollt auf, der Sieger in so vielen Kämpfen steht da: für einen antiken Heros gebaut, den Oberkörper weit vorgestreckt, einen Gürtel um die Hüfte, und nur an den Armen zu fassen. Der erste, der Angesichts all der Tausende zum ungewohnten Wettkampf ihm entgegentritt, ist ein junger Metzgerbursche, Johann Ebner, nicht groß von Statur, aber untersetzt. Solch eine Pause muß im römischen Amphitheater bei Gladiatorenkämpfen oder Thierhetzen eingetreten sein, wo die Gegner sich erst mit den Augen maßen, Löwen und Tiger umeinander herumgingen, um eine schwache Seite ausfindlich zu machen und dann zu Sprung oder Angriff überzugehen. Alles blickte stumm in die Szene, den Zuschauern pochte das Herz: da begannen sich beide, der Bayer und der Franzos, an den Händen zu fassen, hin und her zu schieben, ein Stoß, ein Ansturm, ungeheure Muskelkraft wurde von beiden Seiten aufgeboten. Der verwöhnte Sieger hatte sich den Kampf wohl leichter vorgestellt. Das Volk atmete hoffnungsvoll auf, Zornwut schien den jungen Menschen zu erfassen, dem sein Widersacher am kolossalen Körper überlegen war — auf einmal stürzte der Franzose aufs Knie. Ein Beifallsklatschen begann, aber ohne Übung, übersah der sehnige Junge den Vorteil, den Franzmann zu drehen, und wurde nun, seinerseits überrascht, zu Boden gelegt. In diesem Augenblick fühlte jeder sich an seiner nationalen Ehre gepackt. Wie! eine Niederlage? unmöglich.

Schon stand der Rächer dem triumphierenden Welschen gegenüber: Simon Maisinger, Bierfahrer des Faberbräu, und das will etwas sagen, die englischen und amerikanischen Boxer pflegen auch ihr Quantum zu trinken, und der Pschorrbräu erwartete, daß jeder Mann, den er zum Geschäfte brauchte, seine fünfzehn, wo nicht dreißig Maß täglich schlucke. So einer ist imstande, die Eimerfässer ohne Leiter durch alleinige Kraft der Arme vom Wagen zu heben. Der Mann, der sich alsbald mit Riesenkraft auf den Franzosen warf, war um einen halben Fuß größer als sein Vorgänger, knochenstark, eine robuste Statur. Er hatte während des Ringens der beiden die Stärke, aber auch die Schwäche dem welschen Feinde abgelauscht, welche im Unterkörper und Fußgestell bestand. Ihm galt es, diesen Antäus zu entwurzeln, und kaum gehoben, mußte er fallen. Man muß es gesehen haben, mit welcher Berserkerwut dieser Altbayer sich an den übermütigen Welschen machte, treu seinem im letzten Augenblicke gegebenen Worte: Fallen muß er um jeden Preis! Wie

ein Bär schlug er seine Pranken ihm an die Ellenbogen, die Aufregung der Zuschauer war furchtbar, alle hoben sich von ihren Sitzen, als ob es Ehre und Leben jedes einzelnen gelte. Auf dem Schlachtfelde könnte die Spannung nicht höher steigen. Sollten beide sich erwürgen? Mann an Mann waren sie festgeklammert, nur stahlfeste Knochen ertrugen solchen Druck. Unversehens faßte der Bayer seinen Gegner und nun war es um diesen geschehen: augenblicklich war er zu Boden geschmettert, und der Sieger stemmte sein Knie ihm auf den Leib. Hab ich dich jetzt, du Lauser! soll er dabei gerufen haben; aber das Haus erbebte vor Sturm, als hätten die Deutschen eine Schlacht über die Franzosen gewonnen, so war die Entscheidung. Kaum aus dem Theater, so hörte man schon trillern:

Mag einer rebellen, wie er will,
Doch kommt er nach Bayern, so sei er still!

Des anderen Tages war die halbe Stadt in Bewegung, den Sieger zu ehren; der beschämte Franzose wollte der Pflicht, den Wettpreis zu zahlen, sich entziehen, wurde aber gerichtlich dazu verurteilt. Man verstieg sich soweit, den Bramarbus für einen Sendling Thiers zu halten. Maisinger ging darauf selber als Athlet auf Reisen, und einen seiner Kameraden sah man im Frohsinntheater in München zehn Zentner Eisen tragen. Die Kraftprobe wiederholte 1852 der Metzger Waitzenböck im Zirkus der Jakobidult ebenfalls mit einem Franzosen, dem fortan die Lust verging, auf seine Stärke zu pochen.

Heute sollte es noch so ein französischer Goliath wagen, vor den Deutschen mit überlegener Körperkraft zu prahlen. Kein einzelner Soldat würde im Felde vor zwei Franzosen erschrecken. Unsere Zeit, wo die Deutschen sich wieder zur vorherrschenden Nation in Europa aufgeschwungen haben, steht wahrhaftig an Mannestüchtigkeit hinter früheren nicht zurück. Wettringen, Wettfahrten, alle Proben von Tatkraft wiederholen sich. So spielte das Stück, welches Alexander der Große einst mit dem Buzentaur aufgeführt hatte, jüngst in Landshut. Der Stadtbürger Ganselmaier hatte einen jungen, prachtvollen Hengst, welcher keinen Reiter auf seinen Rücken ließ. Es galt zum guten Maianfang 1873 eine Wette. Das Tier im Werte von dreiundfünfzig Louisdor sollte der geschenkt bekommen, welcher sich hinaufschwinge und oben behaupte, aber wehe ihm, wenn er von dem unbändigen Wildling abgeworfen wurde. Da trat Bürgermeister Rieder von Ergoldsbach auf, bot siebenhundert Gulden als Gegenwette, schwang sich in den Sattel, und mit ungeheurem Kraftaufwand und Aufgebot aller Reitkünste wurde er des Hengstes Meister und ritt ihn als gewonnenen Preis nach Hause.

In Ottering bei Dingolfing hat der Dorfwirt gegenwärtig einen vierthalbjährigen Buben, welcher, wie das Straubinger Tageblatt 3. Mai 1873 schreibt, seit ungefähr einem Jahr ins Unförmliche sich entwickelt.

Dies Kind wiegt genau 103 Pfund, ißt dabei wie ein Drescher, trinkt jeden Tag ein paar Maß Bier, der dicke Mordskerl raucht, und in seinem Gesicht fängt ein Bart zu sprossen an, daß der Arzt neulich erklärte, wenn das so fortgehe, werde der Junge in sieben Jahren vollständig entwickelt sein. Den Vorschlag, das außerordentliche Kind zur Wiener Weltausstellung zu schicken, wiesen die Eltern entrüstet zurück. Der verdient schon den Namen: ein bayerischer Bub, und somit schien für starken Nachwuchs gesorgt, wenn der Junge nicht am eigenen Fette erstickt wäre.

Um aber auch anderen Deutschen die Ehre zu lassen, erzählen wir gerne, wie am 12. Februar 1874 sich die fünf stärksten Männer aus Frankreich zum Ringen im Zirkus Salamonski zu Berlin einstellten, aber ihre Meister fanden; der erste Athlet wurde von einem ungewöhnlich sehnigen Manne namens Loys, der zweite von einem Steinträger und zwar nach fünfmaligem herkulischem Ringkampfe zu Boden gestreckt.

Du bist der Besten Eine!


Dô ich dich loben hôrte,
dô het ich dich gerne erkant.
durch dine tugende manige
fuor ich ie welnde, unz ich dich vant.
daz ich dich nu gesehen hân,
daz enwirret dir niet.
er is vil wol getiuret,
den du wilt, frouwe, haben liep.
du bist der besten eine,
des mouz man dir von schulden jehen.
so wol den dînen ougen!
diu kunnen swen si wollen
an vil güetlîchen sehen.

Josef Spitzenberger

Die sorgfältige Mutter


isette, meine Tochter, auf den Tanz,
Allein — bey eitler Nacht! —
Was denken Sie, mein Herr!
Nein! Nein! die Nacht ist nicht der Mädchen Freund!
Wie würde sich Frau Orgon ärgern,
Die fromme Nachbarinn!
Ihr loses Maul — wer kennt es nicht?
Herr Damis!
Gute Nacht!
Lisette bleibt zu Haus!" —

Die Schöne, die des Tanzes Freuden liebet,
Erblaßt, verstummt und grämet sich.
Herr Damis stutzt; beschämt greift er schnell nach der Türe.

„Sie wollen gehn? —
Sie schmollen gar? —
O bleiben Sie! —
Sie sind im Zorne doch ein bischen gar zu rasch!
Mein Herr! mir fällt was bey! —
Die Töchter zu bewachen,
Ist frommer Mütter Pflicht.
Ein Tanz
(noch regt mein Fuß sich leicht:
Frau Orgon ärgre sich zu todt! — Ich komme mit!)
Ein Tanz in Ehren schadet nicht!"

Ludwig Steub

Die Trompete in Es

Oberbayerische Dorfgeschichte

1848

Der Bauernmaler Johannes Duldenhofer zu Grünau schreibt an den Herrn Lorenz Rehböckel, Forstwart zu Markwartstein. Im Juli 1848:



ein liebster Freund, Laurentius! der bist Du auf dieser schnöden Welt, und darum erzähle ich Dir jetzt brieflich eine Geschichte. In einem Dorfe sind wir geboren, ein Pfarrer hat uns getauft, und miteinander sind wir jung gewesen. Ich wollte freilich, wir hätten's ums Verkennen weiter gebracht — wer weiß, ob wir einander nicht hätten helfen können? Ja, lieber Freund, wäre mir zur rechten Zeit nur auch so ein Wohltäter aufgestanden, wie man öfter in den Geschichtenbüchern liest und hätte mir etliche hundert Gulden anvertraut! Dann wäre ich nach München und hätte die Malerei ordentlich gelernt, und dann dürfte ich vielleicht jetzt auch die berühmten Gemälder in die Kirche malen in der Stadt und wäre ein anderes Mannsbild! So aber schaut kein Mensch auf mich und muß zufrieden sein, wenn es genug Hochzeitskästen anzustreichen gibt und Totenkreuze zu malen. Hat mir's doch der alte Forstmeister versprochen, wenn sein Sohn einmal ausstudiert hätte, und der Pfarrer von Wildenau, wenn er eine bessere Pfarrei bekommt, und der untere Wirt selig, wenn der Weizen fünfzig Gulden kostet — aber, mein Gott! die sind alle lieber gestorben, als daß sie mir geholfen hätten.

Übrigens wäre ich beinahe eingesperrt worden, wenn nicht die Regierung dazugekommen und mein Schutzengel gewesen wäre. Ja, lieber Freund, ich wäre fast ins Unglück gestürzt, aber unschuldigerweise; der Vikar dagegen, der hat's mit Fleiß getan, und der hätte eigentlich die Verantwortung, wenn ich nach Amerika gegangen wäre.

Des ganzen Unfriedens Ursache und Wurzel ist aber eine Trompete, die alte Trompete in Es, die mir der Hofinstrumentenmacher Michael Süßlein schon vor Jahren als Ehrengeschenk und Andenken übergeben hat. Nicht wahr, lieber Lorenz, Du erinnerst Dich noch an dieses ausbündige Instrument, und was für ein wundersamer Ton herausging, wenn es an hohen Feiertagen beim Gloria erklang! Der Lenzenhiesel

sagt noch heutzutage, erst wie ich diese Trompete in Es vom Chore herab so andächtig geblasen habe, ist's ihm bei seiner Kopulation ganz deutlich geworden und gleichsam innerlich aufgegangen, was der Ehstand für ein heiliges Sakrament ist. Und bei den Tanzmusiken will ich gar nicht sagen, wie gern man sie da gehört hat.

Indessen muß ich Dir, damit Du besser weißt, woran du bist, gleichwohl auch schreiben, daß wir allhier schon vor etlichen Jahren eine musikalische Gesellschaft gestiftet haben, und der Schulmeister hat's in die Statuten gar fein hineingesetzt, daß dieselbe mit redlichem Fleiße bestrebt ist, sich in der schönen Kunst der Töne zu üben und gegenseitig zu fördern, sowohl zu würdiger Belebung des Gottesdienstes als auch zu veredelnder Erholung in den freien Stunden der Woche. Die Gesellschaft kommt alle Monate drei- oder viermal zusammen, und man nennt sie gewöhnlich den Cäcilienverein. So kam es denn, daß die alte Trompete in Es bald an weltlichen Orten zu hören war, bald auch wieder vom Chore herab in der Kirche. In den letzten Zeiten aber war sie fast ausschließlich dem Dienste der Kirche geweiht und ruhte, wenn nicht geblasen wurde, ganz unbenutzt in einem Schranke des Chors.

Nun, lieber Freund, bis jetzt kannst Du freilich noch nicht merken, wo das Unglück herkommen soll, aber wie gesagt, ich schreib Dirs schon, und zwar gleich.

Ich hoffe, Du denkst ihn noch, den sogenannten Lehrernazi, den Sohn des vorigen Schulmeisters, der zu seiner Zeit auf den Grünauer Wiesen mit uns herumgelaufen und ein einfacher Knabe gewesen ist, wie wir auch, ein Waisenkind, das bei dem alten Wirte Unterschlupf und Erziehung gefunden hat. Später kam er zum Studi, wie man zu sagen pflegt, und es soll ihm dabei nicht übel gegangen sein. Wir haben ihn ja nachher noch öfter hier gesehen, bis er zuletzt nicht mehr erschien, weil er Kooperator im Unterland geworden war. Ja, richtig, einmal war er doch wieder da, als er schon die Tonsur überstanden hatte, und da wurden wir erst die besten Freunde und hatten manche scherzhafte Geschichten mit den Mädchen, unsern ehemaligen Schulkamerädinnen, die mittlerweile auch groß geworden waren. Nun, dieselbigen Geschichten haben nicht viel bedeutet, aber um des Heubauern Lisi war unser Trachten gleichwohl etwas ernsthafter und ehe der halbgeweihte Lehrernazi wieder heimgekommen, hat sie eigentlich für meine Herzallerliebste gegolten. Auch stand ich eines Tages oder vielmehr Abends, genau genommen war es jedoch gegen Mitternacht — da stand ich draußen einen Büchsenschuß vom Dorf an ihrem Hofe — der Mond schien so hell, und die Apfelbäume blühten, und der Bach rauschte daneben — innerhalb schlief das Liserl, und durch das offene Fenster hörte man ganz leise den Zug ihres Atems — ach, wenn sichs für unsereinen schickte, ich würde sagen, daß ich ganz poetisch gestimmt war, bis auf

einmal um das Haus der Lehrernazi kommt und wie er mich sieht ganz weinerlich und schmerzhaft sagt: „Ach Gott! Und hier muß ich dich wieder finden, lieber Hansi, wo du doch weißt, daß ich mich zum geistlichen Stande bestimmt habe, und daß mir die Freuden dieses Lebens bald alle versagt sein werden, und heute abend, wo ich von dem Liserl habe einen unschuldigen Abschied nehmen wollen auf ewig, da bist du da! Ach, wie weh mir das tut, das kann ich dir gar nicht sagen." „Nun," sagte ich, „hätte ich gewußt, daß dies dein Gang ist um diese Zeit, so wäre ich etwa auch gar nicht hergekommen." „Ach," sagt der Nazi, „du mußt nichts Übles denken, aber wenn du's heute über dich bringen könntest, mein geliebter Jugendfreund, so würde ich dirs meiner Lebtag nicht vergessen!" Dabei nahm er mich bei der Hand, und ich bin ganz irre geworden, und so sag ich: „Ja, wenn du meinst, du bist dem Liserl so viel lieber als ich, so gehe ich heim und laß dich hier in Gottesnamen."

Derweil aber hat das Liserl das Gespräch gehört und wispert: „Wenn ihr meint, auf euch allein kommts an —" und schlägt das Fenster zu und heiratet bald darauf aus Verdruß den Tannenbauernsohn von Hirschenberg, was ich ihr nicht habe verwehren können, aber lange Zeit sehr bedauert habe. So habe ich ihm damals mein ganzes Lebensglück geopfert, aber nicht für immer, da ich dasselbe, wie ich nicht anders sagen kann, bei meiner gegenwärtigen Frau und Gattin, welche sich dir als unbekannt empfehlen läßt, doch noch richtig gefunden habe.

Jetzt fällts mir aber auf einmal ein, wie lange ich Dir schon nicht mehr geschrieben haben muß, denn von meiner Hochzeit weißt Du noch gar nichts, und da fang ich also jetzt gleich an. Das weißt Du aber schon, daß ich früher immer ledig war bis ins siebenundzwanzigste Jahr meines Lebens, und an einem schönen Sonntag gerad vor Pfingsten nach der Kirche, wie ich da so sitz und ausruh, schaut auf einmal zu meinem Fenster ein fremdes Mädel herein — schier als wenn eine junge Rose aus dem Garten in meine Stube wachsen wollte, so schlank und frisch, so weiß und rot.

„Ich bin die Bauerntochter von Lindenberg," sagte sie, „und vor vier Wochen ist der Vater gestorben, Thaddäus Brandner, und der Bruder laßt dir sagen, du sollst eine schöne Tafel malen auf sein Grab, so groß wie die für den Wirt von Wildenau, die du voriges Jahr gemalt hast, und kosten darf sie auch so viel." „Und wie soll sie denn aussehen?" frag ich. „So?" sagt sie, „das wirst du wohl selber wissen, wenn du ein Maler bist, und wie du's machst, so ist's recht." „Eine Weisung muß ich aber doch haben," sag ich, „und wenn sie noch so gering ist." „Ich wüßte schon," sagt das Mädel und wird ein bissel rot, „ich wüßte schon, wie ich mein'; ich hab mir's selber ein wenig ausdenkt, wie ich daher gegangen bin, aber lachen darfst du nicht!" Und dabei

schlagt sie die Augen nieder und fangt zu zeichnen an mit dem Finger auf dem Fenstersimsen und sagt: „Oben hinauf in den Himmel malst den heiligen Thaddäus — der muß aber gut getroffen sein! —, und den Vater sieht man, wie er in den Himmel kommt, halber noch in den Wolken und gibt dem heiligen Thaddäus die Hand. Der Vater aber muß ganz freudig aussehen und unverzagt, nicht als wenn er aus Gnade in den Himmel käme, sondern weil er's verdient hat. Und der Vater hat lange weiße Haare und ein rotfarbiges Gesicht und bissel eine bucklichte Nase. Und drunter malst die Wolken hin, goldfarbig und weiß durcheinander, recht licht, und den Himmel ganz blau. Und unter den Himmel malst das Gebirg, daß man recht weit hineinschaut in die Täler, und daß man die Almhütten sieht von fern, und obenauf den Schnee und unterhalb den Wald. Und die Berg gehen rechter Hand und linker Hand weit voran, und auf der einen Seite, auf der Höhe, malst unsern Hof zu Lindenberg mit den drei Linden und auf der andern die heilige Eich, die Wallfahrt. Und zwischen das Gebirg malst eine Gegend, wo der Bach rinnt, und die Erlenbäum und die Buchen und die Haselstauden und etliche Bauernhäuser, und im Land drin sieht man die Kirchentürm, den runden, das ist der von Wildenau. Und ganz vorn malst ein Feldkreuz hin, ein großes, wie eines steht, wo man von Lindenberg geht nach Wildenau, und einen blühenden Busch von Rosen, den haben wir selbst gesetzt. Und vor dem Feldkreuz malst eine Betbank, wo wir oft knien, der Bruder und ich, wenn ein schöner Abend ist, und miteinander beten und ins Land herunter schauen. Und auf die Betbank malst uns alle zwei, im Feiertagsgewand, und dann ist's fertig."

Auf diese Manier hat mir das Mädel die Beschreibung angegeben, und wer's nicht gesehen hat, der glaubt's sein Leben nicht, wie lieb das gewesen ist. Und sie ist ganz warm worden vor lauter Eifer und hat nicht aufgeschaut; zuletzt aber, wie sie fertig ist und mich ansieht, schrickt sie zusammen und wird überrot, wie wenn sie nicht mehr wüßte, daß ihr jemand zuhört. Mir ist aber auch ganz anders worden bei der Geschichte, und wenn ich jetzt daran denke, denk ich mir oft, wenn ich sie doch noch einmal erleben könnte, die kurze Zeit, wo das Mädel mit dem Zeigfinger auf dem Simsen ihren Gedanken so nachgegangen ist und so für sich gesprochen hat, so sittsam und so zierlich.

So schauen wir einander an, bissel verwirrt, bis ich zuletzt sag: „So gute Weisung hab ich nicht leicht noch gehabt, und ich sag wahrhaftig Dank dafür. Aber gehst denn nicht ein wenig herein und tust ausrasten?" „Ach," sagt sie, „es könnte dem Bruder nicht recht sein. Jetzt mal du nur fleißig, und ich komme schon wieder." So lauft sie fort über die Wiese in den Wald hinein und den Berg hinauf. Bin doch öfter am Hof zu Lindenberg vorbeigegangen, hab nie gedacht, daß ein solches Mädel drinnen ist. Aber freilich hübsch weit ist's schon, und

die Leute von den Berghöfen gehören nach Erlbach in die Pfarrei, kommen auch selten herab in unser Wirtshaus.

Ich fang also zu malen an und hat mich nie etwas so gefreut und ist mir auch alle Tage vorgekommen, als gings noch besser als vorher. Und wie es fertig war, Du hättest gewiß den größten Gefallen daran gehabt, lieber Lenzel, schon an dem heiligen Thaddäus und an dem alten Lindenberger, aber noch viel mehr, wie ich den Bruder und die Schwester hingemalt, insbesondere aber das Mädel mit ihrem grünen Spitzhut und mit dem schwarzen Mieder und dem weißen Schürzel. Und selbst das Gesicht habe ich ganz gut getroffen; es hat ausgesehen wie eine Apfelblüte.

Und eines Tages nicht lang darnach kommen der Bruder und die Schwester das Bild anzuschauen, und waren voller Freude, weil es ihnen überaus gefallen hat. Der Bruder hat auch alles nacheinander rechtschaffen hergelobt und hat die Kirchentürme und die ganze Gegend und die Bauernhäuser und die Almhütten nennen können, das Mädel aber hat wenig gesprochen, außer mit den Augen, die waren aber voll Lob und Preis; denn wirklich war jedes Wort und jedes Wörtl von ihr hineingemalt in das Bild. „Nur die Burgel, mein ich," sagt der Bruder, „ist zu schön ausgefallen." „Da kann ich nicht helfen," sag ich, „sie ist mir halt so vorgekommen." Da hat er gelacht, und sie ist ganz rot geworden.

Item der Schmied von Erlbach macht das Kreuz zu der Tafel, und alles miteinander wird auf den Kirchhof gestellt und auf das Grab. Und dort steht's noch, und wenn Du einmal hinkommst, so wirst du's finden. Wer aber noch eine rechte Freude empfunden hat, das waren die Bauern von Erlbach, die den alten Lindenberger alle gern gehabt haben, und noch jetzt, wenn mir einer begegnet aus der Gemeinde, so lobt er die schöne Grabtafel.

Aber bald darauf kommt der Bruder wieder und sagt: „Wer weiß, was aus der Tafel wird auf dem Kirchhof im Regen und im Schnee. Ich ließe mir das Bild gern auf eine Leinwand malen, drei-, viermal größer, und hinge es auf im Hof zu Lindenberg. Meinst, du kannst das machen?" „Ich will's probieren," sag ich, „ich mein, das könnte recht schön werden, und freut mich, das ich's machen darf! Aber nachher müßte man die Gesichter nicht mehr so von ungefähr malen, sondern ein ordentliches Konterfei." „Schau," sagt der Bauer, „das wär fein, und sobald du Zeit hast, kommst hinauf und bleibst bei uns. Und nebenbei streichst die Türen an und die Fenster, und zu den Bauern sagst überhaupt, es ist nichts anderes, denn wenn wir uns abmalen lassen, so junge Leut, das könnten sie uns leicht übel nehmen."

Item am andern Tage schon habe ich Zeit gehabt und bin hinauf nach Lindenberg und habe angestrichen, die Türen und die Fenster, und nebenbei Porträt gemalt. Und bald habe ich den Bruder porträtiert und

bald die Schwester, und jetzt weißt alles — denn meines Lebens schönste Zeit war auf dem Hof zu Lindenberg. Das Bild aber ist fast noch schöner worden als das andere, und wenn weniger Rede davon ist, so kommt das daher, weil nicht so viele davon wissen. Und den Bruder habe ich schon dergestalt getroffen, daß er sich im Anfang nicht genug hat anschauen können, und von der Burgel will ich gar nichts sagen, wie die so freundlich dakniet mit ihren blauen Augen und dem blonden Haar.

Das Gemälde hängt jetzt noch auf dem Hofe zu Lindenberg, in derselben Stube, wo man die schöne Aussicht hat, und wenn du einmal hinkommst, so wird dir's der Bruder schon zeigen. Und ehe das Bild noch fertig gewesen, haben wir uns schon aufrichtig gesagt, die Burgel und ich, daß wir uns herzlich gern haben und beisammen bleiben und heiraten wollen, und dem Bruder war das ganz recht, und bald darauf war die Hochzeit, und die Burgel zieht von ihrem Berghof herunter nach Grünau in mein friedliches Häuslein. Den Bauern in der Nachbarschaft war's freilich nicht ganz recht, daß die Bauerntochter einen Dorfmaler heiratet, aber der Bruder sagte, wenn sie ihn gern hat, so kommt's ihm auf den Stand nicht an. Und auch sonst war er recht ordentlich und hat ihr alles getan, was er hat tun können. Und seit der Zeit denk ich auch nicht mehr an die Heubauernlisi, wenigstens nicht so, als wenn's mir leid täte, daß es damals nichts geworden ist. Lebhafter vielleicht ums Kennen und kecker und lustbarlicher wäre die Lisi gewesen, aber die Burgel ist viel freundschaftlicher und heimlicher. Und was sie gar schön kann, das ist das Zitherspielen. Freilich muß ich aufrichtig sagen, sie hat noch viel gelernt von der Lehrer-Rosi, seit sie herunten ist von dem Berg, und das Singen hat ihr die Rosi eigentlich erst recht gezeigt. Aber jetzt geht's schon wunderschön, und wenn die Burgel und die andere oft des Abends miteinander aufspielen und singen — ja Du meinst schon, Du bist im Himmel oben und hörst die lieben Engelein.

Aber siehe da, eines Tages kommt der Nazi wieder aus dem Unterland und wird Vikar bei uns, geht feierlich im Talar herum und hat eine Häuserin, die recht hübsch ist. Freundlich ist er im Anfang schon gewesen, das muß man sagen, und wir sind oft im Herrenstübel beim untern Wirt beisammen gesessen und haben von der Veredelung des Menschengeschlechtes gesprochen, auch von der Obstbaumzucht und von der Weltgeschichte. Aber weil nichts einen Bestand hat in diesem irdischen Jammertal, so ist auch dies bald anders worden, und zwar deswegen, weil so scharfe Schriften und Bücher aus der Stadt gekommen sind, und immer schärfer sind sie worden und immer schärfer, und der Vikar hat sich daran ganz schwindlicht gelesen. Im Anfang freilich hat er mir so die schönsten Stücklein erzählt und hat gelacht dazu, aber auf einmal kommt er daher und sagt:

„Jetzt hab ich's erst gemerkt, daß wirklich was dahinter ist, und

zwar was Rechtes. Ja, von jetzt an wird der Priesterstand auch in diesem Dorfe in die Höhe wachsen, wie das Senfkorn im Evangelium."

Und bald darauf reist er nach München und kommt wieder zurück, und da treffe ich ihn wieder beim untern Wirt, und er sagt ganz vornehm: „Jetzt weiß ich erst, wie man sich benehmen muß! Da haben sie mich in München bei den berühmten Männern herumgeführt und die muß man hören, wenn man wissen will, was der Priesterstand bedeutet. Für was haben wir denn die großen Päpste, Gregori," sagt er, glaub ich, „und noch ein paar andere, als um ihr erhabenes Beispiel nachzuahmen! Woher kommt so vieles Übel in der Welt, als weil das Volk seinen Priesterstand nicht mehr so hoch achtet, wie es ihn achten sollte. Es geht jetzt ein neues Reich an und eine neue Zeit. Auch wir dürfen nicht mehr Du zueinander sagen, sondern höchstens ich zu Dir, aber Du nicht mehr zu mir. So ist's!"

Wie ich das höre, ist mir innerlich ganz anders worden. „Für so vornehme Gesellschaft," hab ich aber gesagt, „bin ich nicht auferzogen!" und hab ausgetrunken und bin heimgegangen und hab's meiner Frau erzählt, welche darüber bloß gelacht hat, mit der Behauptung: „Bisher hab ich sogar unsern lieben Herrgott gedutzt, lieber Hansel, wenn ich was mit ihm zu reden gehabt, und jetzt will's gar der Vikar nimmer leiden! Da werd ich mich noch oft verfehlen!" Ich glaub auch wirklich, lieber Lorenz, daß ihr das eine harte Arbeit werden möchte, denn da oben auf den Berghöfen sind sie noch gar altdeutsch und auf das Ihrzen gar nicht eingeschossen.

Und der Vikari, nicht faul, fangt Dir an zu predigen, aus der Kirchengeschichte, von dem Papst Gregori und seinesgleichen, denen die römischen Kaiser die Steigbügel gehalten haben, und daß gar keine Achtung groß genug sei vor dem Priesterstande; daß überall Zeichen und Wunder sich begeben; daß die Muttergottes in Frankreich leibhaftig erschienen sei und Hunger und Mißwachs vorausgesagt habe, wenn sich das Volk nicht bessere, und die beste Besserung sei der Respekt und allweil höherer und tieferer Respekt vor denen, die das Wort Gottes verkünden, und hätten wir den gehörigen Respekt schon voriges Jahr gehabt, so wäre der große Hagelschlag gar nicht gekommen. Nun, das wäre alles recht, aber der Hochmut ist auch immer gewachsen beim Vikari, und niemand hat sich mehr tief genug bücken können, und aller Respekt war immer noch zu wenig, und alles hat er übel genommen, und in alles hat er hineingeredet, und im Beichtstuhl hat er die Leute erschrecklich heruntergemacht, und die heimlichsten Sachen hat er wissen wollen. Und Kundschafter waren auch bald da, die ihm wieder hinterbracht haben, was die andern über ihn gesagt, und von der Kanzel herab hat er dann wieder mit den Fingern auf die Leute gedeutet, die lasterhaften, die verworfenen — sagt er — die in ihrer teuflischen Verstocktheit sich über seine Hoffart

ärgerten. Und ehe Du umschaust, lieber Lenzel, war im ganzen Dorf alles wie umgekehrt, keiner hat dem andern mehr getraut; unter vier Augen haben alle über den Vikari geschimpft, und ins Gesicht haben sie ihm geschmeichelt und demütig hofiert; — denn, ich weiß nicht, lieber Freund, ob Du schon in dem Fall gewesen bist, es ist aber etwas Hartes, wenn man Sonntags in der Kirche auf einmal ganz unverhofft so von oben herunter angesprochen und vor allen Leuten abgemalt wird, gleich als hätte man sich dem Teufel verschrieben und wäre zu nichts mehr gut als zum abschreckenden Beispiel für andere.

Item unsere Geschichte muß auch ein Ende haben, und der Vikari nimmt immer zu in seiner Herrlichkeit, bis mir der junge Wirt von Zell die Botschaft tut, sie hätten eine Hochzeit, aber keinen Trompeter dazu; ich möchte doch kommen und blasen. Und so lauf ich hinunter in aller Eile zum Schullehrer und bitt ihn, er soll mir den Schlüssel geben zum Instrumentenkasten, welchen er aber nicht hatte, weil ihn der Vikar zu sich genommen. „Und wenn ich ihn auch hätte", sagte er, „so dürfte ich dir die Trompete nicht geben, weil der Vikar jetzt die Instrumente vom Chor zur Tanzmusik nicht mehr herläßt." „Ja," sag ich, „wenn er das nur verwehren kann?" „Nun," meint der Lehrer, „er hat gestern gesagt, deine Trompete sei für die Kirche gekauft. Da wirst du dich schwer tun."

Nun habe ich von weitem nicht gemeint, daß da eine Bosheit dahinter steckt, sondern nur ein Irrtum, und denk mir also, daß man mit dem Vikar reden muß. Ich such ihn auch gleich auf und treff ihn in der Stube beim Seilermeister, welcher mit seinem ganzen Hauswesen beim Essen war. So wünsche ich guten Tag und sage:

„Hab nur bitten wollen, Hochwürden Herr Vikar, daß Sie mir meine alte Trompete herausgeben, weil in Zell eine Hochzeit ist, wo ich blasen soll."

„Die Trompete wird nicht herausgegeben."

„Ja, warum denn nicht?"

„Weil sie gekauft ist."

„Gekauft?" frag ich, „ja, wer hat sie denn gekauft?"

„Die Kirche hat sie gekauft," sagt der Vikar. „Zum Chor ist sie gekauft."

„Wie können Sie so reden," sag ich, „Herr Vikari, von meiner alten Trompete in Es, da ich gar nichts davon weiß und auch nie einen Heller dafür bekommen habe!"

Auf dies macht der Vikar ein hochmütiges Gesicht, zieht den Kopf in die Höhe und sagt:

„Sie ist gekauft! — Wir haben übrigens schon ausgeredet, denn ich gebe mich nicht länger ab mit so einem niedrigen Menschen, so einem gemeinen Laien, wie du einer bist."

Wie er das gesagt, reißt der Seilermeister und seine ganze Familie die Augen auf und war alles totenstill vor Schrecken.

Aber, lieber Laurentius, jetzt frag ich Dich, hättest Du vielleicht eine solche Ansprache ruhig ausgehalten? Du schon gar nicht, aber auch mir ist ganz elend worden vor lauter Ärger und Beleidigung, denn wenn ich schon nur ein Dorfmaler bin, so setze ich doch eine Ehre darein, daß ich auch ein Stadtmaler hätte werden können, wenn die Armut nicht gewesen wäre, und Familienvater werd ich auch bald sein, weil's mir meine liebe Frau, die sich Dir noch einmal empfehlen läßt, auf Mariä Geburt bestimmt versprochen hat, und ein ehrlicher Mensch bin ich obendrein. Deswegen meine ich im Dorfe eine bescheidene aber würdige Stellung einzunehmen, und wenn der Herr Vikar mich an die christliche Demut erinnern will, so hat er dazu den Beichtstuhl, allwo er hoffentlich auch zu derselben Tugend vermahnt wird. Und wenn's das Schicksal so gewollt hat, daß ich ein Laie worden bin, so bin ich doch soweit studiert, um zu wissen, daß die Kirche deswegen die Priester höher hinaufstellt, damit sie uns in Gerechtigkeit und Heiligkeit vorangehen, nicht aber die Laien beschimpfen und beleidigen sollen, am wenigsten solche, die, wie ich, viele Jahre lang auf dem Chore zu Lob und Preis der heiligen Dreifaltigkeit und der gebenedeiten Jungfrau Maria die Trompete geblasen haben.

Aber der Zorn war damals zu groß, und gar lange habe ich mich nicht besinnen können, und so fahre ich heraus und sage:

„O du grimmiger Vikari, wenn du etwa an unsere frühere Freundschaft denken möchtest und an des Heubauern Lisi, so tätest du dich vielleicht schämen, daß du deinen guten alten Kameraden jetzt so hinunter drücken willst. Und wenn du sagst, die alte Trompete in Es ist gekauft, so bist du ein Lügner."

Und auf dies bin ich zur Türe hinausgegangen.

Jetzt frag ich wieder, wer hat recht? Daß ich den Vikar gedutzt, habe, kann so weit nicht gefehlt sein, denn früher, wie wir noch Schulbuben waren, hat sich das ja von selbst verstanden, und ehe er so hoffärtig worden ist, hat er's ja auch als geistlicher Herr nicht anders verlangt. Und in der selbigen Zeit, wo unser Heiland seine Kirche gestiftet hat, haben die Leute, wie das Evangeli aufweist, alle einander gedutzt, und wenn ich mich länger besinnen wollte, fielen mir noch ganz andere Sachen ein.

Item es gehen etliche Tage herum, und bald hat es mich gefreut, daß ich ihm so scherzhaft hinausgegeben, und bald habe ich ein Bedauern gehabt, daß die Menschen einander so beleidigen mögen, ohne zu wissen warum, aber auf einmal vor vier Wochen kommt ein Einspänner ins Dorf herein, und sitzt der Assessor drinnen und der Praktikant, welche beide beim Vikari absteigen. Ich schau da von meinem

Hause (man dürfte fast sagen: Häuschen) öfter hinüber, und so nach etlichen Stunden kommen alle drei wieder heraus, ganz feuerrot im Gesicht und so lustig, als wenn sie von einer Kirchweih kämen. Und die Häuserin kommt auch hinterdrein und schaut ganz liebreich auf die Herren. Und alle drei haben Zigarren geraucht, und die Häuserin hat auch eine gehabt, aber halb versteckt in der Hand. Aha, denk ich mir, da hat der Ruppertsberger und derselbige Grimmeldinger, den die Häuserin so lobt, die haben da auch mitgetan. Und zuerst heben sie den Assessor auf seinen Sitz, und der Praktikant springt nach wie ein Eichkatzel, und der Vikar sagt:

„Liebe Landsleut, noch einmal sag ich's euch! Jetzt laßt mich nicht sitzen, sonst ist aller Respekt verloren, wie dem Juden seine Seel'."

„Ja wahrhaftig," sagt der Praktikant darauf ganz überlaut und gibt ihm die Hand, „dir soll geholfen werden, innigst geliebter Bruder in Christo! Zuerst um deines Glaubens willen, und nachher weil du einen so guten Tropfen im Keller und eine so schöne Magd im Bett hast. Bist du zufrieden mit dreimal vierundzwanzig Stunden?"

„Ach," sagt der Vikar und schlägt die Augen demütig nieder, „wenn es Rutenhiebe wären, die hätt' ich schon lieber."

„Ei, damit kann ich jetzt nicht aufwarten," erwidert der Praktikant. „'s wär freilich keine Strafe groß genug für den gottlosen Pfuscher, der ein so aufrichtiges Kirchenlicht einen Lügner schimpft."

Wie ich dies höre, geht mir ein ellenlanger Stich durchs Herz, und meine arme Frau fällt mir um den Hals und zugleich in die größte Trübsal, und ich weiß mir auch nicht zu helfen, bis zum guten Glück der Steffelbauer von Osterberg seinen Buben herüberschickt, er ließe jetzt sein Haus abweißen, und ich möchte ihm auf die vordere Wand ein paar Heilige malen. Das war eine Schickung Gottes; denn zu Haus hätt' ich's doch nicht ausgehalten, und wenn wir beisammen geblieben wären und allweil darüber geredet hätten, Stund für Stund, so wär es uns alle Tage nur bitterlicher geworden. Also packe ich schnell meinen Zeug zusammen und wandere übers Gebirg hinüber nach Osterberg. Dort male ich ein paar Tage die Heiligen auf das Haus, den heiligen Isidor und die heilige Notburga, und hab gar oft beim Malen mein Gebet verrichtet: O ihr lieben Heiligen, nehmt euch um mich an — nur diese Schande laßt mich nicht ausstehen; lieber zieht mir den Arrest siebenfach von meinem Leben ab! Insbesondere die heilige Notburga habe ich darum angesprochen, weil sie doch die Namenspatronin ist von meiner Frau.

Und in der andern Woche gehe ich wieder übers Gebirg nach Haus, und da kommt mir die Burgel ganz freundlich und gefaßt entgegen und gibt mir einen Zettel, der mich ins Landgericht ladet, und sagt: „Ich hab mich jetzt genug zergrämt, über diese Geschichte — sei standhaft, lieber Hansi, wer weiß, wie's geht."

Und am andern Morgen mach ich mich auf zum Landgericht, und daselbst stell ich mich im Gang auf, und wie es meine Stunde schlägt, geh ich hinein, in die große Stube, die voller Bauern war. Wie aber der Praktikant mich sieht, so fahrt er auf und sagt ganz spöttisch: „Aha, der ganzen Figur nach ist er der Bauernmaler von Grünau?" Und wie ich darauf mit dem Kopf bescheiden nicke, so lacht er wie närrisch und sagt zu den andern Schreibern in der Stube:

„He Leut, aufgepaßt! Das ist der weltberühmte Bauernmaler von Grünau, der den Vikari dutzt und die geistlichen Herren so herschimpft! 's ist gewiß der Mühe wert, daß man sich den Kameraden anschaut! Der gehört auf den Jahrmarkt, wo man die Affen um einen Groschen zeigt."

Und auf dies fangen alle, der Oberschreiber, der große Lump, und die fünf andern Schreiber und im Nebenzimmer der Assessor und die zwei Gerichtsdiener und der Gendarm am Ofen, die fangen alle hell aufzulachen an. O mein, da hast nicht irr werden können, daß schon alles verabredet war, und daß sie sich schon gefreut haben auf den armen Bauernmaler, der ihnen doch seiner Lebtage nichts zuleide getan hat. Der Praktikant aber nimmt einen Bogen Papier her und sagt ganz kurz und voller Eile:

„Nun, so viel ist ausgemacht, daß er den Vikar einen Lügner geschimpft hat, oder will er's etwa leugnen?"

„Nein," sag ich, „das leugn' ich nicht, aber" — und da hätte ich ihm gern die ganze Sache erzählt, wie sie sich zugetragen und begeben hat. Da war aber nicht zu helfen, denn der Praktikant hat gleich überlaut geschrien: „Was aber! Glaubt er, daß man seine Zeit mit ihm verliert, wenn so viele ordentliche Untertanen auf Abfertigung warten? Da, das Protokoll hab ich schon schreiben lassen, 's braucht nur die Unterschrift."

Ich nehm also die Feder in die Hand und schau in das Protokoll hinein, hab aber vor lauter Zorn und Ärger nicht lesen können, was drinnen gestanden ist. Und wie ich's unterschrieben habe, so denk ich mir, es muß halt doch heraus, und fang wieder an und hab mich abermals verteidigen wollen. Der Praktikant aber schreit ganz wütig:

„Er Simpel, wenn Er was weiß zu seiner Entschuldigung, so hätt' Er's vorher sagen sollen. Jetzt ist das Erkenntnis schon gemacht. Drei Tage geschärften Arrest, und die Kosten hat Er selbst zu tragen. Das kann Er auch gleich unterschreiben."

Wie nun das auch vorbei war, da kommt mir zum drittenmal die Hitz und die Rechtschaffenheit, und ich sage: „Jetzt, Herr Praktikant, denken Sie an Ihr letztes Ende und an die Hölle und an das Himmelreich und geben Sie mir Auskunft, ob mir niemand helfen kann auf dieser Welt, daß ich die Schande nicht ausstehen muß."

„Da kann niemand helfen," gibt er mir zur Antwort, „die Strafe

ist einmal zu gerecht. Geht Er zur Regierung, so bekommt Er Rutenhiebe, denn wenn man jetzt einem geistlichen Herrn etwas tut, so ist's der Regierung jedesmal, als wenn man's ihr selbst getan hätte. In vierzehn Tagen stellt Er sich und laßt sich einsperren. Jetzt rechtsum kehrt Euch, G'schwindschritt, Marsch, hinaus." —

Und da lachen wieder alle die Schreiber so erbärmlich, daß es eine Schande war.

Ja, G'schwindschritt, Marsch, hinaus, denk ich mir, etwa ins Wasser, in die bessere Welt, bis mir auf der Stiege der Schlickertoni von Feldwies begegnet, derselbe brave Bursch, weißt Du, der uns vor fünf Jahren einmal geholfen hat auf dem Miesbacher Markt, wie wir mit den Schlierseern gerauft haben, und sagt: „Du bist ja ganz käsweiß, Hansel, hat dich gewiß was geärgert!" Auf dies erzähl' ich ihm die Geschichte.

„Nu!" sagt er, „so sollen doch gleich alle Schreiber verrecken, wenn da nicht zu helfen ist. Ich bin einmal in der nämlichen Patsch gewesen, und in München drunten ist mir doch noch geholfen worden. Jetzt besorg ich dir oben die Abschrift, und dann fährst du mit mir auf Feldwies und bleibst über Nacht, und da geb ich dir schon die rechten Einschläge. Und morgen machst, daß du hinein kommst. — Wer weiß, wie's geht."

Das war mir alles recht, und dem Vordermaier Seppel, unserm Nachbar, der war auch bei Gericht, dem haben wir aufgegeben, daß er der Burgel sagt, wo ich hingekommen bin, und so fahren wir nach Feldwies, und ich bleibe über Nacht, und da hab ich mich gefreut, wie der ordentliche Mensch seinen Hof so schön eingerichtet hat, mit seiner jungen Frau, und wie sie so gut miteinander hausen. Und am andern Tage lauf ich in die Stadt, wie ein Wiesel, und richtig, wie mir's der Schlickertoni gesagt hat, so finde ich das Tor beim Fischbrunnen und den Gang und das Zimmer und die Nummer und geh hinein und sag: „Ich habe eine untertänige Beschwerde."

Steht einer da, ein langer, dürrer, weiß Gott, wer's gewesen ist, hat rote Haare und grüne Augengläser gehabt und eine Nase voller Schnupftabak, und der schaut mich so an, wie man in der Stadt einen Bauern anschaut. „Nu, wo fehlt's?" sagt er, „du dummer Kerl! Raus mit der Stimm!" Da bin ich wieder herzhaft worden, weil er gar so gemütlich gesprochen hat, und hab ihm die Abschrift gegeben. Und wie er's gelesen hat, wird er ganz zornig und sagt:

„Himmel Herrgottsaperlott! daß die Pfuscher da draußen aus ihrem Holzweg nie herausfinden! Jetzt bringens da gar eine Polizeisach zwegen! Das Zeug gehört ja in einen ganz andern Mühlgang."

„O du lieber Gott im Himmel oben," sag ich, „also ist doch noch zu helfen?"

„Das weiß ich nicht," sagt der andere — „aber daß das keine

Polizeisach ist, das sieht ein Blinder. Das müssen wir jetzt als null und nichtig aufheben und haben die Schererei umsonst, dürfen die Akten hereinkommen lassen und wieder nausschicken und ist alles für nichts. Und so geht's einen Tag um den andern, weil die damischen Herrn nicht aufpassen und haben doch ganze Fuder voll Verordnungen draußen. Es fehlt halt an der Bildung. Freilich heißt es, geringe Schimpfereien gehören zur Polizei, aber dann müssens an öffentlichen Orten vorfallen, verstanden! Das weiß man jetzt schon bald seit vierzig Jahren, aber bis es die da draußen merken, da dürft ich noch fünfhundert Jahr so fortmachen im Schweiß des Angesichts. — Aha, ja, ja, beim Seilermeister in der Stuben! Ist denn das ein öffentlicher Ort? frag ich. Das wollt ich daheim meinem kleinen Linerl schon beibringen, ist doch erst fünf Jahr alt und geht noch gar nicht in die Schul, hat aber freilich mehr Verstand. Und was nicht zu der Polizei gehört, das gehört zu der" — — aber das Wort fallt mir nicht mehr ein, das er da gesagt hat. „Wenn's da aber nicht bald einen Frieden gibt mit denen Trompeten da," sagt er nachher wieder, „so will ich mit dem Referenten schon reden, daß er eine Verordnung drüber hinausgehen läßt, eine recht gesalzene."

Und so hat er ganz eifrig fortgescholten und dabei immer geschrieben, und zuletzt ist das Protokoll fertig gewesen, und das hab ich unterschreiben müssen.

„So!" sagt er, „jetzt bist schon abgefertigt."

„Aber, lieber gnädiger Herr!" sag ich, „wie ist's denn jetzt? ist mir geholfen oder nicht?"

„Wie's ist?" sagt er, „die ganze Geschicht' ist halt in den unrechten Hals gekommen, und da muß man sie erst wieder herausziehen. Und weiß Gott, was da noch für Patschereien dazwischen kommen können. Vor vierzehn Tagen ist gar nichts zu sagen, aber so, wie's ist, kann's nicht bleiben; das wär zum Lachen. Das Landgericht wird dir aber das Weitere schon zu wissen tun."

Jetzt habe ich mich herzlich bedankt für den gnädigen Bescheid, und voller Freuden habe ich mir denkt, wenn es nur die Burgel auch gleich wüßte und muß der arme Narr jetzt noch einen ganzen Tag lang warten.

O du grundgütige Regierung von Oberbayern! Wenn du nicht geholfen hättest am Fischbrunnen, so wär das Unglück ohne Ende gewesen, und meine Kinder hätten's noch hören müssen, daß ihr Vater einmal ist eingesperrt gewesen, wie ein Dieb oder Räuber! Wie nützlich ist es doch, lieber Lenzel, daß es mehrere Obrigkeiten übereinander gibt, und daß die obern wieder umwerfen können, was die untern aufgestellt haben, wenn wir sie nur nicht alle selber zahlen müßten!

Item ich trinke schnell am Fischbrunnen, und dann wieder fort und hinaus und in einem Zuge bis Feldwies zum Schlickertoni, der sich

rechtschaffen gefreut hat, daß alles so gut gegangen ist. Und am andern Tag, das war ein Sonntag, da bin ich freilich übermäßig müd gewesen von dem weiten Weg, und am Mittag im Brennberger Wald, da sink ich hin in der Hitze und will etwas ausrasten — derweilen aber schlaf ich ein und muß etliche Stunden verschlafen haben. Mir sind sie freilich nicht lang vorgekommen, hat mir aber auch von nichts geträumt als von daheim.

Und wie ich abends nach Hause komme, so war die Burgel im Garten draußen und sitzt unter dem großen Nußbaum, hat auch die Zither auf dem Knie, spielt aber nicht. Ja ganz versunken war sie in Gedanken, und mit den Händen hat sie sich die Augen zugehalten, als wenn sie nichts mehr sehen wollte von der Welt.

Wie ich ihr aber zurief: „Burgel, es ist schon geholfen!" — so springt sie auf und jauchzt und halst mich und ist in voller Glückseligkeit und ganz wie auseinander. Aber das hab ich gleich gemerkt, daß sie nebenbei auch ganz schwermütig ist. Nun hab ich gehofft, sie wird schon selber reden, sie hat aber nichts gesagt. Und so sitzen wir zusammen unter dem Nußbaum, und sie hält mich immer im Arm ganz trübselig und ganz heiß. Und wie ich ihr die Geschicht erzählt habe, wie es in der Stadt gegangen, so sag ich zuletzt: „Aber Burgel, du bist heut nicht wie sonst; dir muß etwas geschehen sein, was dir nicht recht ist!"

Auf dieses aber fangt sie zu weinen an, daß die Zähren herunterschießen wie ein Mühlbach und man meinte, es müsse ihr das Herz abstoßen.

Item es hat aber alles seine Zeit, und die Burgel ist zuletzt doch wieder etwas gefaßt geworden und hat mir nacheinander erzählt, daß sie sich recht gefreut hat, wie der Nachbar die Botschaft gebracht hat, daß noch nicht alles verloren sei. Und in der Früh, das heißt an dem Sonntag, wo ich heimgekommen bin, da geht sie in die Kirche. „Bin schon ganz früh gegangen," sagt sie, „leicht eine Stund vor dem Amt und hab alleweil gebetet, daß es dir recht gut gehen möchte, und ist mir alleweil leichter worden. Und nachher habe ich mich mit Fleiß besser an die Kanzel hingesetzt und hab gemeint, heut ist Jubiläumsablaß; da hat er gewiß recht fromme Gedanken, und wenn er mich sieht, möcht ihm vielleicht einfallen, daß du nicht allein in die Schande kommst, sondern ich mit, und wenn's dir vielleicht in der Stadt doch nicht geraten sollte, so könnt er's selber noch gut machen. Und so fangt denn die Predigt an, und der Vikari liest das Evangelium: Mir ist alle Gewalt gegeben — und sagt, das muß auch wieder werden, daß der Priesterstand alle Gewalt habe auf Erden, weil er die Schlüssel hat zur Hölle und zum Himmelreich. Und auf einmal schaut er auf mich herunter und fangt an: Und sogar die weltliche Obrigkeit, die so lange verblendet war, ihr hat jetzt der liebe Gott in seiner Barmherzigkeit die Augen aufgetan, und

sie ist zur Erkenntnis gekommen, daß Ehrfurcht vor dem Priesterstand und Gehorsam in allen Stücken der Welt allein vor den schrecklichsten Leiden und vor ewiger Verdammnis helfen können. Deswegen, sagt er, wird auch mit nächstem ein Frevler, leider, leider aus unserer Gemeinde, der sich an dem geweihten Diener des Herrn vergangen hat, der Strafe anheimfallen, der gerechten, aber schimpflichen Strafe, so daß die Schande nicht allein an ihm ausgeht, sondern auch an seinem jungen und tugendhaften Weib! Und wie nun der Vikari dies sagt und mit dem Zeigefinger herunterdeutet, so schauen alle auf mich — die mehreren, ich darf's wohl sagen, recht mitleidig, gerad so, wie wenn es ihnen selbst zu Herzen ginge. Und da wird's mir auf einmal, wie wenn's einem übel wird, und so stehe ich auf, und wie ich so ganz schwindlig hinausgehe, steht die alte Rappenbäurin auch auf, gibt mir die Hand, führt mich hinaus und sagt: „Hast Recht, Burgel, daß du gehst — es wird mir jetzt auch zu arg!" — — und draußen auf dem Kirchhof kniet sie sich auf das Grab, wo ihr Mann seliger liegt und sagt: „Der Rappenbauer, wenn noch lebte, der schlüg den Vikari herunter von der Kanzel, ein Ding, ob er's Genick bräche oder nicht. Aber die braven Leute sind jetzt alle tot!"

Jesus! Jesus! Da fangen die Zähren wieder zu schießen an, und die Burgel fallt mir wieder um den Hals, und ich hätte fast auch mitgeweint, wenn nicht auf einmal der Bruder von Lindenberg dahergekommen wäre. Das ist ein Bursch, daß man ihn vergolden soll, und überall kommt er zur rechten Zeit. „Ich weiß schon, wie es gegangen ist, liebe Burgel," sagt er und gibt ihr die Hand, „du brauchst mir nichts zu erzählen. 's sind etliche Burschen und gute Freund zu mir hinaufgekommen und haben mir alles gesagt. Die wären gleich dabei gewesen, in der Nacht Haberfeld treiben beim geistlichen Herrn, wenn ich hätte mitgehen wollen. Das tut aber nichts, wenn dich der Vikari von der Kanzel verschreit, wenn du dich nur nicht selber in Unehr bringst." — Und so hat er ihr zugesprochen, so daß die Burgel bald wieder ganz recht worden ist. Nachher sind wir auch zu reden gekommen, wie es mir in der Stadt gegangen ist, das hat ihm aber nicht recht gefallen wollen. „Mein," sagt er, „die Herren sind oft gar falsch, und wer weiß, ob du ihn recht verstanden hast." Das hat der Burgel auch wieder weh getan, daß der Bruder so zweifelhaft worden ist. Aber zuletzt hat er ihr doch wieder einen guten Trost gegeben und hat öfter gesagt, es sei noch nichts verloren, und es könnte ja doch noch alles recht werden. Und jetzt einmal soll sie hinauf nach Lindenberg, daß sie nichts mehr von der Geschichte hören müßte, und daß die Grünauer Leut ihr nicht mehr im Weg umgehen, bis das Ende vom Landgericht kommt, und ich sollte auch mit. Das wär mir schon recht gewesen, aber die Leute hätten meinen können, ich täte es des Faullenzens wegen, und das hätte mich nur verdrossen.

So sind denn also die andern zwei miteinander fort, und ich habe sie noch bis halbwegs begleitet und hab herzlich Abschied genommen, und am andern Tag in aller Früh hab ich meinen Zeug zusammengerichtet uud bin zum Schlickertoni nach Feldwies, weil mir der schon damals gesagt hat, ich soll ihn abporträtieren, sobald ich Zeit hätte. Nachher sind aus dem einzigen Schlickertoni drei Bauern und zwei Bäuerinnen worden, und ich hab vierzehn Tage zu tun gehabt, bis die Bilder alle fertig waren.

Und so ist die Woche ruhig herumgegangen, und am Samstag bin ich von Feldwies nach Grünau, ganz spät, und daheim über Nacht geblieben, und am andern Tag in aller Früh bin ich hinauf zum Hof. Der Bruder und die Burgel sind mir auch entgegen gekommen und haben die größte Freud gehabt, aber die Burgel auch verweinte Augen. Nachher sind wir in die Kirche von Erlbach gegangen, und da habe ich die Grabtafel wieder gesehen, die noch ganz schön ist, wie neu. Und der Pfarrer von Erlbach, das ist einer von den alten Herren, die sich nicht mehr in den neuen Hochmut hineinreißen lassen, der hat uns in den Pfarrhof gerufen, wie wir auf dem Heimweg vorübergekommen sind, und gesagt, daß die Burgel allzeit so brav gewesen ist in der Schule und in der Kirche, und daß er gar nicht einsehen könnte, zu was der Grünauer Vikar sie so angelassen hätte. Und einen ganz schönen Zuspruch hat er ihr gehalten; das hat sie aufgerichtet.

Und daheim, nämlich auf dem Hof, setzen wir uns in die große Stube, wo man die schöne Aussicht hat, und wo das schöne Bild hängt, von dem ich dir schon oft geschrieben habe. Und der Tag war so klar und so hell und so warmes, liebliches Sommerwetter, und die Felder und die Wälder, die Dörfer und die Schlösser sind so freundlich dagelegen, daß es eine Pracht war! Da macht die Burgel das große Fenster auf und sagt: „Ach, wär doch das Land so schön, wenn die Menschen nicht so feindselig wären!"

Und so sind wir miteinander auf die Laube hinaus und haben uns fast verwundert über die Herrlichkeit, und die Burgel nimmt sich einen Stuhl und will gar nicht mehr weg. Der Bruder aber gibt mir ein Zeichen, und wir gehen miteinander wieder in die große Stube.

„So, jetzt können wir noch ein Wort miteinander reden," sagt er, „und du darfst zufrieden sein, Hansel, was dich das Madel lieb hat, aber die Geschichte geht ihr entsetzlich zu Herzen, und die verweinten Augen bringst ihr nicht mehr aus dem Gesicht. Das hat sie freilich daheroben nicht gewohnt, daß sie so mit Schand und Spott aus der Kirch soll gehen, und das wurmt mich selber und kommt mir immer wieder frisch, daß man so ein unschuldiges Madel soll so verschimpfen lassen müssen. Und dein Sach gefallt mir auch nicht ganz, und ich fürcht, es könnt leicht was Schlimmers kommen, als du meinst. Und neulich

bin ich auch darinnen gewesen wegen der Vormundschaft über die Schwester. Da sind sie wieder so grob gewesen, bis ich noch gröber worden bin, denn so runterhudeln lasse ich mich nicht vom Assessor. Aber wenn die Hetzerei einmal angeht mit dem Gericht, dann geht's dein Lebtag nicht mehr aus. Da hast nichts als Gänge und Zeitversäumnis, Plagerei und Kosten. Da kannst heut hineingehen fünf, sechs Stunden weit, und sie schicken dich wieder heim und schauen zum Fenster hinaus, als wenn sie keine Zeit hätten. Und geben tut man ihnen oft nicht so viel, daß sie leben könnten, und so muß halt der Bauer selber seine milde Hand auftun. Sonst kannst gar nichts ausrichten und, du weißt, warum es oft den braven Leuten so schlecht gegangen ist, und warum jetzt der Metzgerwastel von Audorf die ganze Gemeinde regiert, und warum keiner mehr angehört wird, der sich über ihn beklagen will. Und wenn die Spitzbuben die Gewalt haben, nachher weißt schon, wie es den ehrlichen Leuten geht. Und dann, wo du hinkommst, vor Gericht oder in die Stadt, heißt's halt die dummen Bauern, aber daß wir gescheiter werden, um das kümmert sich kein Mensch. Und die geistlichen Herren werden auch nicht mehr besser; die alten sterben weg und die jungen sind oft nicht zu erleiden vor lauter Übermut und Schärfe. Und jetzt ziehen sie die ausländischen Bußprediger ins Land, daß die Leut noch ganz närrisch werden. So hetzen sie dich jahraus jahrein mit lauter Beten und Beichten und Büßen wegen deiner schrecklichen Verworfenheit, aber eine ehrliche Rekreation lassen sie dir nicht zu. Da sollst keine Zither mehr spielen und kein Lied mehr singen, da haben sie in Erlbach gar die Komödie verboten, und am Kirchtag darfst bald auf keine Musik mehr gehen. Und so setzt dich halt ins Wirtshaus und saufst und raufst, und wenn du einen an den unrechten Ort stichst, so kommst auf dein Lebenlang ins Zuchthaus." —

„Recht hast," sag ich, „aber das wird schon so sein müssen."

„Nein, das muß nicht so sein," sagt der Bruder ganz laut, „da geht man nach Amerika."

Nach Amerika! Wie das die Burgel hört, kommt sie von der Laube herein, und wir schauen den Bruder mit großen Augen an. Der sagt aber ganz fest: „Ja, nach Amerika. Ich habe noch nie davon geredet, aber die drei Erlbacher Burschen, die vor zwei Jahren fortgegangen sind, die haben jetzt geschrieben, daß es ihnen ganz besonders gut geht. Weit hinten sind sie freilich in Amerika, aber einen prächtigen Boden haben sie fast geschenkt bekommen und den schönsten Wald, und das Wildbret schießt man vom Fenster aus. Und Steuern gibt es auch nicht viele, und es hat dir kein Mensch was einzureden und kann dich kein Vikari plagen. Und da gibt's so eigene Büchlein über das Amerika, und die hab ich jetzt zum Lesen, und da find ich, daß es wahr ist, was die Burschen schreiben, und wenn ich meinen Hof ordentlich verkaufen

könnte, so ginge ich je eher je lieber. Hei sakra," sagt der Bruder und fahrt auf und schlagt in den Tisch hinein, daß die Fenster zittern, „wenn so fünfzehn, zwanzig tüchtige Burschen beisammen wären, wie du und ich, und so fünfzehn, zwanzig junge frische Weiber, und wir wirtschaften da hinten im amerikanischen Wald — wer kann uns denn an? Hab beim letzten Schießen dreimal nacheinander den Punkt hinausgeschossen, da werd ich wohl auch die Büffelochsen treffen und die gefährlichen Vieher, und wenn's an's Raufen geht, so hat mir auch noch keiner die Feder vom Hut getan!"

Nun kannst Dir denken, lieber Lenzel, was wir da dreing'schaut haben, die Burgel und ich, daß wir aus unserm lieben Vaterland so fort wandern sollen, aber der Bruder hat uns noch gar viel erzählt aus seinen Bücheln, und zuletzt ist's uns bei weitem so arg nicht mehr vorgekommen.

Item an demselbigen Sonntag gehe ich wieder herunter und am Montag wieder nach Feldwies zu denselbigen Leuten, die sich haben malen lassen, wie es oben schon steht. Da hat's der Zufall gewollt, daß ich sie so schön getroffen habe, wie es die Maler in der Stadt nicht besser könnten. Und abermals am Sonntag komm ich in der Früh nach Lindenberg, und wir gehen wieder in die Kirche nach Erlbach und wieder heim und essen.

Arbeit hab ich auswärts keine mehr gehabt, und jetzt ist's darauf angekommen, ob ich mein Hauswesen in Grünau allein fortführen soll, oder wie es ist mit der Burgel. Und da sagt sie ganz frisch: „Jetzt habe ich mich lang genug erholt auf dem Berg, und jetzt will ich gleichwohl mit dem Hansel auch wieder hinab ins Dorf." Und der Bruder hat auch nichts dagegen gesagt, und so sind wir halt wieder herab und haben uns herzlich bedankt bei ihm. Er hat uns auch noch ein gutes Stück weit das Geleit gegeben, und zuletzt, wie wir einmal im Diskurs waren, ist er gleich ganz herab mit uns. Am Dorfe aber sind wir außen herumgegangen bis an die hintere Gartentüre, und hat fast niemand bemerkt, daß wir wieder gekommen waren.

Und also haben wir die Läden wieder aufgetan und im Haus ein wenig umgeschaut, und dann sind wir in den Garten hinaus gegangen und haben uns unter denselben großen Nußbaum gesetzt, halb traurig und halb vergnügt. Uns zweien war's doch recht lieb, daß wir wieder zusammenkommen, und auf einmal steht die Lehrerrosi an dem Gartenzaun und gibt uns ein Schreiben vom Landgericht, das der Gerichtsbot in aller Früh gebracht hatte.

„Der Vikari," sagt sie, „hat verlangt, ich soll's ihm sagen, wenn ich's übergeben will, und so hab ich's ihm jetzt gesagt, und er weiß schon alles." O du lieber Gott, wie mir da worden ist vor lauter Bangigkeit und vor lauter Angst! Denn man hat halt doch nicht wissen

können, was da kommen wird. Da macht aber die Burgel ein Kreuz über den Brief und reißt ihn auf und fangt zu lesen an, buchstabiert die schweren Wörter, reibt sich die Stirn und sagt: „Da müßt Ihr mir schon helfen, — es geht mir nicht ganz zusammen.“ So fangen wir also auch an, und da heißt es wirklich, wie derselbige bei der Regierung gesagt hat: als null und nichtig aufgehoben. Damit es keine Irrung gibt, möcht ich Dir wohl gleich das ganze schreiben, aber es ist zu lang, und wenn Du herüberkommst, so laß ich Dir's schon lesen. Das aber haben wir bald gemerkt, daß die ganze Sach nichts ist, wie sie das Landgericht gemacht hat. Und so lesen wir immer fort, immer wieder von vorn und hat uns doch immer besser gefallen, und der Bruder hat's zuletzt selber geglaubt, daß es überstanden ist, und auf einmal höre ich hinter dem großen Haselbusche meine alte Trompete in Es erschallen, ganz fürnehm und hell, und spielt ein lustiges Lied. Auf das renn ich zum Gartentürl und tu es auf, und da steigt der Vikari herein und blast immer munter fort und nickt dabei rechts und links zum Gruß. Auf einmal aber setzt er ab und sagt: „Mein Gott, was sich doch die besten Jugendfreunde oft so weh tun können! Und jetzt besonders wegen der dummen Trompete da, 's ist wahrhaftig nicht der Mühe wert. Ich meinte, wir richten wieder die alte Freundschaft auf, lieber Hansel, und der Burgel wird's gewiß auch recht sein.“

Ich bin ganz still gesessen und hab auf den Boden geschaut, der Bruder dagegen hat sich seine Fäuste zusammengerichtet, gerade als wenn er ihn packen wollte, aber die Burgel zeigt dem Vikar das Schreiben und spricht: „Was sagst denn nachher zu dem Brief da, Vikari?“

Der wird aber ganz bleich und sagt: „O mein Gott, wenn Ihr's schon wißt, so denkt halt an das Leiden unsers lieben Heilands, der am Kreuze für uns gestorben ist, und verzeiht Euern Widersachern, wie sie auch Euch verzeihen. Und nur die Liebe erweist mir und sagt nichts davon im Dorf. Gelt, Burgel, den Gefallen tust du mir schon um der fünf Wunden Christi willen?“

Aber die Burgel steht auf, ganz stolz, wie ich's gar nie weiß, und wirft ihm ihre blauen Augen ins Gesicht, daß er die seinigen gerne niedergeschlagen hat, und sagt:

„Jetzt, Vikari, laß deine Sprüch! Ich bin eine Bauerntochter von Lindenberg, und mein Vater hat mich rechtschaffen auferzogen, und wenn ich gewußt hätte, was es da herunten für Leute gibt, so wäre ich nie herab vom Berg. Und zuerst bist mit uns umgegangen wie mit den ärgsten Missetätern und hast uns fast untertaucht in Schand und Spott, und jetzt sollen wir still sein dazu, als wenn uns recht geschehen wäre? Nein, ich habe in der ganzen Geschichte nichts als geweint, jetzt will ich einmal etwas anderes tun!“

Und mit diesen Worten nimmt sie den Brief vom Landgericht und

einen Hammer aus dem Gartenhaus und einen Nagel und geht davon und schaut nimmer um, dieweil sich der Vikar ganz betrübt hinausschleicht und die alte Trompete im Garten liegen läßt. Die Burgel aber geht über die Gasse an die Kirchentür und nagelt da ganz keck den Brief an, daß die Schläge durchs ganze Dorf hallen, und die Bauern, die aus dem Rosenkranz kommen, und die Bauernweiber, die lesen's alle, und der Schullehrer verdeutscht's. Die Bauernleute haben wirklich die größte Freude gehabt, daß es der Maler gewonnen hat, und die Burschen haben ausgemacht, daß niemand Hand anlegen soll an den Brief, bis ihn der Wind selber herunterreißt. Und der Bruder war ganz zufrieden mit dem Ausgang und sagt: „Das Madel ist halt gut geschaffen und weiß sich redlich zu helfen!" Und da hat er recht.

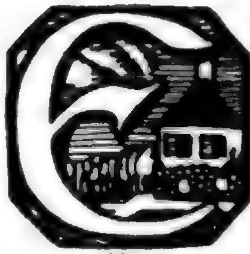
Das ist die Geschichte, lieber Lorenz, von der alte Trompete in Es — und an dieser Geschichte schreibe ich Dir jetzt schon den fünften Sonntag, weil ich in der Woche nicht Zeit habe. Aber seit den fünf Wochen kann ich Dir gar nicht sagen, was sich da alles verändert hat, — erstens die alte Trompete in Es liegt jetzt in dem tiefen Dümpfel an der Mühl, wo sie die Burgel hingeworfen hat, und zweitens ist der Vikari weggekommen mit seinem Gregori, ganz still und unversehens und, wie die Häuserin sagt, voller Reu und Leid, daß er sich damals in der Stadt hat so anlernen lassen, und drittens bemerk ich deswegen eine große Freud im ganzen Dorf, weil uns ein sichtbares Heil widerfahren ist, denn er hat recht viel Feindseligkeit und Hetzerei mit sich fortgenommen. Und überhaupt, sagt der untere Wirt, der öfter in die Stadt fährt, es geht jetzt ein anderer Wind und die geistlichen Herren auf der ganzen Straß, nämlich die hoffärtigen, sind viel handsamer worden und recht einlenkig — wenn sie es nur auch bleiben. Und es sollen jetzt bald allerhand neue Sachen herauskommen, eine bessere Gerechtigkeit, und der Untertan soll wieder seine Ehre kriegen und seinen Respekt, und allerhand Lasten sollen weggenommen und die gemeinen Leute nicht mehr so gehudelt werden. Das ist so was für den Bruder; wenn der hört, daß es besser wird, so ist er voller Freuden. Und von Amerika ist gar keine Rede mehr. Jetzt heißt's da bleiben, sagt er, und wenn nicht alles erlogen ist, so wird's bei uns im lieben Vaterland schon noch recht werden. Und die Burgel ist auch ganz zufrieden, weil alles wieder so friedfertig ist. Ferner ist seit der letzten Woche die Botschaft gekommen, daß der Pfarrer von Erlbach herunter will und unser Seelsorger werden, weil ihm bei seinen hohen Jahren das Bergsteigen nicht mehr taugt, und so leid es den Erlbachern tut, für uns ist das ein großes Glück, denn er hält gar viel auf die Burgel und ist ein ganz freundlicher alter Herr. Der braucht auch keinen solchen Deuter wie der vorige und drum werden wir den bewußten Brief schon wieder abreißen, vor er kommt. Und in vierzehn Tagen hält er seinen Einstand

und ich mal jetzt schon die Inschriften, und die andern richten die Triumphbögen her, und die Schulkinder lernen ihren Gesang. Das wird aber gar ein schöner Festtag werden, und darum möchte ich die Bitte an Dich tun, lieber Laurentius, daß Du bis dahin herüber kämst und Dich mit uns ergötzen tätest, denn daß es mich doppelt freut, wenn Du dabei bist, das weißt Du ohnedem.

Und so schließe ich denn und bleibe Dein ewig getreuer

Freund und Bruder
Johannes Duldenhofer,
Maler zu Grünau.

Es ist ein Sieg


s ist ein Sieg; ich trag die Stirne hoch.
Und kann sie hoch selbst vor mir selber tragen.
Um wieviel mehr vor allen andern noch.
Doch oftmals, wenn die Mitternacht geschlagen,
Dann findet sie mich mit gebeugten Knieen
Vor jener Kraft, die mir die Kraft verliehen,
Und wenn die Nacht im Morgengrau verdämmert,
Halt ich die Hand noch immer auf dem Herzen,
Das hämmert, hämmert
Um dieses Sieges Schmerzen.

Karl Stieler

Der Floßknecht


bin amal im Stellwagn, woaßt,
Auf Lenggries von Holzkirchen groast.
Alls is schon vollghockt um und uma,
Auf einmal is a Floßknecht kumma.
„He, aufgschaugt", schreit er, „habts no Platz?"
Na springt er auffi mit oan Satz
Und zählt glei: „Siebni, achti, neuni,
Jawohl — da muß no einer eini,
Ruck umi dort, du dicke Madam,
Aufgschaut!! sonst tritt i glei ein zsamm."
Die dick Madam hockt grad in der Mitten.
„„Na na (hat s' gsagt), da müßt i bitten,
Bei uns wird nix mehr zsamma gruckt,
Wir san a so schon ganz derdruckt.""
„Ruck umi, Teufel no amal,
Nein muß i, sag i, wenn i zahl."
Und wirklich druckt er eini no,
Der Stellwagn aber fahrt davo.
Selm hamma gschwitzt, ah, gschwitzt und wie,
So gschwitzt hab i mein Lebtag nie.

Woaßt, Freund, dös war a Baschadeer,
Koa seller kimmt nit oft daher,
A Kerl wie a Ochs so schwaar
Ganz braun und voller rote Haar.
Jetzt is er da, jetzt hat er Zeit,
Streckt d' Haxen aus an Ellen weit.
A Hitz hat's ghabt, dös war a Graus,
Drum zieht er gleich sein Janker aus,
Wirft's Hackl in a Wageneck;
Und Stiefel hat er voller Dreck,
Die wetzt er an sein Nachbar hin,
No, i bin froh, daß's i nit bin.
Selm hamma gschwitzt, ah, gschwitzt und wie,
So gschwitzt hab i mein Lebtag nie!

Der Floßknecht, wie er schnaufen kann,
Fangt glei zum Aufbegehren an,
Kreuz Teufel, Himmelsakrament!
So gehts dahin und hat kein End.
Na langt er eini in sein Sack,
Zieht's Pfeiferl raus und an Tabak,
Kent's an und blast, wie's halt so gschicht,
Dös Dampfl alle Leut in's Gesicht,
Na druckt er hint no 's Fenster ein,
Und weil's Gotts Willn is, schlaft er ein.

Jetzt hat der Wagen aber g'wackelt,
Der Kutscher sitzt am Bock und nackelt,
Der hat Dir fein an Rausch so dumm,
Heut, sagt er, moan i, werf i um.
So hock' ma drinna unser neuni,
Drei Stund san no auf Lenggries eini!!

Selm hamma gschwitzt, ah, gschwitzt und wie,
So gschwitzt hab i mein Lebtag nie.

Die Nahderin

Die Nahderinnen hocken rum
So stad, wie d' Fliegen in der Stubn
Heunt da, heunt dort — 's denkt Niemand hin
Auf d' Nahderin.

Der Alt zählt ruhig am Tisch sei Geld.
Hat der so viel — du liebe Welt!
Do mäuserlstad im Winkel drin
Hockt d' Nahderin.

Die Mutta macht ihr Heirathsg'red:
den möcht ma gern, den nehm ma net,
Do mäuserlstad im Winkel drin
Hockt d' Nahderin.

As Madel zieht sich aus — ah Narr,
Wer moant's, daß die schief gwachsen waar,

Do mäuserlstad im Winkel drin
Hockt d' Nahderin.

Der Bub stürmt hoam — der thuat koa gut,
Die Alten greinen voller Glut,
Do mäuserlstad im Winkel drin
Hockt d' Nahderin.

Gott gnad enk, Mutta, Bub und Madel,
Die hat a Züngel wie a Nadel,
Die woaß jetzt Alls, im Winkel drin,
Die Nahderin!

Quodlibet aus zween heiligen Büchern, des Fernern Meditationen über Hölle und Himmel nach Martinus von Kochem



llons! Ich sing ein Quodlibet,
wer Lust hat, komm herbei:
es ist durchaus schön dockerlnett
und funkelnagelneu.
Hanswursten machen ihre Sprüng
und locken d' Leut zum Stand;
a Jungfer is a Wunderding
als wie's Schlaraffenland.

„Wer ist wie Gott", schreit Michael,
„wo ist der freche Schrolln?
Den soll ja gleich mit Leib und Seel
der Teufl helliecht holn!"
Schnell war der stolze Luzifer
durch Sonn und Mond getriebn,
daß ihm ein ganzes Sternenheer
vor'm A . . . . is hängen bliebn.

Gottvater nahm an Batzn Loam
und schuf des Adams Leib;
drauf nimmt er ihm ganz in der G'hoam
a Rippn und macht ihm's Weib.
Und kaum biß d' Eva auf'n Rat
der Schlang den Apfl an,
hat ihr der Wurm recht kirzngrad
Pepe in's Maul getan.

Es hat Erzengel Gabriel
bei putzlfinstrer Nacht
Marien auf des Herrn Befehl
was Neu's vom Himmel bracht;
ihr Sepperl war fuchsteufelswild,
hat gmoant, es wär net just —

drauf macht'n a Engl wieder mild,
nacha hat er's druckt und kußt.

Der Abel schwamm in seinem Blut
und hat sich doch nicht g'rührt;
der Kain ruckt nicht amal sein Hut,
wie Gott mit ihm diskriert.
„Soll ich meins Bruders Hüter sein?"
sprach der infame Knopf —
schnapps schlagt'n an Engl in d' Fressn nein
und beutlt ihn beim Schopf.

„Ihr Dienerin", ruft Elisabeth,
„Frau Bas, mir geschieht an Ehr!
Just kommen S' zu mein Kindlbett —
sieht alls so schlampet her."
Kaum hat's der kloane Hansl gneißt,
macht er an Sprung, daß 's kracht:
drum hat ihn aa der heili Geist
zum Laufer Christi gmacht.

Der Noah hat wohl hundert Jahr
an seinem Kasten baut,
doch lachte alles der Gefahr,
ham grad aus Spaß zugschaut.
Kotz Blitz! Jetzt lacht mir koaner mehr!
Es heulen Groß und Klein:
denn plötzlich kommt a G'wäsch daher
und wässert d' Stockfisch ein.

Recht nahe bei Jerusalem,
drei Stündl nur entlegn,
liegt 's berühmte Dörfl Bethlehem,
da hat ma d' Wunder gsehgn:
Gott wurde hier als kloanes Kind
in einem Stall geborn
und d' Engl machtn ihm saggrisch Wind —
da spitztn d' Bauern d' Ohrn.

„Schlacht deinen Isaak!" Dies Gebot
war freili ziemli streng,
doch rief an Engl, gschickt von Gott:
„Pfsst! Alter, halt a wen'g!

Die spanisch Inquisition
is net nach unserm Fuaß,
viel gscheidter is's, du nimmst dein Sohn
und kochst ihm z' Haus a Muaß!"

Drei König machtn Gott d' Visit,
warn allez'samm sternvoll,
ham ihn mit Gschenka überschütt' —
da wurd Herodes toll.
Er schickt sein' Henker mit'n Schirgn
auf alle Dörfer naus,
ließ alle Knäblein schnell derwürgn —
ui Gott! War dees a Graus!

Sankt Josef aber war net faul,
wie er dees Ding derfahrn,
nimmt aus'm Stall den bestn Gaul
und spannt ihn an an Karrn;
macht sich mit Weib und Kind davon
und lebte schlecht und g'recht,
hat fast bei jeder Station
bis nach Egyptn g'fecht.

„Koa Dreckerl könn' ma fast mehr toa!"
murrt Israel wider Gott —
da schneibt's vom Himmel groß und kloa
das beste Zuckerbrot.
Die Jungfrau Annamiadl hat
kaum wider Moises zischt,
so hat sie auch glei auf der Tat
d' Franzosn schön derwischt.

Gottsohn hat auf der Kanzl drobn
(war kaum zwölf Jährla alt)
viel Kapuzinerlektor gschobn,
macht ihnen warm und kalt;
auf einmal patscht sei Mutter drein,
die ihn mit Schmerzn g'sucht:
„Geh!" sprach sie, „liebstes Jesulein —
hörst, wie dei Datta flucht!?"

Seht, was nicht Josua alles kann:
er heißt die Sonne stehn;

drum will s' seit diesem Wundermann
koan Tritt vom Fleck mehr gehn.
Saul konnte David gar nicht leidn,
oft hätt er'n massakriert;
doch dieser spielt a Stück von Haydn,
da hat er 'n embrassiert.

Der ganze Tabor war voll Glanz,
wie Gott sein' Sohn verklärt;
der Peter moant, es is Vakanz,
was er hat gsehn und ghört.
„Mein Oad!" rief er, „da waar's net aus,
da kunnt ma fürstli lebn;
geht's: bau ma uns a Summerhaus,
a Gärtl, a schöns, danebn!"

Zu Babel schickt Gott nach der Meng
die Narren in April;
dem Jonas wurd sei Hosn z'eng,
er lust im Fisch ganz still.
Der Moises muaß Brunngraber wern,
denn's Bier ging schon auf d' Noag,
und nirgends konnt er mehr einkehrn —
drum wagt er halt den Stroach.

Die Juden schacherten sogar
in ihrer Synagog;
doch Christus nahm die ganze Waar
und schmiß s' hinaus zum Loch.
Der Hunger tät das allermeist,
wie Gott auf offner Hoad
5000 Pfälzler ausgespeist,
blieb jedem noch a Bschoad.

Vor'n hoaßn Ofen z' Babylon
wär selbst der Teufl g'rennt,
da hat man auf drei Meilen schon
vor Hitz den Bart verbrennt.
Koa Bäck wollt da was z'bacha habn,
denn niemand traut sich hin;
doch pfiffen die drei frommen Knabn
laut den „Krautschneider" drin.

„Betracht Er jetzt die schöne Welt!"
sprach Luzifer zu Gott;
„wenn Er vor mir jetzt niederfällt,
so steht s' ihm zu Gebot!"
„„Pfui! Marsch! Dien deinem Gott allein,
du schwarzer Höllengeist!""
Kotz Blitz! Der zieht sein' Schwanz gleich ein
Und rennt. Was gibt's? Was hast??

Dem Esau is nicht wohl im Magn,
es druckt ihn 's Linsi'nmuaß.
Rebecca hat beim Wassertragn
schier überstaucht den Fuaß;
da schenkt s' erst noch fein wacker ein,
wie s' ghört hat von an Mann —
jetzt zahln s' erst brav Burgunderwein
und gebn noch Platti dran!

Zachäus, steig nur gschwind vom Ast
und sch . . . auf alle Feign,
denn Christus will bei dir als Gast
in d' Schüssl einisteign!
Glei war er wie der Blitz herunt
und lief der Kuchl zua:
„Weib!" sprach er, „heut san Küachl gsund,
Schmarotzer komma gnua!"

Dort lieget vor Bethulien
ein Feldherr ohne Kopf;
deß lachten die Belagerten
schier alle sich an Kropf.
Die Judith schiebt den Kopf in' Sack
und geht in d' Stadt hinein.
Herr Loth möcht gern an Schnupftabak —
Kann aber nimmer sein.

„Sagt, Freunde, wen sucht Ihr so spät?"
fragt Christus d' Judnschaar,
„sucht Ihr den Mann von Nazareth?
— Das bin ich selbst — fürwahr."
Ich bin's — kaum hörten sie das sagn,
ham s' alle Viere gstreckt,
recht jämmerlich an Fotz aufgschlagn
und d' Zähn wie d' Fuchsn bleckt.

Der Daniel mußt in d' Löwngrubn,
dees war a schöne Hatz;
die Löwn spieln wie d' Schnullerbubn
und schmeichln wie a Katz.
Sieh: Pharao zieht durch's rote Meer
mit Stiefl und mit Sporn —
auf einmal steckt sein ganzes Heer
im Dreck bis über d' Ohrn.

Es rührt sich fast ganz Israel,
wie Gott in d' Stadt nei reit',
denn so a prächtigs Karussell
sieht man net weit und breit;
das war a Zulauf und Gedräng,
a Gaudi und a Lebn —
was hat's net für a schwere Meng
von Palmenesln gebn.

„Ma foi, raison! Dees is koa Art!"
schrie Malchus ganz verzagt;
„derselbig dort mit'n grauen Bart
hat mir mei Ohr wegghackt!"
„„Psssst! Peter, mach dih net so broat!""
rief ihm der Herr entgegn,
„„glei steckst dein' Sabl wieder in d' Schoad,
ih hon dei Schneid schon gsehgn!""

Prinz Absalon, der schönste Bua,
is miserabl gstorbn
und hat zum Unglück noch derzua
die ganz Frisur verdorbn.
Was hat net alls der reiche Boz
der armen Ruth getan.
Seht Jezabel, die stolze F . . . —
jetzt pissen d' Hund all dran.

Der Judas ging zu 'n Priestern hin
in ihre Synagog,
ganz z'rupft und z'raufft in wildem Sinn
und schreiet laut und hoch:
„ih sch . . . enk auf dees Bluatgeld nauf!"
Zerriß sein Kleid in Stück
und eilte dann in vollem Lauf
zum Seiler um an Strick.

Sir David haut mit Goliath
wia's Luader gleich Spadon
und eh er sich nur bsunna hat,
da lag der Lümml schon.
O Potiphar, wie bist so blind
in deiner Gattin Arm —
der Josef laßt den Mantl hint,
es wird ihm halt viel z'warm!

Dem Petrus rinnt der kalte Schwoaß
beim Feuer von der Stirn;
er schwört: „wann ih von Jesu woaß,
so will ih gleih krepiern!
Doch wie der Hahn das zweitmal kräht,
da ging ihm 's Maul erst zua:
a Blick hat ihm 's ganz Herz verdraaht —
jetzt rotzt er wia a Bua!

Die Burgersleut zu Sodoma
wurn d' Haar kurios versengt;
und grad recht: denn sie ham sich ja
in alle Pfiff neigmengt.
D' Frau Lothin schaugt das letztmal z'ruck,
wie's hinter ihr hat knallt.
Beim Rabnwirt ham s' an Habakuk
oft Bier und Bratwürst zahlt.

Der Simon Cyrenäus saß,
Herrn Christum auch zu sehn,
vor einem Wirtshaus, trank ein Glas
guts Märzenbier im Stehn —
als plötzlich ihn ein Jude faßt:
„marsch! Hin zum Kreuz, du Dieb!
Du bist brav stark und ausgerast',
jetzt, Bauernlümml, schieb!"

Sir David sahe im Karlsbad
a Schönheit hint und vorn —
drum is ihm auch im höchstn Grad
der Stockzahn wassrig worn.
Urias kratzt sich hinter 'n Ohrn —
und wenn ih mih net trüag,
is er bald drauf totgschossen worn
im erstn Türknkriag!

Der Schächer an dem Kreuze dort,
der linker Seite ist,
schilt wia a Landsknecht immerfort
und stimmt Herrn Jesu Christ.
„So halt amal dei Goschn, Schwanz!"
sprach der zur rechtn Hand,
„und bet dafür an Rosnkranz,
dees is dir gwiß koa Schand!"

Es wehrt sich wie a Grenadier
Susanna bis auf's Bluat,
„weg!" sprach sie, „geile Böck und Stier!
Will sehn, der wo mir 's tuat!"
Sie wirft um sich, so gut sie kann,
ihr Hemd und Unterrock
und gibt sie beim Herrn Pfleger an —
jetzt sitzn s' schon im Stock!

A Mannl saß muattersalloan
in einem weißen Kleid
beim Grabe Christi auf an Stoan,
da kemma d' Weiberleut:
„O, Schatzerln, der is nimmer da,
ös macht 's an Metzgergang:
er is aufgstandn, hoppsassa,
dees is mei Leibgesang!"

Der Samson nahm ein Eselsbein,
die Feinde zu bekriegn,
und schlagt als wia's kalt Eisn drein,
da purzln s' z'samm wia d' Fliegn.
Elias fahrt auf 'n Luftballon
und därf koan Kreuzer zahln —
jetz fangt der Bettl z' brinnen an,
drum laßt er an Mantl falln.

„Ihr Herrn, darf ich mich unterstehn:
wo geht der Marsch hinaus?"
sprach Christus, „heut is 's Wetter schön:
spaziern S' gwiß nach Emaus?"
Drauf führten sie vom Gottessohn
ein auferbaulichs Gespräch;
doch in der Schenk schleicht er davon
und läßt s' brav in der Zech.

Der Teufl hat noh koan so grob
(seit er nach Seelen schnappt)
als wia den gutn altn Job
beim Hosnbandl ghabt;
doch sprach Job nichts als diese Wort,
als wär es blos ein Traum:
„hat mir der Schinder 's Pferd mit fort,
so hol er auch den Zaum!"

Wie Christus in den Himmel stieg,
da is a Mettn gwest:
die Jünger weinten bitterlich
und hieltn ihn gwaltig fest.
„Laßt's aus, daßt's mir den Rock net z'rreißt's,"
sprach er, „jetzt bhüat enk Gott;
ih schick enk schoh den heilin Geist —
der tuat enk ziemli not!"

Den Josephbrüdern wird so bang,
daß alls in d'Hosn geht;
da macht der Bruader den Spaß net lang,
zahlt ihnen Wein und Meth.
Han, Salomon, was hast dir denkt?
Warst sunst so gwaltig gscheidt —
hast dih an luthrische Mentscher ghängt,
is dees koa Eitlkeit?

D' Apostel saßen still beisamm
und tranken just Kaffee,
als plötzlich ein Erdbeben kam —
da recken s' d' Kraagn in d' Höh.
Es flattert eine Feuerzung
auf eines jeden Haupt,
da machten sie an Freudensprung,
daß 's hint und vorn hat gstaubt.

Und eilten dann auf offnen Markt
Mit ihren Wundergabn,
sie fühlten sich so gscheidt und stark,
daß d' Köpf all gwackelt habn.
Zuvor kunnt koana 's ABC,
jetzt hätt'n d' Judn g'wett',
sie waarn Franzosn und Wällische,
ham aa brav englisch gredt.

Dort murmelt vor der Kirchentür
Frau Anna fromm und keusch;
„Du alte Bettziahch, glei marschier,
hast gwiß an Branntweinrausch!“
„„Ach, Herr,““ sprach sie, „„habt doch koan Zorn,
ich seufz nur um an Sohn!““
„Jaso — dees is an anders Korn;
geh hoam — du kriagst ’n schon!“

Wie eifert nicht Apostel Paul
um seines Gottes Ehr;
es geht ihm auf der Kanzel ’s Maul,
als wenn’s geschmieret wär.
Er reiset ohne Kreuzer Geld
(an oanzigs Hemd am Leib!)
mit Wasserstiefl durch die Welt
und braucht ’s ganz Jahr koa Weib.

„Jerusalem! Jerusalem!“
schreit Jeremias laut,
„der Feind bringt dich kurios in d’Klemm,
er frißt dich z’samm auf’m Kraut.“
Et dictum factum, Abraham:
schick deinen Kindern Speis’ —
die Mutter frißt die Kinder z’samm,
der Vater Ratzn und Mäus’.

Laurentius hat viel verkost’
und litt’s in Gottesnam,
er schnurpfte auf dem glühenden Rost
als wia a Bratwurst z’samm.
Bartholomä schürt gwaltig nach
und gibt sich alle Müh;
jetzt sieht ihn Sankt Lorenz und sprach:
„wart! Bald kummt’s aa an dih!“

Der Jude Mardochäus fand
durch seine Esther Gnad,
als Amman ihn, von Haß entbrannt,
zum Tod verurteilt hat;
der Galgn war fufzg Ellen hoch,
daß oan fast schwindln möcht —
jetzt blast der Wind ihm selbst ins Loch,
in A.... nei, gschiecht ihm Recht!

•

Sankt Stephan bat für seine Feind:
„O Herr, sie san stoagrob;
doch is es ja so bös net gmeint,
sie stelln mich nur auf d' Prob."
— „Ei, stirbt der Fuchs, so gilt's den Balg!"
rief laut St. Barthlmä,
„und lebt er lang, so wird er alt —
schürt's zua, es tuat net weh!"

„Die reichen Herrn sind Katzenschwänz,
nix lassn s' an Arma mehr":
so rotzt in Achez's Residenz
der Naboth etwas her;
„wer woaß, wia's mir im Winter geht —
hab so koan Kreuzer Geld;
drum lasse doch Ihr Mayestät
mir mein Erdäpfifeld!"

Der alt Tobias weint sich blind,
das sah die ganze Stadt;
„bhüat Gott," sprach er, „mein liebes Kind,
o werd halt koa Soldat!"
Doch diesem tät's beim Raphael
so ziemlich wohl behagn,
denn der hat ihm als Schneidergsell
nach Wien sein Bündl tragn.

Prinz Ammon hat brav karressiert
als wia a roter Hund,
selbst d' Schwester um an Gänsdreck gführt —
jetzt is er wieder gsund.
König Nabuchodonosor
fallt jetzt auf alle vier —
er wird vom Fuß bis über's Ohr
ein ungarischer Stier.

Merkt's also wohl auf meinen Rat,
damit's enk net so geht:
wenn einer schon z'viel gsoffen hat,
der scheer sich gleich in's Bett
und decke sich recht schön warm zua,
damit er net derfriert
und schnarch und pfeif sich redlich gnua,
bis's helliacht Pfingsten wird.

Die Hölle:

Auf eitle und sündhafte Freuden
erfolgen die ewigen Leiden:
ich will euch jetzt malen
die höllischen Qualen —
ihr boshaften Sünder, gebt acht
und saget der Welt gute Nacht.

Kaum wirst du bei Nasn nei stecka,
ergreift dich schon Schauder und Schrecka:
da kommet ein Haufen
der Teufel gelaufen,
empfangen dich schrecklich mit Brüllen
net anders wia d' Jodln auf'n Zillen.

Drauf führn s' dih zum höllischn Richter
in Lüftn — Bua, der schneid't erst Gsichter!
Da nutzt kein Liebkosen,
es zittert dir d' Hosn,
und alles Kuraschi fallt weg;
wirst dastehn als wia's Kind vor'm Dreck.

Kaum donnert das Urteil des Fürsten,
so packen s' dih glei bei der Bürstn
tauchen dih wia an Pudl
im feurigen Strudl,
daß der Rauch und der Dampf davongeht
und der Kopf sich im Wirbl rumdreht.

Dort sieden s' in an entrischn Hafn
viel Könige, Fürstn und Grafen
und Bettler beisammen,
und kaum sagt man Amen,
so werden aus Prälatenschädln
für'n Luzifer Leberknödln.

Nacha werd ma gräuchert wia d' Schunka,
werd Schwefl und Pech darauf trunka;
Bua! Dees is a Sauffa,
a Lärm und a Rauffa —
da geht oft an Teufl a Horn,
bald a Schwanz, bald a Goaßfuaß verlorn.

Jezt stranzn sich d' Teufl all nieder
und sch . . . und speibn dich wieder;
du werst dih kaum bsinna,
so liegst wieder drinna
in an kohlschwarzn, eiskaltn See —
Blitz! — zieahgt ma dir d' Nasn in d' Höh!

Oft schiabn s' dih in Löcher zum Grausn,
nacha geht's an a Schindn und Zausn;
bald zwickt dih a Zanga,
bald beißt dih a Schlanga,
und wo ma sih immer hinwendt,
werd oan der Pelz elend verbrennt.

Dort watet in grundlosen Sümpfen
der Kain unter Fluchen und Schimpfen;
da stößt ihn oft schleuni
a Teufl in' Sumpf eini
und ziahgt 'n wia a abbrüahte Maus
mit der Krall bei sein Struwwlkopf raus.

Was ham net seither d' Sodomitn
für höllisch Strapazn schoh g'littn!
Was d' Teufl alls treibn,
ih könnt's enk net bschreibn:
da bratn sie s' bständi am Rost
für Belzebubs tägliche Kost.

Den berühmten egyptischn Köni
Sir Pharao zwiefln s' net weni:
oft schlagn s'n auf 'n Schmecka,
daß d' Zähn im Hals stecka,
bald pfeffern s' ihm's Loch gottlos ein,
bald sengan s'n ab wiar a Wildschwein.

Es winden sich Vipern und Dracken
dem Goliath dick um sein' Nacken;
oft hackn s' den Lümml
zu tausend kloane Trümml
und macha sih Blunzn davon;
nacha fressn s' wia d' Ruachn all dron.

A Teufl spießt dort mit ara Gabl
den König Herodes beim Nabl;
die Läus und die Madn
fressn ihn wie an Bratn,
und Judas, den Iskariot,
schiassn d' Teufl an Hintern voll Schrot.

Dort schmachtet in Flammen der Prasser,
schreit: „mordio! Bringt's mir a Wasser!"
Muaß d' Zunga ausschlagn
wia a Hund, und sei Magn,
der sonstn gestrotzt vor Füllerei,
schnarpft z'samma als wiar an alts Wei.

Hier liegn in an stinkatn Winkl
Kalvin, Dokter Luther und Zwinkl,
dergleichn noh mehra
verdraxlte Lehra
von unorthodoxn Sätzn,
abscheuli von Wust und Krätzn.

Die ham oft a Mettn und Kirren,
a Zanka, a Argumentieren;
schnell kimmt aber a Teufi
und löst eahna d' Zweifi —
ergreift glei an glühenden Brand
und trummlt s' auf d'Goschn und d'Hand.

Von Millionen Tausend der Seeln
verrufener Schlankln nix z'meldn:
die hockn in Flammen
wia d' Filzläus beisammen —
und wenn sich einer nur muckst,
so werden s' erbärmli derfuxt.

Die Hoffahrt muß teuer bezahlen;
zum Beispiel: statt Neumodi-Schnallen
gehen glühende Kohlen
hinab bis auf d' Sohlen!
Bua, da wirst wia dee Türkn fluacha,
wennst die Modi muaßt mitversuacha!

Galante und zuckersüaße Büabln
vergessn as Scherzn und Liabln —

statt Tortn für's Mäulerl
kriagn s' Brotzn auf's Tellerl!
Eins wird ihnen gar nicht recht taugen:
dem Luzifer d' Nasn aussaugen!

Die hochen und gschupftn Frisuren
die wird euch der Teufl anschnurren,
ihr eitlen Koketten
aus Dörfern und Städten!
Er wird euch mit Pech pomadieren,
mit Würmern und Schlangen frisieren!

Ihr mit den anlockenden Blicken,
man wird euch kurios da ausflicken:
ihr werdet zu Katzen
an Augen und Bratzen!
Drauf nimmt enk a feuriger Moh
beim Kragn — jetzt schnuflt's brav droh!

Und ihr mit den angschmierten Wangen —
was werdet ihr dorten anfangen,
wenn (mit salva veni!)
in's Häusl a weni
den Kopf euch der Luzifer steckt,
daß ihr auf zehn Meilen schon schmeckt!

Ih will enk a Beispiel aufführn,
vielleicht möcht's enk 's Herz a wen'g rührn:
was kriegt s' für A . . . prella,
die stolze Jezabella!
Is dees net a saggrische Buaß,
wann s' an Teufl im A . . . l . . . muaß??

Jetzt sag mir noch einmal a Sünder,
es wär in der Höll nix dahinter!
Gelt: jetzt kommt enk 's Rotzn!
Jetzt hängt's enker Fotzn!
So macht's halt gschwind Reu und Leid,
tuat's Buaß und werd's amal gscheidt!

Der Himmel:

Nach Kreuz und ausgestandnen Leiden
erfolgen die ewigen Freuden.
Ich will jetzt singen
von himmlischen Dingen,
die der nur zu schmecken einst kriegt,
der hier 'n alten Adam auszieht.

Stirbst du ohne Sünden und Mängel,
so kommen die neun Chör der Engel
mit Stock und mit Degen
von weitem entgegen
und führn dich in an schimmernden Saal
von Saphir und purem Krystall.

Bua! Da schaugst schoh drei als wia d' Narren
und hast kaum an Anfang erfahren;
der Bart wird dir schmutzn,
wannst d' Engl därfst duzn!
Drauf nehma s' dih alle beim Kragn,
so zärtlich — es is net zum sagn!

Die Heiligen Gottes net minder
hupfn allz'samm um dich als wia d' Kinder;
wirst oft nit mehr wissn
vor Druckn und Küssn,
obst a Bua oder a Mädl noh bist,
ob der Kopf noch am alten Fleck ist.

Jetzt muaß dich nach viel Komplimentn
der himmlische Schneider frisch wendn —
Bua! Da wirst a Kerl,
ein englisches Herrl!
Drauf führn s' dich in jubelndem Ton
zum heiling Dreifaltigkeitstron.

Hier liegen die Mächte und Tronen
zu millionentausend Legionen;
man kann nicht recht schaugn,
es vergehn ei'm die Augn
vor Mayestat, Schimmer und Pracht,
wann ein' unser Herrgott anlacht.

Maria, die Mutter des Höchsten,
und ihm unter allen am nächsten,
wird sanft auf dich blickn,
mit 'n Kopf freundli nickn —
dieß geht über Güter und Geld
und stinkende Luader der Welt.

Da hört man aus offenen Hallen
Trompeten und Pauken erschallen;
es is zum Krepiern,
wie sich d' Engl all ziern,
wenn d' himmlische Musik angeht —
Sankt Michael tanzt an Minett.

Drauf gibt Sankt Cäcilia ein Zeichen
und läßt ein Adagio schleichen:
der Cherub zerfließet,
der Seraphim küsset
den andern mit Wonnegefühl
und alles horcht auf mäuserlstill.

Sankt David spielt jetzt auf der Harpfn
und zapplt mit die Finger wia Karpfn —
man kann nit gnua lusn,
so klopft oan der Busn!
Vor Freude klatscht alls beim Beschluß,
der heilig Geist gibt eahm an Kuß.

Wenn d' Engl erst allzusamm blasn,
vergißt ma glei 's Maul sammt der Nasn:
da trillert Christina
a salve regina
nach wälschem Geschmack und so fein
wia a zärtliche Nachtigall drein.

Präcis, eh's zwölf Uhr will schlagn,
laßt Paulus in d' Kuchl einsagn:
sie solln sih fein schicka
und d' Tafl herschmücka!
Drauf geht's an a Putzn und Fegn —
Sankt Martha muaß d' Kuchl versehgn.

Ihr Kuchl sieht aus wia a Zimmer,
so schön kriagt's a Köchin wohl nimmer;

es schnurrt für Gottvater
beständig der Brater,
die köstlichstn bestn Ragouts
bereitet Sankt Lorenz dazu.

Hier werden, wenn Fasttäg ankommen,
die raresten Fisch hergenommen;
da laufet Sank Peter
mit Netz und mit Köter
und machet die G'halter all leer,
bringt Otter und Blassen daher.

Schnell öffnen sich glänzende Porten:
da sieht man verschiedene Sorten
von himmlischen Bisseln
in goldenen Schüsseln
auf Tafeln von Diamant stehn —
o Brüaderln, da wassern oan d' Zähn!

Es stehen auch Legionen Becher
auf 'm Tisch für die himmlischen Zecher;
Rheinwein und Burgunder,
das is nur a Plunder
gegn den himmlischn Götternektar,
und 's Himmlsbrot — Blitz! — dees is rar!

Sauft einer a paar Dutznd Quartln,
na geht's an auf einmal zu kartln:
Trischaggn, Quadrillen
und Pharaospielen!
Banquier ist Sankt Magdalena
mit 'n Sack voller Siebzehna.

Da tun s' gleich um Taler piquetn,
net anders, wia d' Teufl, labetn;
da hört ma koan Brumma,
wann d' Trümpf net recht kumma —
und oans is dabei erst recht schön:
ma braucht auf koa Häusl net gehn!

Drauf rauschn a paar Serenadn;
nacha machen s' all Lustpromenadn
im himmlischn Gartn —

d'Engl müaßn aufwartn
mit Gfrornem, Kaffee und Chocolad,
mit Mandlmilch und Lemonad.

Hier säuseln balsamische Weste,
es strotzen von Früchten die Äste:
willst Äpfl, willst Birn —
koa Mensch werd dir's wiehrn,
und bist zum abbrockn z'faul,
so purzln s' dir selber in's Maul.

Es reizen die lieblichsten Rosen,
hier Spargel und dort Aprikosen;
süße Feign gibt's net wenig
und Erdbeer wia Hönig —
da wiegt oft die kleinste ein Pfund
und z'geht oan wia Butter im Mund.

In Grotten und lustigen Hainen,
da sieht man erst Wunder erscheinen:
Bua, da gibt's Zierratn,
Alleeen, Kaskaden,
Sallettln, recht göttlich ausgmaln,
da tanzn s', daß d' Hüat davonfalln.

Da fieseln s' in schattigen Lauben
guate Hähndln, Kapaunen und Tauben;
Sankt Christof scheibt Kegl,
— Blitz! — der versteht d' Regl:
kaum reibt er sei Kugl auf's Brett,
san alle neun Kegl labet.

Da schiaßn s' wia d' Luader auf d' Scheibn,
Sankt Ivo muaß d' Schützn aufschreibn;
da ham s' oft a Glori,
wia Buam in Gregori —
Sebastian kriagt gmeiniglich 's best —
er halt aber auch saggrisch fest.

Die andern treibn allerhand Schnackn:
Sankt Aloys kneipt 's Urscherl in d' Backn —
da muaß alles lachn,
daß 's Leder möcht krachn,

bis endli Gottvater aufschreit:
„in's Bett geht's und seid's amal gscheidt!

O Christn, so denkt's halt an Himml
und sch . . . auf dees zeitlich Getümml;
in etlichn Jahren
könnt's aa eini fahren,
wennt's anderst nach Tugndn strebt's
und net als wia d' Säu dahinlebt's.

Her Hiltbolt von Swanegou

Verliebtes Tanzliedel



Ich wil aber der lieben singen
der ich ie mit triuwen sanc
Uf genâde und ûf gedingen,
daz mir trûren werde kranc.
Bî der ich alsô schône
an eime tanze gie,
ir zaeme wol diu krône:
so schoene wîp wart nie.
Elle und Else tanzent wol,
des man in beiden danken sol.

Ine gesach sô tugentrîche
frouwen nie, des muoz ich jehen,
Noch sô rehte minneclîche:
swaz ich frouwen hân gesehen,
Des ist si vor in allen
gewaltic iemer mîn:
si muoz mir wol gevallen,
si süezer saelden schrin.
Elle und Else tanzent wol,
des man in beiden danken sol.

Saelic si diu süeze reine,
saelic si ir rôter munt,
saelic si die ich dâ meine,
saelic si sô süezer funt;
Saelic si diu süeze stunde,
saelic si deich si ersach,
saelic si, dô si mich bunde,
diu bant si noch nie zerbrach.
Elle und Else tanzent wol,
des man in beiden danken sol.

1870/71



Dieses fortwährende Herummarschieren durch die Beauce und Perche war ja recht interessant; aber, aber! Mein guter Freund, der Oberleutnant Schmeckenbecher, hatte sich ein paar nach Sohlenart zugeschnittene Brettchen an die Stiefel gebunden und marschierte so lustig mit; manche Leute befestigten die alles eher als eleganten und bequemen französischen Holzschuhe (sabots) mit Stricken an ihre Füße, und einzelne wickelten ihr Pedal einfach in Stroh, um doch nicht geradezu barfuß durch Schnee und Eis patschen zu müssen. Dies kennzeichnet besser als jede andere Schilderung unsere Lage. Unsere große Bagage mit den Offiziergepäckwagen stand franktireursicher bei Longjumeau; wir aber trieben uns im Süden herum und konnten nur sehnsüchtig an die schönen Reservesachen in den Koffern und Vorratswagen denken; von einem Bekommen war keine Rede.*)

Meine Stiefel sahen noch ganz stolz aus, ich saß ja auf dem Pferde. Da ich aber als Zugsleutnant ausmarschiert und erst Anfang Oktober zum Ordonnanzoffizier ernannt worden war, so hatte ich keine andere Wahl, als fußmarschmäßig, d. h. ohne Lederbesatz an der Hose mich in den Sattel zu setzen, und da wo Roß und Reiter sich am nächsten sind, da fing jetzt der Jammer an. Alles flotte Zusammennähen durch meinen Burschen half nicht mehr. Bald teilte vielmehr die Wäsche das Schicksal der Oberkleider und wurde licht und lichter wie diese. Da machte ich in Mondoubleau, es war am 26. November, einen Fund, an den ich noch heute mit Genugtuung zurückdenke. Ich kam todmüde in ein verhältnismäßig gutes Quartier, nämlich in ein verlassenes, nur von einem alten Diener gehütetes Haus. Dort hatte mein treuer Knappe mir das Zimmer einer Dame erobert, und bald schlief ich famos in einem recht guten Bett. Auszukleiden wagte ich mich, wie schon seit Wochen, auch heute nicht, da jede Minute Meldungen von den Vorposten einlaufen konnten, welche sofortige Tätigkeit notwendig gemacht hätten. Die Nacht war aber ruhig. Am Morgen entdeckte ich etwas, das mein Herz mit großer Freude erfüllte. Es war ein Schrank voll der schönsten, weißen

*) Wir besaßen damals noch keine Kompaniekarren, sondern nur die allgemeine Bagage, welche sich bei den Trainkolonnen in Longjumeau befand und nicht nach dem Süden mitgenommen worden war.

Wäsche — freilich nur Damenwäsche. Alle möglichen Stücke betrachtete ich, ob sie nicht als Ersatz für meine Unterbeinkleider dienen könnten, aber die besondere Bauart der gefundenen Objekte machte alle Hoffnungen zunichte. Da entdeckte ich wunderschöne, endlos lange Hemden. Dies war zu verlockend. Mein halb zerfetztes Fähnchen wurde schnell ausgezogen, und dafür hüllte ich mich in die weiten Falten eines dieser Findlinge. Das Messer half unten trennend etwas nach, und das Experiment gelang famos; ich steckte bald bis zu den Reitstiefeln hinab warm in schneeigem Linnen. Nur die Ärmel befriedigten mich nicht. Sie hörten gleich an der Schulter auf, und an den Ellenbogen und Unterarmen hatte es mich, der dies nicht gewohnt war, von da an recht unangenehm gefroren. Da auch mein Bursche seine Toilette in gleicher Weise vervollständigte, so waren wir beide, Herr und Diener, von nun an sozusagen „fein raus".

In aller Frühe mußten wir wieder weiter. Die Brigade hatte in der Gegend von Choué in Bereitschaftsstellung zu warten, bis die Verhältnisse über den bei Vendôme gemeldeten Feind besser aufgeklärt wären. Ich empfand furchtbaren Hunger, denn mein Frühstück waren nur einige Stückchen Zucker und ein tüchtiger Schluck Schnaps gewesen. Nach etwa zweistündigem Herumreiten und Befehlüberbringen konnte ich von meinem Braunen heruntersteigen und mich bei den Jägern anpürschen, um nach etwas Genießbarem zu spähen.

„Komm nur her. In etwa fünf Minuten gibt's einen gebratenen Gockel; er ist aus Cormenon mitgelaufen, und Baumgärtner (ein mit den Küchengeheimnissen ziemlich vertrauter Kamerad) läßt ihn auf eine neue Art braten."

„Wie wollt ihr denn aber im freien Felde einen Gockel braten?"

„Das ist Baumgärtners Sache. Er hat's versprochen und wird's schon machen. Wir haben Champagner." — — „Bravo. Dies ist ein Wort. Laßt einmal sehen."

Es waren gute Züge, die ich da direkt aus der Flasche tun konnte. Nun zeigte sich auch Leutnant Baumgärtner, der von einem großen Biwakfeuer herkam und schon von fern rief, wir sollten uns bereithalten. Hinter ihm stiefelte, d. h. holzschuhte ein Jäger und trug einen kolossalen, hart gebrannten Lehmklumpen in den Händen.

„Wo ist denn der Gockel?"

„Da drinnen."

„Wo?"

„In dem Lehm."

„Du willst uns wohl uzen?"

„Nur Geduld! Wer Salz hat, kann es spendieren. Ich habe meines aufgebraucht."

Man rückte zusammen, und Baumgärtner machte sich daran, den

Lehmklumpen mit dem Seitengewehr eines Jägers auseinander zu hauen. Derselbe war fast so hart wie ein Ziegelstein geworden, und es kostete große Mühe, bis er zersprang. Als er einen tüchtigen Riß bekam, entstieg der Spalte ein für die damaligen Verhältnisse wirklich verlockender Duft, und mit großem Eifer wurde der Lehmbatzen nun auseinander gerissen. Bei dieser Prozedur war der Gockel ebenfalls in die Brüche gegangen und steckte, nachdem mit einem Messer nachgeholfen worden war, ungefähr halbiert in den beiden Lehmstücken. Von Tranchieren war natürlich keine Rede. Wir schnitten und zerrten die Stücke heraus, so gut als es ging, und ich muß gestehen, das Ding schmeckte gar nicht übel. Alle fünf, die wir an diesem Diner teilnahmen, waren recht zufrieden, und Baumgärtner erntete große Lobsprüche, besonders da er uns auch noch Brot auftischte und ein anderer Kamerad Salz spendiert hatte. Nun mußte der Gastgeber erzählen, wie er es gemacht, so rasch einen Braten herzurichten, und wir erfuhren folgendes Rezept, das ich für künftige Fälle empfehlen kann. „Man gehe bei naßkaltem Wetter in eine sehr lehmreiche Gegend, wie z. B. die Perche in Frankreich. Dort fordere man einen Gockel zum Mitmarschieren auf. Tut er dies, so drehe man ihm an einem geeigneten Ort den Kragen um, nehme ihn sorgfältig aus, reibe ihn innerlich mit Salz und Pfeffer ein und umgebe ihn mit einer etwa einen Schuh dicken Schicht von gutem Lehm. Dabei ist es ratsam, die Federn möglichst aufrecht zu stellen, damit der feuchte Lehm überall gut eindringt und fest hält. Dann werfe man den nunmehr als runden Lehmklumpen erscheinenden Gockel ins Biwakfeuer und kümmere sich nicht weiter um denselben. Ist der Lehm ganz hart gebrannt, etwa nach einer kleinen Stunde, so rolle man den Klumpen heraus, reiße ihn auseinander und futtere das, was nicht verkohlt ist, von innen heraus mit Beigabe von etwas Salz und wenn möglich Butter und Brot. Ist man vorher tüchtig marschiert und hat vierundzwanzig Stunden nichts gegessen, so schmeckt ein solcher Braten sehr gut, selbst wenn bei dieser Gelegenheit etwas gebrannter Lehm sich als Zugabe beigesellt. Die Federn lasse man ruhig im Lehm stecken und werfe sie mit dem Rest einem Franktireur an den Kopf."

So das Rezept. Ich empfehle es unsern sorgsamen Hausfrauen.

Fragment aus einem Tanzliedel


ort hoer ich die flöiten wegen,
hie hoer ich den sumber regen:
der uns helfe singen,
disen reigen springen,
dem müeze wol gelingen
zallen sinen dingen.

Wâ sint nu diu jungen kint,
daz si bî uns niht ensint?
sô saelic sî mir Kunigunt!
solt ich sie küssen tûsentstunt
an ir vil rôsevarwen munt,
sô waere ich iemer mê gesunt
diu mir daz herze hât verwunt
vaste unz ûf der minne grunt:
der ist enzwei.
heiâ nu hei,
des videlaeres seite derst enzwei.

Der Wittiber


er Schormayer trat tiefe Löcher in die weiche Dorfgasse, wie er jetzt an dem trübseligen Herbstnachmittage heimging, aber er achtete nicht auf den gluckſenden Lehm, der ihm an den Stiefeln hängen blieb.

Wenn er vom Wege abkam und beinahe knietief in den Schmutz trat, fluchte er still und lenkte in die Mitte der Straße ein, aber bald zog es ihn wieder links oder rechts an einen Zaun, und er blieb stehen und brummte vor sich hin:

„Nix mehr is; gar nix mehr.“

„Himmelherrgott!“ sagte er, wenn ein Windstoß in die Obstbäume fuhr und ihm kalte Regentropfen ins Gesicht schleuderte.

Ein Hund riß an der Kette und bellte ihm heiser nach; beim Finkenzeller öffnete die alte Mariann ein Fenster und rief ihm zu: „Derfst ma 's it übel ham, daß i net bei da Leich' g'wen bi; i hon an Wehdam in die Haxen und kimm it bei da Tür außi. I waar ihr so viel gern ganga, und derfst ma 's g'wiß glaab'n, i bi ganz vokemma, wia'n i dös g'hört hab, und weil sie gar so . . .“

Der Schormayer hörte sie nicht; er bog scharf um die Hausecke und war nun bald, unverständliche Worte murmelnd, an der Einfahrt seines Hofes.

Die Spuren vieler Tritte waren noch sichtbar; sie liefen mitten über den geräumigen Platz bis zur Haustüre, und bei ihrem Anblick raffte der Schormayer seine Gedanken wieder fester zusammen.

„Da hamm s' as raustrag'n. Ah mei! Ah was!“

Er faßte zögernd nach der Türklinke, als vom Kuhstall herüber eine helle Weiberstimme klang.

„Bauer!“

„Was is?“

„Schaugst it eina? D' Schellerin hat a Kaibi kriagt?“

„Was nacha?“

„A Stierkaibi.“

Die Stalldirne klapperte auf ihren Holzpantoffeln mit hoch aufgeschlagenen Röcken näher heran.

„Vor a Stund is 's kemma, und hat gar it viel ziahg'n braucha, und i ho mir z'erscht denkt, i schick umi zu'n Wirt, aba nacha is an Tristl sei Knecht da g'wen, und nacha . . .“

„Ja, ja! Is scho recht . . .“

Er trat ins Haus und schlug die Türe hinter sich zu.

Im Flötz stand noch der weißgedeckte Tisch, und darauf ein Kruzifix, auch war ein süßlicher Duft von Weihrauch zu merken, und so blieb der Schormayer nachdenklich stehen und schaute die Stiege hinauf, über die sie vor wenigen Stunden seine Bäuerin heruntergetragen hatten.

Er zog den Mantel nicht aus und hing den Hut nicht an den Nagel; wie er war, ging er mit schmutzigen Stiefeln in die Stube und setzte sich auf die Ofenbank.

Es wurde schon Abend, und die Fenster schauten wie große Augen in die dämmerige Stube herein; eine Uhr tickte laut und aufdringlich, als das einzige Ding, was hier zu vernehmen war, und ihr Schlag und die Stille und dunkle Winkel erinnerten den Schormayer an seine Verlassenheit. Er dachte wohl nicht viel darüber nach und malte sich keine wehmütigen Bilder vor, aber er spürte die Einsamkeit, wie er sich so vornüber beugte und auf den Boden sah.

Da waren einige weiße Flecken; und wie er nachdachte, woher sie kämen, trat ihm lebhaft und deutlich die traurigste Stunde seines Lebens vor Augen.

Das waren Tropfen von Wachskerzen, und da herinnen waren die Weiber versammelt, als der Pfarrer die Leiche aussegnete.

Er hörte die Hammerschläge, die von oben herunter tönten, als sie den Sarg zumachten, und dann schwere Tritte auf der Stiege, und das Schleifen der Totentruhe, und die tiefen Stimmen der betenden Männer und die hellen der Weiber, und dann wieder durch die Stille eine fette Singstimme, der eine andere erwiderte mit fremden Worten, die er oft und oft gehört, aber heute sich erst gemerkt hatte:

„Requiescat in pa-ha-ce! A-ha-men!“

Eine zitternde verschnörkelte Stimme, und dann das Klirren des Weihrauchfasses, und gleich darauf ein weißer beizender Rauch, der viele zum Husten brachte.

Und ein Flüstern unter den Männern, die den Sarg aufhoben, und wieder viele dumpfe Tritte, und schreiende Stimmen durcheinander.

„Vater unsa, der du bischt in dem Himmel, geheiligt werde dein Name . . .“

Der Bauer fuhr zusammen, weil die Stubentüre aufging.

„Wos geit ’s?“

„I bin ’s,“ sagte die Stalldirne, die auf Strumpfsocken hereinkam.

„Was willst?“

„I ho ma denkt, ob’s d’ as Kaibi net o’schaugst, weil ’s gar so fei’ is.“

„Morg’n nacha.“

„Und d’ Kuah is aa guat beinand; gar it viel ei’brocha.“

„So?“

„Ganz leicht is ganga; i hätt an Trisil Knecht schier gar it braucht; aba no, mi woaß net.“

Der Bauer gab keine Antwort.

Zenzi ging ans Fenster und schaute hinaus; gegen die Helligkeit erschien ihre Gestalt so groß und mächtig, daß sie der Schormayer zum erstenmal daraufhin anschauen mußte. Die hatte einen Buckel wie ein starkes Mannsbild und dicke Arme und volle Brüste.

„Soll i dir a Kaffeesuppen kocha?“ fragte sie.

„Na.“

„Aba d' Ursula werd so schnell it kemma, und i ko d' as leicht macha.“

„I mog nix.“

Zenzi trat zur Ofenbank; und wie der Bauer sie nicht wegschickte, setzte sie sich neben ihn.

Ihr Arm streifte den seinen, und eine Wärme ging von ihr aus, die ihm wohltat; den ganzen Tag hatte er das Gefühl gehabt, daß es ihn fröstle beim Alleinsein, und in der Stube hatte es ihn erst recht so überkommen.

Zenzi drehte den Kopf nach ihm zu; ihr sinnlicher, breit gezogener Mund und ihre flackernden Augen versprachen Dinge, die selten einer verschmäht.

Aber der Schormayer schaute sie nicht an.

„Wia lang is sie jetzt krank g'wen?“ fragte Zenzi.

„A schlecht's Bluat hat sie scho lang g'hot,“ erwiderte er, „aba g'leg'n is sie it länger wia 'r a viertl Jahr; dös woaßt ja selm.“

„An da Lungl hat 's ihr g'feit, gel?“

„Ja.“

„A meiniger Vetta, wo i in Deanst gwen bi, hot 's aa'r a so g'habt und is alle Tág weniga worn. Da is g'scheidter, bal oans stirbt.“

„Ja, ja.“

„Dös ko mi net anderst macha, und da waar i jetzt net a so trauri.“

„Dös vastehst du z' weni,“ sagte er und streifte sie mit einem Blick.

„Moanst?“

„Wenn ma so lang vaheireth is mitanand, da g'hört ma so z'samm, daß ma si dös gar it anderst ei'bild'n ko.“

„Aba d' Freud ko aa nimmer so groß g'wen sei.“

„Was für a Freud?“

„No, a so halt,“ sagte Zenzi und stieß ihn mit dem Ellenbogen an.

Er schaute sie wieder an; ihr Mund war zu einem sinnlichen Lachen verzogen, und ihre Augen wichen nicht aus.

„Ah mei!“ sagte er. „An selle Dummheit'n denkt mi do net.“

„Waar ma scho gnua!“ sagte sie. „Da denkat i freili dro. Für was is ma denn vaheireth?“

„Geah! Du bischt halt no jung und dumm. In Ehstand is ganz anderst als wia lediger."

„Warum nacha?"

„Weil mi halt g'scheidter werd, und älter aa, und weil mi an was anders z' denka hot."

„Du bischt do net z' alt."

Zenzi rückte näher, und da faßte er mit einer groben Bewegung ihren Arm und drückte ihn fest.

„Herrgott! Aber Arm hoscht scho her!" sagte er.

„Da is was dro, gel?"

„Ja du bischt scho a Mordstrumm Weibsbild!"

Er griff nach ihrer Brust.

Sie kicherte.

„Geah du!"

„Was hoscht denn für an Schatz?" fragte er.

„I ho koan."

„Ja, dös wer i dir glaab'n. Vielleicht bischt gar no bei'n Jungferbund?"

„Da kunnt i leichter dabei sei als wia anderne. I mag mit die Bursch'n nix z' thoa hamm."

„So schaugst du aus!"

„Weil nix g'scheidt's rauskimmt dabei. Aba du bischt oana! Hörst it auf? Hörst it auf?"

Sie lachte und wehrte sich gegen seine derben Griffe; er legte den Arm um ihre Hüfte und zog sie keuchend zu sich heran, und im Ringen fiel ihm der Hut auf den Boden.

Plötzlich machte sie sich mit einem Ruck frei und sprang in die Höhe. „Es kimmt wer!" sagte sie hastig und streifte ihren Rock zurecht.

Er sah verstört und mit blöden Augen nach der Türe und bückte sich, um seinen Hut aufzuheben, als Ursula eintrat. Sie warf einen schnellen Blick auf den Vater, der seine Verlegenheit verbergen wollte und den Staub vom Hute abblies, und dabei fuhr sie die Magd an:

„Was hoscht denn du da herin z' thoa?"

„I hon an Bauern g'sagt, daß mi a Kaibi kriagt hamm."

„Na geh no wieda an Stall außi!"

„I geh scho."

Der Schormayer kam ihr zu Hilfe.

„A Stierkaibi is, hoscht g'sagt? Gel?"

„Ja."

„Und da Tristlknecht hat da g'holfa?"

„Ja. Da Toni."

„Is scho recht nacha. Sagst eahm: i zahl eahm a paar Maß."

„Jetz mach amal, daß d' weiterkimmst; du hoscht di lang gnua vahalt'n da herin, moan i," schrie Ursula.

„S' nachstmal sag i halt nix mehr, bal dös aa no net recht is; und so was geht do an Bauern o."

Zenzi schlug die Türe hinter sich zu, und man hörte sie noch im Flötz schelten, und ein Stück weit über den Hof.

Der Schormayer hatte derweilen seine Fassung gewonnen, und der Ärger stieg in ihm auf.

„Daß du gar a so grob bischt mit ihr?" fragte er.

„Red' liaba it, Vata!"

„Wos? Derfst du mir 's Mäu biat'n? Gang dös scho o? Herr bin i, daß d' as woaßt!"

„Und dös g'hört si amal it, daß des Mensch da herin steht."

„So? Geaht mi dös nix o, was an Stall draußd g'schiecht? Dös waar mi des neuest! Bin i gar nix mehr, weil d' Muatta nimma do is?"

Jetzt hatte der Schormayer einen Boden unter sich und kam sich in seinem Rechte gekränkt vor. Und da schrie er, daß ihm die Halsadern schwollen:

„Da waar ja i der gar nix mehr auf mein Hof, und 's Mäu laß i mi no lang it biat'n von Enk!"

„Dös hon i it tho."

„Jo hoscht as tho! Aba probier 's grad nomal, na zoag i dir an Weg!"

„Mögst mi nausschaffa am nämlinga Tag, wo mi d' Muatta eigrab'n hamm?"

„Und i laß mir amal 's Mäu it biat'n!"

Der Lenz stand unter der Türe und schaute verwundert den Vater an, der zornig in der Stube auf und ab ging und die weinende Ursula anschrie.

„Was geit 's denn?"

„Dös is mei Sach!"

„Öhö!" machte der Lenz.

„Ja, gar nix öhö! Und Herr bin i, dös mirkt's enk all zwoa!"

Der Schormayer ging in die Schlafkammer, die nebenan war, und schmiß die Türe krachend ins Schloß.

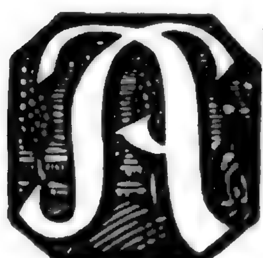
„Was hot er denn?"

„I sag d' as scho an andersmal," sagte Ursula weinerlich und ging hinaus; und droben hörte der Lenz sie murmeln und zwischen hinein sich schneuzen.

Franz Trautmann

Eppelein von Gailingen

Wie der Jude Elias den Eppelein an den Burggrafen und den Nürnberger Rat verrät, wie sich aber Eppelein wunderbar davonmacht, und wie er sich am Elias und allen anderen rächt



ls Eppelein den Nürnbergern ihre Sach' abgenommen hatte, verbreitete sich die Kunde schnell, er sei wieder am Leben, und wo die Güterzüge Soldknechte auftreiben konnten, geschah es. Aber um nichts weniger mußte einer oder der andere seine Habe im Stich lassen; denn Eppelein und seine Gesellen stießen wie die Geier herab, wo sich was fand, und lebten in Pracht und Übermut, daß die Erde hätte bersten mögen, um die Schelme zu verschlingen.

Ein Weniges nach der Zeit hatte Eppeleins Busenfreund, der Wolf, einen schlechten Handel mit einem Juden gemacht, der hieß Elias.

Sobald Eppelein das von dem Juden Elias hörte, schwor er ihm Rache. Er ließ ihm also sagen, er solle kommen und ihm ein rasches Roß verraten.

Jüngst hatte aber der Burggraf von Nürnberg dem Elias ein Roß abgehandelt. Das lief wie der Wind, ließ aber keinen in den Sattel kommen. Der Burggraf dachte nun anfangs, er werde das Roß wohl noch zwingen, und kaufte es. Der Elias hatte ihm schon so viel Lobes von seiner Reitkunst gesagt, daß der Graf sich täuschen ließ und zwanzig Goldgulden Reugeld setzte. Nun kam er gleichwohl alle Tage weniger hinauf und wollte des Handels los sein. Es war ihm aber um die zwanzig Gulden, und da der Elias das Geld nicht ganz zurückgeben wollte, ließ er ihn zum Tor hinausjagen.

Als nun der Eppelein, wie gesagt, ein scharfes Roß begehrte, fiel dem Elias gleich was ein, und dacht' er: Der Burggraf ist gegen dich erbost, Elias, obschon du ein ehrlicher Mann bist! Hast du ihn doch nicht gezwungen, das Reugeld zu setzen, sondern nur seine Reiterkunst gepriesen, wie doch Pflicht ist, daß man sich erzeigt demütig den Menschen und Gutes nachsagt, nicht aber heruntersetzt ihre Verdienste!

Willst du also machen, daß dir der Burggraf wieder hochgeneigt wird, da du ihm zu Handen stellst den Eppelein, auf daß er seine Straf erleid't als ein gottvergessener Räuber. Dann kann er dich auch nicht

strafen, wie er sicher möchte, weil du hast gewonnen ein' elendig' Hand voll Geld bei seinem Freund, dem Wurmsteiner!

Ging nun alsbald demütig zum Burggrafen und sagte, was er vorhabe. Der ließ den Bürgermeister von Nürnberg entbieten, und waren beide wohl zufrieden. Der Elias aber bedang sich aus, daß er das Geld für das Roß behalten dürfe und für Eppeleins Auslieferung tausend Goldgulden. Das fand der Burggraf und der Bürgermeister für recht. Weil aber der Eppelein schreckliche Rache üben würde, wenn's mißlänge, so warnten sie den Elias und sagten, wenn er seiner Sache nicht sicher wäre, sollt' er's lieber lassen.

Der Elias aber sagte: „Nun wie sollt' ich verlangen gutes Geld, eintausend Goldgulden, wann ich nicht wär' sicher, daß wir den kecken Räuber fangen? Kenn ich doch meinen Geist, und bin voll Eifer für meine gnädigen Herrn! Ich will Euch was sagen: Gebt mir zweitausend Goldgulden, wann Ihr den Eppelein im Turme habt. Wann ich ihn aber nicht liefer', daß Ihr ihn könnt in den Turm sperren oder daß Ihr ihn laßt aufhängen, so zahlt ihr mir mein Geld nicht und macht mich selber gefangen sechs Monat!"

Darauf gingen beide ein, und der Elias unternahm seine Sache.

Dazumals saß der Eppelein zu Gailingen. Der Elias aber schrieb ihm, er sei krank und könne nicht kommen. Wollte hingegen er zu ihm kommen, so hätt' er wohl ein Roß, wie es kein zweites gäbe. Schrieb ihm auch alles vom Burggrafen, wie ihn der zum Tor hinausgejagt, da er doch ein ehrlicher Mann sei, daß er das Roß wieder habe, und läg' er nicht krank, so wär er schon zu Wolf von Wurmstein gekommen und hätte den Handel mit ihm rückgängig gemacht, weil der nicht damit zufrieden sei. Weil ihm nun der Burggraf so arg mitgespielt, möcht er sich gerne an ihm rächen und seinem und der Stadt Feind das beste Roß verkaufen, und wenn Eppelein sonst was erfahren wolle, dürft' er jederzeit nur ihn fragen, weil er gar oft von Forchheim nach Nürnberg komme.

Da ließ sich der Eppelein betören, ritt mit einer Schar nach Forchheim, davor der Elias wohnte.

Der tat sehr schwach, und ließ ihn in den Stall führen.

Kaum war er aber darin, so fielen ihrer an die zwanzig Soldknechte über ihn her, und als die draußen ihren Herrn retten wollten, brach eine ganze Schar aus der Stadt und schlug sie in die Flucht.

War also der Eppelein gefangen und knirschte vor Wut. Da er sofort gebunden in Mitte der Knechte und verfolgt vom jauchzenden Volke davonritt, rannte der Elias ganz gesund aus der Tür und rief: „Nun, ist der Elias kein ehrlicher Mann? Zweitausend Goldgulden für Eppelein ist doch keine Sünd'?"

Eppelein aber wandte den Kopf und rief: „Ich will dir's schon

entgelten, wann ich loskomm', und das mag wohl geschehen!" Dann mußte er rasch auf dem Wege fort nach Nürnberg, denn die Schar fürchtete, er möchte ihnen entrissen werden. Der Elias war auch auf ein Pferd gestiegen, ritt voraus und rief dem Volke aller Ort' zu: „Seht Ihr, wer Euch muß retten von Euerem Feind, ist's doch der Elias, der hat gefangen den Eppelein!"

Wann der Kaiser in Nürnberg einritt, war sicher viel Volk zu sehen und jauchzte. Da sie aber den Eppelein brachten und den Schloßberg hinaufritten, hätten sie einander bald totgedrückt. Gleichwohl war dem Rat und sonderlich Herrn Tetzel und Mendel die Wut der Leute nicht groß genug; denn die Kaufherren waren wohl entrüstet und frohlockten, aber die Niederen waren fast lustig betroffen, weil sie den Eppelein lange für ein Ungeheuer gehalten, und jetzt war er ein feiner Gesell mit ehrbarem Gesichte, darauf viel Seelenruh' und Heiterkeit lag. Das war auch seine Absicht, denn er dachte: jetzt ist's alles eins, sie haben dich einmal, also tust du, als wär dein Gewissen nicht bewegt. Als nun Elias vom Gaul herab vernahm, wie das Volk stritt, ob der Eppelein sich loskaufen könne oder geköpft, gehängt werde oder nur eingesperrt, rief er darunter hinein: „Er stehe gut, daß es ihm an's Leben gehe."

Diese vorlaute Sprach ärgerte viele, hätten den Elias bald vom Rosse gerissen, und er mochte noch so oft schreien, er habe den Eppelein gefangen und sie sollten ihm doch dankbar sein, so half das alles wenig, denn sie haßten die Juden und den Elias schon gar.

Als nun Eppelein im oberen Schloßring vor dem Grafen stand, fuhr ihn der an: „Haben wir Euch endlich?!"

Sagte Eppelein: „So scheint's fast, noch glaub ich's aber nicht! Was geschieht nunmehr?"

„Ihr verdient den Tod," antwortete der Burggraf, „und sollt billig hängen!"

„Das kann wohl sein," sagte Eppelein, „wenn Ihr mich aber am Leben laßt, ist's mir lieber, denn ich bin noch bei guter Gesundheit und sonst auch gar nicht meines Daseins satt. Also ist's mir gerade, wie Euch und jedem anderen ehrlichen Mann!"

„Ihr frecher Junker!" rief der Burggraf, „ist Euch so wohl in Euerer Haut, daß Ihr jetzt noch höhnt und Euch mit mir vergleichen wollt? Schweigt und macht Euch bereit, zu sterben!"

„Auch recht!" sagte Eppelein, „hab' ich dann doch eine schöne Leichenfeier, dabei der Wolf von Wurmstein und meine anderen Freunde die Pechfackeln nachtragen, daß man das Nürnberg bis auf zwanzig Stunden weit funkeln sieht."

„Das sollen Sie wohl bleiben lassen!" fiel der Burggraf ein.

„Ja, das sag ich auch," entgegnete Eppelein, „aber ob sie's nicht doch tun, weiß man eben nicht!"

„Ihr müßt sterben!" donnerte jetzt Herr Ulrich, welcher bei Herrn Tetzel und den Ratsleuten stand. „Vorerst gebt aber unsere Habe heraus, sonst wird's Euch noch schlimmer ergehen!"

„Nun, zweimal könnt Ihr mich doch nicht köpfen oder hängen!" sagte Eppelein. „Und erst könnt es sein, denn ich bin schon einmal tot gewesen. Wenn ich jetzt sterb', ist's das zweite Mal, vielleicht rührt sich der Eppelein nachher noch einmal, dann mögt Ihr ihn zum dritten Male sterben lassen. Das merkt Euch aber wohl, ihr Herren, wer der dritte Eppelein ist: das sind meine Gesellen und Freunde! Wißt Ihr das? Traut Euch und geht mir an's Leben! Ich steh' Euch gut, so viel Blutstropfen, so viel Flammen steigen aus Eueren Dächern, das Kind im Mutterleib ist nicht mehr sicher, und alle müßt Ihr Bettler werden. Das merkt Euch! Der Eppelein hat's gesagt!"

Da der Eppelein nun seiner Sach' so gar sicher war, und auch keiner verkannte, daß seine Freunde das Äußerste wagen würden, zog der Burggraf die Saiten schlaffer und sagte: „Wollt Ihr alles zurückstellen, was Ihr uns geraubt habt?"

„Das will ich!" sagte Eppelein.

„Dann soll Euch das Leben geschenkt sein," entgegnete der Burggraf, „und Eure Straf' sei der Turm da, so lang Ihr lebt."

„Da ist mir der Tod lieber!" sagte Eppelein. „Wenn Ihr mich nicht frei laßt, geb' ich euch nichts zurück.

„Das wird sich wohl zeigen," rief der Burggraf, „man legt Euch auf die Tortur!"

„Das mögt Ihr wohl tun," entgegnete Eppelein. „Ihr legt das Volk alle Tage drauf und preßt ihm das Geld aus, also mag ich auch dabei sein. Aber wenn ich auch schrei': ich zahl', kann ich doch nicht zahlen, denn Euer Geld und Waar' ist ja in meiner Freunde Händen."

„Da werden die's doch bringen!" rief der Burggraf.

„Die?" höhnte Eppelein. „Ei, was Ihr sagt! Da kennt Ihr sie schlecht!"

„Also seht Ihr, was Schelme Ihr zu Freunden habt!" donnerte der Burggraf.

„Kann schon sein," sagte Eppelein, „aber es sind doch die ehrlichsten Gesellen in ganz Franken!"

„Was sagt Ihr, frecher Staudenhecht," polterte der Graf, „Ihr wollt uns mit Eueren Gesellen vergleichen?"

„Wer sagt denn das!" rief Eppelein, „tut mir nur den einen Gefallen und laßt meinen Freund Elias nimmer aus der Stadt. Er hat Euch so großen Dienst erwiesen, und Ihr könnt ihn noch zu mehr Stücken brauchen. Müßt ihn also wohl wahren, denn wenn ihn einer von den meinen erwischt, möcht' er ihn wohl arg auf sein Maul schlagen, weil er einen Ehrenmann verraten hat, und ihm keine Zeit lassen, seine Kunst

zum zweitenmal an Schelme zu verkaufen, und deren kenn' ich grad genug hier zu Land!"

„Schweigt!" donnerte der Graf, „oder ich schlage Euch auf Euer unverschämtes Gesicht!"

„Das wär' wohl Euere größte Tat, wenn Ihr mich auf den Backen schlüget," sagte Eppelein. „Ich böt' Euch aber den andern Backen nicht hin, obschon ich ein guter Christ bin! Schämt Ihr Euch nicht, daß Ihr mich dem Juden zur Schau stellt und einen Junker aus heidnischen Händen empfängt! Pfui Teufel, und wenn ich Euch, Burggraf, in meine Hand bekommen könnt, 's wär aber auf dem Weg, da möcht ich mich wohl hüten, die zu brauchen, so unsern Herrn um dreißig Silberlinge verkauft haben! Ihr werdet dem Gesellen doch keinen Lohn geben?!"

Da rief der Elias: „Wo so? Nun, was kann ich dafür, daß haben verkauft meine Leut' den großen Mann um dreißig Silberlinge?! Müßt' ich mich schämen! Ich hab versprochen ehrlicher Weis', Euch zu liefern um zweitausend Goldgulden, weil ich bin ein treuer Knecht meiner gnädigen Herren und weil Ihr seid ein großer Schelm. Hab' ich gesagt, ich will sein Ihr Gefangener sechs Monat, wann Ihr kommt durch. Nu wa, bin ich kein Ehrenmann? Hab' ich doch verdient mein ehrlich' Geld, wann ich wag' meine goldene Freiheit? Nun sollen sie mich nicht zahlen? Weil Ihr Euch aber wollt rächen an mir, will ich mich rächen an Euch! Ich hab Euch angetan Hohn und Spott und hab' Euch belogen, weil kein Roß ist in Forchheim, sondern weil das Roß ist allhier zu Nürnberg auf der Veste!" Dazu lachte der Elias.

„O du verdammter Pharisäer!" rief Eppelein, „also das Roß ist hier? Herr Burggraf, tut mir die Gunst, eh' ich in das finstere Loch hinein muß, laßt mich den Gaul sehen! Ihr wißt, was Lust ein Reitersmann an solch' Ding hat, und Euch verschlägt's nichts!"

„Das mag sein," sprach der Burggraf, „und Ihr sollt als erfahrener Reiter entscheiden, ob der Jude nicht mein Geld zurückgeben muß. Denn ich dachte wohl, es sei ein wildes Roß, aber so's einen Reiter gar nicht aufsitzen läßt, ist der Handel nicht richtig."

„Das sag' ich auch!" entgegnete Eppelein, „laßt mich einmal versuchen, aber so Ihr's nicht vermochtet, werd' ich wohl auch nicht zu Weg' kommen!"

„Wo so?" fuhr der Elias den Burggrafen an. „Wie könnt Ihr lassen entscheiden meinen Feind? Wann der Eppelein könnt' steigen aufs Roß, tät er doch gewiß nicht steigen hinauf, weil er mich haßt und will, daß ich soll verlieren mein Geld!"

„Schweig, Jude!" herrschte ihn der Burggraf an und winkte.

Das Roß wurde herausgeführt. Schneeweiß war's.

In wilden Sätzen kam es daher, seine Augen sprühten wie zwei Flammen und unmutig schnaubte es aus weit offenen Nüstern. Alles

wich zurück, Eppelein aber verzehrte das Roß fast mit seinen Blicken. In jeder Sehne sah er Wunderkraft, wie er nie an einem Roß erblickt hatte. Als ob er den unbändigen Sprüngen ausweichen wollte, trat er dann gegen die Brüstung des tiefen Burggraben und sandte unbemerkt einen Blick hinüber.

Der Burggraf aber ging auf ihn zu und sagte: „Also macht Euch auf, Eppelein, und zeigt Euere Kunst. Wenn Ihr zuwege kommt, will ich Euch ritterlich Gefängnis geben statt der Keiche im fünfeckigten Turm. Werdet aber wohl hinein müssen, denn der Gaul ist, glaub' ich, bezaubert und läßt keinen auf sich!"

„Bezaubert?" sagte Eppelein. „Wenn's anders nichts ist, will ich ihm wohl helfen!" Fragte der Burggraf: „ob er sich etwa aufs Zaubern verstehe?"

Sagte Eppelein lachend: „Nun, was man so in's Haus braucht — bindet mich nur los!" Das geschah. Dann ging er auf's Roß zu, das sich ein über's andermal wild bäumte.

Kaum aber hatte es Eppelein fest am Zaume gepackt und ihm den Kopf ein wenig zerrissen, so stand's da, alle Viere weitgestreckt, und es war, als ob ihm plötzlich vor Angst der Schweiß herabliefe.

„Alle Wetter," rief der Graf, „was ist denn das?"

„Ich verstehe mich etwas besser auf die Art Rosse," sagte Eppelein. „Ihr könnt jetzt sicher hinaufsteigen und kann Euch sagen, daß es ein Roß ist, wie ich mir mein Leben eines gewünscht. Also versucht's, nehmt Euch aber in acht, denn wenn es Euch verspürt, möcht' es doch vorerst noch große Sprünge machen! Das beste aber wär', Ihr ließt es den Elias versuchen!"

„Ich?" rief der Elias: „Wie soll ich reiten auf dem Rosse? Bin ich doch kein rechter Reitersmann, könnt's mich doch werfen herab, daß ich brechen müßt all meine Beiner?"

„Aber mir hättest du das gegönnt?" fuhr ihn der Burggraf an. „Du zahlst mir mein halbes Geld zurück! Ihr aber, Eppelein, steigt hinauf und richtet mir den Gaul ein wenig zurecht!"

„Wenn Ihr's wollt, will ich's wohl," sagte Eppelein, „laßt mir Platz machen, daß er ein wenig austoben kann!"

Alsbald griff er in Zügel und Mähne. Der Schimmel fuhr plötzlich wie aus großer Betäubung auf, stieg und schlug gewaltig umher, Eppelein schwang sich gleichwohl hinauf, gab ihm etliche Rucke mit den Sporen, daß das Blut herabfloß, und hieb ihn über den Leib, daß er vor Wut schäumte und entsetzliche Sprünge machte. Eppelein aber saß auf dem Rosse, wie angegossen, und tummelte es, bis er es zwang, im Kreise herumzuschreiten, dabei er die Herren, wie zufällig, stets weiter verdrängte. Dann ließ er es stets heftiger traben, wieder große Sätze machen und drauf stets heftiger in der Runde jagen.

Mit einem Mal rief er: „Seid Ihr zufrieden, Herr Burggraf? Das Roß geht und läßt sich reiten. Der Jud' sollt' Euch wohl das Geld nicht geben! Heißa, Ihr Herren, da gefallt's mir nicht! Valet! Eueren Turm hol' der Teufel!"

Zugleich flog er der Länge nach über den Plan, Reiter und Roß fuhren auf die Brüstung, daß man noch heutzutag meint, es seien die Hufe zu sehen, und in einem Schuß über den Burggraben hinüber. Dazumal war er nicht so breit.

Ein furchtbares Geschrei erhoben die Ratsherren und wer sonst da war, und der Elias besonders schrie: „Halt' ihn auf, mein gut Geld, halt ihn auf!" Es war aber nichts aufzuhalten, denn Eppelein war schon im Sichern und rief lachend herüber: „Ich halt schon! Ihr aber merkt Euch, man henkt keinen, ehevor man ihn hat! Heißa, ich bin meines Lebens froh, und Dank für alles Gute! Wollt Ihr einen henken, so henkt den Elias!"

„Schießt ihn vom Gaul!" rief der Burggraf, und sogleich sausten Geschosse genug hinüber. Doch traf keines. Eppelein aber riß einen Wurfspeer, der hart neben ihm in den Boden gefahren war, heraus und schrie: „Der Jude ist keinen Strick wert, allerhöchst eine burggräfliche Lanze! Jud', da hast du deinen Lohn!"

Die Lanze sauste hinüber und fuhr dem Elias durch den Arm, daß er laut aufschrie und umfiel. Eppelein aber rief: „Hört auf zu schießen, sonst verwandl' ich Euch Euere ganze Burg in Wildnis und Euch zu Waldbären. Solcher Kunst bin ich wohl sicher, das mag Euch der Rösselsprung bezeugen! Alle könnt' ich Euch vernichten, aber ich will noch lustige Streiche mit Euch führen, also mögt Ihr leben! Adis, Ihr Herren!"

Er warf das Pferd herum, schwang den Reiterhut lustig hinüber, und jagte davon, wie der Wind — so war noch nie Roß und Reiter dahingebraust!

Da war Eppelein wieder gänzlich frei, wußte seine Wege, fand seine Genossen, die ihn schon verloren glaubten, und hielt zu Gailingen Gelag und Gastereien. Sein Name aber kam aufs Neue weit und breit in aller Leute Mund und ergriff die Welt fast großer Schrecken, weil er selbst gesagt, er versteh sich auf die Zauberei.

Das war ihm ganz angenehm. Wo nun etwas Wundersames geschah, da hatt' es kein anderer angestiftet als der Eppelein. Die Kaufherren aller Orten mußten aber zusehen, wie er mit seinen Freunden auf ihre Kosten ein lustiges Leben führte und sein Ruhm von Tag zu Tag zunahm, mittlerweil' sie selber nichts als Spott ernteten.

Weil ihn aber der Elias verraten hatte, geriet Eppelein in große Wut gegen die Juden und hat sich dann so unverantwortlich gerächt, daß kaum Gottes ganze Barmherzigkeit all' seine Blutschuld abwaschen könnte.

Vorerst gedachte er sich nun am Elias allein zu rächen, den er gerne tot geworfen hätte, statt daß er ihn nur in den Arm getroffen. Er mußte aber die Zeit abwarten, denn mit dem Elias stand die Sache so: Weil der Eppelein mit dem Rosse davongeritten war, verlangte der Burggraf mit Gewalt sein Geld zurück, denn er behauptete, es sei sicher ein verzaubertes Roß gewesen, das er auch nicht mehr besitze; und da der Eppelein nicht im Turme saß, bezahlten der Burggraf und die Nürnberger auch nicht die zweitausend Goldgulden, vielmehr traf den Elias die Straf', so er sich selbst gesetzt hatte. Also bekam er keinen Lohn, mußte das Geld für das Roß herausgeben und ward auf sechs Monat in den fünfeckigten Turm gesperrt. Dazu hatte er noch den Wurf im Arme.

Nun weiß ich nicht, ob das billig und gerecht war, aber die Markgrafen sind mehr teils klüger gewesen, als die Juden, und taten, was ihnen beliebte. Davon hat man viele Exempel.

Wie nun der Elias wieder aus dem Turm kam, verfluchte er ganz Nürnberg und kochte Rache. Des versahen sich der Burggraf und die Nürnberger wohl und ließen ihn erst fort, nachdem er Urphede geschworen hatte. Also sollt' er sich nicht rächen und nicht mehr nach Nürnberg kommen, sonst sollt' er des Todes sein. Das ward dem Eppelein bald bekannt.

Der Elias wußte nun seinerseits nicht mehr, wo aus und an. In Nürnberg durft' er keine Stund bleiben, und zu Forchheim und sonst in Franken war er seines Lebens nicht sicher, weil er sich vom Eppelein nichts Gutes erwartete. Er beschloß also, sich heimlich nach Forchheim zu machen, seine Angelegenheit schnell in Ordnung zu bringen und sich ins Ungarische oder Polnische zurückzuziehen unter die anderen Juden. Verweilte also vor Nürnberg, bis es finster war, und machte sich dann auf den Weg. Als er zu Forchheim an sein Haus kam, dankte er Gott, daß er ihn bis hierher errettet habe. Da er aber ans Fenster klopfte und zu seinem Knechte hineinrief: „Mach' auf, Jonathan, der Herr ist zum Haus seiner Väter gekommen, mach' auf! Jonathan, ich bin's, der Elias!" trat Wolf von Wurmstein hinter dem Gebüsche hervor, hatte ein Roß am Zaume und sagte: „Schweigst jetzt gleich und weckst mir den Jonathan nicht auf, der zu Gailing schlaft und all dein Hab und Gut auch dabei! Merkst du nun was, du Verräter! Hinauf da aufs Roß, oder ich stech' dich tot!"

Kann sich jeder denken, was Schrecken und Verzweiflung den Elias ergriff, als er erkannte, daß der Jonathan und all seine Habe von dannen sei. Er jammerte laut, aber das half nichts. Der gleißende Wolf gab ihm einen Schlag mit der flachen Klinge, daß er laut aufschrie und schnell zu Pferd stieg. Wolf von Wurmstein schwang sich gleichfalls auf, schob den Elias auf den Nacken des Rosses und jagte

mit ihm fort. Hinter ihm drein vier Knechte, die waren auch hinter dem Gebüsche gewesen.

Da der Elias zu Gailing ankam, war er halb tot und wie gerädert.

„Guten Tag, wie steht's mit der Gesundheit?" rief Eppelein, der im Hof unter seinen Freunden beim Zechgelage saß. „Ist's wahr, daß sie dich nicht bezahlt haben und du das Kaufgeld wieder herausgeben mußtest? Gar haben sie dich sechs Monate eingesperrt, und Urphed hast du geschworen? Ei, ei! Hol sie der Teufel, das ist ja ein unbarmherziges Volk! Nun sollst du sehen, wieviel anders ich bin! Du hast mich wohl nicht gut traktiert und mich verraten. Aber ich will dir helfen, dich an den Nürnbergern zu rächen. Jetzt setz' dich vorher daher, du bist zu Tisch geladen. He da, herein mit dem Schweinefleisch!"

Da fiel der Elias auf die Knie nieder und rief: „Wann ich soll essen Schweinefleisch, wär ich doch verflucht, also will ich lieber essen kein Schweinefleisch und sterben, als ich dann bin nicht verflucht!"

„Das gefällt mir!" sagte Eppelein. „Du sollst kein Schweinefleisch essen. Aber die Nürnberger wollen wir höhnen. He da, her mit dem Eber!"

Da ward an vier Stricken ein furchtbarer Eber herausgeführt und in kurzer Zeit war der Elias hinaufgebunden. 's möcht einem das Herz brechen, solch' ruchlose Tat zu beschreiben, aber 's war nicht anders.

Ein grauenvolles Gelächter schlugen die Teufelsgesellen auf, da der Elias auf dem Eber saß. Der Eppelein aber rief: „So, jetzt magst du dich rächen an den Nürnbergern und sie verhöhnen, red' dich nur auf mich aus! Ich geb dir ein Schreiben an den Rat mit, das hat mein Geheimschreiber verfaßt!" Er hing ihm eine Urkunde um den Hals.

Der Elias schrie vergeblich um Hilfe und Gnad', aber da waren taube Ohren. Die Sache nahm ihren Verlauf. Mit großem Troß zog Eppelein aus, und der Elias wurde mitgeführt. Das Volk strömte zu von allen Seiten, die zu Nürnberg ahnten aber noch lange nichts. Als nun zuerst die Kunde erscholl, Eppelein ziehe heran, rüsteten sie sich, um ihm entgegenzuziehen.

Das dachte Eppelein wohl. D'rum ließ er ihnen sagen, sie möchten ihn nicht angreifen, denn er greife sie auch nicht an, möcht' ihnen auch nichts helfen, weil ihrer zu wenig und die mehreren in fremder Fehde begriffen seien. Also geb' er sein Wort, wieder abzuziehen, er wollte weiter nichts, als eine Kurzweil üben, drauf geb' er sein Ritterwort!

Da nun die Nürnberger dies vernahmen, konnten sie nicht begreifen, was Eppelein wolle, stellten sich aber gleichwohl vor dem Tor auf und erwarteten ihn. Als er aber nun auf einer Strecke da war, wo die Straße gerade in's Tor führte, ließ er haltmachen, die Scharen öffneten sich, daß der Elias sichtbar wurde, die Knechte ließen den Eber los, und der fuhr wie wütend, den Elias auf dem Rücken, dem Tore zu,

unter wildem Gelächter und Geschrei von Feind und Freund in die Stadt. Nun drängte sich alles hinein, das Stadttor ward versperrt, Eppelein und die Seinigen lachten und höhnten wild auf, ließen in die Trompeten stoßen und machten linksum.

Der Eber mit dem Elias aber brauste durch die Stadt. Am Veßnerberg stürzte er endlich zusammen und ward von viel Speeren durchstoßen, daß er verendete. Der Elias aber war vor Schreck und Verzweiflung, wie jeder begreift, halb tot.

Als er seiner Bande los und vor den Rat geführt war, nahmen sie ihm die Urkund' vom Hals, und in der stand:

„Hochweis' gelahrte und fürtreffliche, meine Herren des Raths, auch hochgeborener Burggraf! Ob ich auch wohl weiß, daß Ihr mich in aller Art besiegt, sonderlich an Verstand und lustigem Schimpf, also möcht' ich's Euch doch in einer Sach zuvorthun. Das wär' dann die Großmuth. Weil ihr nun wohl wißt, daß ich dem Elias ans Leben könnt', da er mich verraten hat, so hab ich ihm das doch gelassen und, auf daß Ihr den Beweis habt, ihn beritten nach Nürnberg geschickt, wie Ihr erseht. Nun hat er Euch zwar Urphed geschworen. Da aber ich die Rache an ihm nicht verübt hab', also werdet Ihr wohl auch Euer Herz zur Gnade wenden und ihm nichts Leids tun. Denn er wär' sicher nicht von selbsten zurückgekommen. Das hab ich aber nicht allein getan aus gutem Gemüte, weil ich ein rechter Christ bin, vielmehr, daß ich mit Euch nach etlicher Zeit wieder anbind' und anfrag', ob Ihr mir besser geneigt geworden, seit ich wieder frei bin. In der Sach und Anfrag' ist demnach der Elias mein Bot' und Gesandter. Zum Zweiten aber mögt Ihr d'raus erkennen, wie hoch ich Euer Recht und Gesetz erachte, da ich Euch den Juden heimschick', den Ihr verbannt habt und der mich verrathen. Das merkt Euch, und wär's nicht der Elias, sondern ein Anderer und Einer von Euch gewesen, der mir den Streich verübt, so hätt' ich ihn etwan auch hineinreiten lassen in die Stadt des Kaisers auf einen Ur geschmiedet, wo nicht an den Schweif eines wilden Rosses gebunden! Jetzt mögt Ihr mich wohl verstanden haben. Damit besten Gruß. Bald hört Ihr mehr. Eppelein."

Als die Herren das gelesen hatten, waren sie auf das Äußerste entrüstet. Aber es war nichts zu machen. Sie mußten den Streich hinnehmen. Den Elias straften sie nicht weiter, sondern ließen ihn von Schreck und manchem Schlag und Stoß heilen. Drauf verhalfen sie ihm dazu, daß er bei guter Gelegenheit über das Fränkische hinaus käme, und ist er in's Böhmische, Ungarische oder Polnische gegangen, darüber hat sich nichts Näheres gefunden.

Hugo von Trimberg

Wie geburs levt zv edelingen sich gefrevnden, von armen edeln knappen vnd von acker trappen



ch han wol zwir doch wol vernomen,
daz ein edel knappe ist komen
zv einer geburinne und sprach,
swenne er si aller verest sach:
„Got grvzze dich, mvme, wi gehabstu dich?"
„„Wol, liber here!""
„Bekennest dv mich?"
„„Nein, liber here!""
„Nun bin ich ez doch:
din oheim! Sag mir: lebt noch
min mume Hedwik, din swester?"
— „„Ja, here, ich sahe sie gester.""
„Wie gehabt sich din sun Ruprecht?"
—„„ Zwar, here, der ist ein frumme kneht
vnd ist hevr elter denne vert,
seht, here, er treit sin erstez swert
vnd hat einen hohen hvt
vnd zwen hantschuhe, daz ist gvt;
er singet den meiden allen vor
ze tantze vnd moehten in empor
alle min nachgebure tragen,
si tetenz.""
„Nun wil ich dir sagen:
ich weiz eine iunge meit,
ist daz im die wol beheit,
die suel wir im ze wibe geben!"
— „„Got helfe mir, here, daz ir ez suelt geleben,
so bestate ich in dester baz,
mit evrem vrlavb sprich ich daz,
ir tvt als ev wol ist geslaht.""
„Nv fuerhte ich, daz es werde naht,
vnd mvz balde reiten von dir,
liebiv mume. Nv gib mir

minem pferd ein futer vnd mir ein hven!"
—„„Zwar, here, daz wil ich gern tuen,
wolde got, here, hete ich des iht,
des ir geruchet.""
„Nvn enlat des niht:
dv ennemest dinen wirt zve dir
vnd kvmest eines tages zve mir
vnd lazz vns trahten vmb di mait,
von der ich dir nvn hab gesait."
— „„Here, daz suel wir gern tven!""
Er nimet sin fveter vnd sin hven
vnd reitet heim gen hvngertal,
da gvtes vnd eren di pfrvend ist smal
vnd vnrates ein vollez hus,
in deme ofte manik mus
getantzet vnd gereiet hat,
so si anderswa was worden sat.
Dar nach veber siben naht
kvemt sin mvme dar vnd hat braht
vier kese, zwei hvener vnd zwen teikscheren —
waz moehte den knappen mer gewerren,
denn daz im gvet geret was tevr!
Er nimpt vil gern so getan stevr —
vemb di darf er den hals niht wagen
vnd kan dem gute doch sust lagen.
Der mair vnd sin svn, die gen avch in,
(si mohten da heime lieber sin)
si werden gesetzzet an der affen ort,
die kost si gelten hie vnd dort.
Nach der maide wirt gesant,
die kvemt vnd hat er beten gewant,
in dem si luetzel kan gebaren,
wanne bi allen iren iaren
kam an irn lip so gutes niht.
So si den Ruprehten ansiht — —
wes er gedenk, daz la wir sin.
Nach tische der meide frevnde gen in:
nvn wirt Ruprecht beraten
von in oder gar verraten.
Der wirt sprich: „oheim Ruprecht,
dinen vuerdervnge han ich gvt reht;
daz ist die mait, von der ich dir
han gesagt. Nvn gelaube mir,

ir vngemach wer mir als swer,
als ob si min tohter were:
miner swester bruder ir vater ist,
dem dv niht gesippe bist
von diner mvter also mir.
Sie haizzet Geppe; auch sage ich dir,
daz dv vil frevnde gewinnest von ir!
Vnsanft ich ir hie heime enpir —
min havs was wol mit ir bewart,
si was irm vater vnd mir vil zart,
man hat vns vil vemb sie gebeten
vnd ein gantzes iar zv getreten:
da was si dir von got behalten,
der lazze evch beide mit selden alten!
Ge her vnd nime sie ze rehter E!"
Wee dir, Rupreht, we dir, we!
Man drvekt ein hant in die hant — —
were kvenftige unselde dir bekant,
dv strebtest als ein ohs wider,
als ein pok vnd als ein wider!
Seht: alsus wirt dise e gemachet,
als ez der knappe het e erdaht.

Nvn werdent halp edel knehte
von Geppen vnd von Ruprehte
geborn; die tvent vil rehte
nach gikelvehem geslehte,
waz ob Geppe treit ein kint,
so si zesamen komen sint,
daz vber dri manen wirt geborn — —
wer sol daz zihen ane zorn?
Daz sol Rupreht ze rehte,
wanne ez ist pentzen geslehte;
er ist selic, den des geslehts iht wirt,
daz sin kint so schier gebirt.

Der gauch zevht iungiv gevchlin,
von denen kvmt meyster schevchlin,
hacken tevfel vnd revchlin,
knoblauch vnd her levchlin,
fleckenkelch vnd her swellen grvebel,
sliken pfile vnd helle schvebel,
nimmer voll vnd schevhen pflvg,
zerrez sloz vnd wolfesbug,

leren stal vnd laibniht
vnd manik ander boeswiht,
gebavrn veint vnd galgen swengel,
lasterbalk vnd ruedenbengel,
guesehals vnd vuellensak,
abloeser vnd schevhentak,
rossemort vnd felsen wint,
abrust, slinthart vnd siniv kint,
diepolt, vuellein vnd stenkez faz,
ravpolt, steigvf vnd frevden haz,
kroten stutz vnd slangen zagel,
stuten, wuerfel vnd pfaffen hagel,
landes mort vnd bueben strigel,
durch den pusch vnd zuecke den rigel,
raubentisch vnd setzpfand,
wer konftig vnselde dir bekant,
sleiffen spiez vnd ravme daz lant,
brantrifer vnd ludeber,
vikelscherre vnd wol enber,
vegenpevtel vnd lerenschrein,
hebenstrit vnd vz vnd in,
rampus, mitezze vnd nagengast,
zuckez swert vnd galgenast,
widerspan vnd stichen wirt,
— — — ditz volk ist, daz zwirunt wirt
von armen levten enpfangen!

Johann Peter Uz

Die Trinker


Mit Narren sollt' ich mich erfreun?
Ihr Wein schmeckt ekelhaft gemein,
Wie Wasser, das die Musen scheuchet,
Und wär' es auch der beste Wein,
Der an der Mosel bleichet.

Kann ich mit Klugen mich erfreun,
So schmeckt auch Wasser ungemein
Und gleich Burgundischem Lyäen;
Doch, Freunde, seht, wir haben Wein —
Wer wollte Wein verschmähen?

Es müsse kühne Völlerey
Nicht unter bäurischem Geschrey
Mit ihrem Thyrsus hier gebieten;
O Bacchus, gehe still vorbey,
Und rase bey den Szythen!

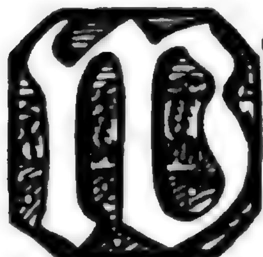
Wie fürcht' ich deinen trunkenen Blick!
Wie droht manch fliegend Felsenstück!
Seh' ich die wütende Mänade?
Welch rauher Jubel brüllt zurück
Vom Thracischen Gestade!

Trockenes Mahl zu Tegernsee


an seite mir ie von Tegersê,
wie wol daz hûs mit êren stê:
darumbe kêrte ich mêr dan eine mîle von der strâze.
Ich bin ein wunderlîcher man,
daz ich mich selben niht entstân
und mich sô vil an frömde liute lâze,
ich schilte sie niht, wan got genâde uns beiden.
ich nam dâ wazzer:
alsô nazzer
muost ich von des münches tische scheiden.

Jakob Wassermann

Die Mächtigen



enn ein Gewitter im Anzug ist, darf die Kompagnie auf Heimkehr ins Quartier hoffen. Die Posten werden zusammengezogen, der Leutnant nimmt den Rapport entgegen, die Unteroffiziere versammeln ihre Korporalschaften um sich, die Kolonne wird formiert und setzt sich in dumpfem Trab in Bewegung. Die Soldaten sind müde und staubbedeckt; sie sollen singen, damit ihnen der Marsch müheloser werde, aber sie können nicht singen. Es ist eine schwere und schwüle Stimmung in der Natur, und es ist, als ob diese rohen Söhne des Dorfes und der Fabrik zum Nachdenken gezwungen würden, über etwas, das bisher nur als dumpfe Sehnsucht oder als starrer Groll in ihrer Brust gewohnt. Der Leutnant fragt den Sergeanten, warum nicht gesungen würde; der Sergeant gibt einigen Unteroffizieren freundschaftliche Rippenstöße, und diese fluchen leise in die Sektionen hinein und kommandieren das Lied: Der Feind, der kommt von Frankreich her. Aber kaum begonnen, ersterben die unwillig hingemurmelten Laute wieder, und der Leutnant verzichtet für heute auf den Gesang. Tief und dunkel hängen die Wolken, und die Schwalben fliegen mit einem fast klagenden Zwitschern am Rand der Felder hin. Und der Wald in der Ferne, ist es nicht, als ob er zu fliehen versuchte vor dem Anmarsch der Kolonne? Leiser Donner rollt über den Wald, und der dicke Staub liegt über und zwischen den Reihen, und der Wind erhebt sich und treibt ihn den Männern ins Gesicht, und alle sind sie so stumpf geworden, daß sie sich nicht einmal bemühen, ihn von den Augenlidern oder von den Lippen zu wischen. Und es geht durch ein Dorf, wo aus kleinen schmutzigen Fenstern neugierige oder mitleidige oder finstere Gesichter schauen, und dralle Mägde stehen an den Scheunen und lachen ziemlich grundlos. Und dann kommt wieder die Ebene, und die Landschaft wird trüber, und der Donner zieht heran, langsam hallend, gleichsam Gehör fordernd. Eine bissige Bemerkung wird laut unter den Soldaten oder eine derbe Zote, dann ist es wieder lange Zeit hindurch still. Sie denken an die Nacht: da können sie schlafen; manche wünschen immer schlafen zu dürfen, bis die Jahre des Dienstes vorbei sind. Viele haben einen Schatz, und sie denken an den Urlaub des letzten Sonntags und an das einsame Liebesbett in einem stillen Waldwinkel oder auf einem hohen Scheunen-

boden. Die meisten aber denken an gar nichts; wie eine Decke hängt es vor ihren Augen, und ihre Füße sind schwer. Das Gewehr drückt die Schulter, und der Tornister drückt den Rücken. Der Schweiß hat die Gewänder an den Leib festgeklebt, und alle Sinne sind erschlafft und abgestorben. Sie sind keinem Eindruck mehr zugänglich außer dem gleichmäßigen Geräusch der Schritte; und es klingt wie ein schwerer Rhythmus in die Unermeßlichkeit hinein: eins zwei, eins zwei ...

Der Wald kam näher, und leichte Dünste hoben sich von ihm. Die ersten Regentropfen fielen, als die Spitze unter den Schutz der dichten Wipfel einzog. Jetzt geht's der Heimat zu, dachte Frank Aschenbrenner, und er allein lächelte in diesem großen Haufen müder und gleichgültiger Männer. Wenn auch der Schweiß in heißen Perlen von der Stirn und den roten Haaren troff, er hörte doch nicht auf, an Veni Escher zu denken. Eigentlich hieß sie Juvenia, und es kam ihm so seltsam und der Bewunderung würdig vor, daß eine Bauerntochter Juvenia heißen konnte. Stets zwinkerte er so eigen vertraulich mit den Augen, wenn er an sie dachte, an ihre dicken Zöpfe, an die weißen, schönen Zähne, an die festen starken Arme, an ihren Trotz, an ihren Hochmut, an ihre Wildheit und an ihre guten Küsse. Und das ganze Dorf sah er im Innern, so wie es damals beim Abschied gewesen war: wie es still und feierlich am See ausgebreitet lag, ein wenig gehoben durch die sanfte Krümmung der Hügel; und in der Ferne flimmerte der Mondschein auf dem Wasser wie ein Schleier, der leise flattert im leisen Wind. Und ein wohltuender Friede war allenthalben, und in manchem Häuschen war noch ein Fenster rot, und dann kamen lange Wolken und legten den Mond gleichsam in ein Grab, und die Wellen plätscherten ans Ufer, daß die Kieselsteine klirrten wie geschwätzige Gnomen, und es war auch wie eine Klage, wenn die Äste knisterten und sich furchtsam niederbogen vor dem schwellenden Nachtwind. Oder wenn er an den Morgen dachte! Wie frisch erschien das ganze Dorf, gleichsam gebadet! Am Anger blökten die Schafe und am Haus der Veni roch es so angenehm nach neugebackenem Brot (denn ihr Vater war der Bäcker des Orts), und da kam sie oft unters Tor und lachte aller Welt keck ins Gesicht.

Fort mit den Träumen —: er erhielt von hinten einen Stoß mit dem Gewehrkolben, weil er den Schritt verloren hatte. Auf allen Seiten rief es: Tritt fassen! Tritt fassen! Es war, als wolle sich die Ordnung des Marsches im Nu auflösen vor der Macht des Gewitters. Donnerschlag auf Donnerschlag durchdröhnte den Wald, und die Luft zitterte; es war mühselig und beängstigend, taktmäßig weiter zu marschieren. Manche bittere Anspielung wurde laut, von den Unteroffizieren geflissentlich überhört; mancher Fluch drängte sich durch zusammengepreßte Zähne. Aber selbst dazu waren sie zu müd, mit ihren Gedanken bei ihrem Groll

zu bleiben; vielmehr wurde die krankhaft erregte Phantasie beschäftigt von den Bildern der Rast, von den Bildern des Schlummers und einem Strohsack, von einem fetten Glas Milch und einem saftigen Stück Fleisch bei den Bauern des Quartiers. Aber der Wald wurde immer dichter, und die Dämmerung nahm zu, und der Regen strömte herab und rann von den Helmen auf die Riemen des Tornisters, und rauschte und trommelte in den Kronen, und die Blitze erleuchteten die Tiefen des Forstes, daß es aussah, als ob eine gespenstige Rotte hinter fernen Stämmen vorbeiraste.

Frank Aschenbrenner, erregt von dem Bild der Heimat, vergaß die Vorgänge der Umgebung, und wie ein Schlummernder, dessen Schlaf unterbrochen wurde, alsbald von neuem die Augen schließt, versank er beinahe hilflos und ganz selbstvergessen in eine Folge von phantastischen Vorstellungen, von wunderbaren Zufällen und Ereignissen, die von den Wünschen und von der Erwartung in uns geweckt werden. Warum empfand er im Innern seines Herzens ein bitteres Gefühl, einen Zweifel, wenn er an Veni dachte? Und gerade dies trieb ihn dazu, Luftschlösser zu bauen, die seiner bäurischen Natur sonst ganz fremd waren.

Die Kompagnie sollte in Sankt Heinrich übernachten und den nächsten Tag, der ein Rasttag war, dort verbringen. Der Hauptmann und drei Offiziere ritten mehrere Kilometer hinter der Abteilung, und dem Leutnant Baron Gerlach war die Führung während des Marsches anvertraut worden. Er war ein hübscher und sympathischer junger Mann, der es wohl zu meinen glaubte mit der Mannschaft, und der sich jene von den Vorgesetzten so wohlgelittene Schneidigkeit angeeignet hatte, die den Untergebenen gleichsam in Atem hält. Er stammte aus einer alten und angesehenen Familie, war jedoch ganz arm und besaß keine Garantien für die Zukunft als seinen Degen und seinen Ehrgeiz. Etwas von einem Träumer war in ihm. Still und in sich gekehrt, schien er mit einer wachsenden Verachtung des Lebens zu kämpfen, und die Unerfüllbarkeit seiner Wünsche schien er nicht länger zu bezweifeln. Der Wald lichtete sich, und die erschöpfte Kompagnie sah das Dorf vor sich liegen, eingehüllt in einen zarten, grauen Regenschleier, mit regenglänzenden Ziegeldächern, mit plumpen Schlöten, aus denen sich bläulicher Rauch langsam in die reine, kühle Luft erhob; und dahinter lag der See, matt schimmernd wie eine Eisenplatte. Alles war voll Frieden in dieser Weltabgeschiedenheit, und die Soldaten atmeten freier, und manche wurden wieder froher Laune in der Hoffnung auf ein Stück Fleisch und auf einen Tag der Ruhe. Denn bei den Bauern hatten sie es immer am besten, wenn sie nicht durch die boshafte Parteiischkeit des Quartiermachers gleich dutzendweise in den Stadel eines armen oder eines geizigen Mannes geworfen wurden.

Frank Aschenbrenner wohnte mit zwei Kameraden bei seinen Eltern.

Die beiden alten Leute standen unterm Tor und ihre Gesichter leuchteten vor Stolz. Es gab keine Redensarten und keine langen Erzählungen; nachdem die drei Soldaten sich ihres Gepäcks entledigt hatten, nahmen sie auf der Bank hinter dem riesigen Tisch Platz, und der Bauer brachte Brot und sauren Rahm. Dann setzte er sich den erschöpften Männern gegenüber und sah mit breitem Lächeln zu, wie es ihnen schmeckte. Und bald fiel der Abend nieder über das Dorf. Frank, der noch nicht gewagt hatte, nach Veni zu fragen, weil ihn eine seltsame Angst daran hinderte, zog, als es schon ziemlich spät war, den frischgewaschenen Drillichrock an, setzte die Mütze auf und ging lässigen Schritts die Dorfstraße entlang. Er spähte scheu nach den Mädchen, die am Brunnen standen, doch er fand die nicht, die er suchte. Vor manchem Tor blieb er stehen und begrüßte die Freunde und die Bekannten, und oft ließ man ihn kaum weitergehen; man wollte sich etwas von ihm erzählen lassen, man sagte ihm Komplimente, und alle waren stolz darauf, daß ein so schmucker Soldat ein Sohn des Dorfes war. Doch seine Sehnsucht trieb ihn gebieterisch zum Ziel, und schnell schritt er zum Haus des Bäckers Escher. Entschlossen wollte er hineingehen, da sah er sie träumerisch im Flur stehen und vor sich hinstarren. Sie blickte überrascht auf, als er ihre Hand nahm; erst schien sie nicht zu wissen, wer es sei, dann wurde sie feuerrot und stotterte eine verlegene Begrüßung. Wie verändert ist sie, dachte Frank, und er vergaß, daß er sie stürmisch in die Arme hatte schließen wollen. Da standen sie nun schweigend beisammen und wußten sich nicht ein einziges Wort zu sagen. „Bist du mir denn bös?" fragte endlich der junge Soldat. Sie schüttelte den Kopf und wollte unbefangen lächeln. Aber selbst in der Dunkelheit gewahrte er wohl, daß ihr Lächeln gezwungen war, und er fühlte, daß sie ein beklommenes Herz hatte. „Geh fort," sagte das Mädchen plötzlich eindringlich und voll Hast, „der Leutnant kommt gleich wieder. Er braucht dich doch da nicht zu sehen; morgen wollen wir uns treffen, ich geh morgen nach Dürnbach, da wollen wir mitsammen gehn, — aber jetzt geh fort, hörst?" — „Der Leutnant?" murmelte Frank und sah bestürzt vor sich hin; er konnte noch nicht begreifen, was vorging, er wollte Veni umarmen und wollte sie zwingen, daß sie ihn küsse, aber sie entwand sich seinem Arm und huschte im dunkeln Flur lautlos dahin.

Der junge Mensch dachte nicht ans Heimgehen, obgleich kein Soldat nach zehn Uhr mehr auf der Straße sein durfte. Noch immer hatte er nichts begriffen, und er schlich ums Haus herum, die Hände in den Taschen und die Blicke an den Boden geheftet. Es roch gut nach Heu und Dünger; das Gewitter und alle Wolken hatten sich verzogen, die Sterne schimmerten am Himmel wie reine, klare Perlen, und es war wieder so schwül wie am Abend vorher.

Zwei Nachtfalter flatterten durch den Hof und über die Schultern

Frank Aschenbrenners, und wie er sie mit den Augen verfolgte, sah er, daß ein Fenster oben erleuchtet war, und er wußte aus früherer Zeit, daß dies Venis Fenster war. Dann sah er zwei Schatten droben. Da in der Nähe ein alter Birnbaum stand, kletterte er rasch daran hinauf, und bald konnte er in die Kammer hineinschauen, wo der Leutnant saß und die junge Veni umschlungen hielt. Sie sträubte sich nicht, nein, sie ergab sich seiner Umarmung, sie suchte seine Umarmung, sie hatte das Gesicht an seiner Brust verborgen. Das ist aber schnell gegangen, dachte der Soldat in seinem Stumpfsinn; und der Ast, auf dem er saß, wollte schier brechen. Die reifen Früchte des Baumes schienen um ihn herumzutanzen; unten lief eine Katze über den Hof und stieß ein klagendes und sehnsüchtiges Geschrei aus; eine Fledermaus schwirrte vorbei. Jetzt löschte der Leutnant das Licht aus, und Frank starrte noch immer und wußte nicht wie lange, da auf einmal erscholl die Trommel, die die Kompagnie zum Appell rief. Oho, dachte Frank Aschenbrenner und brach zornig einen Zweig mitten durch, gönnen sie uns nicht mal die Rast? Das bedeutet Nachtübung — Brigadebefehl ... und er lachte höhnisch vor sich hin, stieg herab vom Baum, trottete nach Haus, wo die beiden Eltern mit Bangen auf ihn warteten, und begann sich marschfertig zu machen wie die andern auch.

Das ganze Dorf war in Bewegung. Die Korporalschaften ordneten sich, und in den Gesichtern der Mannschaft lag ein düsterer Verdruß. Schwer und schleppend setzten sich die Züge in Bewegung, um sich zu sammeln, und der Mond stieg groß und glühend über der Landschaft auf, eine halbvollendete Scheibe. Der Hauptmann ritt vor die Front und feuerte in einer pathetischen Ansprache die Soldaten an. In kurzen Zügen gab er dann den Plan des nächtlichen Manövers kund. Die Order ging vom Armeekorps aus: die dritte Brigade sollte den Waldrand von Heumödern besetzen und die Position bis Tagesanbruch zu halten versuchen. Die Offiziere orientierten sich auf ihren Karten, und die Korporale machten sich Notizen, weniger weil es notwendig war, als um ihr waches und unermüdetes Interesse deutlich zu zeigen. Während all dem standen die Dorfbewohner schweigend um die Kompagnie und beobachteten neugierig das fremdartige Tun. Die Nacht war voll von einer bedrückenden Schwülnis, über den Feldern lagerte ein seltsamer Dunst, und heimliche Lichter schienen oft aufzublitzen unter dem schweren Mantel der Nacht. Endlich wurde der Marschbefehl erteilt, und dumpf und echolos ertönten die gleichmäßigen Schritte der Kolonne auf der Dorfstraße. Hinter ihnen lag der See; stumm und langen Schleiern gleich, glitten zarte Nebel über die glatte Fläche. Es war wie eine geheime Empörung unter den Leuten, die, aus ihrer Nachtruhe aufgescheucht, neuen Müdigkeiten und Erschöpfungen preisgegeben waren. Die Vorgesetzten fühlten es, daß hier ein Geist der Widersetzlichkeit zu

Gast war, jener stumme Unwille, der wie ein mühsam eingedämmtes Feuer weiterlodert und weiterlodert, bis er alle ergriffen hat und sie der vernünftigen Zurückhaltung unfähig macht. Weithin glänzte die Landschaft in der Nacht, und der zitternde, dämmerige Mondschein beleuchtete etwas gespenstisch die bewegliche Schlange, die auf der Chaussee fortschlich, langsam und anscheinend ohne Ziel, wie eine seltsame Maschinerie. Die Gewehrläufe und die Knöpfe der Uniformen blitzten sanft, und keiner in der Kolonne hatte Lust zu plaudern. Nur wenn einer im Marsch nachließ und den Schritt verlor, wurde ein boshaftes Murren laut, und die ganze stille Empörung der Gequälten kehrte sich gegen den frühzeitig ermatteten Kameraden. Viele hatten sich offenbar schon die Füße wund gelaufen, denn ihr Gang war zag und vorsichtig; sie traten nur noch mit der Sohle des Stiefels auf, und manche waren wund zwischen den Schenkeln und schritten mit gespreizten Beinen dahin.

Auf dem langen Marsch bis zum Wald von Heumödern vereinigten sich die zwölf Kompagnien des Regiments; kurz vor Erreichung des Zieles traf das andere Regiment ein, und die Brigade konnte nun plangemäß das Terrain besetzen. Lautlos ging all dies vor sich, der Mond stieg immer höher, und ein schwüler, leichter Wind kam von der Seegegend her. Gedämpfte Kommandorufe: ausschwärmen! langsam! hinlegen! zurück! usw. störten den Nachtfrieden des Waldes. Und Frank Aschenbrenner wollte sich eben niederlegen, beglückt, daß er nun endlich ruhen könne, und unfähig, an etwas anderes zu denken als an diese zerstörende Müdigkeit, die den Körper förmlich aushöhlte; da vernahm er, wie man ihn und zwei Kameraden dazu bestimmte, mit dem Leutnant von Gerlach einen Patrouillengang anzutreten. Er dachte nicht mehr an seine Erschöpfung. Er hätte lachen mögen, und die Begierde, jemandem seine Befriedigung mitzuteilen, überkam ihn; die seltsame Fügung des Zufalls, die gerade ihn mit dem Leutnant auf einen einsamen Wachtposten stellte, veranlaßte ihn nicht einmal zum Nachdenken, sondern machte ihn nur froh und erwartungsvoll.

Der Leutnant hatte die wichtige Aufgabe erhalten, die Stellung des Feindes an seinem linken Flügel auszukundschaften, und marschierte nun mit seinen drei Leuten am Wald entlang und dann gegen die Ebene hinüber. Er verfolgte eine Zeitlang den Lauf des Zonhofer Baches, streifte das herzogliche Jagdrevier Birkenfeld, und dann breitete sich ein weites flaches Land vor der müdhinschleichenden Patrouille aus. Durch Wiesenwege gings und durch den Rain der Felder, und bald war es so einsam rings, daß kein Baum und kein Strauch mehr zu sehen war. Und im Osten zogen weißliche, dünne Wolken empor, gefärbt vom Licht des Mondes; oft huschte ein scheuer Nachtvogel vorbei, und die Grillen wurden laut und lauter: ein wechselloser Rhythmus, gleichsam die Melodie des Schweigens; dabei fielen den Soldaten ganz alte, fast ver-

gessene Volkslieder ein, und Jürg Kohlmann summte sogar die „stille Nacht" vor sich hin. Unfern von Obermödern war ein Kreuzweg, und am Wegweiser dort teilte Leutnant von Gerlach seine Patrouille: Jürg Kohlmann und Stephan Weyh sollten langsam und mit großer Vorsicht bis zur Staatsstraße vordringen, er selbst wollte mit Frank Aschenbrenner in nördlicher Richtung rekognoszieren. Frank lachte heiser, fast unhörbar vor sich hin. In seltsamer Glut starrten die Herbstzeitlosen aus den Wiesen, und der Mond wurde schon rot und neigte sich dem Horizonte zu. Die nachttaunassen Gräser feuchteten die Stiefel; die Sterne schienen mit den beiden Einsamen zu wandeln. Die Ebene schien gar kein Ende nehmen zu wollen: in sanften Linien malte sich der Horizont vom schwarzblauen Himmel ab, und bisweilen ragte ein Baum auf, die Dunkelheit wie ein Schwert durchschneidend. Plötzlich lachte Frank Aschenbrenner mit einem sonderbar gluckſenden Lachen: der Leutnant blieb stehen und sah ihn an; es war ein unsicherer Blick, voll Schuldbewußtsein und Unmut. Frank erwiderte ihn furchtlos, ja, er bohrte seine Augen tief in die seines Leutnants; er preßte die Lippen zusammen und rührte sich nicht von der Stelle, bis der Leutnant sich umkehrte und wortlos weitermarschierte. Aber es war von diesem Augenblick an, wie wenn der junge Offizier die düsteren und haßerfüllten Augen seines Soldaten beständig auf sich ruhen gefühlt hätte, als ob er dabei einen körperlichen Schmerz empfände. Und dies Unbehagen nahm zu. Frank Aschenbrenner, todmüde und so erschöpft, wie er noch nie im Leben gewesen war, kam gleichwohl nicht eigentlich zum Bewußtsein dieser Müdigkeit, sondern sein Kopf war ausgefüllt von einem einzigen Gedanken, der ihn weit über alles leibliche Ungemach hinwegtrug. Als der Leutnant vor einem mageren Weidengebüsch Halt machte, nahm Frank das Gewehr ab und hörte wie im Traum, daß ihm der Offizier befahl, niederzuknieen und hinüberzuspähen nach der Chaussee, während er selbst sein Taschenbuch zog und sich anschickte, Notizen zu machen. Aber Frank gehorchte dem Befehl nicht, und der Leutnant tat, als habe er es nicht bemerkt. Er schien vertieft in seine Beobachtungen; in Wirklichkeit empfand er eine unbestimmte, aber intensive Angst. Diese stille Nacht, der starke und heißblütige, von glühenden Instinkten erregte Mensch hinter ihm ließen ihn gar nicht zur Klarheit über seine wichtige militärische Mission kommen. Nicht, als ob er sich gefürchtet hätte, aber es herrschte eine fremdartige Verwirrung in seinem Innern, die ihm nicht einmal zu einem bestimmten Befehl für den stummen Untergebenen Mut verlieh.

Die Landstraße erstreckte sich drüben, ein graues, dünnes Band, und jetzt sah der Leutnant eine feindliche Patrouille sich auf das ferne Dorf zu bewegen. „Wir müssen in die Schonung hinein," sagte er mit leiser Stimme und deutete mit der Hand auf einen kleinen Fichtenhain, der sich hinter einer hügeligen Erhebung der nahen Wiesen ausbreitete. Wieder sah er dem

Soldaten starr ins Gesicht, und diesmal zuckte er zusammen und drehte krampfhaft an seinem dünnen Bart. Frank folgte ihm: Vergangene Jahre blühten plötzlich auf in seiner Phantasie, das Liebesglück stiller Jugendzeit und das Glück, das selbst im Abschied lag, und seine Augen wurden nun groß; gleichsam verlangend sah er in die Nacht, voll Rachedurst und voll Durst nach Freiheit, die er so lange entbehrt hatte, und deren Entbehrung ihm erst jetzt bewußt wurde. Er heftete den Blick, von Haß und Wildheit erfüllt, auf den jungen Offizier, der es immer stärker empfand, welche Gefahr ihm drohte, als hätten der tiefe Friede und die lautlose Nacht seine Nerven bis ins feinste verschärft.

Sie standen unter den Bäumen des finsteren Wäldchens. Die Stille war hier noch bedrückender, die Luft noch schwüler. „Herr Leutnant," sagte Frank Aschenbrenner. — Der Offizier wandte sich um. „Nun?" — „Die Veni war mein Schatz." — Der Leutnant begann zu zittern. Er wußte nicht zu antworten. Nach einer Weile befahl er mit heiserer Stimme: „Sie haben sich ruhig zu verhalten. Was wollen Sie?" — „Du bist ein Hund," sagte Frank mit einer Bestimmtheit, die ihm selbst unerwartet erschien. „Du bist ein Hund," wiederholte er, als der Leutnant schwieg. — „Gewehr und Seitengewehr ablegen!" schrie der Leutnant gleichsam mit einem letzten Kraftaufwand und ging entschlossen auf den Soldaten zu, der da stand, ohne eine Hand zu rühren. Doch plötzlich sprang er wie ein wildes Tier auf seinen Offizier.

Der Morgen naht: auf die Fluren legt sich ein silberner Nebel, und der Himmel erblaßt im Osten. Es ist die fahle Stirn des Tages, die langsam emportaucht; erschrocken ziehen weißliche Wolken eilig gegen Westen, und weit in der Ferne ertönt das Kleingewehrfeuer der manövrierenden Brigaden. Frank Aschenbrenner sitzt an der Leiche des Offiziers, dem er den Waffenrock vom Leib gerissen hat und starrt fortwährend nieder in das vom Morgenschein immer bleicher werdende Gesicht des Toten. Jetzt, da er nicht mehr den bunten Rock mit den Epauletten am Körper des jungen Leutnants erblickte, war es auch nicht mehr der Vorgesetzte, den er getötet, sondern es war ein Mensch gleich ihm. Er hatte seine Ehre verteidigt und seine Pflicht erfüllt, indem er sich gerächt hatte. Er sitzt da und starrt und bereut nichts; er fühlt sich seltsam zufrieden durch das, was er getan. Ob man ihn suchen würde? Es kümmert ihn nicht.

Endlich erhebt er sich, — längst schon war das Signal zum Sammeln ertönt, — ordnet seinen Anzug, nimmt das Gewehr über und schreitet langsam über die Äcker, als ob nichts geschehen wäre. Leicht und heiter ist ihm zumut, mit glänzenden Augen schaut er in den heller werdenden Himmel, und nie hat er das Leben so golden vor sich liegen sehen als gerade jetzt, da er doch eigentlich mit dem Leben abgeschlossen haben sollte. Ja, er beginnt leise vor sich hinzusummen, und gut gelaunt stößt er die Steine fort, die in seinem Weg liegen. Auf einmal bleibt er

stehen. Er dachte daran, daß er arm sei, und daß er noch nie einen überflüssigen Pfennig besessen hatte. Ein Offizier hat doch immer viel Geld, dachte er, und es tat ihm sehr leid, daß er nicht einmal die Kleider des toten Leutnants untersucht hatte. Dann wuchs die Vorstellung von dem Reichtum des Offiziers so sehr in seiner Phantasie, daß er umkehrte und mit hastigen Schritten den Schauplatz seiner nächtlichen Tat wieder aufsuchte. Bald stand er wieder unter den niedern Bäumen des Wäldchens. Er durchsuchte mit zitternden Händen alle Taschen, aber er fand nichts, als einen Geldbeutel mit einem Inhalt von wenig mehr als sieben Mark. Das machte ihn bestürzt und erschütterte ihn. Daß ein Leutnant arm sein sollte, ärmer als er selbst, konnte er nicht fassen, und es versetzte ihn in einen kindischen Schrecken.

Und Frank Aschenbrenner steckte das gefundene Geld zu sich und ging. Sein Gesicht war bleich, und auf einmal empfand er Furcht. Das Geld in seiner Tasche bedrückte ihn, es schien den ganzen Körper niederzuziehen in eine Schlucht oder in das Ackerfeld da neben ihm. Alle Heiterkeit und alle Befriedigung war mit einemmal fort, und er stierte in die Ebene hinaus, ob man ihn nicht verfolge. Er glaubte Schreie zu hören, er glaubte, der Tote sei aufgewacht und springe hinter ihm her, und die Mutter des Toten sah er, die ihm zurief ... Er nahm das Geld und warf es weit von sich, aber da half nichts, die heiße Angst in seiner Seele wurde unerträglicher, und plötzlich sah er eine militärische Patrouille am Horizont auftauchen. Da warf er das Gewehr von sich und begann zu laufen, aber ein seltsamer Wahnsinn ließ ihn gerade auf die Patrouille zulaufen, — er stöhnte in seinem tollen Lauf, Geld, Geld rollte in hunderttausend Plättchen um ihn her, und als die Sonne heraufstieg, war ihm, als sähe er ein großes glänzendes Geldstück vor sich, das langsam auf ihn zukam, um ihn zu zermalmen. Dann kamen mehrere; sie liefen viel schneller, als er vermochte, stürzten sich über ihn, schienen seinen Körper zu durchschneiden wie Messer, und wie ein unvertilgbarer Jammer kam die Erkenntnis über ihn, wodurch er unterlegen war, und was jene Mächtigen dort über ihm so mächtig werden ließ: jenes gute Gesetz, das jeden ihrer Pfennige schützt, und das höhnisch und unnahbar jedes verzweifelte Aufraffen der Schwachen und Reinen tötet.

Bald hatte ihn eine militärische Eskorte aufgegriffen.

Mit Zintara und Bumtara marschiert die Brigade ins Quartier. Ein bißchen Blechmusik, und die Kraft der erschöpften Armeen belebt sich wieder. Aller Groll ist vergessen, die Gewehre und die Degen der Offiziere blitzen im Sonnenschein. Nichts erinnert an die Qualen des nächtlichen Marsches; der Geist der Ordnung und der Disziplin ist wieder eingekehrt, und als die Musik schweigt, erschallt das kecke Soldatenlied von tausend Kehlen:

Der Feind, der kommt von Frankreich her,
Zu Fuß und auch zu Pferd.

Verlobungsspruch


û bist mîn,
ich bin dîn,
des solt dû gwis sîn!
Dû bist beslozzen
in mînem herzen —
verlorn ist das sluzzelîn
du muost och immer darinne sîn!

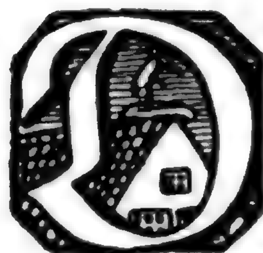
Der Lohn der böſen Tat

Aus dem Roman „Meier Helmbrecht"


ſus wurden ſi gebunden,
die zehen, an den ſtunden
mit vil ſtarken banden
von des ſchergen handen.
Gotelint vlôs ir briutegewant.
bî einem zûne man ſi vant
in vil ſwacher küſte.
ſi het ir beide brüſte
mit handen verdecket.
ſi was unſanfte erſchrecket.
ob ir anders iht geſchaehe,
der ſage ez der daz ſaehe.
got iſt ein wunderaere;
daz hoeret an dem maere.
ſlüege ein diep aleine ein her,
gein dem ſchergen hât er keine wer:
als er den von verren ſiht,
zehant erliſchet im daz liht;
ſîn rôtiu varwe wirt im gel.
ſwie küene er ê waer und ſwie ſnel,
in vaeht ein lamer ſcherge.
ſîn ſnelheit und ſîn kerge
die ſint im alle gelegen,
ſô got wil ſelbe der râche phlegen.
Swaz geſchehen ſol, daz geſchiht:
got dem vil ſelten überſiht
der tuot des er niht tuon ſol.
daz ſchein an Helmbrehte wol,
an dem man den vater rach;
der ſcherge im ûz diu ougen ſtach.
noch was der râche niht genuoc;
man râch die muoter, daz man ſluoc
im ab die hant und einen fuoz.

dar umbe daz er swachen gruoz
vater unde muoter bôt,
des leit er schande unde nôt.
do er sprach zuo dem vater sîn
„waz sakent ir gebûrikîn?"
und sîn muoter hiez gunêrtez wîp,
von den sünden leit sîn lîp
dise manegerslahte nôt,
daz im tûsent stunt der tôt
lieber möhte sîn gewesen
dan sîn schämlîch genesen.
  Helmbreht, der diep blinde,
schiet von Gotelinde
ûf einer wegescheide
mit riuwe und mit leide.
den diep blinden Helmbreht
brâht ein stap unde ein kneht
heim in sînes vater hûs.
er behielt in niht, er treip in uz . . .

Das Wessobrunner Gebet

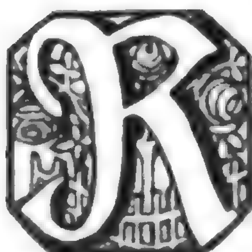


Dat gafregin ih mit firahim firiwizzo meista:
dat ero ni was, no ufhimil, noh paum, noh pereg ni was,
ni noh heinig;
noh sunna ni scein,
noh mano ni liuhta, noh der mareo seo,
do dar niwiht ni was enteo ni wenteo —
enti do was der eino al mahtico cot,
manno miltisto.
Enti dar warun auh manake mit inan,
coot lihhe geista.
Enti cot heilac, Cot almahtico,
du himil enti erda gaworahtos,
enti du mannun so manac coot forgapi:
forgip mir in dino ganada
rehta galaupa enti cotan willeon,
wistom enti spahida,
enti craft,
tiuflun za widar stantanne
enti arc zu pi wisanne
enti dinan willeon za gawurchanne!

Das erfrag ich von Menschen als der Menschweisheit größte:
daß Erde nicht war, noch Himmel, noch Baum, noch Berg nicht war,
noch irgendwas;
noch Sonne nicht schien,
noch Mond nicht leuchtete, noch das herrliche Meer,
da da nichts nicht war der Enden noch Wenden —
und da war der eine allmächtige Gott,
der Männer mildester.
Und da waren auch manche mit ihm,
göttliche Geister.
Und Gott der Heilige, Gott der Allmächtige,
der du Himmel und Erde wirktest
und der du den Menschen so manches Gut gabst:
gib mir in deiner Gnade
rechten Glauben und guten Willen,
Weisheit und Klugheit,
und Kraft,
Teufeln zu widerstehen
und Arg zu vermeiden
und deinem Willen zu gehorchen!

Der Passion

(Judasszene aus dem — etwas abgeänderten — Oberammergauer Manuskript vom Jahre 1662)



Rabi: Judas so khomb zu mir daher.
Judas geht zum Rabi hinzue, vnd spricht der
Rabi: Wür haben 30 Pfenning in vnßerm gwalt,
die seindt von Silber guet vnd alt,
die haben wür lange zeit gespart,
darumb Joseph verkhaufft wardt,
Ir ainer gilt ain Pfennig allain
der andern zechen Pfenning gmain,
die wöllen wür dir geben,
mach In vnnß vndterhenig eben,
darumb thue dich nun balt bedenckhen.
Cayphaß: Judas wür wöllen mit dir nit schwenckhen,
Ist es zu wenig wür geben dir mer.
Judas: Es ist genueg würdiger herr,
Ich bring in Euch in Eure Hand
göbt mir nur her gering
die gueten alten Pfenning.
Der Rabi gibt Im daß gelt, vnd der Judas soll solches
Erbar nemmen, auch streicht ein Teisl hinter Im vnd Tanzt
hinter Im, vnd spricht der
Rabi: Judas nimb hin die Pfenning 1.2.3,
Daß der khauf stätt sey,
4.5.6 Siben,
daß der Mann werdt vertriben,
Acht, Nein,
daß mag ein gueter Khauf sein,
10.11.12. an der Zall.
13.14. du hast die wall,
15.16. ist dein Solt,
17.18. drumb bin Ich dir hold,
19.20. Miehe dich sehr,

21.22. hab dir mehr,
23. vnd Vier,
Sô hin Judas vnd tue daß schier,
25.26.27. vnd hab acht,
daß es geschech bei der Nacht,
28.29. vnd der ist dreissig,
Sô hin Judas, vnd sey vleißig,
also hab ich dirs gar geben,
daß khoßtet Jesus Leib vnd Leben.

Judas: Mein fleiß den solt Jr sechen,
daß Jch in der warheút Jechen,
vnd will gen schnel hinlauffen,
alß ob Jch hab noch mer zu khauffen,
Nun habt Jr mich bezallet schon,
daß will Jch Euch genießen lan.

Judas geth, vnd drey Teüfl springen ein, vnd spricht

Sathan: Ho, ho, daß ist zuweegen bracht.

Aschareth: Waß ists, waß hast du dich bedacht?

Sathan: Den Judas hab Jch gar besessen,
daß Er sein aignen herrn Jesum vermössen
verkhauffet vnd verratten hatt.

Belial: Daß ist die aller Edlest thatt,
die du dein Tag Je hast begangen.

Sathan: heut die Nacht würdt man Jn fangen,
Morgen würdt man Jn henckhen.

Aschareth: Wie destu disen list erdenckhen?
Jch dacht khain geist in der Höllen wer,
Der disem Jesus mechte mer
schaden zuefiegen in der welt,
du bist nit zu zallen mit gelt,
So frey hast in gstölt in seinen sachen,
nun wöllen wür ims gar auß machen,
daß er vnnß fürbas khainen schaden
soll auf unnß vnd die vnnßeren Laden,
Er trib vnnß einmal von
einem Menschen ein ganz Legion
Lauter guet Gsöllen allermaßen,
welche disen Menschen besaßen
mit großer freid vnd großem Nuz.

Belial: Er hatt mich auch mit großem Truz
Von Maria Magdalena getriben,

vnd waren vnnser starckher Siben,
Vnd hatten Sye mit gewalt besessen.
Aschareth: Im soll wider werden gemessen,
Khombt her in daß Höllisch hauß herein,
laßt vnnß Prassen vnd frölich sein,
Jesus mueß gloch zallen Jezundter,
khundt Er der Khunst noch souil besonder.
springen in die höll.

Hans Ebran von Wildenberg



er fürst sas eins tags zu gericht und bei im vil guter ritter und knecht.

Do kumen fur das gericht zwo junckfrawen, die klagten im rechten, wie in ein eribgut von irem vater wär zugefallen; dasselb gut wär lehen von hertzog Johannsen. Das gut hiet sein genad seinen türhuteren verlihen und ine damit irer dinst gelondt. dadurch wären sie von irem väterlichem erb entsetzt an recht, und hoffen, es soll mit recht erkannt werden, das sie wider an ir väterlich erb gesetzt werden.

Der fürst kam, vor seinen räten und mannen angedingt im rechten, und antwort, das lehen wär im ledig worden und zugefallen, nachdem und kein mändlicher erb vorhanden wär, der das manlehen verdienen möcht; und das lehenstück hiet er widerumb verlihen und damit gehandelt, als lehensrecht wär, und hofft, es sol mit recht erkannt werden, das er damit gehandelt hab, als lehensrecht sei. mit den und mer worten setzten die peid teil zu recht. darauf ward zu recht erkannt, das hertzog Hanns den zweien junckfrawen umb solich ir spruch nichtz schuldig sei.

Dann einer was undter den räten, das was ein Zenger von Schneberg, der wolt nit urteil sprechen. also wolt in der fürst nit vertragen, er sollt je auch urteil sprechen. der sprach: „so ich dann urteil sprechen sol, so sprich ich zu recht, das der hertzog und sein lehenmann, die die urteil gesprochen haben, des tewfels ewiglich sein."

hertzog Johanns sprang auf in einem jähen zorn und sprach: „Zenger, du hast mich und mein rät verletzt, darumb soltu swärlich gestraft werden." alle, die do waren, die erschrocken ob der redt, und etlich des Zengers gut frundt hieten in geren dannen geschoben, do wolt er nit fliehen.

in der Zeit hett sich der fürst bedacht und vodert zu im sein rät und auch den Zenger und sprach: „Zenger, du hast ein grobe und unbilliche redt getan wider mich und mein rät, und beger an dich, das du uns underscheidt gebest, warumb du die red gethan habest, wann ob du uns nit genugsam underscheid gibst, wellen wir dich strafen nach rat unser rät."

der Zenger sprach: „genediger herr, was ich geredt hab, das ist war; und sag also: den zwein junckfrawen ist ir rechts vaterlich erb

durch die urteil genommen worden on alle ursach; damit wären sie wol verheirat worden und zu ern kumen, aber also haben sie nichtz mer, und die ein müst laufen gein Regenspurg und die ander gein Nürnberg in die gemeinen frawenhawser, und was sie süntlicher werck verpringen, das müst alles hertzog Johanns pueßen."

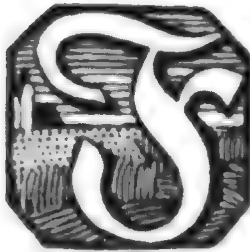
der fürst bedacht sich eine kleine weil in im selbs und sprach: „warlich, warlich, die götlich warheit und gerechtigkeit ist in deinem mundt," und er gab den zwein Junckfrawen ir erb wider.

Meister Kuonrât von Würzeburc

senede wunden


Jârlanc wil diu linde
von winde
sich velwen,
diu sich vor dem walde
ze balde
kan selwen.
trûren ûf der heide
mit leide
man üebet:
sus hât mir diu minne
die sinne
betrüebet.
Mich hânt sende wunden
gebunden
ze sorgen:
die muoȥ ich von schulden
nu dulden
verborgen.
diu mit spilnden ougen
vil tougen
mich sêret,
diu hât mîn leit niuwe
mit riuwe
gemêret.
Gnâde, frouwe reine,
du meine
mich armen!
lâ dich mînen smerzen
von herzen
erbarmen!
mîn gemüete entbinde
geswinde
von leide!
ûȥ der minne fiure
dîn stiure
mich scheide!

Ode auf die Inquisition
als sie im Jahre 1777 in Spanien wieder auflebte



ährt wieder prasselnd auf dein kaum erstorbnes Feuer,
Megäre Inquisition,
Des Orkus und der Dummheit Tochter, Ungeheuer,
Pest der Vernunft und der Religion!

Tritt wieder deine schwarze Ferse Nationen
Betrogner Sklaven in den Staub,
Und rufen wieder, keines Ketzers zu verschonen,
Die Mönche, deine Knechte, die den Raub,

Verwaister Kinder Erbgut, teilen, und auf Leichen
Gottlästernde Gebete schreyn,
Wie blut'ge Tiger, die, wenn sie den Wald erreichen,
Sich mit Gebrüll erwürgter Herden freun.

Oed liegt Iberien von deinem Drachenhauche,
Fleiß, Wahrheit, Freundschaft, Künste flieh'n,
Des Denkens Freiheit stirbt im Scheiterhaufen-Rauche,
Durch dich erstickt, Geistermörderin!

Schon droht dein offner Schlund, (wen soll die Unschuld schützen,
Da Wohlthun ein Verbrechen hieß?),
Dem weisen Olavid, der orthodoxe Pfützen
Durch Ketzerhand zu Eden bauen ließ.

Welch gräßlicher Triumph! Dem Gottmensch an der Seite,
Im Heiligthume Innersten,
Sitzt die mit Gift geschwollne Hyder, schnaubt nach Beute,
Und würgt ergrimmt, die ihr im Wege stehn.

Der Flüche schrecklichster, den je der Bannstrahl blitzte,
Wird mit Posaunen kundgetan,
Sieh deine Göttin, Volk! ruft donnernd der erhitzte
Mönch mit dem Dolch', stirb oder bete an!

Er ruft's, und tauft mit Blut, und predigt mit den Flammen,
So predigte einst Muhamed,
Und zog nach Mekka hin, die Bürger zu verdammen,
Die mutig ihn nicht ehrten als Prophet.

O Duldung, Gotteskind! Du aus des Mittlers Wunden
Hervorgegangne Schöne, du,
Durch die Germaniens drey Kirchen eng verbunden
In Eintracht blühn und schwesterlicher Ruh';

Vertraute Friederichs, die seine mächt'gen Staaten
Mit ausgespannten Schwingen deckt,
Und nun, berufen von dem Solon der Sarmaten,
Nach Warschau Fried' und goldnes Alter trägt;

O kehr' den sanften Blick nach Süden, wo mit Tränen
Die Menschheit dich um Hilfe fleht,
Und hör' das Mordgeschrey, das Röcheln und das Stöhnen,
Das dir die Luft mit Asch' entgegen weht;

Flieg' hin mit Cherubs Kraft, und stürz' das Untier nieder,
Daß es zurück zur Hölle fährt,
Und lehr' der Eifrer Schwarm, die irrgegang'nen Brüder
Durch Sanftmut zu bekehren, nicht mit Schwert.

Die Autoren des Bayernbuches

Der Name ist um 1180—1230 urkundlich bezeugt. Der Sitz des Geschlechtes ist in der Oberpfalz, etwa 30 Kilometer nordwestlich von Regensburg, wo noch heute die Ruine Adelburg steht. — Wir verweisen für diesen und die folgenden Minnesänger auf drei Hauptwerke: „Minnesinger, deutsche Liederdichter des 12., 13. und 14. Jahr.", herausgeg. von F. H. von der Hagen; Leipzig 1848. — „Des Minnesangs Frühling" (Lachmann und Haupt), neu bearbeitet von Friedr. Vogt; Leipzig 1911. — „Deutsche Liederdichter des 12.—14. Jahrh." von Karl Bartsch und Wolfgang Golther; Berlin 1910.

Nach dem in „Bayerns Mundarten" (Brenner und Hartmann) veröffentlichten Original in moderne Dialektschreibweise übertragen. Das Stück wurde 1701 entweder in München oder in Köln am Hofe des Kurfürsten Josef Clemens gegeben. Eine ganz ausgezeichnete dramatische Arbeit, die — abgesehen von ihrem großen Werke als Dialektquelle — heute noch bühnenfähig erscheint.

1784 in Türkheim als Sohn eines Nagelschmiedes geboren, ein bayrischer Schwabe also. Nach einer kümmerlichen Jugend landete er in München und erhielt hier den Posten eines Professors „des deutschen Stiles und der Ästhetik" am Kadettenkorps. In seinen 40 Münchener Jahren entstanden neben zahlreichen in sein Lehrfach einschlägigen Arbeiten die „Lalenbürger" und das „Volksbüchlein", das die Geschichte vom ewigen Juden, vom Dr. Faust, von den sieben Schwaben, sowie Schwänke und Geschichten des 17. und 18. Jahrhunderts in liebenswürdiger Weise wieder zum Volksschatz macht.

ist gleich seinem urbayrischen Landsmann Papa Geis in dem Athen der König-Otto-Zeit geboren und avancierte vom Trompeter über den Korporal zum Geheimsekretär. Er hat einige Bände Dialektgedichte geschrieben.

Der Name weist auf A.s Vaterstadt Abensberg (Aventinum) hin, in der er 1477 geboren wurde. Nachdem A. sieben Jahre als Hofmeister der Prinzen Ludwig und Ernst von Bayern gedient hatte, beschäftigte er sich mit Geschichte und schrieb eine Reihe historischer Werke, die seit 1884 in einem fünfbändigen Neudruck der Münchener Akademie vorliegen. Besonders merkwürdig ist die Freimütigkeit A.s gegenüber hierarchischen Bestrebungen zu einer Zeit, da ihn das geschriebene Wort an Leib und Leben gefährden konnte.

ist im Jahre 1605 als kaiserlicher Notar in Nürnberg gestorben, wo er 1594 als Bürger aufgenommen worden war. Von seinen sehr zahlreichen Werken — er steht nicht zu sehr in seiner Fruchtbarkeit hinter Hans Sachs — sind außer seiner unbedeutenden „Chronik von Bamberg" und einer Psalterausgabe 69 dramatische Arbeiten erhalten, die in der Bibliothek des Liter. Vereins Stuttgarts in Neudruck (5 Bde.) erschienen sind.

Der bekannte Münchener Verteidiger ist 1854 in Fürth geboren. Er hat in der Münchener Theatergeschichte als Kritiker wie als Autor (siehe Kürschner) einen Namen. „D'Mali" (Berlin, bei S. Fischer) zeichnet typische Figuren aus der Münchener Ostvorstadt in der Übergangszeit vom alten Bürgeridyll zum Heute.

wurde vor dem Jahre 1276 in einer Fehde von Reisigen der Stadt Regensburg erschlagen. Er stammt aus einem Ministerialengeschlechte in der Nähe von Regensburg.

Wohl der bedeutendste Satiriker Altbayerns, der Schilderer des „Klosterpfaffen im Hausrocke", wie Josef von Klessing hauptsächlich in Hinblick auf die von uns teilweise abgedruckte Satire sagt. Buchers Schriften erschienen ursprünglich anonym: „herausgegeben von einem Ordenspater". Sie gipfeln in den Werken „Pangratz, Geschichte eines Bürgersohnes" (nach originalen Geschehnissen), in dem „Entwurf zu einer Karfreitagsprozession" und in der Passionsspielsatire „Die Sündflut". Trotz der kräftigen Feindschaft, in der Bucher mit den Jesuiten lebte, erhielt er 1778 die rentable Pfarrei Engelbrechtsmünster, auf der er nun in Ruhe seinen schriftstellerischen Neigungen nachkommen konnte.

Seite

Carmina Burana 58
J. A. Schmeller gab diese wichtige Klosterhandschrift im Jahre 1847 zum ersten Male in Druck, deutsche, lateinische und lateinisch-deutsche Gedichte, zum größeren Teil im 13., zum andern im 14. Jahrh. niedergeschrieben. Schmeller analysiert: in der Mehrzahl Minnelieder, dann Stücke moralischen, religiösen, wie mythischen und geschichtlichen Inhalts, Ernstes und Scherzhaftes, Heiliges und Unheiliges durcheinander.

Lena Christ 60
Ihre 1912 (bei Albert Langen) erschienenen „Erinnerungen einer Überflüssigen", aus denen wir das Kapitel „Die Klosternovizin" bringen, stellen eine ehrliche Selbstbiographie dar und sind um der prägnanten Darstellungen des Münchner Bürgerlebens und des ländlichen Lebens etwa in den Bezirken zwischen Chiemsee und Würmsee willen wertvolle Aufzeichnungen zur bayrischen Volkskunde. Auch in ihrem zweiten Buche „Lausdirndlgeschichten" (München 1912) lüftet die Verfasserin ihr Pseudonym nicht.

Michael Georg Conrad 77
aus Gnodstadt (1846) stammt aus einer seit fast 500 Jahren im genannten Ort ansässigen Bauernfamilie. Ursprünglich als Romanist im Lehrberuf, dann publizistisch umfangreich tätig; gründet 1885 in der „Gesellschaft" ein Kampforgan der modernen Richtung in der Literatur, Kunst und Sozialpolitik, das er bis 1895 leitet. Über seine Werke siehe Kürschner. — Unser Kapitel vom aufrechten Pfarrer Ostertag, einer für den Gestalter typischen und ihn wohl selbst zutreffend zeichnenden Figur ist dem Roman „Der Herrgott am Grenzstein" entnommen (Berlin, bei Otto Janke. Im gleichen Verlag erschien Conrads Porträtroman über Ludwig II.: „Majestät").

Anna Croissant-Rust 86
Unser „Nikolaus Naegele" ist der Novellensammlung „Pimpernellche" (München, Georg Müller) entnommen. Über die Werke der in den Kampfjahren der „Gesellschaft" bekannt gewordenen Pfälzer Autorin siehe Kürschner.

Lydia Dandösen 101
Die Episode „Der junge Arzt" ist dem halbwegs erlebten Roman L. D.s „Der Charlatan" (München, bei Albert Langen) entnommen. L. D. (Pseudonym) ist die Gattin eines Münchner Arztes. Der Name D. fehlt bei Kürschner. Die Verfasserin hat im Vorjahre ihren zweiten Roman „Maruschka" erscheinen lassen.

Seite

Max Dauthendey 104

Geboren zu Würzburg 1867. Dauthendey ist der Minnesänger unserer Zeit. Man hat seine Lieder Fundgruben stofflicher und sprachlicher Schönheiten genannt. Jedenfalls sind zur Beurteilung Dauthendeys mehr Superlative geprägt worden, als die Kritik von heute im allgemeinen vorrätig hat. Und wohl mit Recht: nach zehn Bänden, die Kürschner verzeichnet, offenbart sich immer noch eine unverbrauchte Kraft. — Wir entnahmen dem Band „Die ewige Hochzeit. — Der brennende Kalender" (bei Albert Langen) zwölf Liebeslieder aus dem „Kalender".

Wolfram von Eschenbach 109

stammt aus Eschenbach bei Ansbach, also aus dem bayrischen Nordgau. Er stand einige Zeit in Diensten der Herren von Wertheim in Unterfranken, bis er (wohl um 1203) an des Landgrafen von Thüringen Hof kam. Nach dessen Tode zog er wieder in seine Heimat, in der wir sein Grab finden. Außer seinem „Parzival" haben seine „Tageweisen" durch ihre hohen Schönheiten seinen Namen unvergänglich gemacht.

Johann Rudolf Fischer von Lindau 111

Ehingerischer Pfarrer zu Grimmelfingen (geb. 1598, gest. 1632), dann bayrischer Feldprediger. Seine Hauptarbeit, die in „Bayerns Mundarten" festgelegt ist, und von der wir eine Kleinigkeit abdrucken, behandelt die schmachvolle Wipper- und Kipperzeit der Jahre 1621—22.

Sebastian Franck von Wörth 114

geboren 1499 zu Donauwörth, eine interessante Erscheinung der Reformationszeit. Er war zuerst katholischer Priester in Augsburg, dann protestantischer in der Nähe von Nürnberg, endlich ein Verteidiger unbedingter Religionsfreiheit, nun gezwungen, sich als Seifensieder und dann als Buchdrucker zu ernähren. Seine „Chronika" dürften den ersten Versuch einer deutsch gegeschriebenen Weltgeschichte darstellen, wie denn auch seine Erdbeschreibung („Weltbuch") ihresgleichen nicht hatte. Die „Sprichwörter" und die „Paradoxa" (aus denen wir ein bezeichnendes Kapitelchen nehmen) können als seine Hauptwerke gelten.

Ulrich Füetrer 115

aus Landshut, Maler, Chronikenschreiber und Dichter des 15. Jahrhunderts. Als höfischer Epiker ist er wohl Epigone; wichtig aber ist seine „Beschreibung vom Herkommen des Hauses Bayerns", die bis 1479 reicht und beispielsweise zum ersten Male die höchst roman-

haft anmutende und vermutlich ad usum delphini erfundene Legende von der Geburt Karls des Großen bringt.

geboren 1855 zu Kaufbeuren. Zweifellos der gelesenste Autor deutscher Zunge. Seine Arbeit umfaßt mit dem in den letzten Tagen erschienenen Roman „Der Ochsenkrieg" 47 Bände (siehe Kürschner); bereits der erste Roman Ganghofers „Der Jäger von Fall" fand einen mächtigen Leserkreis, der sich in der Folge mit jedem Werk mehrte. Während „Edelweißkönig", „Die Martinsklause" und das „Gotteslehen" eben ihr hundertstes Tausend erreicht haben, ist der „Klosterjäger" in 127000 Exemplaren verbreitet. In drei zeitgenössischen Büchern „Lebenslauf eines Optimisten" legt Ganghofer eine weit über den Rahmen einer Selbstbiographie hinausgehende Schilderung seines Lebens vor. Ein Extrakt aus dieser — wie er ihn in dem Sammelwerke „Geistiges und künstlerisches München" gibt: „Der Umstand, daß sich in mir schwäbisches, niederbayrisches, fränkisches und französisches Blut mischte, mag mich bei jenen entschuldigen, die in meinem Charakterbild die strenge Einheitslinie vermissen. Einer meiner Ahnen (Jörg Ganghofer) baute in Himmelssehnsucht die Frauenkirche zu München, einer meiner Ahnen mütterlicherseits (aus einer Hugenottenfamilie) bekämpfte jenen Gott, der in Frankreich das berühmte gute Leben hatte". — Ganghofers Werke erschienen bei Adolf Bonz & Co. in Stuttgart. Die prächtige Schilderung des Wildlings Egidius Trumpf nahmen wir aus „Damian Zagg", dem leider mit den „Jägern" noch immer nicht genügend gewürdigten Werke Ganghofers.

ist ein geborener Speyrer (1839) und war acht Jahre bayrischer Offizier. Sein Erstlingsdrama „Hans Sachs" veröffentlichte er unter seinem Familiennamen Friedrich Hermann Frey. Dann folgen elf Dramen und ein Buch Lyrik, das die Dramen weitaus in den Schatten stellen muß. Wenn wir gleichwohl aus einem seiner dramatischen Werke (Agnes Bernauerin, C. F. Amelangs Verlag, Leipzig) zitieren, so wollen wir damit zweckmäßig einen Beleg für die ältere schulgerechte bayrische Dramatik geben. Der Mangel im Wortschatz und das Fehlen eines starken persönlichen Kontaktes zu den „vaterländischen" Stoffen ist typisch für die ungeheure Dramenproduktion einer langen Epoche des 19. Jahrhunderts.

Seite

bekennt die Schreiberin ihre Tätigkeit: „Anno domini Augspurg 1471. Clara Hätzlerin". Sie war zweifelsohne eine Nonne zu Augsburg, die ihre Mußestunden damit ausfüllte, Lieder ihrer Zeit aufzuschreiben, wie es damals überhaupt Klostersitte war. Bezeichnend für ihre Epoche ist es, daß sie keinen Anstoß nahm, viele und derbe rotische Gedichte in die Sammlung aufzunehmen.

Max Haushofer 152

wurde als Sohn des Münchner Malers gleichen Namens 1840 zu München geboren. Abgesehen von seiner wissenschaftlichen Tätigkeit als Professor der Nationalökonomie verdanken wir dem leider zu früh Verstorbenen eine Reihe von Dichtungen, die wohl bleibenden Wert haben: „Der ewige Jude", ein dramatisches Gedicht, „Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits" und „An des Daseins Grenzen (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung — wir entnahmen dem Buch die Skizze „Pithekanthropos").

Emma Haushofer-Merk 155

die Gattin Max Haushofers; Verfasserin zahlreicher psychologischer Skizzen und Novellen.

Karl Borromäus Heinrich 160

geboren zu Hangenham bei Freising. Der Ichroman „Karl Asenkofer", der von aller Selbstschonung frei die Geschichte einer armen Kindheit behandelt, führte den Autor rasch ein. Es folgte der ergänzende Band „Karl Asenkofers Flucht und Zuflucht" und dann „Menschen von Gottes Gnaden"; die beiden Werke scheinen die seelische Entwicklung H.s dokumentieren zu wollen.

Der Marcgrave von Hohenburc 165

Es ist dies Diepold von Vohburg, der in Urkunden der Jahre 1212—1225 den Titel eines Markgrafen von H. führt. Er hatte ein bewegtes Kriegerleben und starb 1226. Zu dem von uns gegebenen Gedicht „Liebeswacht" waren wohl Wolfram von Eschenbachs Tageweisen vorbildlich.

Her Albreht von Johansdorf 166

wird wohl dem östlichen Niederbayern angehören. Vermutlich war er ein Dienstmann des Bischofs Wolfger von Passau, des Gönners Walthers von der Vogelweide. Er hat an dem Kreuzzuge 1189—90 teilgenommen. Das von uns mitgeteilte Gedicht ist eines der schönsten Minnelieder: „Und hätt ich von einem vernommen, er wäre von Ihr gekommen — und ich wäre ihm Feind, ich wollte ihn grüßen! Und hätt er mein ganzes Gut genommen, er soll das mit seinen Mären büßen."

Seite

Heinrich Kaufringer 167

Seine Gedichte sind in zwei Münchener Handschriften erhalten, die in der 182. Publikation des Literarischen Vereins Stuttgart abgedruckt sind. Kaufringer, ein fahrender Spruchdichter wohl, dürfte dem Namen nach aus Kaufering stammen; jedenfalls ist er ein Augsburger Bistumsangehöriger des 14. Jahrhunderts. Wir entnahmen dem Gedicht „von den drei gepürinnen", die ihre Männer betrogen, das am wenigsten grobe Anfangsstück. Die Zeit um Kaufringer vertrug ja alles derb Erotische.

Franz von Kobell 173

ist in München im Jahre 1803 geboren und dort 1882 gestorben. Er ist weniger als der hervorragende Mineraloge — der er war — bekannt, denn als Dichter in der oberbayrischen, wie in der Pfälzer Mundart, als Verfasser des prächtigen Jagdbuches „Wildanger" und als Herausgeber der wundervollen Sammlung „Oberbayrische Lieder mit ihren Singweisen". Die „Gedichte in oberbayrischer Mundart" dürften als sein bestes Eigenes anzuerkennen sein. Er ist überhaupt, wie die beiden von uns gegebenen Proben beweisen mögen, im Altbayrischen stärker, schlichter und lustiger.

Michael Kohlhaas 185

(Erwin Schmidhuber), der für die „Augsburger Abendzeitung" die zeitgeschichtlichen „Briefe aus der Provinz" schreibt, hat bei der Bayrischen Verlagsgesellschaft, München, Habsburgerplatz, einen Sammelband „So im Dahingehen" erscheinen lassen, dem wir das Idyll vom Veitenbock entnehmen. Es ist schade, daß der Autor seine Arbeiten nicht vom Schreibtisch wegbringt; ein bayrisch-politischer Roman hat bis heute seinen Drucker noch nicht gefunden.

Karl Heinrich Ritter von Lang 190

geboren 1764 in Balgheim bei Nördlingen. Nach einer wechselvollen Karriere tritt er 1817 als Kreisdirektor zu Ansbach in den Ruhestand. Er hat einige historische Arbeiten geschrieben, die indessen weniger bekannt wurden als seine berühmten „Hammelburger Reisen" in deutsche Kleinstaaterei und seine posthum erschienenen Memoiren, die trotz des Kopfschüttelns der Historiker für die Zeitgeschichte sehr wertvoll sind. Wir entnahmen diesen Memoiren das sarkastische Antigoethekapitelchen.

Hermann Lingg 191

ein Lindauer (geboren 1820). Er gehört zur Geibelrunde. Sein Epos „Die Völkerwanderung" überwiegt wohl die zahlreichen

Seite

anderen Bände, die L. in einem vierzigjährigen intensiven Schaffen in Druck gab. Neun dramatische Werke, acht Gedichtbände — in denen vieles Hervorragende zu finden ist — einige Novellenbände mäßigen Inhalts und mehrere andere Arbeiten kennzeichnen eine große Produktivität, die indessen qualitativ nie über ganz glänzende Einzelstücke der „Völkerwanderung" hinausgeht. Wir haben anstelle einer Probe aus diesem allgemeiner bekannten Werk oder aus den Gedichten ein Linggsches Impromptu aus dem Münchener Cholerajahr 1873 gewählt; das muntere Satirspiel stammt aus einer Zeit, da Pettenkofer Cholerabazillen in seine Maß Bier schüttete, um sie mit dem bayuwarischen Trank lächelnd auszuschlürfen. Lingg machte also die Propaganda gegen die Furcht dichterisch mit.

Ludwig I., König von Bayern 194

Ein Autor in diesem Bayernbuche, der nicht in Bayern (sondern in Straßburg 1786) und als Sohn des Königs Maximilian Joseph, der damals Oberst des französischen Regiments d'Alsace war, geboren wurde. Zu Lebzeiten Ludwigs I. erschienen 4 Bände seiner Gedichte und sein aus dem Spanischen übernommenes Lustspiel „Rezept gegen Schwiegermütter" und „Walhallas Genossen".

Melchior Meyr 195

geboren 1810 in Ehringen bei Nördlingen. Er starb 1871 in München. Von seinen zahlreichen Werken werden die 4 Bände „Geschichten aus dem Ries" als mustergültige deutsche Dorfgeschichten wohl von bleibendem Werte sein. In Hesses Volksbücherei ist eine billige vierbändige Ausgabe dieser prächtigen Volksstudien erschienen. Wir entnehmen ihr einen Teil der Groteske über das Leben und die Leiden eines Ungeschlachten.

Christian Morgenstern 221

entstammt der Malerfamilie der Morgenstern. (Großvater: Christian Morgenstern, in Hamburg geboren, Vater: Carl Morgenstern, in München geboren. Christian, geboren in München.) Der ernsthafte Lyriker M. ist nicht in dem Grade bekannt geworden wie der jokose geistvolle Dichter, der mit dem „Horatius travestitus" begann und mit dem Idealtrottel „Palmström" den Höhepunkt erreichte — wenngleich die „Galgenlieder" bereits in der 13. Auflage vorliegen. Das Gedicht „Die Lämmerwolke" ist dem besagten „Palmström" (Bruno Cassierer, Berlin) entnommen.

starb 1873 als Bezirksarzt a. D. in Deggendorf. Er ist ein Epigone des Augustinerpaters Marzellin Sturm, dessen grobe Verse später zu lesen sind. M. hat eine große Reihe von Gedichten geschrieben, die heute noch ziemlich bekannt sind und vielfach zu grob gehalten sind, um abdruckfähig zu sein. Aber seine Gedichte belegen die Zeit nach Sturm in ihrer gröberen Art und sind Dokumente zur altbayrischen Geselligkeit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Andererseits aber ist das von uns wiedergegebene Soldatenlied gut und absolut typisch und verdient den ihm zugewiesenen Platz wohl.

Gymnasiallehrer in Kaiserslautern, geboren 1879 in Buchheim bei Ludwigshafen, hat eine sehr lustige „pälzische Weltgeschicht" geschrieben (Kaiserslautern bei Eugen Crusius), aus der wir das eine ernsthafte Kapitel vom Bauernkrieg bringen.

ist in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts der bedeutendste Dichter Nordbayerns. Seine religiösen Lieder haben manches gezwungene — insbesondere die Marienlieder — während er in den vom religiösen Element unabhängigen Dichtungen freier, wärmer und echter wird. Seine Gedichte erschienen vollständig in Köln 1852; das von uns abgedruckte entstammt dem Liederbuch der Hätzlerin.

ist eigentlich ein Heidelberger (geboren 1809, gestorben 1849), muß aber wohl um seines Buches „Fröhlich Pfalz" willen hier eingereiht werden. N. ist absolut sicher im Dialekt — durch seine Anwaltspraxis — und hat in den „Idyllen des Herrn Christoph Hackstrumpf" unerhört lustige Randglossen zur Zeitgeschichte geschrieben.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts Pfarrer zu Rohr. Er ist der erste Förderer des späteren großen bayrischen Sprachforschers Schmeller. N. schriftstellerische Arbeiten sind leider sehr spärlich; der nach keinerlei Lob begierige Herr gab nur selten und dann nur ungern etwas in Druck, obwohl er sehr produktiv gewesen zu sein scheint. So kam es, daß seine zahlreichen Manuskripte beim Brand seines Pfarrhofes ein Raub des Feuers wurden.

Seite

F. G. von Nesselrode 248

Über den Autor konnten wir nur feststellen, daß er bayrischer Kammerherr war; eines seiner Lustspiele „Wer hätte das gedacht" ist in der Diktion durch etwas bayrischen Dialekt entschieden beeinflußt. Das Stück, das in Regensburg wie in München aufgeführt wurde, ist wenig wichtig; aber es ist interessant, hier eine Modeströmung zu verfolgen: Lessing hatte 1767 seine „Minna von Barnhelm" im Druck herausgebracht und die dramatisch wirksamste Szene mit Riccaut de la Marlinière läßt N. bald darauf (1779) durch einen Marchese de las Spadas wiederkehren.

Her Nithart von Riuwental 251

Wenn Neidhart auch als einer der bedeutendsten Dichter des Mittelalters in den Literaturgeschichten erscheint, so ist er eigentlich doch noch viel zu wenig gewürdigt, wohl darum, weil noch kein Versuch gemacht wurde, ihn der Allgemeinheit zum Genusse näher zu bringen. N. ist ein Zeitgenosse Walters von der Vogelweide; er mag vielleicht ein Jahrzehnt jünger sein als dieser — irgendwelche Anhaltspunkte für der beiden Geburts- und Todesjahr gibt es nicht —, aber jedenfalls genießt er dichterischen Ruf zu Walters Zeit. Es ist auch bei der ganz anderen Art Neidharts verfehlt, ihn als Epigon oder Nachahmer Walthers aufzufassen. Wir besitzen ganz herrliche Dichtungen von ihm, denen allerdings rohe Produkte, die späterhin unter seinem Namen segelten, gegenüberstehen. Leider liegt es nicht im Rahmen dieser kurzen literarischen Notizen, das Thema gebührend zu erörtern. Wir möchten nur feststellen, daß N., wenn wir schon Walter nicht zu den unsrigen zählen sollen, einer der größten deutschen Lyriker genannt werden muß. Er stammt vermutlich aus der Landshuter Gegend und starb wohl nach 1245 in der Nähe von Wien auf einem Lehnsitz, den ihm Friedrich der Streitbare zugesprochen hatte.

Heinrich Noë 252

geboren 1835 in München, war Hofbibliothekar in München und zog 1884 nach der Steiermark, in der er bis zu seinem Tode lebte. Seine Alpen- und Seenbücher haben den Grund für die große alpine Literatur unserer Tage gelegt. Als Belletrist ist er weniger bekannt geworden — leider: es sind in diesen Werken („Erzählungen und Bilder", „Gasteiner Novellen", „Robinson in den Tauern" usw.) vorzügliche Beobachtungen niedergelegt; wir wollten das mit einer Kleinigkeit aus den „Gasteiner

Seite

Novellen" (A. Hartlebens Verlag in Wien) beweisen, wie er kühl und einfach kulturelle Nebenerscheinungen wiederzugeben verstand.

A. de Nora 261

Den Beitrag „Die Amme" entnahmen wir den „Sieben Schelmen von Großlichtheim" (Staackmann, Leipzig). N., im bürgerlichen Leben der prakt. Arzt Dr. Noder in München, ist ein vielseitiger Belichter aller Zeitfragen in der Münchner „Jugend" und hat bei Staackmann als Lyriker, Novellist und Satiriker zehn vielgelesene Bände herausgegeben.

Fritz von Ostini 270

der Leiter der Münchner „Jugend". Ostinis Verdienste gehen, wie die des Jugendverlegers Dr. Georg Hirth, weit über den Rahmen seiner literarischen Produktion hinaus; sie erstrecken sich bei seiner umfangreichen Tätigkeit als Publizist und Kritiker auch auf das Gebiet der bildenden Künste. Von seinen Büchern (siehe Kürschner) haben wir das ganz reizende „Buch der Torheit" (Staackmann in Leipzig) gewählt, um die erquickende „Versicherungsgeschichte" wiederzugeben.

Josef Anselm Pangkofer 275

ein Zeitgenosse Kobells, ist einer der Vorläufer auf dem Gebiete der altbayrischen Dialektdichtung. Wenn auch seine Gedichte später als die Kobells in die Öffentlichkeit kamen, so sind sie doch vor Kobell geschrieben und sprachlich jedenfalls als Belege zum östlichen Altbayrisch sehr wertvoll. P. mag vielleicht Kobell an Technik und an Inhalt unterliegen; aber jedenfalls baut sich aus wundervollen Kleinigkeiten in den zahlreichen Gedichten P.s ein gut volkstümliches Ganzes auf.

Anton Freiherr von Perfall 278

Die Romane des früh Verstorbenen sind bekannt. Sie führen zumeist in das Hochland, das er liebte und dessen Jagdgast er in vielen Jahren war. So sind auch für A. v. P. wohl die Jagdgeschichten am charakteristischsten, in denen er sich selbst belauscht und eigene Eindrücke gestaltet. Sein liebstes war „der Hahn". Wir geben eines dieser Auerhahnjagdgemälde wieder, wie sie in mehreren guten Bänden (Bonz in Stuttgart) zu finden sind.

Karl Freiherr von Perfall 284

ist gleich seinem Bruder in Landsberg am Lech (1851) geboren und lebt seit Jahren in Köln, wo er mehr als ein Vierteljahr-

Seite

„Auf schmalem Steg" erschien 1912. R. scheint durch den Zopf im Vaterlande Bayern ins Westfälische getrieben worden zu sein.

Benno Rauchenegger 313

aus Memmingen hat den Münchnern der neunziger Jahre manche vergnügliche Sache geschrieben, in den „Neuesten Nachrichten" wie in der „Jugend". Er ist der Schöpfer der „Ratschkathl vom Viktualienmarkt", aus der dann seine Nachahmer ein Scheusal zu machen verstanden.

Heinrich von Reder 314

ein Unterfranke aus Mellrichstadt (geb. 1824, gest. 1909). Er hat mit seinen Verlegern zeitlebens viel Pech gehabt und wurde eigentlich erst nach seinem Tode entdeckt. Unser Gedicht, das wie viele andere Arbeiten des alten Militärs einiges Ungefeilte an sich hat, ist aus dem wirklich guten Band des Verlags der „Lese", Stuttgart, genommen.

Andreas von Regensburg 316

wirkte zu Anfang des 15. Jahrhunderts im Augustinerstift zu St. Mang in Regensburg. Man nennt ihn seiner Geschichtswerke wegen den Regensburger Livius. Die sämtlichen Werke dieses alten Historikers hat Dr. Georg Leidinger, der Vorstand der Handschriftenabteilung der Münchner Staatsbibliothek, herausgegeben.

Der Burggrave von Regensburc 317

Der Dichter mag um 1150 gelebt haben.

Florian Reichssiegel 318

ein Benediktiner aus dem bayrischen Salzburg des 18. Jahrhunderts. Er war Professor der Ästhetik usw. und schrieb u. a. ein schwaches Singspiel, dem unser fast volkstümliches Liedchen entstammt.

Jean Paul Friedrich Richter 319

Es ist wohl nicht anders zu sagen: der feine Ansbacher Humorist ist uns langweilig geworden. Zu umständlich vielleicht. Oder es ist uns die geduldige Kunst des Hineinlesens abhanden gekommen, mit der wir ein dankbares Treibhaus Jean Paulschen Humors finden würden. Wir haben für den eminent lustigen Feldprediger Schmelzle ein rein äußerliches Remedium angewandt: indem wir fleißig Abschnitte da machten, wo alle Jean-Paul-Texte in infinitum weitergehen, ohne dem Leser die technisch vorzumerkenden Pausen zu gönnen.

Seite

denen die „Schöpfung" wohl das ausgelassenste und bäuerlichste ist. Von entzückend bäuerlicher Art ist auch sein barockes Krippenspiel, das wir aus räumlichen Gründen an Stelle der „Schöpfung" wiedergeben. S.s sämtliche Schriften sind wiederholt aufgelegt, zuletzt 1893 bei Ebner in Ulm. Eine ausgezeichnete Auswahl ist bei Alber in Ravensburg (1907) erschienen.

Ludwig Scharf 356

ein Pfälzer aus Meckenheim (1864). Über den Lyriker und lyrischen Übersetzer siehe Kürschner.

Emanuel Schikaneder 358

ist ein geborener Regensburger (1751) und hat sich später in Wien niedergelassen, wo er ein bekannter Schauspieldichter, Schauspieler und Theaterleiter (des von ihm gegründeten Theaters an der Wien) war. Wir geben von seinem hauptsächlich bekannten Textbuch zur „Zauberflöte" einige Auftritte in der ursprünglichen Fassung.

Jörg Schilher 363

Sein Name kommt auch in mehreren vatikanischen Handschriften vor. Er ist ein ostschwäbischer Meistersinger des 15. Jahrhunderts. Sein „maisterliches Lied" ist eines der schönsten im Liederbuch der Hätzlerin.

Martin E. Schleich 369

geb. 1827 in München (gest. 1881). S. hätte eigentlich mit einer Satire aus seinem Münchner „Punsch" zu Worte kommen müssen, von dem seit 1848 25 Jahrgänge erschienen. Doch wirken seine Spöttereien leider nur im Rahmen der Zeitschrift. Seine Lustspiele und Volksstücke mögen heute als recht veraltet gelten. So versuchen wir, aus der kräftig dramatischen Arbeit „Nero", einer schwerblütigen Tragödie, die zu schreiben jeder Humorist eben einmal verpflichtet ist, einige Takte zu geben.

Josef Schlicht 371

Den 81jährigen Benefiziaten zu Steinach bei Straubing müssen wir wohl ausführlich vorstellen. Er ist ein geborener Hollebauer und hat als Hilfsgeistlicher einen größeren Teil Ober- und Niederbayerns wie der Oberpfalz kennen gelernt. Seine sehr lesenswerten Volksschriften sind: „Altbayernland und Altbayernvolk" (1876, Augsburg bei Huttler); „Altheimland" (1894, Bamberg bei Buchner); „Niederbayern in Land, Geschichte und Volk" (1898, Regensburg, bei Manz); „Altbayrische Volksspiele für Vereinstheater" (Regensburg, bei Manz). Aus den

und 1870 in der bayrischen Kammer in prachtvollen Reden bewies. Als Kirchenhistoriker wie als bayrischer Forscher hat er eine große Anzahl von Werken herausgegeben, die eine unglaubliche Kenntnis von Quellenwerken wie auch eine absolute Vertrautheit mit Leben, Meinungen und Tradition des Landvolkes beweisen. Vermutlich die zünftigen Gelehrten haben Sepp den umgestürzten Bücherkasten wohl nicht ganz mit Unrecht genannt, was man beispielsweise nach der Lektüre seines Werks „Ein Volk von zehn Millionen oder der Bayernstamm" bei der krausen Fülle eines bunt durcheinandergegebenen historischen Materials und dem großen Mangel an Angaben wichtiger Quellen wohl zugeben mag. — Sepp war ein Bayernpatriot von Rasse und hat mit Liebe alles zusammengetragen, was seinen Landsleuten zur Ehre gereichen konnte. Ein drastisches Beispiel hierfür mag die aus den „Taten der Isarwinkler" mitgeteilte Skizze von bayrischen Kraftmenschen sein.

Die von Sevelingen waren Truchsessen der Grafen von Dillingen, und S. ist das eine halbe Meile von Ulm gelegene Pfarrdorf Söfflingen. Urkundlich erscheint das Geschlecht zuerst 1220 bezeugt; unser Dichter dürfte aber eher früheren Datums zu sein.

Ein Straubinger Humanist des 18. Jahrhunderts, der sich als Übersetzer zahlreicher klassischer Werke einen Namen gemacht hat.

geboren 1812 zu Aichach. Er war Philologe und Jurist, Sekretär der Regentschaft des Königs Otto von Griechenland, Rechtsanwalt, Notar und endlich nur Schriftsteller. Seine Streifzüge der Jahre 1842—44 haben das grandios Land und Leute schildernde Werk „Drei Sommer in Tirol" gezeitigt, das wohl Steubs Namen gemacht hat. Seiner Griechenzeit entstammen die „Bilder aus Griechenland" und seine späteren Wanderjahre brachten „Das bayrische Hochland", „Wanderungen im bayrischen Gebirge" und „Altbayrische Kulturbilder". Seine „Novellen" haben von allen seinen Werken den stärksten, aber immerhin noch keinen großen Leserkreis gefunden und kehrten zum hundertsten Geburtstag erst in dritter Auflage (bei Bonz in Stuttgart) wieder.

die Tochter Karl St.s. Unter den drei Gedichtsbänden, die

Seite

Bonz herausgab, befindet sich nur ein mundartlicher. (Siehe Kürschner.) Und sicher ist die ernste schlichte hochdeutsche Lyrik Dora S.s ausdrucksvoller und wettbewerbsfähiger neben den Werken ihres Vaters.

Karl Stieler 422

Die gesammelten Dialektgedichte Stielers umfassen sechs Bände. Merkwürdigerweise sind sie im Buchhandelserfolg gegenüber dem „Winteridyll", das nun vor der 40. Auflage steht, stark zurückgeblieben. Bonz & Co. in Stuttgart hat in den letzten Jahren eine sehr gute Gesamtausgabe der Werke S.s in drei Bänden — I: Gedichte in Mundart, II: Hochdeutsche Dichtungen, III: Bilder aus Bayern (in Auswahl) — herausgegeben, die die Werke des Dichters wesentlich von ihren hohen Preisen herabgeschraubt hat und sie nun wohl endgültig volkstümlich machen wird.

Marzelin Sturm 425

1760 als Sohn eines Schusters in Rötz in der Oberpfalz geboren. Er war eine Art Bettelstudentlein und mußte sich in Ingolstadt als Student der Jurisprudenz mit Vorträgen sein Geld verdienen. Dieser Zeit entstammen seine ganz echten Gesänge, die einer seiner Freunde nach seinem Tode (mit einigen Ausscheidungen anscheinend) herausgegeben hat. Man verglich ihn in Freundeskreisen gerne mit dem gleichzeitigen nordischen Dichter Bellmann, aber wohl nicht ganz mit Recht. S. ist gröber geschrotet, wie die von uns gegebenen Verse, die übrigens noch nicht die kräftigsten Sturmiana ausmachen, beweisen mögen. — Der Dichter verbummelte an der Ingolstädter Akademie und versuchte sich dann in München durch seine Vortragskunst durchzubringen. Als ihm auch das mißlang, trat er in das dortige Augustinerkloster ein und landete schließlich als Vikar zu Hiltersried, wo ihm ein ungeschickter Landbader gegen Weihnachten 1812 ein Gewächs an der Nase operierte und ihn an den Folgen elend zugrunde gehen ließ.

Her Hiltbold von Swanegou 445

Sein Stammsitz ist die ehemalige Burg Schwangau, an deren Stelle heut Schloß Hohenschwangau steht. H. war wohl ein schwäbischer Ministeriale aus dem Ende des 12. und dem Anfang des 13. Jahrhunderts. Seine Minnelieder sind in Übersetzung zu Augsburg (1871) erschienen. — In dem mitgeteilten Gedichte handelt es sich dem Refrain nach um eine ganz bestimmte Tanzform.

Seite

Karl Tanera 446

Wir haben Tanera als bekanntesten bayrischen Darsteller der Ereignisse von 1870/71 gewählt. Seine „Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers“ (München, bei C. H. Beck), denen wir unsere kleine Schilderung entnehmen, sind als populärstes bayrisches Werk über die Kriegstage zu nennen.

Der Tanhuser 449

Er gehörte zu dem Ministerialengeschlechte derer von Tanhusen, die im Salzburgischen und im Bayrischen urkundlich vorkommen; seine Gedichte sind etwa in die Zeit von 1240—70 zu denken.

Ludwig Thoma 450

lebt in Rottach am Tegernsee. Näheres siehe Kürschner. Das mitgeteilte Stück ist das zweite Kapitel des Romans „Der Wittiber“ (München, bei Albert Langen).

Franz Trautmann 455

Trautmanns munteres Jugendbuch „Eppelein von Gailingen“, das bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erschien, ist leider vergriffen. Es war ein viel benütztes vorzügliches Volksbuch der älteren Schülerbibliotheken und sollte vielleicht doch wieder neu aufgelegt werden. — T. hat eine Anzahl durch gemütlichen Plauderton sich auszeichnender historischer Geschichten und Geschichtchen geschrieben, die insbesondere ins alte München führen: „Die Abenteuer des Herzog Christoph“. „Münchner Stadtbüchlein“, „Heitere Stadtgeschichten“, „Leben, Abenteuer und Tod des Dr. Th. Th. Donner“, „Die Glocken von St. Alban“, „Meister Niklas Prugger“ usw. T. starb 1887 als 74 jähriger in seiner Vaterstadt München.

Hugo von Trimberg 465

ein Nordfranke, geboren um 1230. Er war zu Bamberg ein armer Schulmeister mit großer Familie. Aus dem an erzählenden Strophen reichen „Renner“ nahmen wir die gesellschaftsgeschichtlich interessante Begebenheit von eines armen Ritterfräuleins Werbung um einen Bauernsohn. — Der Inhalt der Geschichte ist in kurzen Worten der: der arme Edelknappe kommt zu einer Bäurin, begrüßt sie als Base und empfiehlt ihr ein armes Fräulein als Frau für ihren aufgeblasenen Sohn Rupprecht, der trotz seines bäuerlichen Standes „sein erstes Schwert, einen hohen Hut und Handschuhe trägt“. Und verlangt Futter für sein Pferd und für sich ein Huhn und reitet wieder heim „gen Hungertal, wo die Mäuse nur dann tanzen, wenn sie anderswo satt ge-

worden sind". Und dann kommt die bäuerliche Sippe (und bringt gleich das Essen für die ganze Gesellschaft mit) und läßt sich die ritterliche Maid aufschwatzen. „Weh dir, Rupprecht, man drückt ihre Hand in deine, — wär dir künftiges Leid bekannt, du würdest wie ein Ochs, wie ein Bock und wie ein Widder dagegenstreben!" Und überdies bringt das Fräulein schon nach dreimonatlicher Ehe ein Kind zur Welt, und dann entwickeln sich saubere Geschlechter: „Der Gauch zeugt junge Gäuchlein, von dem kommt Meister Scheuchlein, Hackdenteufel und Rüechlein, Knoblauch und Läuchlein" usw., und dann die Hungerkünstler, Faulenzer und Verbrecher: „Nimmervoll und Scheudenpflug, Aufdasschloß und Wolfesbug, Leerdenstall und Brotlos, Bauernfeind, Galgenschwengel, Lasterbalg, Rottenbengel, Gießdenhals, Fülldensack, Ablöser, Scheudentag, Rossemort, Felsenwind", und was eben armes, faules und räuberisches Volk ist: „dies Volk ist es, das aus dieser seltsamen Mischehe herauskommt".

aus Ansbach (1720). Seine poetischen Schriften sind am besten in der Stuttgarter Ausgabe (1890) zu verlangen. Sie zeigen einen ausgesprochenen Rokokodichter. Bekannt ist, daß der junge Wieland bei Lektüre des Uzschen „Sieg des Liebesgottes" in sich den Sittlichkeitsapostel entdeckte.

Hermann Paul, der Münchener Germanist, dem wir die beste Ausgabe der Gedichte Walters verdanken (Halle, bei Niemeyer), schreibt: „Wir müssen eingestehen, daß uns die Heimat des Dichters unbekannt ist." Walter mag in den dreißiger Jahren des 13. Jahrhunderts gestorben sein, und man darf auf Grund von Angaben des 14. Jahrhunderts wohl glauben, daß er in Würzburg begraben liegt. Ihn als Bayern anzusprechen, soll nicht in unserer Absicht liegen; wir geben lediglich seinen Spruch vom Kloster Tegernsee wieder, der seinen Aufenthalt dort nachweist. Wann, ist unbekannt. Man sagt, Walter habe Beziehungen zu dem Herzog Ludwig von Bayern gehabt. — Die Übersetzung des Spruches: Man sagte mir von Tegernsee, wie sehr das Kloster (um seiner Gastfreundschaft wegen) gerühmt werde; so bog ich mehr denn eine Meile von der Straße. Ich bin eben ein wunderlicher Mann, der auf anderer Leute Rede etwas gibt. Ich schelt sie nicht — doch Gnade Gott uns beiden: sie gaben mir Wasser! Also naß mußt ich von des Abtes Tische scheiden!

geboren zu Fürth. Lebt in Wien. (Über seine Werke siehe Kürschner.) Unser Beitrag ist dem Bande „Die Schaffnerin" (München, bei Albert Langen) entnommen.

Der Spruch ist aus dem bekannten Codex Tegerns. der Münchener Bibliothek, in dem er den ersten von drei Liebesbriefen abschließt, die unter den Papieren eines Priesters Werinher (Ende des 12. Jahrh.) gefunden wurden. Es ist sehr wohl möglich, daß der Spruch als Verlobungsformel bestand (er kehrt auch beim Tanhuser wieder: ich wart fro und sprach do: frowe min, ich bin din, du bist min) und also förmlich dem Briefe angereiht ist. Übersetzung: du bist mein, ich bin dein; deß sollst du gewiß sein. Du bist verschlossen in meinen Herzen — verloren ist das Schlüsselein, so mußt du immer darinne sein!

Der Dichter ist im 13. Jahrhundert im damaligen bayrischen Innviertel zu suchen. Er hat den ersten deutschen Dorfroman in seinem „Meier Helmbrecht" niedergelegt, von dem wir einige Verse aus dem Schluß bringen. Die vorangehende Handlung erzählt von einem mißratenen Bauernsohn, der den schönen Hof seines Vaters verläßt, um Knappe bei einem Raubritter zu werden. Er kehrt besuchsweise wieder, spricht seine Heimgenossen niederdeutsch, französisch, italienisch und böhmisch an und versteigt sich schließlich zu den lästernden Worten: „wat seggst du, olle Buersmann und dat verdammte olle Wif?" seinen Eltern gegenüber. Endlich läßt er sich herab, in der Muttersprache mit seinen Leuten zu reden, die ihn dann freudig willkommen heißen. Nun erzählt er von seinen gemeinen Taten, die ihm den Namen „Schlingdasland" gebracht haben, und verkuppelt seine Schwester Gotelind an einen seiner Raubkumpane. Gotelind, berauscht von dem freien Leben, flieht mit ihrem Bruder und wird „Lämmerschlings" Weib. Und noch in der Hochzeitsnacht folgt der Lohn der Taten: „Da wurden sie gebunden, ihrer zehn zu dieser Stunden mit viel starken Banden von des Schergen Handen. Gotelind verlor ihr Brautgewand, hinter dem Zaune man sie fand, jämmerlich, den nackten Busen mit den Händen verbergend. Sie war zu Tode erschrocken, und es geschah ihr vielleicht noch Schlimmeres — wer Zeuge des Augenblicks war, solls erzählen! Gott tut Wunder: das sieht man aus dieser Geschichte: und wenn ein Dieb allein ein Heer zu schlagen imstande wäre, — gegen

Seite

den Schergen ist er machtlos. Sobald er den von fern sieht, erblaßt er, und trotz seiner einstigen Schnelligkeit wird ihn ein lahmer Scherge fangen, wenn Gott den Augenblick der Rache für gekommen hält. Und Gott nimmt für den Vater Rache und läßt Helmbrecht durch die Schergen seiner Augen berauben und rächt die Mutter, indem ihm eine Hand und ein Fuß abgeschlagen wird, dafür, daß er ihr und dem Vater so frechen Gruß bot: wat seggst Du, oller Buersmann und dat verdammte Wif? Und tausendmal wär ihm der Tod lieber gewesen als sein Krüppeltum. Und Helmbrecht, der tiefblinde, schied von seiner Schwester Gotelinde am Kreuzweg mit Reu und Leid und hinkte an eines Knechtes Arm zu seines Vaters Haus —

„er behielt ihn nicht, er trieb ihn aus."

Das Wessobrunner Gebet 483

Es ist vermutlich sächsischen Ursprungs und mag mit dem Bekehrungswerke in Sachsen in Zusammenhang stehen. Die Wessobrunner Handschrift mag noch ums Ende des 8. Jahrhunderts von einem bayrischen Schreiber verfaßt sein. Wir haben (ohne Schaden für den Originaltext) das Ganze in zwanzig Zeilen eingeteilt, deren erste zehn sich als eine selbständige Dichtung von großer Schönheit darstellen. Die letzten zehn sind wohl an das ursprüngliche Original mit wenig Nachempfindung angeflickt.

Sebastian Wild 484

Augsburger Meistersinger des 16. Jahrhunderts. Seine „Passion" (Augsburg 1566, bei Matthäus Frank) ist seine bedeutendste Arbeit und ist in dem ältesten bekannten Oberamergauer Passionsspieltext mit einem anonymen Spiel des 15. Jahrhunderts enthalten. Wir gaben die Probe aus dem Werke „Ao. Do. 1662, Der älteste Oberammergauer Passion" (Oberammergau, bei Gg. Lang sel. Erben). Die Aufzählung des Geldes in der Judasszene wirkt wie eine schwere Beschwörung, der der mitagierende Teufel noch mehr Nachdruck gibt.

Hans Ebran von Wildenberg 487

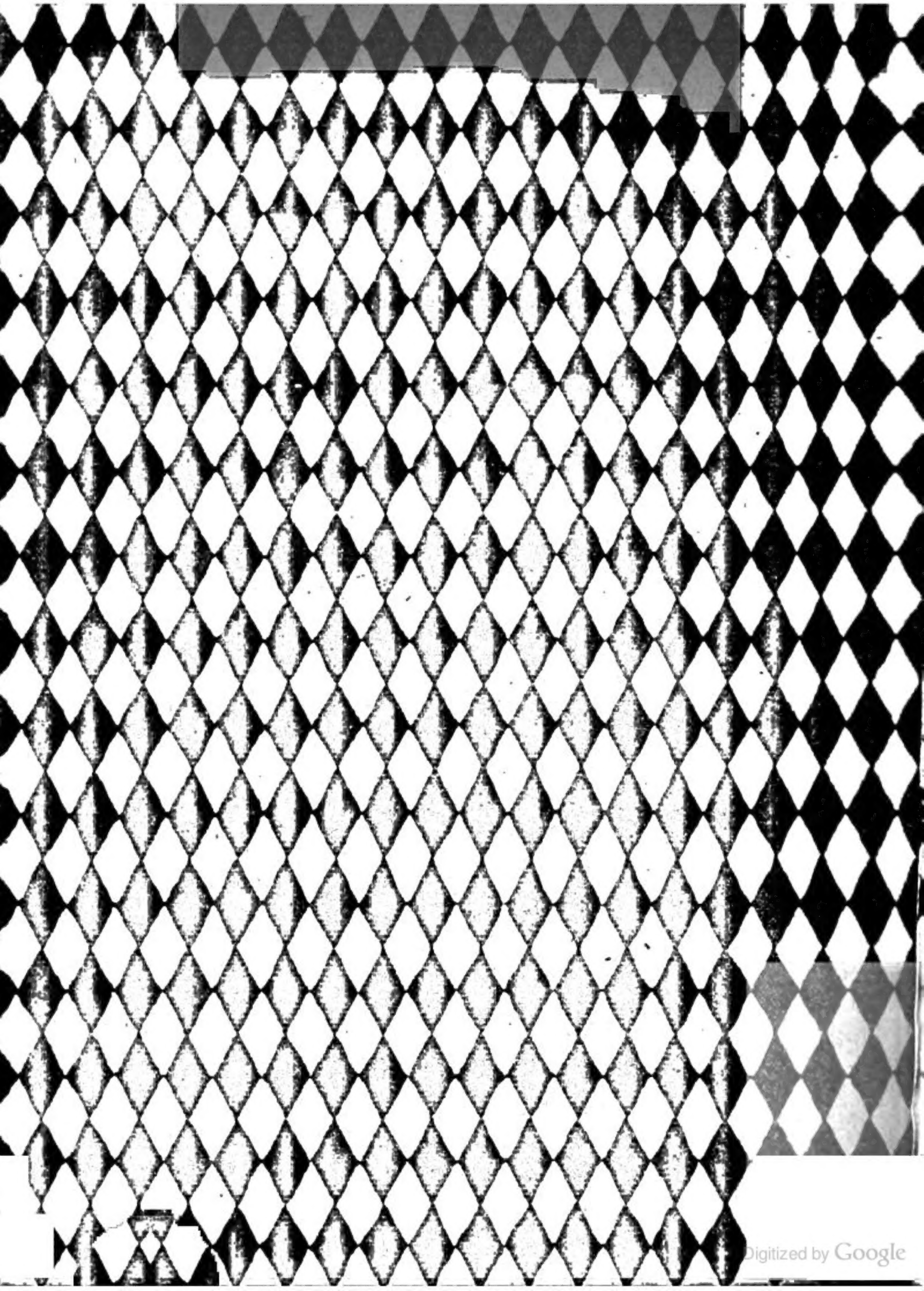
bayrischer Geschichtsschreiber des 15. Jahrhunderts, ein Niederbayer. Im Jahre 1464 wird er Pfleger von Landshut.

Kuonrat von Würzeburc 489

ein bürgerlicher Sänger, in Würzburg geboren, aber früh aus seiner Heimat ausgewandert und 1287 in Basel gestorben. Er hat zahlreiche erzählende und lyrische Dichtungen geschrieben.

geboren 1748 zu München. Er war Benediktinernovize zu Oberaltaich, verläßt aber den Orden und wird Jurist. Im Jahre 1770 erscheint des nachmaligen großen Aufklärers erste Kampfschrift gegen das Papsttum (der Papst „nicht unser Meister, nicht unser Vater, nur unser Bruder"), und dann setzen sich seine von ehrlicher Art geleiteten Kämpfe um Remedur auf dem Gebiete des Ordenswesens, der Ablaßlehre, des kirchlichen Ehebegriffs usw. in zahlreichen Publikationen fort. Aber mit dem Regierungswechsel (Karl Theodor) konnten die Kleriker von oben einen Druck auf den kurfürstlichen Beamten ausüben — so trat Z. zum höheren Lehrfach über, beschäftigte sich nebenbei mit Dichtungen und legte als Erster ein oberpfälzisches Idiotikon an.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim
Einbände von E. A. Enders, Großbuchbinderei, Leipzig





DATE DUE			